3 1761 05503238 7

QP
360
F67
1855
v.1
c.1
BMED

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

System der Psychologie.

Erster Theil.

System

der

Psychologie

als

empirischer Wissenschaft

aus der Beobachtung des innern Sinnes.

Von

Karl Fortlage,

Doctor der Philosophie und außerordentl. Professor an der Universität Jena.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1855.

23295
6/6/92

Den Manen

des unvergeßlichen

Hermann Samuel Reimarus,

des scharfsinnigen Begründers einer Psychologie der Thierwelt,

des siegreichen Streiters gegen den Materialismus,

des Vorkämpfers für die Rechte einer natürlichen Religion,

in dankbarer Nacheiferung

gewidmet.

Vorrede.

Die Experimente der Nervenphyſik, welche beweiſen, daß bei aller ſinnlichen Empfindung und Bewegung der Glieder elektriſche Thätigkeiten mit im Spiele ſind, dürfen für die Wiſſenſchaft der Pſychologie ein erfreuliches Ereigniß genannt werden. Denn indem ſie den thatſächlichen Beweis führen, daß auch auf dem phyſiologiſchen Standpunkte äußerer Beobachtung in Beziehung auf die Agentien der Nervenproceſſe Beobachtungen möglich ſind, weiſen ſie um deſto dringender in das Feld ſorgfältiger Analyſe auf dem Wege der innern Beobachtung hinein, ohne deren Zuhülfenahme es für das Verſtändniß jener durchaus keinen Schlüſſel gibt. Und je weniger man vom Standpunkte innerer Beobachtung aus auf eine Verwandtſchaft oder einen nahen Zuſammenhang zwiſchen den pſychiſchen Proceſſen und der Elektricität rathen durfte, deſto wichtiger für das ganze Reich der Naturwiſſenſchaft erſcheinen nun mit einem male die Analyſen pſychiſcher Proceſſe. Denn das Reich der elektriſchen Wirkſamkeit iſt ſo groß wie das Univerſum.

So ſchätzbar aber die auf die Analyſe der pſychiſchen Thätigkeiten in neueſter Zeit verwandten Bemühungen eines Beneke, Drobiſch, Lotze, Waitz u. A. um eine Pſychologie vom rein empiriſchen Standpunkte des innern Sinnes ſind, ſo reichen ſie doch noch immer nicht völlig aus, um ein beſtimmt abgegrenztes Feld von innern Thatſachen zu verzeichnen, auf welchem hinfort, abgeſehen von aller Verſchiedenheit, welche aus bloßen metaphyſiſchen Meinungen entſpringt, von den Anhän-

gern der entgegengesetzten speculativen Richtungen gemeinsam fortgearbeitet werden könne. Dies kommt nicht daher, daß es an unbestreitbaren Thatsachen und Gesetzen der innern Welt bisher gänzlich gemangelt hätte, sondern vielmehr daher, daß man es nicht für der Mühe werth hielt, dieselben für sich selbst und möglichst weit entfernt von aller speculativer oder metaphysischer Ansicht zu verzeichnen, sondern daß man mehr oder weniger von der Annahme ausging, eine Psychologie, welche nicht eine bestimmte Meinung über das Wesen der Seele mitbringe, dürfe gar nicht wagen, vor die Augen des Publicums zu treten, ähnlich wie man vor Baco die Ansicht hegte, daß die speculative Meinung über das Wesen der Materie die Hauptsache sei, ohne welche keine wahre Physik bestehen könne.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit ist der entgegengesetzten Ansicht. Er glaubt, daß erst dann die Psychologie größere Erfolge bieten wird, wenn sie sich ganz auf die Analyse der im innern Sinn oder der unmittelbaren Wahrnehmung des Bewußtseins vorliegenden Processe und deren Erklärung durch sich selbst beschränkt, und die voreiligen Fragen nach dem metaphysischen Wesen der Seele gänzlich von sich weist. Nicht wenige durch Leibniz, Spinoza, Kant u. A. bereits aufgedeckte Gesetze des inwendigen Getriebes unserer Vorstellungen gelten nur darum noch nicht als völlig evident und werden nur dadurch verhindert, ins allgemeine Bewußtsein aufklärend einzudringen, weil sie selten oder niemals ohne alle Beimischung speculativer Ansichten vorgetragen wurden und man daher häufig mit Beiseiteschaffung einer falschen speculativen Ansicht zugleich glaubte, die richtige psychologische Beobachtung, an welche jene sich lehnte, bei Seite geschafft zu haben. Nur allein auf diese Art hat sich bis zum heutigen Tage das Vorurtheil von der Unsicherheit der psychologischen Erkenntniß fortpflanzen können, welches an sich nicht mehr Grund hat, als das Vorurtheil des Alterthums von der Unsicherheit aller Naturerkenntniß hatte.

Man hat häufig neuerdings die Foderung ausgesprochen, die Psychologie ebenfalls als Naturwissenschaft zu behandeln. Wenn hierunter auch möglicherweise das Richtige verstanden werden kann, so ist doch der Ausdruck vieldeutig und kann auf Abwege führen. Versteht man nämlich darunter die Tendenz, die Psychologie zu einer Nebenwissenschaft der Physiologie herabzusetzen, so verkennt man ganz und gar ihr Wesen, ihr Beobachtungsfeld, ihre Kraft, Fähigkeit und Bestimmung. Man spannt dann von vorn herein alle Ansprüche an sie zu einer solchen Kleinheit herab, daß man sie nur als Anhängsel eigentlicher Naturwissenschaften zuläßt und mit Brosamen speist, welche von der übrigen Tische fallen. Nimmt man aber die Sache so, daß man will, sie solle zwar ihr eigenes Erfahrungsgebiet haben, aber in dessen Bearbeitung die königliche Methode der Naturwissenschaft, die mathematische, nachahmen, so schlägt man die ungeheure Verschiedenheit der äußerlichen Beobachtungssphäre, worin es überall widerstehende Massen und locomotive Bewegungen derselben gibt, von der innern Beobachtungssphäre, worin es weder das eine noch das andre gibt, für zu gering an. Vielmehr ist, wenn man das Wort Natur in seiner engern Bedeutung faßt, wo es alles durch die äußern Sinne Wahrnehmbare bedeutet, die Psychologie das directe Gegentheil von aller Naturwissenschaft zu nennen. Denn ihr Beobachtungsfeld ist theils der innere Sinn oder das Bewußtsein, theils sein Verhältniß zu den äußern Sinnen als Sinnen genommen. Das Feld der Erfahrung, auf welchem die Psychologie ihre Beobachtungen und Thatsachen sammelt, ist ein von dem, auf welchem sämmtliche Naturwissenschaften die ihrigen sammeln, gänzlich verschiedenes.

Nun wissen wir wohl, daß Manche, die sich jenes Ausdrucks bedient haben, mit ihm nichts Andres sagen wollten, als daß auch in der Psychologie die inductive Methode als die Methode der auf reine Beobachtung zu gründenden Feststellung von Grundgesetzen möge angewandt werden. Dieses

zu thun, ist eben unsere durchgängige Absicht gewesen. In diesem Sinne mag man denn auch gern das Feld innerer Beobachtung zur Natur (im weitern Sinne des Worts) rechnen; nur vergesse man dabei nie, daß jedes Beobachtungsfeld nach seiner eigenen speciellen und originellen Natur will in sich selbst erfaßt und aus sich selbst erklärt sein, und daß die Bedingungen hierzu ganz andre sind auf einem Felde, wo sich weder Massen noch locomotive Bewegungen zeigen, und dafür qualitative Bestimmungen sich als die wichtigsten in den Vordergrund drängen, als auf einem Felde, wo alle Qualitätsbestimmungen nur, soweit sie sich in Locomotion und Widerstand auflösen lassen, eine Bedeutung haben.

Unser Bestreben ist gewesen, auf eine auf die Beobachtung im Felde des innern Sinnes fußende Erfahrungswissenschaft von der menschlichen Seele hinzuarbeiten. Es galt dabei einestheils größere als gewöhnliche Anstrengungen zu versuchen, um von dem flachen und trivialen Boden der gemeinen psychologischen Schilderung hinweg zu wirklichen Gesetzen vorzudringen, anderntheils sich auf den engen Raum der wirklichen innern Beobachtung zu beschränken, ohne durch Einmischung von Metaphysik oder Physiologie eine Tiefe und Fülle der Erkenntniß zum bloßen Schaugepränge auszubreiten, welche dem Gegenstande selbst nicht zugutekommt. Denn es hat ganz und gar keinen Nutzen, bei Gelegenheit eines Gegenstandes, über den man wenig weiß, dafür lieber von hundert andern halb zu ihm gehörigen Dingen zu reden, von denen man mehr weiß. Im Gegentheil ist hier danach gestrebt worden, den Gegenstand ganz allein selbst sprechen zu lassen, und so zu schreiben, daß die durch einfache Analyse der innern Erscheinungen zu gewinnenden Resultate einem jeden gesunden Verstande, der sich nur die Mühe, sorgfältig zu folgen, nicht verdrießen läßt, klar und durchsichtig zur Controle vorliegen.

Unser Verfahren hat uns auf dem Wege der Induction auf allgemeine Gesetze geführt. Von diesen Grundgesetzen der

Vorstellungen, ihren Verschmelzungen, Complicationen, ihren Zergebungsprocessen u. s. w. kann nicht wol ohne Vorbereitung geredet werden. Der Zusammenhang nur kann gehörig erklären, was mit ihnen gemeint ist. Dagegen wird es zweckmäßig sein, den Leser hier im Allgemeinen auf die Grundbegriffe vorzubereiten, auf welche eine Untersuchung nach der hier eingeschlagenen Methode zuletzt immer kommt, damit er sich daran im voraus einen etwaigen Ueberschlag machen könne, ob unser Verfahren überhaupt zu etwas, und zu wieviel es führe.

Der aus innerer Selbstbeobachtung gewonnene Begriff, über welchen eine Wissenschaft nach der hier eingeschlagenen Methode nicht hinaus reicht, ist der des Triebes. Man wird diesen Begriff vielleicht einestheils von Seiten der Naturwissenschaft, anderntheils von Seiten der Metaphysik nicht als einen Fundamentalbegriff anerkennen. Wir sind auch weit entfernt, denselben als einen solchen jenen Gebieten der Forschung aufdringen zu wollen. Aber ebenso sehr verbietet uns unser methodisches Gewissen, auf diesem Gebiete, worauf wir uns bewegen, uns über ihn hinaus zu schwingen, welches nimmermehr auf dem Wege der schrittweisen Beobachtung gelingt. Für diese erscheint das Selbst immer nur als ein Trieb, welcher nach sich selbst und seiner eigenen Erhaltung strebt, aus welchem sich aber in Folge dieses Strebens eine Menge von abgeleiteten oder Gegenstandstrieben entwickeln. Ueber den Begriff des Triebes hinaus reicht die innere Beobachtung nicht. Was darüber hinaus liegt, gehört entweder der metaphysischen oder der physikalischen Hypothese an. Daß eine metaphysische Hypothese weniger Werth hat als eine gewissenhafte Beobachtung, weiß man. Daß aber auch eine physikalische Hypothese weniger Werth habe, an diese unbestreitbare Wahrheit wird man sich in Zukunft ebenfalls zu gewöhnen haben.

Dem Begriffe des Triebes entgegen stellt sich in innerer Wahrnehmung ein Begriff von anderer Art, obwol mit ihm verwandt, welchen man den Vollkommenheitsbegriff der Innen-

welt nennen darf, indem er der Gradmesser der Vollkommenheit psychischer Entwickelung ist. Es ist der Begriff der *Vernunft* als der überlegenden Thätigkeit. Bei ihm fängt die Zurechnung unserer Handlungen und also unser moralischer Charakter als Personen an.

Zwischen diesen beiden Begriffen schwebt die Ansicht, welche der Mensch von sich selbst gewinnt, immer mitten inne. Je nachdem der eine oder der andere derselben in ihm vorherrscht, wird sie entweder mehr materialistisch oder mehr idealistisch ausfallen, mehr auf die physiologische oder mehr auf die ethische Seite neigen.

Es ergibt sich hieraus die Wichtigkeit, welche einer jeden Bemühung, in das Verhältniß dieser beiden Grundbegriffe des Seelenlebens tiefer einzudringen, beigelegt werden muß. In dem Maße, als dieses Verhältniß im Dunkeln liegt, tappt der Mensch über die ganze Organisation seines Wesens im Dunkeln.

Eine richtige Ahnung, wie es mit diesem Verhältniß stehen möge, war zwar schon in unsern philosophischen Systemen von Fichte an und durch Fichte gewonnen worden, indem der darin herrschende Zusammenhang von metaphysischen Postulaten Dem, welcher ihm zu folgen vermochte, den Gedanken ganz unausweichlich machte, daß in dem Mechanismus der Triebe bereits eine nur noch nicht zum Selbstbewußtsein gesteigerte Vernunft, oder umgekehrt in den Gesetzen der Vernunft ein zu erhöhten Wirkungen gesteigerter Triebmechanismus thätig sein müsse. Diese aus Speculation fließende Vorausnahme enthielt aber nur, daß ein solches Verhältniß *irgendwie* statt haben müsse. Wie dasselbe in seiner wirklichen innern Einrichtung aussehe, davon lehrten die speculativen Postulate nichts, und man war hierin auf bloße Redensarten verwiesen, welche niemals aus der wirklichen Beobachtung der Sache selbst, sondern immer nur aus der Methode der Speculation geschöpft waren. Indem wir hier dieses Verhältniß aus sorgfältiger Zergliederung unsers Erkenntniß- und Empfindungsprocesses nach der Natur zu zeich-

nen suchen, treten wir zwar nur als Erneuerer und Befestiger einer ältern Hypothese auf, doch müssen wir sogleich dabei bemerken, daß dies nicht ohne eine wesentliche Umgestaltung derselben möglich ist.

Wir können uns darüber am besten durch ein Beispiel aus der Natur deutlich machen. Es findet eine Identität statt zwischen dem Wasser und dem Springbrunnen, denn derselbe besteht aus Wasser; es findet aber auch eine solche statt zwischen dem Wasser und dem Schnee, denn derselbe besteht ebenfalls aus Wasser, aber auf eine andere Weise. Der Springbrunnen ist eine unter den vielen möglichen Thätigkeitsformen des Wassers, der Schnee ist aber gar nicht mehr Wasser, sondern nur eine andere Formation aus denselben Grundstoffen, aus denen das Wasser ebenfalls besteht. Ebenso kommt eine ganz verschiedene Ansicht von der Seele heraus, wenn ich die Vernunft nur für eine unter den vielen Thätigkeitsformen des organischen Trieblebens halte, oder wenn ich Vernunft und Trieb für einander ausschließende Zustände desselben Ich ansehe, in welche dasselbe abwechselnd übergeht. Obgleich auch der letztere Fall eine Identität zwischen Vernunft und Trieb setzt, so ist dies doch nicht diejenige, welche man gewöhnlich darunter verstand, wenn von einer solchen geredet wurde.

Die genauere Beobachtung lehrt nun, wie im Folgenden nachgewiesen wird, über dieses Verhältniß dies: Jeder Trieb, z. B. Hunger, Furcht u. s. w. geht dadurch, daß ihm der Gegenstand, in Beziehung auf welchen er thätig ist, z. B. Speise, Gefahr u. s. w. mehr oder weniger versagt wird, in einen Zustand der Hemmung über, worin seine Thätigkeit nicht aufgehoben, wol aber umgewandelt wird, und in dieser Umwandlung die Zustände des Aufmerkens, Fragens, Zweifelns, Probirens, Lernens, Ueberlegens, bis hinauf zum Nachdenken und freien Wählen hervorbringt. Die nähern Zusammenhänge und Beglaubigungen dieser Thatsache können hier nicht anticipirt werden. Dagegen wird es zweckmäßig sein, sogleich hier

auf zwei wichtige physiologische Folgen aufmerksam zu machen, welche sich an sie knüpfen.

Die erste ist die Gewißheit, daß das Bewußtsein keines besondern Organs im Nervensystem bedarf. Denn jede Nervenfaser, deren inwohnender Trieb eine Hemmung von der Art des Bewußtseins erleidet, wird eben dadurch zugleich Organ oder Träger des Bewußtseins, welches daher in einer unaufhörlichen Verwechselung seiner Wohnsitze gedacht werden darf.

Die zweite ist die Gewißheit, daß alle künstlichen Hypothesen zur Erklärung der centripetalen und centrifugalen Nervenwirkungen einer weit einfachern Erklärung aus der innern Beschaffenheit des Princips der Triebe mit der Zeit zu weichen haben. In diesem Princip sind nämlich, wie die genauere Beobachtung lehrt, überhaupt alle räumlichen Unterschiede aufgehoben, alle Verschiedenheit ist hier eine lediglich qualitative, alles Gleichartige ist als solches immer ganz von selbst eins und verbunden, und daher ist zwischen den mit gleichen oder ähnlichen Triebkräften versehenen Nervenfasern ohne weiteres ein viel ursprünglicherer und engerer Zusammenhang, als durch ein sich in gewissen Zeiträumen (und wenn auch noch so geringen) fortpflanzendes Medium hervorgebracht werden könnte. Nicht erst auf successive Art brauchen sich die Sensationen vom Sinnorgan zum Gehirn fortzupflanzen; denn sie sind, vermöge der Identität des afficirten Triebes, in allen Punkten des betroffenen Nervenfadens in einem und demselben Moment gegenwärtig. Und ebenso wenig hat man nöthig, sich unter der die Glieder bewegenden motorischen Vorstellung einen successiven Impuls vom Gehirn in die Peripherie zu denken, sondern sie ist, vermöge der Identität des gleichartigen Triebes in sich, in allen Punkten des betroffenen Nervenfadens in einem und demselben Moment zugegen.

Hier begegnet nun die aus innerer Beobachtung geschöpfte Erkenntniß den neuen Experimenten der Nervenphysik, denen zufolge ebenfalls die Vorstellung von der successiven Fortpflan-

zung der Sensationen und Impulse als unnöthig hinwegfällt. Das Princip des Consensus, welches in der innern Wahrnehmung der Trieb heißt, ist im physikalischen Experiment von elektrischen Erscheinungen begleitet, welche eine enge Verwandtschaft zwischen Trieb und Elektricität bekunden, besonders in dem von der Nervenphysik als negative Stromesschwankung bezeichneten Experiment.

Eine völlige Einerleiheit zwischen Elektricität und Trieb darf darum nicht angenommen werden, weil im Princip der Triebe die Raumverhältnisse sich aufheben, welche durch die elektrischen Ströme gesetzt und hervorgebracht werden. Wollte man hierbei die Identität von Elektricität und Trieb so sehr behaupten, als es nur möglich ist und das Experiment zu fodern scheint, so dürfte man auch hier vielleicht am ungezwungensten zur Kategorie der Umwandlung greifen. Trieb wäre dann gehemmte oder umgewandelte Elektricität, wie Vernunft gehemmter oder umgewandelter Trieb ist. An die Stelle der nicht mehr in gewöhnlicher Weise wirksamen Elektricität träte der Trieb, sowie an die Stelle des nicht mehr in gewöhnlicher Weise thätigen Triebes nachweislichermaßen die Vernunft tritt. Die latent werdende Elektricität würde offenbar als Trieb, wie der latent werdende Trieb als Vernunft offenbar und wirksam wird.

In eben dem Maße, als die Grundverhältnisse des Volumens und der Schwere die Maßstäbe sind für die Stöchiometrie der Massen, und als die mathematischen Gleichungen die Maßstäbe sind für die physikalischen Kräfte, in eben dem Maße sind die psychologischen Grundverhältnisse des Triebmechanismus und seiner Hemmungen im Act des Bewußtseins, zusammengehalten mit dem elektrischen Nervenexperiment, die einzig möglichen Maßstäbe für Das, was im Nervenbau eines Organismus vorgeht.

Wir wissen die Methode, nach welcher hier zu Werke gegangen wird, nicht besser zu bezeichnen, als daß in ihr die in

der Kant'schen Vernunftkritik begonnene Zergliederung der unsern Erkenntniß- und Wahrnehmungsproceß constituirenden Elemente ihre unmittelbare Fortsetzung erfährt. Obgleich also die Methode alt ist, dürfte sie doch Manchem als ungewohnt und neu erscheinen. Denn selbst in Kant's eigener Schule hatten nur die Wenigsten ihm die Handhabung seiner analysirenden Methode abzulernen gewußt. Die Meisten begnügten sich, wenn ihnen die durch sie gewonnenen Resultate auf dem Wege eines mit ihnen übereinstimmenden unmittelbaren Fürwahrhaltens klar und plausibel geworden waren. Unsere Zeit hat den zu eng gezogenen Kreis dieser Resultate durchbrochen, und damit die eine ihrer Pflichten erfüllt. Die Erfüllung der zweiten schwerern aber, das große von Kant begonnene Werk einer Orientirung in der eigenen Innenwelt auf eine würdige Art fortzusetzen, ist die Aufgabe der Zukunft. Kant und seine Nachfolger von Fichte bis Hegel behandelten nach der Methode einer psychologischen Analyse nur erst zwei Bestandtheile unsers Erkenntnißprocesses, nämlich die aprioriſchen Urtheilsformen und die aprioriſchen Anschauungen genauer. Den dritten Bestandtheil des Erkennens, die Sensationen oder das Aposteriori im Proceß unterwarfen sie noch nicht einer sorgfältigen Analyse, und gingen daher auch die Orte mehrentheils ganz vorbei, welche den Proceß der Wahrnehmung mit dem Proceß des Fühlens und dem Mechanismus der Triebe in Verbindung setzen. Der gegenwärtige Versuch hat die Absicht, in diese Lücke kräftig einzutreten, und schließt sich daher wetteifernd an diejenigen bisherigen Arbeiten an, denen derselbe Zweck mit mehr oder weniger Klarheit bereits vorgeschwebt hat.

Fries will hier zuerst genannt sein als Der, welcher im Interesse einer fruchtbaren Fortsetzung des Kant'schen Werks der Kritik auf die hier von Kant in der Analyse des Erkenntnißprocesses gelassene Lücke aufmerksam machte und dieselbe in seiner neuen Kritik der Vernunft sowie in seiner psychischen Anthropologie auszufüllen bestrebt war. Was aber Fries ergän-

zend hinzufügte, wie z. B. seine Lehre vom obern und untern Gedankenlauf, bezog sich mehr auf das Verhältniß, in welchem die aprioriſchen Principien im Proceß den aposteriorischen gegenüber und in Verbindung mit ihnen agiren, als daß er sich einer genauern Analyse der Elemente der Sinnlichkeit, der Empfindungen, Begehrungen u. s. w. hingegeben hätte. Und wenn Fries die Berechtigung des Gefühls beim Fürwahrhalten stärker hervorhob, als Kant dieses gethan hatte, so trug dies zwar viel zu einer Vergrößerung der Würde des Gefühls, aber wenig zu seiner Zergliederung bei.

Energischer, obwol mit nicht vollständiger Benutzung des von Kant bereits Sichergestellten, wurde die Sache von Herbart angefaßt. Herbart strebte, wie wir, nach einer bis auf den Grund dringenden Zergliederung des Processes der Sensationen; Herbart war, wie wir, von der Idee beseelt, daß die Psychologie die Bestimmung trage, den Wissenschaften des äußern Sinnes als eine ebenso reiche Wissenschaft des innern Sinnes gegenüber zu treten; Herbart blieb nicht bei bloßen Associationsregeln der Vorstellungen stehen, sondern strebte, wie wir, nach einem Wege, dieselben auf Grundgesetze des Vorstellens zurückzuführen; Herbart kam gleich uns zur Erkenntniß, daß jeder Bewußtseinsact einen Proceß der Hemmung in sich schließe, obgleich er aus Unkunde über die nähere Natur des zu Hemmenden nicht in die naturgetreue Zergliederung des Processes eindrang. Bei so vielen Berührungspunkten ist jedoch die Verschiedenheit unserer Bestrebungen gegen die der Herbart'schen Schule noch immer groß genug. Herbart trachtete Kanten in gewissen Hauptpunkten zu widerlegen, wo wir ihn vertheidigen. Herbart suchte die enge Verwandtschaft seiner Psychologie mit der Fichte'schen Wissenschaftslehre mehr zu verdecken als einzugestehen; uns hat in Zeiten, wo wir uns recht alleinstehend fühlten, die Uebereinstimmung unserer Forschungen mit den Grundsätzen der Wissenschaftslehre häufig zur hauptsächlichsten Zuversicht gedient. Herbart glaubte seiner Psychologie durch

Hülfe der Mathematik erst eine Stütze der Wahrheit geben zu müssen; wir halten umgekehrt dafür, daß die Mathematik bei der Psychologie in die Schule zu gehen habe, wenn sie einen genauen Einblick in ihre Grundbegriffe Zeit, Raum und Zahl gewinnen will. Denn diese erscheinen in der Psychologie nicht, wie in der Mathematik, als Grundbegriffe, sondern als Erzeugnisse, welche in ihre Factoren zerlegt sein wollen. Herbart gründete die Psychologie auf speculative Postulate; uns ist der Boden der Psychologie ein von speculativen Postulaten unabhängiges Feld reiner Beobachtung, von welchem jede Art von Speculation erst entweder die Bestätigung oder die Kritik ihrer Resultate zu erwarten hat.

Endlich schließt sich, wenn auch nur in gewissen Punkten, in ihnen aber häufig aufs engste, unsere Arbeit an die Arbeiten von vier Männern an, deren jeder sich innerhalb des durch Kant begründeten Laboratoriums eine eigenthümliche und von den gewöhnlichen Parteirücksichten möglichst befreite Stellung errungen hat, nämlich Reinhold d. J., Trendelenburg, Schopenhauer und Beneke.

Mit Reinhold verbindet uns die von ihm mit Recht stark urgirte Beobachtung, daß das Erkennen der Außenwelt nicht bei einer bloßen Receptivität sinnlicher Eindrücke anfängt, sondern daß es ein actives Ingrediens sinnlicher Erkenntnisse gibt, welches jene Receptivität durchweg begleitet, nämlich diejenigen, welche der spontanen Bewegung unserer Glieder entsprechen, und dadurch ein von Kant ausgelassenes Mittelglied zwischen dem Apriori und dem Aposteriori unserer Erkenntnisse bilden. Denn ein jedes Glied projicirt, indem es sich ausstreckt, selbst und folglich a priori einen Raum, bringt aber eben dadurch im Aposteriori seiner empirischen Existenz eine Veränderung hervor. Durch diese Aufweisung des Uebergangsgliedes zwischen dem Apriori und dem Aposteriori unserer Erkenntnisse ist der Weg zu einer bessern Theorie der Perception geebnet worden. Auf demselben weiter schreitend, haben wir gestrebt, eine auf

Beobachtung gegründete Theorie des sinnlichen Erkenntnißtriebes zu entwerfen, welchen wir bei näherer Analyse in zwei Factoren, einen Bewegungs- und einen Einbildungstrieb, zerlegbar fanden.

Trendelenburg ist hier insofern zu erwähnen, als seine logischen Untersuchungen voll anregender Bemerkungen in Bezug auf die raum- und zeitproducirenden Urbewegungen sind, durch welche einerseits die Natur selbst ihre Producte formt, andererseits der Denkproceß seine Kategorien und Schemata entwirft zur Auffassung und Nachbildung jener. Raum und Zeit sind nach Trendelenburg nicht Grundbegriffe, sondern Erzeugnisse. Er nennt das Erzeugende die Bewegung, wir den Trieb. Auch wir werden im Folgenden vom Ursprunge der Zeit, des Raums und der Zahl zu handeln haben, deren Quellen wir in der Vertauschbarkeit gewisser Grundbestimmungen des Triebelebens gefunden haben, weshalb wir dieselben unter die Kategorie der Vertauschungsbilder subsumiren.

Mit Schopenhauer theilen wir die Einsicht, daß der Wille oder Trieb überhaupt das Grundverhältniß des psychischen Wesens als empirischen Ich bezeichnet, daß Trieb und Gefühl nur zwei verschiedene Seiten oder Anschauungsweisen desselben empirischen Grundverhältnisses sind, daher auch in der Terminologie promiscue gebraucht werden dürfen, und daß das Bewußtsein ein Phänomen ist, welches das Triebleben zur wesentlichen Unterlage hat. Indem wir einerseits bemüht gewesen sind, den Mechanismus, durch welchen die Hemmung oder Umwandlung der Triebe zum Intellect erfolgt, näher zu beschreiben, ging andererseits unser Streben dahin, das Verhältniß des Gefühls zum Triebe in Beziehung auf die Unterschiede der directen und indirecten Gefühle, Gefühle der Action und der Reaction, ferner der Grundtriebe und der Gegenstandstriebe, der einfachen und der zusammengesetzten Triebe, der verschiedenen Arten von wirklicher Hemmung und scheinbarer Annihilation der Triebe u. s. w. zu einer auf Beobachtung gegründeten genauern Theorie auszubilden.

Vor allen aber fühlen wir uns Beneken verpflichtet als dem stärksten Anreger zu diesem unsern Unternehmen. Beneke hat die von Herbart überkommenen Verschmelzungsgesetze der Vorstellungsreihen und Vorstellungsgruppen vom Roste der anklebenden speculativen und mathematischen Formeln gereinigt, und dadurch anwendbarer und fruchtbringender gemacht. Indem er die Verschmelzung des Gleichen und Aehnlichen auf allen Feldern der psychischen Beobachtung bis tief hinab in die Physiologie siegreich nachwies, legte er den Grund zu seinen Forschungen auf der breitesten und sichersten Unterlage. Auch der Lehre von der Perception hat er bedeutend vorgearbeitet in seiner Theorie von den Urvermögen und deren Erfüllungen durch Reize. Indem nämlich die frei werdenden Reste organischer Triebe, welche allen sinnlichen Anschauungen zum Grunde liegen und dieselben zuerst möglich machen, seiner Beobachtungsgabe nicht entgingen, belegte er dieselben mit dem Namen der unerfüllten und ihrer Erfüllung durch Anschauungsreize entgegenstrebenden Urvermögen. Wir schließen uns hierin, wie in vielen andern Dingen, an Beneke an, indem wir die Lehre von den frei werdenden Urvermögen bis tiefer ins physiologische Leben hinein zu verfolgen suchen. Man kann von Beneke sagen, daß die vortrefflichsten Seiten seiner Arbeit gerade die sind, in denen er den Muth hatte, sich von dem Anreger Herbart zu entfernen, während er seine Grundschwächen, nämlich das Verkennen der synthetischen Apperception Kant's und die damit zusammenhängende schädliche Misachtung der speculativen Systeme der Fichte'schen Richtung, mit Herbart theilt. In Beziehung auf diese Punkte haben wir in unserer Lehre von der Aufmerksamkeit und ihrem (durch Herbart falsch gedeuteten) Complicationsgesetz das von Beneke Versäumte nachzuholen gesucht, und hoffen, daß man in diesen Partien des Werks den Anhänger Kant's und Mitarbeiter in den Wegen der Wissenschaftslehre nicht vermissen wird.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

§. 1. Einleitung ... 1
§. 2. Gegenstand und Methode ... 4
§. 3. Absteckung des Beobachtungsfeldes ... 14
§. 4. Geschichte der Psychologie ... 20
§. 5. Literatur der Psychologie ... 38

Erstes Capitel. Vom Bewußtsein.

§. 6. Unterscheidung des Bewußtseins vom Sinn ... 53
§. 7. Frage nach dem Wesen des Bewußtseins ... 63
§. 8. Das bewußte Unterscheiden schließt eine Frage in sich ... 70
§. 9. Rückblick auf die fünffache Bedeutung im Wort Bewußtsein ... 77
§. 10. Nähere Erörterung des Inhalts fragender Thätigkeit ... 83
§. 11. Entscheidung der Bewußtseinsfrage ... 93
§. 12. Von den Arten und Graden der Aufmerksamkeit ... 100
§. 13. Physiologische Folgesätze ... 108

Zweites Capitel. Von den allgemeinen Eigenschaften des Vorstellungsinhalts.

§. 14. Erste allgemeine Eigenschaft, Unbewußtheit und Erinnerbarkeit ... 119
§. 15. Zweite allgemeine Eigenschaft, Verschmelzbarkeit ... 127
§. 16. Gesetz der Verschmelzung des Gleichartigen ... 136
§. 17. Physiologische Folgesätze ... 145
§. 18. Dritte allgemeine Eigenschaft, Complicationsfähigkeit ... 159
§. 19. Zweite und dritte Eigenschaft im Verhältniß betrachtet ... 169
§. 20. Verhältniß der Gedächtnißräume untereinander und zum Sinnenraum ... 177
§. 21. Vierte allgemeine Eigenschaft, Vergehbarkeit ... 186
§. 22. Gesetz des Vergehens der Vorstellungen ... 194
§. 23. Von der Bildung der abstracten Begriffe ... 203
§. 24. Von der Bildung der Urtheile und Schlüsse ... 213
§. 25. Fortsetzung der Lehre von den Schlüssen ... 227

Drittes Capitel. Von den besondern Eigenschaften am Vorstellungsinhalt.

Seite
§. 26. Singulärer und universeller, primärer und secundärer Inhalt 239
§. 27. Die äußerste Grenze der Universalität 249
§. 28. Die äußerste Grenze der Singularität 258
§. 29. Aeußerer und innerer Sinn 269
§. 30. Verhältniß beider Sinne zueinander 278
§. 31. Analyse der Sinnanschauung 289
§. 32. Von den Trieben 299
§. 33. Von den Grundtrieben der Sinnlichkeit 309
§. 34. Von den indirecten Gefühlen 319
§. 35. Grundgesetze des Trieblebens 330
§. 36. Von den Anticipationen der Zukunft 340
§. 37. Von den Begehrungstrieben ohne Anticipation 351
§. 38. Von den reagirenden Trieben 360
§. 39. Das Selbst oder die Person 372

Viertes Capitel. Vom Verhältniß des Bewußtseins zum Vorstellungsinhalt.

§. 40. Von der Annihilation der Triebe 385
§. 41. Grundtrieb und Gegenstandstrieb 396
§. 42. Die Grade der Frage 404
§. 43. Die Grade der Antwort 416
§. 44. Das Nachdenken 423
§. 45. Die Anstrengung und ihre Agentien 435
§. 46. Die gebundene und freie Aufmerksamkeit 446
§. 47. Die ästhetische und die wissenschaftliche Aufmerksamkeit 455
§. 48. Allgemeine Gesetze der Aufmerksamkeit 464
§. 49. Erweckung des Bewußtseins durch Anschauungsbilder 474
§. 50. Erweckung des Bewußtseins durch hinzutretende Triebe 481

§. 1.

Einleitung.

Hinderniſſe der Pſychologie. Nutzen derſelben. Ihre Stellung unter den übrigen Wiſſenſchaften. Innige Berührung von Empirie und Speculation in ihrem Gebiete. Schwierigkeit ihres Studiums.

Es iſt die Zeit noch kaum vorhanden, wo das Studium der Pſychologie in ſeiner ganzen Wichtigkeit gewürdigt und mit dem Erfolg getrieben werden kann, der ihm gebührt und auch nach Jahren unausbleiblich eintreten wird. Die Thätigkeit des Beobachtens der im innern Sinn vorgehenden Proceſſe des Vorſtellens und der Geſetze, nach denen Vorſtellungen einander wecken und verdrängen, miteinander verſchmelzen und ſich wieder aus den Verſchmelzungen ſondern, ſich vervielfachen und verwandeln, miteinander zu Reihen und Gruppen von Urtheilen und Empfindungen ſich verſchlingen, während ſie dabei beſtändig von der Activität des denkenden Bewußtſeins Einflüſſe empfangen, wie ſie wiederum auch auf dieſelbe zurückwirken — die Thätigkeit dieſes Beobachtens weicht zu ſehr von der Thätigkeit der meiſten bis jetzt gewohnten wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ab, als daß es nicht einem Verſtand, welcher in allen ſeinen Uebungen und Beſchäftigungen nur gewöhnt worden iſt, die Erfahrung des äußern Sinns nebſt der Dialektik des räſonnirenden Denkens für die einzigen Erkenntnißquellen zu halten, befremdlich ankommen ſollte, mit Ernſt in den innern Sinn als einen ganz neuen Welttheil des Unterſuchens eingeführt zu werden, ſollte derſelbe auch an ſich ſo intereſſant ſein und ſo viel Ausbeute verſprechen, als dies wirklich der Fall iſt.

Dennoch besteht ein Hauptfortschritt, welchen die Philosophie der Neuzeit gegen die des Alterthums gemacht hat, darin, daß sie geflissentlicher anfing im Felde der Vorstellungen zu beobachten, und dadurch einen innern Erfahrungskreis aufzuschließen, in welchem vieles unmittelbar und aus der ersten Hand wahrzunehmen und zu erkunden ist, was die Welt des äußern Sinnes nur in den von ihm ausfließenden Wirkungen berührt, und daher vom dialektischen Schlußvermögen nur im fernen und hohlen Umriß erkannt, nicht aber unmittelbar wahrgenommen wird. Auf dem Felde der Beobachtung des innern Sinns sieht man die feinen Fäden der ursachlichen Processe sich spinnen, deren entlegnere Wirkungen der Physiologie, der Aesthetik, der Moral, der Theologie, der Criminalistik, der Psychiatrie u. s. f. zu wichtigen und umfangreichen Gegenständen der Untersuchung längst geworden sind. Es leidet daher gar keinen Zweifel, auf welches Feld sich alle diese Wissenschaften als auf eine höchste Instanz des Fürwahrhaltens und des wissenschaftlichen Beweisens werden gedrängt sehen, sobald die in ihnen allen noch immer mehr oder weniger vorwaltende erschlaffende Muthlosigkeit in Beziehung auf die höchsten Fragen sich wird in den weiterbringenden Muth verwandelt haben, alles daran zu setzen, um die in der gähnenden und häßlichen Kluft zwischen dem gewöhnlich zu speciellen und complicirten Fall der Thatsache des äußern Sinns und dem gewöhnlich zu generellen und sackähnlichen Causalbegriff des dialektischen Schlußvermögens nothwendig noch vorhandenen maßgebenden Mittelglieder zu entdecken. Sobald bei gesteigerten Anfoderungen in den genannten Wissenschaften auf diese Mittelglieder alles ankommen wird, muß nothwendig in dem Grade, als dieses Suchen sich belohnt findet, diejenige Wissenschaft in der Ausbreitung und Bearbeitung steigen, welche eben das Gebiet dieser Mittelglieder zu ihrem eigenthümlichen Beobachtungsfelde hat, nämlich die Psychologie. Es wird sich zugleich dadurch ein noch obwaltendes Misverhältniß in einem großen Theile der menschlichen Erkenntniß aufheben, durch eine nähere Aneinanderrückung des zu Erklärenden und Dessen, wodurch dasselbe erklärt werden kann, in einer Sphäre, worin beides nicht mehr so weit voneinander getrennt liegt wie Sinn und Verstand, sondern einander auf eine viel nähere und eingreifendere Weise die Hand bietet.

Hieraus geht die höchst ausgezeichnete Stellung des psychologischen Wissens einleuchtend genug hervor. Sie beruht darauf, daß der Ge-

genstand dieser Wissenschaft, der Mensch, zugleich Gipfel der Natur und Basis der Geschichte ist, in der Mitte stehend zwischen einem von Körpern erfüllten Raum und einer von Thaten erfüllten Zeit, zwischen einer unermeßlichen Leibwelt und einem unabsehbaren Geisterreiche. Hier hat, was ist, seine Blüte, und, was werden soll, seinen Anfang und daher empirisches und praktisches Wissen seinen unumgänglichen Mittelpunkt, der uns um so wichtiger ist und um so näher liegt, als er mit unserer eigenen Existenz zusammenfällt. Auch zeigt sich dieser Ort dadurch von sehr wichtiger und centraler Natur, daß an ihm die empirische und speculative Thätigkeit, die Thätigkeit des Beobachtens und des Discutirens der Beobachtungen, sich enger und unmittelbarer als irgendwo sonst berühren. Denn das Organ der Beobachtung des innern Sinnes ist das unmittelbare Selbstbewußtsein, welches zugleich, in Activität gedacht, die denkende und reflectirende Potenz in uns bildet, sodaß hier gleichsam von einem ungetheilten Punkt aus die beiden entgegengesetzten Thätigkeiten unsers Erkenntnißprocesses sich verbreiten, welche auch an diesem Punkte ihrer innigsten Berührung noch auf das sorgfältigste unterschieden werden müssen.

Daß eine solche Wissenschaft unter den empirischen, d. h. unter denen, die überhaupt auf Beobachtung beruhen, die schwierigste zu nennen ist, kann wol nicht auffallen. Das Selbsterkennen ist verwickelter als das Erkennen äußerlicher Objecte. Daß das Selbsterkennen das einfachste sei, weil ja selber sich Jeder der nächste ist, beruht auf einer Täuschung. Unser Blick ist von Natur nach außen gerichtet. Daher er anfangs, sobald er sich auf innere Objecte wendet, so viel erblickt, als der, welcher aus dem hellen Sonnenlichte in ein dämmeriges Gewölbe tritt, bis sich allmälig das Auge gewöhnt hat. Dennoch bleibt aber auch bei der vollen Gewöhnung die Anstrengung und Richtung der Aufmerksamkeit in der Discussion des innern Sinnes am höchsten gespannt, höher als in der Discussion eines äußerlichen Sinnfeldes. Dabei ist auch die Art der Discussion eine andre, schwierigere. In einem jeden Objecte der Beobachtung des innern Sinnes kommt sehr Verschiedenartiges durcheinander gemischt vor, an dessen Trennung der gewöhnliche Verstand niemals denkt, dessen genaue Sonderung aber zuvor vorgenommen werden muß, wenn auch nur eine einzige der auf diesem Felde anzustellenden Inductionen gelingen soll. Die Klarheit und Deutlichkeit des zu Sehenden, welche

auf dem Felde des äußern Sinnes entweder sogleich von selbst vorhanden ist, oder doch durch Hülfe eines Mikroskops sehr leicht gewonnen wird, muß auf dem Felde des innern Sinns erst auf mühsame und künstliche Art durch eine genaue Begriffsanalyse an der Hand des Nachdenkens gewonnen werden. Das Nachdenken ist das Mikroskop des innern Sinnes. Die bloße einfache Auffassung, die bei den Anschauungen des äußern Sinnes blitzartig und mühelos von statten geht, vollzieht sich bei den Anschauungen des innern nur mit Anstrengung und Schritt vor Schritt. Nirgends ist daher auch die Hauptgefahr alles wissenschaftlichen Forschens, nämlich zusammengesetzte Qualitäten für einfach zu halten, größer als in der Psychologie, nirgends aber auch der einfache Grundsatz des Scharfsinns, alles Trennbare zu trennen, fruchtreicher und ergiebiger als hier. Und wenn die Wissenschaft des innern Sinnes dadurch in bedeutendem Nachtheil steht, daß sie erst mühsam nach dem Punkte zu ringen hat, auf welchem die Wissenschaft des äußern mühelos steht, so hat sie dagegen auch wieder den Vortheil, daß eine jede wirklich gelungene ihrer mühsamen Beobachtungen an Werth sogleich tausend sinnliche Anschauungen aufwiegt, weil das Wesen unserer selbst durch jene auf eine tausend mal nähere Weise berührt wird als durch diese.

§. 2.
Gegenstand und Methode.

Psychologie als Wissenschaft des innern Sinnes. Verhältniß von Beobachtung und Erklärung. Beurtheilung der speculativen, der genetischen, der empirischen, der phrenologischen und der gemischten Methode. Herbart und die Wolfianer. Beneke und die Sensualisten.

Anthropologie als Wissenschaft vom ganzen Menschen zerfällt in Physiologie als Wissenschaft vom Menschen, sofern derselbe mit dem äußern Sinn wahrgenommen wird, und Psychologie als Wissenschaft vom Menschen, sofern derselbe mit dem innern Sinn wahrgenommen wird.

Damit zu Anfang etwas Festes gesagt sei, sei dies gesagt. Auf den Unterschied zwischen dem äußern und innern Sinn hier sogleich einzugehen, hieße die Resultate der verwickeltsten Untersuchungen, welche uns bevorstehen, anticipiren.

Alle Wissenschaft muß anfangen von der Beobachtung und von da übergehen zu ihrem Zweck, der Erklärung. Erst dann, wenn sie diesen Zweck erreicht hat, verdient sie den Namen wahrer Empirie. Nun aber pflegt man auch oft diesen Titel an einen Haufen von Beobachtungen zu verschwenden, welche blos in ihrem eigenen Felde stehen bleiben, ohne zu Erklärungen fortzuschreiten. Was man bisher empirische Psychologie genannt hat, ist dem größten Theile nach nur von der letztern Art gewesen.

Auf dem Felde der Physiologie unterscheidet man längst die beobachtende und die erklärende Empirie aufs genaueste. Indem man den Namen dieser Wissenschaft in seiner engern Bedeutung nur anwendet, um damit die Anfoderung der wahren oder erklärenden Empirie auszusprechen, sieht man in der Anatomie als der in ihrem eigenen Felde stehen bleibenden Beobachtung des menschlichen Leibes nur eine nothwendige Hülfswissenschaft der Leibeskunde, nicht aber schon diese selbst.

Da dieser Doppelsinn im Ausdruck Empirie überall wiederkehrt, so zerfällt alle Empirie in einen phänomenologischen und einen ätiologischen Theil. In der Psychologie ist die Gewohnheit entstanden, den phänomenologischen Theil als empirische, den ätiologischen aber als speculative Psychologie zu bezeichnen.

Nun entsprang in der Psychologie die so sehr verschiedenartige Weise der Bearbeitung dieser Wissenschaft daraus, daß einige Bearbeiter, welche sich vorzugsweise die psychologischen *Empiriker* nannten, sich in allen ihren Bestrebungen gar nicht über die Grundelemente einer psychischen Phänomenologie hinüberschwangen, andere hingegen, von den Foderungen einer psychischen Aetiologie so erfüllt waren, daß sie ihre Wissenschaft sogleich synthetisch begannen mit der Aufstellung von Dogmen über das Wesen der Seele und ihrer Processe. Die letzteren darf man unter dem Namen der *speculativen* Psychologen zusammenfassen. Denn die speculative Wissenschaft unterscheidet sich dadurch von der empirischen, daß sie nicht von einzelnen Thatsachen zu allgemeinen Regeln emporsteigt, sondern daß sie von allgemeinen Regeln der Denkbarkeit oder Möglichkeit einer Sache beginnt, und von ihnen auf die einzelnen Fälle zurückschließt. Der blos empirische Psycholog oder der reine Analytiker steht also vergleichungsweise auf derselben Stufe wie ein Anatom, welcher in dem Wahn lebte, in seiner

Wissenschaft schon eine vollständige Physiologie zu besitzen, während der speculative Psycholog oder reine Synthetiker einem Physiologen gleicht, welcher zum Aufbau seiner Wissenschaft eine genaue Anatomie nicht für nöthig hielte.

Eine dritte Gattung von Psychologen suchte beide Wege, den empirischen und den speculativen, getrennt voneinander und nebeneinander gesondert einzuschlagen. So thaten Wolf und seine Schule, indem sie für ihre so entstehende Doppelwissenschaft den Titel einer empirischen und rationalen Psychologie wählten, unter der letztern den speculativen Weg verstehend. Denselben Doppelweg hat neuerdings Herbart eingeschlagen, auch in seinem kleinen Lehrbuche zur Psychologie dieselbe Doppelbenennung aufgefrischt.

Daß die rein speculative Methode sich bisher in der Psychologie als die schwächste gezeigt hat, begreift sich dem Gesagten zufolge leicht. Was ist von einer Psychologie zu erwarten, welche ihre Grundprincipien und die Regeln ihres Fortschritts nicht in sich selbst findet und entdeckt, sondern von außenher borgt? Demgemäß zeigt sich diese Methode in ihren neuesten und reinsten Eruptionen aus der Hegel'schen Schule (bei Daub, Rosenkranz, Michelet, Erdmann) ebenso unfruchtbar als unbequem, indem sie die Aufmerksamkeit durch ein stetes Ueberspringen aus Speculation in Beobachtung und umgekehrt in einer unbehaglichen und für alles consequente Begreifen ungünstigen Unruhe erhält, ihre Themata nicht nach dem natürlichen Maß ihrer Einfachheit und ihres natürlichen Zusammenhangs ordnet, sondern dieselben, je nachdem sie von der Dialektik des speculativen Begriffs gelegentlich citirt werden, in buntester Reihenfolge wie durch Zauberschlag erscheinen läßt, manchmal das Complicirte dem Einfachen (z. B. die Modification des Bewußtseins im Wahnsinn dem Bewußtsein selbst) voranschickt und so die Themata auf den Kopf stellt, endlich den Anfang der psychologischen Untersuchung, der so vorurtheilsfrei als möglich genommen werden sollte, mit Behauptungen über das Wesen der Seele und ihr Verhältniß zur Natur belastet, welche als außerhalb des psychologischen Feldes bewiesen angenommen werden, und so durch die großartigste Ausflucht den Einwürfen ausweicht, welche sich ohne Aufhören aus innerer Beobachtung gegen ihre fortdauernde Verwechselung und Vertauschung des bloßen Bewußtseinsphänomens in seinen verschiedenen Phasen mit dem Wesen der Seele selbst erheben

Beliebter und angebauter, als die rein-speculative Methode, war daher auch bisher eine gemilderte und nachgiebigere Abart derselben, die genetische, deren sich in neuerer Zeit besonders die naturphilosophische Schule (in Schubert, Steffens, Eschenmayer, C. G. Carus) bemächtigt hat. Sie schreitet nicht an der Hand einer dialektischen Begriffsentwicklung, sondern einer genetischen Naturentwickelung der psychischen Phänomene vorwärts. In diesem Sinn foderte z. B. C. G. Carus in seinen „Vorlesungen über Psychologie" (S. 23) auf, man möge, anstatt mit Betrachtung und Spaltung des völlig entwickelten geistigen Organismus in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit und Veränderlichkeit zu beginnen, den Anfang lieber wirklich am Anfange machen, d. h. zuerst die ersten, dunkeln, dumpfen, unbestimmten Regungen der Geisteswelt in unserm Innern aufsuchen, und von da aus an der Hand des zeitlichen Processes weiter schreiten. Dem berühmten Physiologen entging, als er diese Auffoderung an sich selbst und andre niederschrieb, ganz die Inconsequenz, deren er sich dadurch gegen das ihm doch so nahe liegende Gebiet der Physiologie schuldig machte. Denn würde er es wol je billigen, daß man Jemandem die Entwickelungsgeschichte des Fötus eher mittheilte, als man denselben mit den Grundzügen der Anatomie des ausgewachsenen Leibes bekannt gemacht hätte? Was würde er einem Klügling erwidern, welcher auch hier, anstatt mit Betrachtung und Spaltung des völlig entwickelten leiblichen Organismus in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit und Veränderlichkeit zu beginnen, d. h. anstatt zuerst Anatomie zu treiben, lieber den Anfang wirklich am Anfange machen möchte? Würde er ihm nicht antworten, daß hier der Anfang wirklich keineswegs am Anfange sei, sondern daß so wie der erwachsene Leib zwar den Anfang seines Wachsthums in der Fötus-Entwickelung habe, so doch ebenso gewiß die Fötus-Entwickelung den Anfang ihrer Erklärung und ihres Verständnisses aus der Betrachtung und Spaltung des völlig entwickelten Organismus entlehne, indem die Regel und der Maßstab, wonach der wachsende Körper zu beurtheilen ist, nicht eher als in den Verhältnissen des ausgewachsenen vor Augen tritt? Ueberdies hat die genetische Methode in der Psychologie bisher zu oft gedient, den Blick von den Hauptpunkten der Untersuchung unvermerkt abzulenken und den Untersuchungsgeist durch ein immerwährendes Umherführen auf Nebenwegen

zu erschlaffen und jener Spannung, welche wissenschaftliche Untersuchungen allein fruchtbar machen kann, zu entwöhnen. Durch ein bloßes combinirendes Umherschweifen und Herumrathen gewinnt sich die Wissenschaft der Seele so wenig als die des Leibes. Der Gegenstand will zerlegt, zersetzt, gefragt, zu bestimmten Antworten gezwungen sein, wenig hilft hier die schweifende Thätigkeit des Gedankens, alles die bohrende. Man muß der Natur auf so ausgedachte Art seine Fragen vorlegen, daß sie dieselben nicht mehr auf eine unbestimmte und zweideutige Art beantworten kann. Daß dies auf irgend einem Felde der Erfahrung unmöglich sei, kann Niemand beweisen und folglich muß es auf allen Feldern einer möglichen Beobachtung, und also auch der psychologischen, versucht werden. Man muß die Principien, welche in der Genesis der Naturprocesse in undeutlicher Verwirrung angetroffen werden, aus ihren bunten Complexen zu entwirren und jedes für sich zu isoliren suchen. Die Anatomie ist eine solche Isolation der Theile eines Complexes von gröberer Natur. In ihr ist das experimentirende Instrument das Messer. Das psychologische Messer ist die Schärfe der den innern Sinn beobachtenden Aufmerksamkeit selbst. So isolirt die Physik die Grundkräfte der Natur vermittels ihrer Experimente; so isolirt die Geometrie die Grundfunctionen der Raumerzeugung durch das Nachdenken. Alle wirkliche Wissenschaft geht diesen Weg. Denn erst aus ihren rein und isolirt dargestellten Principien ist jede Genesis überhaupt begreifbar.

Hierdurch wäre also über jede speculative Methode in der Psychologie ein ablehnendes Urtheil ausgesprochen. Vielleicht auch über alle Speculation überhaupt? fragt hier mancher Leser. Das letztere ist keineswegs hier die Meinung. Denn allerdings gibt es ein Gebiet der Wissenschaft, in welchem der Forschung, soll dieselbe überhaupt möglich sein, gestattet sein muß, alle ihre Gründe für Das, was da ist, lediglich aus den allgemeinen Regeln seiner Denkbarkeit oder Möglichkeit zu entnehmen. Dies Gebiet ist die Metaphysik. Freilich ist das rein speculative Verfahren in der Metaphysik nur als ein Nothbehelf anzusehen, weil auf ihrem Gebiete, wo keine unmittelbare Beobachtung möglich ist, kein anderes übrig bleibt, ein Nothbehelf, welcher so lange aufgeschoben werden muß, als es noch irgend etwas zu beobachten gibt. Daher sind speculative Gegenstände im eigentlichen Sinn nur solche, welche gar nicht anders als nach den bloßen

Regeln ihrer Denkbarkeit untersucht werden können, dergleichen z. B. die Lehren von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind. Dabei ist auch das speculative Verfahren vor allen Dingen nicht zu verwechseln mit der Anwendung der Denkbarkeitsregel auf dem Felde des Beobachtens selbst. Denn ein ganz anderes ist es, eine Beobachtung dadurch zu constatiren oder erst zu einer solchen zu machen, daß man sie von Widersprüchen und Confusion reinigt, d. h. daß man die einzig mögliche Art herausstellt, wie sie wirklich gedacht und festgestellt werden kann, ein anderes, statt der Beobachtungen des innern Sinnes blos den Begriff der Seele den Denkbarkeitsregeln zu unterwerfen, wobei man die Beobachtungen des innern Sinnes in ihrer ganzen unentwirrten Confusion ruhig nebenher spazieren läßt. Das letztere ist das Verfahren aller speculativen Psychologie und dies Verfahren ist schlechthin verwerflich. Denn so sehr man es am Platze finden muß, wenn bei wirklich speculativen Gegenständen, d. h. solchen, die gar nicht beobachtet werden können, das Sein festgesetzt wird aus der Anwendung der Regel der Denkbarkeit auf den Begriff der Sache, so sehr muß man sich dem Begnügen mit diesem Verfahren überall dort widersetzen, wo noch wirklich beobachtet werden kann, d. h. wo noch irgend ein unmittelbarer Stoff der Anschauung ist, an welchem sich die Regel der Denkbarkeit im Speciellen versuchen kann. Dieses Urtheil ist so tief in der Natur unserer Erkenntniß begründet, daß man dreist annehmen darf, Derjenige, welcher sich in der Psychologie mit Ernst (und nicht aus bloßer Nachlässigkeit) dem speculativen Wege ergibt, dies immer nur wegen eines Zweifels an der Möglichkeit sicherer Beobachtung des innern Sinns thue. Dieser Zweifel ist aber ein durchaus ungegründeter. Die Gewißheit und höchststarke Anschaulichkeit des eigenen Empfindens und Denkens, als rein innerlicher Erfahrungen, widerspricht ihm laut, eine nicht geringe Anzahl bereits auf dem Wege der innern Beobachtung gefundener psychischen Gesetze widerlegt ihn. Und wenn diese Anzahl noch nicht größer ist als sie ist, so liegt die Schuld davon sicher weit weniger in der Natur der Sache, als in der Natur der bisherigen, theils schlaffen, theils einseitigen Bemühungen um dieselbe. Auch die Empirie in den Naturwissenschaften, soweit sie uns hell und exact erscheint, erschien den Alten nicht minder verworren und unexact, ja sogar noch verworrener und dunkler als die Empirie des innern Sinnes uns, bis man lernte, Das,

was man sah, wirklich festzuhalten, und durch innere Methoden und äußere Apparate in ein solches künstliches Licht zu setzen, daß fortan kein Entfliehen mehr war, oder daß die Sache nun wirklich nicht anders gedacht werden konnte. Was steht im Wege, daß wir nicht auf die Aufklärung und Denkbarmachung unserer innern Erfahrung ebenso unablässige Bemühungen richten sollten, als auf die der äußern bereits fortwährend geschieht? Die Mäßigkeit der bisherigen Fortschritte in der Psychologie steht mit der Mäßigkeit der Bemühungen in völliger Proportion.

Denn was die empirische Psychologie der Vergangenheit betrifft, so drang dieselbe höchst selten oder niemals bis zu einem wirklichen Zergliedern und Reinigen der Thatsachen des innern Sinnes vor. Der Wust und die Confusion des Beobachtungsfeldes war in den sogenannten empirischen Psychologien nicht minder groß als in den speculativen. Man hatte mit wenigen Ausnahmen keine Ahnung davon, daß die empirische Beobachtung in nichts Anderm besteht als in der Discussion einzelner Thatsachen nach allen möglichen Fällen ihrer Denkbarkeit, damit nach Herausstellung des Undenkbaren das einzig Denkbare übrig bleibe. Sondern sie meinten, man dürfe, um eine empirische Psychologie zu schreiben, eben nur in die Seele hineinschauen wie in einen Guckkasten, und alles abconterfeien, was sich eben zeige. Es entstand ein Verfahren, wie wenn man, um eine Theorie des Gewitters zu begründen, eine möglichst genaue Beschreibung desselben veranstaltete, die möglichen Gestalten des herabfahrenden Blitzes zeichnete, vielleicht das verschiedene Rollen des Donners auf Noten setzte, und vor allen Dingen recht viele Nachrichten von ausgezeichneten und curiosen Gewittern, die hier und da vorgekommen, hinzufügte. Kurz, man schleppte sich mit großen Haufen unbrauchbaren Materials rathlos herum, und unterschied sich nur dadurch von den speculativen Psychologen, daß man doch noch immer etwas aus ihm zu machen hoffte, während diese die Hoffnung dazu gänzlich aufgaben, und ihr Heil anderswo versuchten. Aber die Aehnlichkeit zwischen beiden Schulen wurde noch größer dadurch, daß die sogenannten Empiriker (wie sich Herbart treffend darüber in seiner Psychol. Th. 1. S. 2—3 ausspricht) die inneren Thatsachen nun auch schon bereits dadurch zu erklären glaubten, daß sie sie blos classificirten, und für jede Classe eine besondere ihr entsprechende Möglichkeit annahmen, diese Möglichkeiten aber in ebenso viele Vermögen übersetzten, wobei die logischen

höchstens zur vorläufigen Uebersicht der Phänomene brauchbaren Eintheilungen wider alles Recht für Erkenntnisse realer Vielheit und Verschiedenheit ausgegeben wurden, und sich so am Ende auch zu einem speculativen System, und zwar von der schlechtesten Sorte erhärteten. Denn wenn es auch den meisten dieser Psychologen mit dem Aggregat ihrer einerseits untereinander, andererseits von der Lebenskraft des Leibes geschiedenen Seelenvermögen gar nicht so sehr Ernst sein mochte, so war doch die Folge eben so schlimm, als ob es ihnen Ernst damit gewesen wäre. Denn wovon der Lehrer aus bloßer Verlegenheit problematisch sprach, das faßte der Schüler als eine Behauptung auf, und so setzte sich das gedankenlose Gespinnst in den Köpfen fest genug, sodaß die Schlaffheit einer trivialen Empirie auf negative Weise einen ebenso großen Irrthum erzeugte, als nur je auf positive Weise durch speculative Kühnheit einer ist geboren worden. Dem Misstand einer willkürlichen Feststellung der geistigen Vermögen suchte eine Abtheilung der empirischen Psychologen dadurch abzuhelfen, daß man bei ihrer Feststellung die Muthmaßungen zu Rathe zog, welche sich durch die Vergleichung der verschiedenen Schädelbildungen mit den ihnen entsprechenden psychischen Charakteren sowol in der vergleichenden Zoologie, als auch beim Menschen ergeben. So entstand die Phrenologie durch Gall, Spurzheim und Combe als eine auf die Erfahrungen des äußern Sinnes gegründete Wissenschaft von der Seele. Das Bestreben verdient an sich alles Lob und wird auch gewiß noch seine Früchte tragen, obgleich am wenigsten die, welche man sich vorzüglich davon versprach, nämlich eine Feststellung der Seelenvermögen und ihres Verhältnisses untereinander. Denn das hat sich schon aufs bestimmteste herausgestellt, daß die so oft gerühmte Sicherheit, durch die sich die Erfahrung des äußern Sinnes vor der des innern auszeichnen soll, auf diesem Felde der Erfahrung eine große Täuschung ist, und daß die Sicherheit, welche der Phrenologe im allergünstigsten Falle erlangen wird, immer den Namen eines künstlerischen Takts mit größerm Rechte als den einer wissenschaftlichen Einsicht verdient. Und wie weit ist die Phrenologie noch von diesem allergünstigsten Falle entfernt! Der Phrenologe theilt mit dem speculativen Psychologen den Irrthum, sichere innere Beobachtung für unmöglich zu halten. So wie der Speculant sogleich mit dem indirecten Wege seiner Möglichkeitsregeln beginnt, so beginnt der Phrenologe sogleich mit dem indi-

recten Wege seiner auf Physiologie gestützten Muthmaßungen. Es liegt in der Natur unsers Fürwahrhaltens, daß so nur derjenige verfährt, welcher den directen Weg, den Ausbau der Wissenschaft auf ihrem eigenen Felde, für unmöglich hält. Freilich kommt noch das dunkle Gefühl hinzu, von der Beobachtung des innern Sinnes in gewissen voreiligen Annahmen starke Correcturen befürchten zu müssen. Aus letzterm Grunde wird es dann sogar zum Interesse, daß Beobachtung des innern Sinnes unmöglich sein möge.

Da auf diese Weise der Gehalt und die Tiefe der Thatsachen des innern Sinnes von der psychologischen Empirie nie erreicht, von der Speculation und Phrenologie aber stets übersprungen wurde, so fällt die Vermuthung der Anfänge zum Bessern auf die nebenordnende Methode, welche Speculation und Empirie dergestallt nebeneinander herlaufen ließ, daß man entweder mit gewissen von der Speculation dictirten Gesetzen, deren Gültigkeit von vornherein nicht bezweifelt wurde, an den Reichthum der Erfahrung des innern Sinnes sich begab, um nach ihnen seine Verworrenheit zu lichten und aufzuklären, oder daß man, um diese Entwirrung zu Stande zu bringen, in der Beobachtung des innern Sinnes selbst nach gewissen durchgreifenden Gesetzen forschte, und dieselben, sobald sie durch Induction gefunden waren, in den Rang speculativer oder schlechthin allumfassender psychischer Gesetze erhob, und dieselben als zureichende Maßstäbe für alle möglichen psychischen Phänomene ansah und anwandte. So wenig die erstere Weise dieser Doppelmethode auch vor der einfachen Speculation voraus hat, von der sie sich blos dadurch unterscheidet, daß ihr das speculative Resultat nicht mehr der Zweck, sondern blos das Mittel der Psychologie ist, und so gewagt und unsicher auch die zweite Weise ist, wonach ein gewisser Kreis von besonders hervorstechenden Gesetzen sogleich als der zureichende Erklärungsgrund für alles proclamirt und alles Darüberhinausgehen mit wahrhaft speculativer Dreistigkeit abgeschnitten wird, so haben beide Doppelmethoden doch das Verdienst, das Streben nach einer wirklichen speciellen Aetiologie der Phänomene des innern Sinns zu wecken und zu nähren, und sich dadurch schon gleichsam riesengroß über die Pygmäengestalten der vier zuvor abgehandelten Methoden zu erheben. So großen Lohn bringt in der Wissenschaft schon das bloße Bestreben, wirklich erklären zu wollen, der Versuch, sich nicht mehr zum Spielballe einer histori-

schen Reihe von Erscheinungen herzugeben, sondern dreist auf dieselben, so flüchtig sie seien, zuzugehen mit dem Fangstrick des Gesetzes. Es ist wol kaum nöthig, die Namen der beiden Repräsentanten der eben geschilderten Methoden, Herbart und Beneke, noch dieser Schilderung hinzuzufügen, sie werden von selber kenntlich sein. Will man nach Vorgängern zu ihnen suchen, so findet man sie zu Herbart in den Psychologen der Wolf'schen Schule, welche ebenfalls psychologische Speculation und Empirie trennten, und die erstere der letztern als Werkzeug nebenordneten, zu Beneke aber in den Sensualisten einer älteren Epoche, welche mit der Aufstellung gewisser Associationsgesetze unter den Vorstellungen das Streben verbanden, dieselben zu einzigen und ausschließlichen Erklärungsprincipien sämmtlicher Seelenphänomene umzustempeln. Dabei übertrafen die Wolfianer zwar an scheinbarer Strenge ihrer Grundregeln die Sensualisten, diese hingegen jene an wirklicher fruchtbarer Anwendbarkeit der ihrigen, ähnlich wie Beneke von Herbart an scheinbarer wissenschaftlicher Strenge übertroffen wird, ihn dagegen eben so sehr an wirklicher fruchtbarer Anwendbarkeit seiner Grundregeln überflügelt.

So wohlthätig nun aber auch die von den beiden neuen (oder richtiger geredet erneuerten und gesteigerten ältern) Methoden ausgehende Anregung als eine solche wirken mag, so ist doch dabei nicht zu vergessen, daß beide Methoden ebenfalls als solche genommen einer krankhaften Wurzel entsprießen, nämlich der Tendenz, auf einem empirischen Felde mit Ueberschlagung der Phänomenologie (des analytischen Theils) sogleich in Aetiologie (den synthetischen Theil) überzuspringen. Dieser Sprung geschah zwar von den Wolfianern und Sensualisten unbewußt und ohne Arg. Dagegen würden ihn die neuen Steigerer ihrer Methoden nicht wiederholt haben, wenn nicht auch sie in dem Wahn gestanden hätten, daß eine Analyse des innern Sinnes keine größeren Resultate zur Folge haben könne, als die bisher von den psychologischen Empirikern gewonnenen. Ihr Verfahren würde selbst auch dann, wenn es nicht die analytischen Verstöße enthielte, die darin vorkommen, immer als ein empirisches Hysteronproteron, gleichsam ein Vorausschicken der Physiologie vor der Anatomie, erscheinen.

So schwer und langsam sind die Wege des Geistes.

Worauf daher gegenwärtig alles ankommt, das große Deficit der Psychologie, ist die Leistung Dessen, was die reinen Em-

piriker zwar leisten wollten, aber nicht geleistet haben, eine Aufhellung der inneren Thatsachen, eine Lichtung des finstern Chaos vom innern Sinn. Mag man sich in der Verzagtheit, diese nicht erreichen zu können, drehen und wenden wie man will, man gelangt zu keiner wahrhaften Frucht. Durch eine immer erneuerte Verklebung dieses heimlichen Schadens wird die Psychologie nur in immer neue gespreizte und unnatürliche Stellungen gejagt werden, bis man sich zu der Arbeit entschließt, die wirklich einzig und allein helfen kann.

Hier ist für einen künftigen Columbus oder Kopernicus noch eine ganze zweite Welt zu entdecken.

Die wirkliche Spannung auf diese zu entdeckende innere Welt war die Größe an den nun fast verschollenen empirischen Psychologen aus der alten Schule. Wenn dieselben überall zu wenig erklärten, so kannten sie dafür auch nicht die Erklärungswuth der Neueren, welche um jeden Preis überall alles frischweg erklärt, und sich daher alle Augenblicke den Blick für gewisse Theile der innern Erfahrung, welche minder willkommen sind, künstlich verhüllt. Und es dürfte sich doch in Zukunft herausstellen, daß jene zwar sehr lahmen, aber auch meistentheils sehr unbefangenen reinen Empiriker es gewesen sind, welche die ersten Arbeiten an Ort und Stelle zur Grabung des innern Schachts, dessen wir bedürfen, gethan haben, Arbeiten, auf deren Unverdrossenheit und Redlichkeit nur speculativer Muthwille oder phrenologischer Unverstand mit vornehmthuendem Lächeln herabschauen kann.

§. 3.

Absteckung des Beobachtungsfeldes.

Von der sinnlichen Erfahrung. Verhältniß von innerm zu äußerm Sinn. Die Entwickelung des äußern Sinnes pflegt der des innern voraus zu gehen. Anwendung auf die Psychologie. Unbefugtheit des Materialismus. Voreiligkeit des Idealismus.

Das Resultat aus den bisherigen Bemerkungen über die Methode ist die Warnung, nicht mit einem Begriffe vom psychischen Leben die Wissenschaft zu beginnen, sondern mit einer Absteckung des psychischen Beobachtungsfeldes.

So wie das Beobachtungsfeld der Physiologie der Mensch ist, sofern derselbe mit dem äußern Sinn wahrgenommen wird, so ist das

der Psychologie der Mensch, sofern derselbe mit dem innern Sinn wahrgenommen wird. Denn wenn wir z. B. Härte, Wärme, Schwere, Undurchsichtigkeit, Bewegung, Gestalt, Farbe, Stimme an uns selbst wahrnehmen, so rechnen wir dieses zu unserm Leibe. Nehmen wir dagegen wahr, daß wir denken, erkennen, anschauen, fühlen, begehren, Entschlüsse fassen, dieselben verzögern oder beschleunigen u. s. f., so schreiben wir diese Vorgänge unserer Seele zu. Was wir also in uns selbst wahrnehmen, rechnen wir zur Seele; was wir dagegen nur an uns wahrnehmen, zum Leibe. Dem Urtheil, daß wir eine Seele sind, liegen die Wahrnehmungen des innern, dem Urtheile, daß wir ein Leib sind, liegen die Wahrnehmungen des äußern Sinnes zum Grunde.

Unter Sinn kann vor der Hand nichts weiter verstanden werden, als eine Gruppe von Wahrnehmungen, Erscheinungen oder Phänomenen. Die Phänomene des äußern Sinnes zerfallen zunächst auf ungefähre Art in die Gruppen der bekannten fünf Sinne, die Phänomene des innern Sinnes in die ungefähren Gruppen der eben so bekannten drei sogenannten Seelenvermögen, oder in die Gruppen des Erkennens, Fühlens und Wollens.

So trivial diese Sätze auch zu sein scheinen, so schlummert doch schon in ihnen eine Polemik gegen ein hartnäckiges Vorurtheil, das uns, so wie es den unbefangenen Blick ins Leben überall trübt und verwirrt, so namentlich die unbefangene psychologische Empirie auf jedem Schritte hemmen würde, wenn wir ihm nicht gleich zu Anfang entgegentreten. Es ist dieses die aus falschen Philosophemen entsprungene, aber tief ins Leben gedrungene Ansicht, als ob alles Das, was mit dem Namen sinnlicher Erkenntniß, sinnlicher Erfahrung, überhaupt Sinnlichkeit bezeichnet zu werden pflegt, lediglich dem Leibe als dem Gegenstande der fünf äußerlichen Sinne angehöre und sich auf diesen beziehe. Niemand wird z. B. Anstand nehmen, die Erscheinungen des Erwachens und Einschlafens, der Mattigkeit und Nervenschwäche, der Willensanstrengung in den Gliedern des eigenen Leibes, sowie auch die Gefühle des Schreckens, des Zorns, des Schmerzes und Ekels, sinnliche Erfahrungen zu nennen und die allerwenigsten werden Anstand nehmen dies in dem Sinne zu thun, worin Sinnlichkeit eben den Bereich der allbekannten fünf Sinne bezeichnet. Würden alle diese, welche so verfahren, sich bewußt, daß sie, indem sie die genannten Erscheinungen ausschließlich dem Gebiet der fünf äußeren Sinne zusprechen, dieselben dadurch

ausdrücklich und gewaltsam dem Gebiet des innern Sinnes absprechen, sie würden stutzen, indem eben kein großes Maß von Scharfsinn dazu gehört, um einzusehen, daß dies nicht angeht.

Durch diese Reflexion gewinnt die psychologische Beobachtung Raum und zeigt ein Feld von solcher Ausdehnung und Tiefe, daß ein Sinn, welcher aus Gewohnheit, nur im äußern Felde zu beobachten, unter Erfahrung nur die Ergebnisse der fünf äußeren Sinne zu verstehen pflegte, wol mit Recht darüber in Erstaunen gerathen darf.

Wenn wir z. B. in Beziehung auf die genannten Erfahrungspunkte den wirklichen Zustand des Wahrnehmens festsetzen und abgrenzen, so findet sich, daß unter Wachen ein Zustand verstanden wird, worin beide Sinne, der innere und äußere, in wahrnehmender Thätigkeit sind, unter Schlaf ein Zustand, worin bei mangelhafter Thätigkeit des innern der äußere fast gänzlich aussetzt, daß also die Erfahrung von Aufwachen und Einschlafen keine äußerlich sinnliche Erfahrung genannt werden darf, sondern eine gemeinsame Erfahrung beider Sinne, worin die Thatsachen des äußerlichen Sinns gar nicht einmal die vorherrschenden Ingredientien bilden. Die Ermüdung oder Mattigkeit als der Zustand, Glieder, welche ich bewegen möchte, nicht oder schwer bewegen zu können, die Nervenschwäche als der Zustand, über jeden kleinen Anreiz zusammenzuschrecken, und Besinnung und Gedächtniß zu verlieren, das Gefühl des Widerstandes, ein Glied nach einer gewissen Richtung nicht so weit als mein Wille ist ausstrecken zu können, die Willensanstrengung selbst, womit ich ein Glied in Bewegung setze, der Schrecken, womit mich ein entgegengehaltener Flintenlauf erfüllt, sobald ich glaube, daß derselbe geladen sei, der Ekel, welcher mich vor einer Speise befällt, deren unreinliche Zubereitung mir bewußt ist, alle diese Wahrnehmungen gehören theils ganz allein, theils dem allergrößten Theile nach dem innern Sinn an, obgleich der Sprachgebrauch des Lebens anderer Meinung ist, sich immer noch, wie es scheint, anklammernd an jene alte einer längstverjährten wissenschaftlichen Periode angehörige Vorstellungsweise, wonach alles dies in einem tastbaren Körper, nämlich in der σάρξ, der Fleischfaser, seinen letzten Grund finden soll.

Wenn eine wilde Bestie dir entgegentritt und dein Herz in zitternde Bewegung setzt, so kannst du das Netto der wirklichen äußerlich sinnlichen Wahrnehmung am besten isoliren, wenn es dir gelingt,

das tobende Thier in einen Käfig zu ſperren. Die verwunderte Frage: alſo war es nur dies? — wird ein Zeugniß ablegen über die Größe der Emballage des innern Sinnes, durch welche jenes gigantiſche Brutto einer ſogenannten ſinnlichen Erfahrung erſt zu Stande kam. Wenn von der Friſche, dem Zauber, der unwiderſtehlichen Gewalt, wie auch von den Schrecken und der Majeſtät der ſinnlichen Eindrücke die Rede iſt, ſo bezieht ſich die Rede gewöhnlich auf die Emballage, ſelten auf das Netto. Wen nach geſehener Hinrichtung die ſonſt gern genoſſene Fleiſchſpeiſe anekelt, der empfindet aufs deutlichſte die Modification ſeiner Geſchmackswerkzeuge durch den innern Sinn. Wer ſich durch Studium der Muſik und Anhörung meiſterhafter Tonſtücke zu einer erhöheten muſikaliſchen Auffaſſung befähigt, der bewaffnet ſeinen äußern Sinn durch den innern, und wenn er hinterher in einem Muſikſatze Fehler von Schönheiten, Charakteriſtik von Flachheit, directe Bewegung von Gegenbewegung, Dur von Moll ſogleich im Gefühl unterſcheidet, ſo iſt das Unterſcheidungsvermögen hier nicht minder ein durch den innern Sinn bewirktes und hinzugebrachtes, als wie bei einer fremden Sprache, die man erſt dann verſteht, wenn man ſie gelernt hat. Wenn nun vollends eine Grundeigenſchaft der Körper, nämlich die des Widerſtandes, den ſie einander leiſten, auf directe und zuverläſſige Art nur durch den innern Sinn, nämlich durch einen gehemmten Willensact wahrgenommen wird, ſo liegt darin nichts Geringeres angezeigt, als daß es gar keine Wahrnehmung der Körperwelt durch den äußern Sinn ohne Zuhülfenahme des innern geben würde.

Dies wird hinreichen, um das Vorurtheil, daß die Erfahrungen und Wahrnehmungen, welche man die ſinnlichen zu nennen gewohnt iſt, durchaus aus den Erkenntnißkreiſen der äußerlichen fünf Sinne geſchöpft ſeien, in ſeiner Blöße zu zeigen. Man ſollte daher jede auf directem Wege (durch Wahrnehmung) gewonnene Erkenntniß eine ſinnliche Erkenntniß nennen, im Gegenſatz zu der auf indirectem Wege (durch Ueberlegung) gewonnenen reflectirten Erkenntniß, und dann die ſinnlichen Erkenntniſſe ſorgfältig ſcheiden in Erkenntniſſe des äußern und des innern Sinnes. Sobald man dies thut, wird man das Beobachtungsfeld des innern Sinnes ſich weit über die gewöhnlich geglaubten Grenzen ausdehnen ſehen, indem jeder kleine Abbruch, der dem äußern Sinn faſt überall begegnet, dem innern zu Gute kommt, ſodaß das Gebiet der äußeren Erfahrungen ſich mit dem

der inneren weder an lebendiger Stärke, noch an interessanter Mannichfaltigkeit nur irgend messen kann, sogar sich am Ende bedroht sieht, einer großen Summe seiner Bestandtheile nach in den Schatz des innern Sinnes einschmelzen zu müssen.

Dieses Vorwiegen des innern Sinnes über den äußern in der wirklichen Lebenserfahrung bekommt nur allein dadurch von Seiten des äußern Sinnes ein Gegengewicht, daß der äußere seine Wahrnehmungen über die Grenze unser selbst hinaus in die Außenwelt hinein dehnt, dahin, wo wir nicht mehr sind, wo etwas Anderes ist als wir, und doch etwas, zum Theil etwas, wie wir selbst. Der letztere Umstand, verbunden mit der Thatsache, daß meine Wahrnehmung des entfernten Gegenstandes doch immer die meinige, mein Sehen, mein Hören, mein Tasten u. s. f. bleibt, gibt nothwendig die früheste Anleitung, eine Unterscheidung zwischen den Wahrnehmungen des Sinnes und der objectiven Wirklichkeit, worauf dieselben sich beziehen, eintreten zu lassen, eine Unterscheidung, auf welcher alles wirkliche Wissen beruht. In Beziehung auf den innern Sinn stellte sich eine solche Unterscheidung nicht so leicht heraus, ja dieselbe bildet noch heute die allgemeine Verlegenheit der Psychologen. Daher ist es ganz in der Natur der Sache gegründet, daß dasjenige Beobachtungsfeld, welches an und für sich betrachtet, sowol die reichste als die tiefdringendste Erkenntniß verspricht, am spätesten zur Bearbeitung kam. Es ist überhaupt erst seit Locke von einer Analyse des innern Sinnes die Rede gewesen [1]), und auch noch jetzt werden die Beobachtungen des innern

[1]) Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob Locke den Ausdruck des innern Sinnes zuerst in die Wissenschaft eingeführt habe, wie G. E. Schulze in seiner „Psychischen Anthropologie" 3. A. §. 21. Anm. fälschlich behauptet. Denn nach dem Bericht von F. A. Carus in dessen „Gesch. der Psychologie" redete schon Albertus Magnus († 1280) in seinem Buche „De anima" von einem sensus communis, welcher den einzelnen fünf Sinnen zu Grunde liege als gemeinschaftlicher Grundsinn oder Vereinigungspunkt der Empfindungen. Occam († 1342) sprach von einem sensus interior als innerm Empfindungsvermögen. Melanchthon († 1560) handelte in seinem „Commentarius de anima" p. III. b. de sensibus interioribus. Bruno († 1600) redete im Buche „De imaginum, signorum et idearum compositione" vom geistigen Licht, welches man auch mit Synesius einen innern Sinn oder sensus phantasticus nennen könne. Cäsar Cremoninus († 1630) schrieb einen „Tractatus de sensibus internis." Gregor. Horstius († 1636) handelte im Buch „De natura humana", exercitat. 8., de sensibus internis.

Sinnes im Allgemeinen nicht als solche betrachtet, welche gleich denen des äußern eine wissenschaftliche Bearbeitung erheischen, sondern mehr als ein überflüssiger Luxus des Erkenntnißvermögens, den man so gut es angeht zu rangiren sucht.

Der Anfang der geistigen Entwickelung des Menschen im Einzelnen wie im Großen ist mit einem Vorwiegen des äußern Sinnes über den innern verknüpft. Das Kind lebt ganz an Vorstellungen des Gesichts, Geschmacks u. s. w. hingegeben, und an die Gliederbewegungen, deren Zweck Uebung der äußerlichen Sinne und überhaupt körperliche Ausbildung ist. Seine Freuden und Schmerzen aus innerer Seele zu schöpfen vermag es noch nicht. Sondern es spielt, d. h. es lebt in äußerlich sinnlicher Beschäftigung. So auch sah man kindliche Völker in Tanz und Spiel ihr harmloses Leben vergeuden, bis innerer Drang oder äußerer Anstoß die Leidenschaften ihrer Innenwelt entfesselte. Die Jugend ist die Zeit, wo dem Menschen der innere Sinn sich öffnet, als ein sowol durch Leidenschaft als Reflexion gesteigertes und bewaffnetes Leben, aus welchem der Mensch fortan in den engen Bezirk des äußern Sinnes, der ihn in der Kindheit umschloß, nicht wieder zurückkehrt. Aehnlich begann auch die Wissenschaft mit den aus dem äußern Sinn fließenden Erkenntnissen als den leichtesten und einfachsten, und rückt von da allmälig und langsam einer Erkenntniß der eigenen innern Welt entgegen. Wenn man die Philosophie des Alterthums mit der der Neuzeit vergleicht, so sieht man dort eben so sehr den kosmologischen, als hier den psychologischen Standpunkt vorherrschen. Es ist lehrreich, dieses Verhältniß in Beziehung auf Psychologie näher ins Auge zu fassen.

Wo der äußere Sinn und das auf seine Thatsachen fußende Räsonnement in alleinherrschender Anerkennung ist, da werden die Thatsachen des innern Sinnes keiner besondern Bearbeitung gewürdigt, sondern aufs Gerathewohl aus Ursachen erklärt, die man nicht in der Sphäre des innern, sondern in der des äußern aufsucht. So entstehen Systeme des Materialismus. So verrenkt und unbefugt dies Verfahren Jedem erscheinen muß, welcher weiß, daß es zwei Be-

---

Descartes († 1650) handelte im „Tractatus de homine et de formatione foetus" P. IV. de sensibus internis. Sodaß also, was den Ausdruck betrifft, Locke viele Vorgänger hatte.

obachtungsfelder gibt, so kam doch das ganze Alterthum nur in einigen wenigen Ausnahmen über dasselbe hinaus. Und die Wenigen, welche darüber hinauskamen, thaten dies noch dazu auf so negative Art, daß der Wissenschaft nur wenig Frucht daraus entspringen konnte.

Und als sich nun in den letztverflossenen Jahrhunderten der neue Schauplatz der Beobachtung zu zeigen begann, da war man anfangs erstaunt, auch hier nur, wie auf dem äußern Felde, Vorstellungen statt Realitäten, Erscheinungen statt Substanzen anzutreffen, und verfiel durch den Zweifel, ob den Erscheinungen des innern Sinnes überhaupt entsprechende Substanzen zum Grunde lägen, entweder in den Materialismus zurück, oder bereitete dadurch, daß man die Vorstellungen selbst für die Substanzen nahm, einem voreiligen Idealismus die Bahn, welcher sich dann auch consequenterweise auf das Gebiet des äußern Sinnes verbreitete, wo er sich den Stab brach.

Ein genauerer Blick auf diese wissenschaftlichen Ereignisse wird nicht überflüssig sein. Denn ohne Zweifel ist die daraus zu gewinnende Ueberzeugung, daß sich der Wissenschaft in den letzten Jahrhunderten neben ihren Fortschritten auf dem Felde des äußern Sinnes noch ein ganz neuer Schauplatz des innern geöffnet hat, hier von großer Wichtigkeit, und von nicht minder großer auch, auf diesem Wege die wahre Natur der populären Wahnurtheile zu durchschauen, welche noch heute einer wirklichen Psychologie den Weg vertreten, und deren unglaubliche Schwäche nur Dem völlig einleuchtet, welcher ihre traditionelle Herkunft kennt.

§. 4.

Geschichte der Psychologie.

Lehre des Alterthums vom psychischen Wärmeäther. Epikur's Uebergewicht über Zeno. Dynamismus des Plato und Aristoteles. Hugo von St.-Victor als Gründer des modernen Dualismus. Die Anfänge einer Wissenschaft des innern Sinnes von Descartes an. Kant als gesteigerter Descartes. Die Entelechie und das Stoicheion der neuen Speculation. Ihre Monadologie und ihr Sensualismus.

Die ältesten Schulen Griechenlands, die der Jonier, Pythagoräer, Eleaten und Atomistiker, so wie auch unter den späteren die der Stoiker und Epikuräer, hielten die Seele für einen feinen Stoff, den sich die meisten von ihnen als Wärmeäther dachten. Bei mehren galt dieser Stoff zugleich für das Grundprincip der ganzen Körperwelt.

Die Wiſſenſchaft dehnte alſo Erklärungsprincipien, welche lediglich in Beziehung zu Erſcheinungen des äußern Sinnes gefunden waren, ohne alle Unterſuchung ſogleich auf ein entgegengeſetztes Gebiet aus.

So war dem Anaximenes die Seele Luft (ἀήρ). Denn die Luft ſei das Princip des Athmens und damit des Lebens [1]). Dem Pythagoras war die Seele ein iſolirter Theil des Aethers (ἀπόσπασμα αἰθέρος), theils des warmen oder edlern, theils des kalten oder unedlern [2]). Daher beſtehe der Sinn, insbeſondere das Geſicht, aus einem warmen Dunſt (θερμὸς ἀτμός), die Vorſtellungen aber (λόγοι) ſeien Bewegungen des Seelenäthers oder ψυχῆς ἀνέμοι. In dieſem Sinne war es wol, daß die Seele auch eine ſich von ſelbſt bewegende oder das Princip des Bewegtſeins als Grundeigenſchaft an ſich tragende Zahl (ἀριθμὸς αὐτοκίνητος) im Gegenſatz zu ſtabilen Zahlen oder Grundſtoffen (welche termini bekanntlich bei dieſer Schule verwechſelt wurden) genannt war [3]). Zuletzt gehen die Seelen wieder in den Aether, aus dem ſie ſtammen, zurück [4]). Empedokles ſchloß aus dem Satze, daß Gleiches nur durch Gleiches, Feuer nur durch Feuer, Waſſer durch Waſſer, Luft durch Luft erkannt werden könne, daß die Seele aus einer Verbindung der vier Elemente beſtehen müſſe, deren Wohnſitz er im Blut annahm [5]). Auch Xenophanes und Parmenides ſahen ſich durch ihre Speculationen über das einzig reale Eine und Ganze nicht bewogen, den allgemeinen Materialismus ihrer Zeit zu überſchreiten. Denn ſo wie jener die Seele einen Lufthauch, ein πνεῦμα nannte [6]), ſo erklärte dieſer die Proceſſe der Ueberlegung und des Gedächtniſſes aus dem beſtändigen Kampfe des feurigen Aethers mit einem entgegengeſetzten kalten Princip [7]). Heraklit ſtimmte mit ſeinem ſo ſehr gehaßten Antipoden Pythagoras doch darin ganz überein, daß der feurige Aether, von dem die Seele ein iſolirter Theil ſei, ſich in beſtändiger Bewegung, in ſtetem Fluſſe befinde, als ein ἀεὶ

[1]) Stob. I, 296 und 56. Cic. de nat. deor. I, 10.

[2]) Diog. Laërt. VIII, 28.

[3]) Cic. tusc. qu. I, 17. Stob. p. 795 vgl. p. 862. Arist. de anima I, 2.

[4]) Carm. aur. v. 70—71.

[5]) Arist. de anima I, 2. III, 3. Stob. p. 1026. Cic. tusc. I, 9.

[6]) Diog. Laërt. IX, 19.

[7]) Stob. p. 796. Diog. Laërt. X, 22. Fülleborn's „Beitr. zur Geſch. d. Phil." St. VI und VII.

ῥέον, ἀεὶ κινούμενον [1]), sodaß das Bewegtsein den Seelen Lust und Erholung, das Ruhen aber Ermattung und Krankheit sei. Die Bewegung aber und das stete Aus- und Einströmen der Seele werde gehemmt durch ihren Einschluß in die Grenzen des Leibes und damit verbundene Abtrennung vom allgemeinen Aether. Daher verliere der Mensch im Schlaf das Bewußtsein [2]). Die Unvollkommenheit der Menschenseele rühre von der Feuchtigkeit des uns zunächst umgebenden Luftkreises. Denn je trockener und feuriger die Seele sei, desto vollkommener sei sie. Werden die Seelen gar naß, wie im Trunk, so kommen sie in Gefahr zu ersticken oder zu erlöschen [3]). Leukipp und Demokrit gingen darin einen Schritt weiter, daß sie den psychischen Feueräther in runde höchst bewegliche Atome auflösten, welche in der Luft schweben, und durch deren Einathmen gelebt werde [4]). Aber auch andersgestaltete Atome wurden angewandt zur Erklärung des Wahrnehmungsprocesses. Die spitze Gestalt der geschmeckten Atome errege den sauern, die runde Gestalt derselben den süßen Geschmack. Das Sehen geschehe durch wirbelartige Bewegungen im Augenwasser, erregt durch die von allen Körpern auf uns einströmenden materiellen Bilder [5]). Ihnen folgten die **Epikuräer**, welche ebenfalls die Vorstellungen der Sinne und der Phantasie zu bildartigen Ausstrahlungen machten, die Seele aus den runden und feinsten Atomen bestehen ließen als ein nebel- oder rauchartiges Wesen von höchstfeiner Natur (λεπτομερής), dessen edelster Theil, das λογικόν, in der Brust wohne, dessen Grundfunctionen aber die Wahrnehmung und willkürliche Gliederbewegung seien [6]). Auch bei den **Stoikern** wiederholt sich in ihrem Verhältniß zu den Epikuräern das interessante Schauspiel, wie die härtesten wissenschaftlichen Gegensätze jener Zeit doch in Beziehung auf den Punkt, auf welchen am meisten ankommt, vom allgemeinen Vorurtheil auf völlig gleiche Weise gefesselt waren. Denn auch den Stoikern war die Seele ein σῶμα, ein schöpferisches Feuer, ein πνεῦμα,

[1]) Arist. de an. I, 2.
[2]) Sext. Emp. VII. p. 128.
[3]) Heraklit's Bruchstücke von Schleiermacher in Buttmann's „Mus. für Alterth." B. I, Heft 3.
[4]) Aristot. de an. I, 2. Cic. de nat. deor. I, 11.
[5]) Cic. de div. XV, 46.
[6]) Diog. Laert. X, 63. Lucret. III, 138 seq.

ein Theil des Aethers [1]). Sonderbarerweiſe beſteht ſie aus acht Theilen, den fünf Sinnen nämlich und den drei σπερματικοὶ λόγοι, welche Zeugungsvermögen, Sprachvermögen und Denkvermögen ſind. Sonderbar iſt dieſes darum, weil man gar nicht abſieht, wie eine ſolche Seele ihren Körper, den ſie fortpflanzt durch das Zeugungsvermögen, nun auch ernähre, was ihr nach der allgemeinen Anſicht des Alterthums doch zukam, noch auch wie es ihr möglich werde, die Glieder des Körpers in Bewegung zu ſetzen, da ſie weder Ernährungs- noch Bewegungsvermögen beſitzt. Wahrſcheinlich hat alſo Zeno dieſe mangelnden Vermögen mit auf die fünf Sinne vertheilt, ſodaß er unter dem Schmecken den Nahrungsproceß, unter dem Riechen den Athmungsproceß und unter dem Fühlen die Beweglichkeit der taſtenden Glieder mitverſtand, woraus ſich dann ein lebhaftes Bild von der Oberflächlichkeit ſtoiſcher Pſychologie entwickelt, gegen welches das Aperçu des Epikur, daß der Seele Grundthätigkeiten in Empfinden und Bewegen (Senſibilität und Irritabilität) beſtänden, ſchon als ein genialer Silberblick der Wiſſenſchaft erſcheint.

So war im Alterthum der Materialismus die durchaus vorherrſchende pſychologiſche Anſicht, gegen welche der Dynamismus des einzigen Plato und Ariſtoteles kein ſtarkes Gegengewicht bilden konnte, da die Ariſtoteliſche Schule niemals groß war, die Platoniſche ſogleich in Zerwürfniſſe verfiel, und beide Philoſophen ihrer grandioſen Wirkſamkeit nach mehr dem Mittelalter, als dem Alterthum angehören. Auch wußten ſich beide auf ihren angeſtrebten Standpunkt des innern Sinnes mehr durch Worte, als durch Anſchauungen zu verſetzen.

Plato's Grundanſicht von der Seele iſt die negative, daß ſie nicht Materie, daß ſie das Unmaterielle ſei. Der Leib iſt das Sichtbare (ὁρατὸν), die Seele das Unſichtbare (ἀειδὲς) unſers Weſens. Das Sichtbare iſt das Beherrſchte (ἀρχόμενον), das Unſichtbare das Herrſchende (τὸ τοῦ σώματος ἄρχον). Die Seele iſt das den Leib Gebrauchende (τὸ τῷ σώματι χρώμενον) und auch zuletzt die Urſache (αἴτιον) der Leiblichkeit. Sie iſt im Gegenſatz gegen die in Theile oder Atome zertrennbare Materie ein Μονοειδὲς, Ἀδιάλυτον, Ἀξύνθετον und Ἁπλοῦν [2]). Mit dieſen letzteren vier Ausdrücken, welche ſich ebenſo

[1]) Plutarch. de phys. phil. decret IV, 3—4. Cic. tusc. qu. I, 9.
[2]) Alcibiad. p. 58. Epinom. p. 258. Phaedon. p. 178. 182.

wol auf das Nichts, als auf einen Gegenstand, beziehen lassen, ist nicht viel gesagt. Es hüllt sich darin nur die Unfähigkeit, von einem Gegenstand zu reden, den man in seiner eigenen Sphäre aufzusuchen sich noch nicht getraute, den man aber mit den Kategorien einer entgegengesetzten Sphäre auch nicht mehr verunreinigen mochte. In diesem Sinne werden auch Gesicht, Gehör und die übrigen Sinne δυνάμεις τοῦ σώματος genannt [1]). Die Eintheilung der Seelenkräfte in Begierde, Vernunft und Affect (ἐπιθυμία, λόγος und θυμὸς) hat mehr eine ethische als eine psychologische Tendenz, indem sie sich ganz auf das specielle Phänomen stützt, wo Jemand, während in ihm sinnliche Begierden auf unvernünftige Art sich regen, nicht allein ein verständiges Bewußtsein des Rechten und Schicklichen in sich bewahrt, sondern auch durch das mit diesem Bewußtsein sich verbindende Gefühl einer edeln Scham in Zorn gegen sich selbst entbrennt [2]).

Die negative Größe eines Immateriellen, von welchem die Sphäre des äußern Sinnes beherrscht sei, wurde von Aristoteles durch den räthselhaften und vieldeutigen, darum tiefsinnig scheinenden Ausdruck der ἐντελέχεια fixirt, und gleichsam aus nichts zu etwas gemacht. Man erkennt die Entelechie an der zweckmäßigen Wirksamkeit, durch welche sie sich in der organischen Form des lebendigen Leibes bethätigt, und vergißt, weil sie sich mit so glänzenden Thaten umringt, zu fragen, wer sie selbst und ob sie nur etwas sei. Sie ist in der That nur ein hohler Name, welcher Das, was im Naturphänomen des Lebens vorkommt, überflüssigerweise noch einmal nannte, und dadurch die Wissenschaft aus der anschaulichen Sphäre ihres Materialismus in ein unanschauliches Wortgefecht hinüberleitete. Und doch war diese Fiction der Entelechie der einzige arme und schmale Raum, in dessen räthselhafter Enge inmitten einer Alleinherrschaft der Kategorien des äußern Sinnes die Knospe einer über die Sphäre seines Beobachtungsfeldes hinausstrebenden Wissenschaft sich emporrang; und die hohle Hülse eines unbekannten Etwas, in welche man sich im Grunde nur erst noch zu machende höhere Beobachtungen hineinphantasirte, weckte beständig den Trieb nach solchen Beobachtungen, die am Ende doch keine andere sein konnten als Beobachtungen des innern Sinnes.

[1]) Theaetet. p. 184.
[2]) Phaedrus p. 335. De republ. p. 360. 367. 377.

Von des Ariſtoteles drei Büchern περὶ ψυχῆς enthält nur das dritte Das, was wir jetzt unter Pſychologie verſtehen, nämlich eine Lehre vom Empfinden, Denken, Einbildungskraft, activem und paſſivem Verſtand, Willen u. ſ. f., während das zweite Buch phyſiologiſchen, das erſte hiſtoriſch-kritiſchen Inhalt hat. Die Wiſſenſchaft ſteht hier ſo, daß das Beobachtungsfeld des innern Sinnes noch faſt ganz und gar vom ſpeculativen Diſpüt und den phyſiologiſchen Außenwerken verbaut iſt. Es iſt eine Miſchung des phrenologiſchen mit dem ſpeculativen Standpunkt, in welcher der Embryo einer Wiſſenſchaft des innern Sinnes durch Ariſtoteles zur Welt geboren wurde. Die Seele iſt ihm theils eine ernährende, theils eine empfindende und bewegende, theils eine denkende. Den erſten Theil, welcher im Schlafe vorherrſcht und Wachsthum wirkt, haben auch die Pflanzen, den zweiten, welcher Begierden, Gefühle und Empfindungen des äußeren Sinns enthält, hat der Menſch mit den Thieren gemein. Der paſſive Theil des Verſtandes, welcher Wahrnehmung, Gedächtniß und Einbildungskraft befaßt, bildet eine Fortſetzung und Vertiefung der ſinnlichen Empfindungen im Innern, und vertritt ſo den Platz eines innern Sinnes [1]), wogegen der thätige Theil des Verſtandes die reflectirende Thätigkeit bezeichnet. Vom ſinnlichen Begehren oder der ἐπιθυμία unterſcheidet ſich das vernünftige oder die ὄρεξις durch das Kennzeichen der προαίρεσις oder freien Wahl, welche den Kindern und Thieren fehlt.

Seit den Neuplatonikern wurde die Ariſtoteliſche Anſicht von der Seele die herrſchende in der Philoſophie, und blieb dies das Mittelalter hindurch bis tief in die Morgenröthe der neuen Zeit hinein, und wenn man irgendwo von Ariſtoteles ſich abzuweichen erlaubte, ſo geſchah dies doch nicht, um dem Uebergangsſtandpunkte des Ariſtoteles

[1]) Es iſt intereſſant, wie Ariſtoteles ſich Lib. III, cap. 2 dreht und wendet, immer im Begriff, einen innern Sinn anzunehmen, und doch immer wieder davon abſpringend. Er nennt die νόησις hier das die Empfindungen verſchiedener Sinne, z. B. Farben von Gerüchen, Unterſcheidende (was offenbar nicht Sache der einzelnen Sinne ſein kann), τὸ κρῖνον τὰς αἰσθήσεις. Er ſagt, daß es zu dieſer Operation allerdings ebenfalls eines Sinnes (eines allgemeinen Sinnes über den einzelnen) bedürfe, ſpringt aber von dieſem Gedanken wieder ab. Er hätte nur die in dieſem leider zu wenig ausgeführten Abſchnitte voll genialen Scharfſinns hin und wieder gegebenen Andeutungen zuſammenfaſſen dürfen, um in der paſſiven νόησις eine vollkommene αἴσθησις κρινοῦσα τὰς αἰσθήσεις, und damit das Beobachtungsfeld innerer Empirie ſich öffnen zu ſehen, an deſſen Grenze er ſtehen blieb.

durch einen kühnen Durchbruch auf das höhere Terrain ein Ende zu machen, sondern nur um in frühere Standpunkte theilweise zurückzufallen. So z. E. scheint dem Kirchenvater Nemesius die Aristotelische Entelechie noch zu anschaulich und sinnlich gewesen zu sein, da er in seiner Schrift περὶ φύσεως ἀνθρώπου wieder in die unbestimmtern Platonisirenden Ausdrücke einer οὐσία αὐτοτελὴς ἀσώματος zurückwich. Augustinus, Richard von St.-Victor und Bonaventura gefielen sich in der Vorstellung einer Entwickelung der Seele durch sieben Stufen vom untersten Grade der Belebung und Ernährung des Körpers an bis zum höchsten eines Anschauens der Gottheit hinauf, und wurden so die Vorläufer der modernen genetischen Methode. Hugo von St.-Victor in seinen „Vier Büchern über die Seele" vereinigte dergestalt eklektisch den Materialismus der übrigen griechischen Schulen mit der Platonischen Ansicht einer körperlichen vernünftigen Seelenkraft, daß er die Principien der beiden Systeme, welche er vereinigte, zu zwei Seelen machte. Die materielle Seele, eine aus Feuer und Luft gemischte Substanz, hat ihren Sitz im Herzen, steigt von da auf zum Gehirn, bringt die fünf Sinne hervor, und bewirkt mitten im Gehirn in Gestalt eines warmen Dunstes die Bilder der Einbildungskraft, um sie der vernünftigen Seele als Stoffe zu Begriffen zu überliefern. Dieses System, ein wahres Ungethüm von speculativer Inconsequenz und Impotenz, hat die Ehre gehabt, allmälig in der allgemeinen Meinung so überhand zu greifen, daß es noch heutzutage das am meisten herrschende genannt werden muß, wobei man sich die Inconsequenz dadurch zu verdecken sucht, daß man den materiellen Theil der Seele nicht mehr Seele, sondern Lebenskraft, Nervenfluidum u. s. w. nennt [1]). Es liegt im allmäligen Siege dieses

[1]) Zu dieser Trennung von einer materiellen Lebenskraft und immateriellen Seelenkraft, welche später Albert d. Gr. († 1280) von Hugo († 1140) adoptirte und auf seinen Schüler Thomas von Aquin fortpflanzte, hat auch wol die Ausdrucksweise in den Schriften Galen's mitgewirkt. Denn Galen und sein Vorgänger Erasistratos hatten schon begonnen, auf eine ungeschickte Art den Namen des Seelenprincips oder πνεῦμα ψυχικόν auf die Thätigkeiten der Sinnempfindung und willkührlichen Gliederbewegung zu beschränken, und dagegen das Princip der Begierden und Leidenschaften unter dem Namen einer Lebenskraft, πνεῦμα ζωικόν, von der Seele auszuschließen. Die Lungen sind nach Galen das Athmungsorgan der Lebenskraft, das Gehirn aber das Athmungsorgan des Seelengeistes. Die Lebenskraft wird von den Lungen aus mit dem Blute zum Gehirn geführt, und so

gänzlich unhaltbaren und misgestalteten Systems über den rein Aristotelischen Standpunkt die große Wahrheit ausgesprochen, daß ein unanschauliches Princip, desgleichen die Aristotelische Entelechie ist, zu keinen wirklichen wissenschaftlichen Erklärungen taugt, und daher, solange das Beobachtungsfeld des innern Sinnes noch nicht klar vor Augen liegt, die Wissenschaft in ihren meisten und stärksten Vertretern immer noch lieber von neuem auf das materialistische Feld des äußern Sinnes partiell zurücksinken, als den Trieb nach anschaulicher Erklärung aufgeben wird. Dadurch, daß sich nun bei den Scholastikern die Entelechie als denkende Seele ins Gehirn zurückzog und alle übrigen Functionen des Leibes der materiellen Seele preisgab, entstand zuerst die Schwierigkeit von einem Zusammenhang der psychischen und materiellen Kraft, von welcher das ganze Alterthum natürlich nichts wissen konnte, da die ganze Schwierigkeit blos darauf hinausläuft, zwei entgegengesetzte speculative Meinungen über das Wesen der Seele, die sich ihrer Natur nach nie miteinander vereinigen lassen, miteinander vereinigen zu wollen. Hätte man gefragt: wie vereinigt sich der Materialismus des Epikur mit dem Dynamismus des Aristoteles, so würde Jedermann geantwortet haben, daß sie sich eben gar nicht miteinander vereinigen ließen. Da aber statt dessen gefragt wurde, wie die psychische Kraft mit der materiellen in einer Verbindung sein könne, so antwortete Thomas von Aquin, dies geschehe durch eine unmittelbare Berührung der beiderseitigen Kraft, einen contactus virtutis. und begründete so das hernach stark bestrittene und dadurch berühmt gewordene System des influxus physicus inter animam et corpus [1]). Mit vorzüglicher Vorliebe bearbeiteten die Scholastiker die schon von Aristoteles angeregte Frage nach der Zurechnung unserer Handlungen, wobei Duns Scotus, der die Sache auf die Spitze trieb, das berühmte arbitrium aequilibrii oder indifferentiae erfand, welches noch in neuester Zeit so viele zwecklose Disputationen bewirkt hat. Die späteren Philosophen des Mittelalters erneuerten den Aristotelischen Ente-

mit der Seele in Verbindung gesetzt. Obgleich die Galen'sche Ansicht, wurzelnd im materialistischen Standpunkt des Jonischen στοιχειον, die Grenzen antiker Consequenz durchaus noch nicht überschritt, und untadelig in der Sache, nur in den Worten sündigte, so war doch durch sie dem scholastischen Irrsinn offenbar ein guter Vorschub geleistet.

[1]) Summa theol. qu. 76. art. 7.

lechismus mit mehr Kraft und Consequenz, so thaten Bruno, Agrippa, Paracelsus, Telesius, van Helmont u. A. [1]) Paracelsus nannte die Entelechie den Archeus. Dieser Archeus habe seinen Hauptsitz im Magen, woselbst er der Meister sei, der Brot in Blut verwandle. Er sei aber der spiritus vitae, welcher die Gestalt des ganzen Leibes präformirt an sich trage, daher Kopf und Hände habe, u. s. w. Paracelsus verdient wegen dieser großartigen Consequenz in den Sätzen des Aristoteles alles Lob, doch war der fortschreitenden Anatomie mit solchen mythologischen Vorstellungen nicht gedient, weshalb sie sich lieber wiederum zum hausbackenen Dualismus der früheren Scholastiker zurück wandte, in welchem sie bis heute fast einzig und allein die physiologische Erklärung ihrer Thatsachen gesucht hat.

Hiermit sind wir auf den Standpunkt der Neuzeit angelangt, dessen Größe darin besteht, daß er durch den Widersinn des traditionellen Dualismus, in welchem er befangen ist, sich beständig mit Macht auf das Beobachtungsfeld des innern Sinnes getrieben sieht. Denn die Verbindung von Leib und Seele im Sinn der Verbindung einer materiellen Wirklichkeit und einer erdichteten Entelechie, wovon die neue Zeit ausgeht, kann sich nicht halten, sondern sieht sich früher oder später gezwungen, die Entelechie in ihr Nichts zergehen zu lassen und so entweder dem Materialismus aufs neue zu huldigen oder die Stelle der zergangenen Entelechie durch diejenigen Beobachtungen zu ersetzen, für welche sie bei Aristoteles das hohle Zeichen war.

Der Erste, welcher anfing, Das in innerer Anschauung zu fixiren, was Aristoteles nur als eine Welt speculativer Reflexion negativ ergriff, war Descartes. Nach seiner Ansicht erkennen wir die Seele vollkommener und unmittelbarer als die Körperwelt, indem der bei der Erkenntniß materieller Dinge unüberwindliche Zweifel, daß dieselben

[1]) Dieser Ausspruch klingt vielleicht parador, indem mehre unter den Genannten gerade durch ihre Bekämpfung des Aristoteles hauptsächlich ihren Ruhm erlangt haben. Man geht aber, wenn man allein auf diesem Umstande fußt, in der Ansicht von diesen Männern irre. Der Aristoteles, den sie bekämpften, war nicht der consequente antike, sondern der durch Platonismus und Kirchenlehre entstellte eklektische Aristoteles, und ihre eigenen Anschauungen eines consequenteren und antikeren Entelechismus galten darum weder ihnen selbst noch ihren Gegnern für Aristotelisch, weil man sich eben so sehr bei Aristoteles als bei Plato und der heil. Schrift, an ein durchaus verdrehtes und eklektisches Verständniß gewöhnt hatte.

nur Traum und Erscheinung seien, hinwegfällt bei dem Dinge, welches die Erscheinungen hat, und welches sich in innerer Erfahrung als ein denkendes weiß. Descartes nannte die Erfahrungen der Innenwelt, die Selbsterkenntnisse das Ich an der Spitze, angeborene Ideen, beschränkte damit das Gebiet der über den Zweifel erhabenen Beobachtung höchst willkürlich auf die Grundbegriffe des Denkens, und ließ damit noch den ganzen übrigen Theil des innern Gesichtsfeldes dem Materialismus der äußern Sinnlichkeit zum Raube. Doch war in Beziehung auf einen Hauptpunkt Terrain gefaßt, und dadurch schon etwas Bedeutendes gewonnen. Der räumlich ausgedehnten Sphäre des äußern Sinnes stellte sich die denkende Sphäre des innern Sinnes gegenüber. In jener wurden körperliche Scheinsubstanzen, in dieser ewige Grundwahrheiten als angeborene Ideen wahrgenommen [1]). Die inneren Wahrheiten zeigten sich schon durch ihre bloße unmittelbare Deutlichkeit und Evidenz beglaubigt, während der unauslöschliche Wahn von der Subsistantialität der äußerlich sinnlichen Sphäre sich nur durch das Dogma von der Wahrhaftigkeit Gottes auf erkünstelte Art stützen und aufrechterhalten ließ. Da Ausdehnung und Denken, beides in unmittelbarer Anschauung ergriffen, schlechterdings nichts miteinander gemein zu haben schienen, so fand man sich in Beziehung auf die Verbindung beider Sphären veranlaßt, auf die unmittelbare göttliche Assistenz zu recurriren. Seele und Leib können unmöglich aufeinander wirken. Influxus physicus sei ein Unsinn. Durch göttliche Assistenz (d. h. auf unerklärliche Art) erkenne die Seele den im Gehirn von den materiellen Lebensgeistern gebildeten Kanal, und bringe so die Ideen des äußern Sinnes in sich hervor. Das Gedächtniß rühre her von den Lebensgeistern, welche gern aufs neue in den alten einmal ge-

[1]) Der aufmerksame Leser wird hierbei unfehlbar an Plato zurückerinnert werden, in dem Grade, daß es scheinen könnte, als habe Descartes nur die Lehre des Platonismus von der Ideenwelt erneuert. Der große Unterschied aber, auf welchen in unserer Betrachtung gerade alles ankommt, ist der, daß dem Plato das Bewußtsein der Ideen nicht ein Anschauen oder Percipiren, sondern ein bloßes Erinnern war. Die Welt der Platonischen Ideen ist nicht die Welt eines innern Sinnes, sondern eines im gegenwärtigen Zustande erloschenen und nur noch dunkel erinnerten göttlichen Anschauungskreises. Daher gerade das Element des Beobachtens, welches mit Cartesius so gewaltig in die innere Sphäre eindrang, bei Plato noch gänzlich fehlt. Denn Erinnern eines Vergangenen und Percipiren eines Gegenwärtigen bilden hier den härtesten Gegensatz.

bildeten Kanal hineinströmen, und von denen auch die Affecte der Seele herrühren, deren es sechs ursprüngliche gebe, nämlich Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Verwunderung und Sehnsucht. Dem freien Willen der Seele folge auf unbegreifliche Art die glandula pinealis des Gehirns, um den Gliedern durch ihre Lebensgeister die entsprechenden Bewegungen mitzutheilen. Die Thiere seien seelenlos.

R. Cartesii Principia philosophiae, 1644. — Tractatus de homine et de formatione foetus, 1677. — De passionibus animae, 1649.

Malebranche, Spinoza, Leibniz und Wolf sind insofern unwichtiger für die gegenwärtige Betrachtung, als sie über den Cartesianischen Standpunkt der Psychologie im Wesentlichen nicht hinausgingen. Ihnen allen galt die Seele für die Sphäre innerer oder unmittelbarer Wahrnehmung, sie alle blieben aber vom Wahn befangen, daß die unmittelbare Wahrnehmung sich nicht über das Gebiet der Grundwahrheiten des Denkens oder der sogenannten angeborenen Ideen hinauserstrecke. Das, warum sie sich am meisten quälten, war die Schwierigkeit, den Zusammenhang zwischen dem ausgedehnten und dem denkenden Dinge zu erklären, und da sie sich eine mögliche Erklärung der Sache immer sogleich durch die voreilige Annahme, daß der Leib von materiellen Lebensgeistern regiert sei, verbauten, so brachten sie es nicht weiter als bis zu neuen Namen, deren einziges Verdienst darin bestand, die obwaltende Schwierigkeit unverhohlen auszudrücken. Malebranche und de la Forge erfanden den Begriff einer Ursache, welche ihre Wirkung blos veranlasse aber nicht hervorbringe, und ließen die Ausdehnung und das Denken gegenseitig blos veranlassend oder gelegenheitgebend aufeinander wirken, welches man das systema causarum occasionalium nannte. Spinoza ließ Ausdehnung und Denken als Attribute einer Ursubstanz in wesentlich harmonischer Vereinigung sein, und Leibniz nahm in seinem Begriff einer harmonia praestabilita dasselbe in Gott begründete Verhältniß an, ohne jedoch die beiden Sphären, um die es sich handelte, zu bloßen Attributen des Urwesens herabsinken zu lassen. Wolf führte den Leibniz'schen Gedanken ins breitere dahin aus, daß auch, wenn die Seele nicht existirte, dennoch die sämmtlichen Bewegungen des Leibes eben so wie jetzt erfolgen würden, und daß, auch wenn der Leib nicht wäre, die Gemüthserscheinungen in der Seele eben so wie jetzt erfolgen, und die Seele sich das Universum auf dieselbe Art wie jetzt vorstellen würde.

Denn das völlig hinreichende Agens zur Bewegung der Glieder waren ihm die Beschaffenheiten der materiellen Lebensgeister im Gehirn, welche er die ideae materiales nannte, und die Thätigkeit der Seele reducirte sich auf ein bloßes Abspiegeln, welches indessen vom abgespiegelten Gegenstande unabhängig sei. So sank dem Wolf der Inhalt des innern Sinnes zu einem bloßen Spiegelapparat herab, statt daß er bei Descartes für ein mächtiges, gleichsam Himmel und Erde tragendes Gerüste von Grundwahrheiten gegolten hatte. Dieses Einschrumpfen und Einwelken des neuen Standpunkts wurde nur einigermaßen wieder vergütet durch einen wichtigen Fortschritt auf dem Wege der innern Beobachtung, welcher darin bestand, daß man anfing zu unterscheiden zwischen Perception und Apperception oder zwischen einem unbewußten und bewußten Vorstellen. Vor der Hand diente diese Unterscheidung zwar zu nichts anderm, als blos um die Meinung, daß auch die leblosen Dinge aus lauter Monaden oder vorstellenden Wesen beständen, glaubhaft zu machen. Doch war damit ein Samenkorn gepflanzt, in welchem der Keim der gegenwärtigen Psychologie enthalten lag.

N. Malebranche, De la recherche de la vérité, 1673. — Spinozae Ethica, 1677. — Leibniz, Principia philosophiae, 1728. — Chr. Wolf, Psychologia empirica, 1732; rationalis, 1734.

Während sich die Anhänger des Systems der angeborenen Ideen das Verdienst erwarben, die Sphäre der innern Wahrnehmung als eine Welt für sich hinzustellen, und so der Wissenschaft gleichsam eine zweite Hemisphäre der Existenz zu vindiciren, arbeitete die entgegengesetzte Schule des Materialismus und Sensualismus wider ihren eigenen Willen an der Befestigung und Bereicherung des psychologischen Beobachtungsfeldes. Der Trieb nach anschaulicher Erkenntniß war so im Wachsen, daß man überall sich lieber auf einen, wenn auch nur flüchtigen Blick ins Innere der Seele, als ein bloßes speculatives Ergebniß verließ. Und da Das, was einem solchen Blick begegnete, immer zunächst Verbindungen und Producte von Vorstellungen waren oder zu sein schienen, so wurde die Ansicht, im Seelenleben eine Maschinerie von Vorstellungen zu erblicken, welche ihren Ursprung zuletzt aus den Sensationen des äußern Sinnes ableiteten, bei dieser Schule die herrschende. Dadurch, daß einige, wie Hobbes, die Vorstellungen blos für Phänomene materieller Substrate im Gehirn nahmen,

andre, wie Berkeley, geneigt waren, ihnen Substantialität für sich selbst beizulegen, wurde in Beziehung auf Erklärung psychischer Vorgänge kein großer Unterschied hervorgebracht. Der neue Standpunkt erreichte schon eine solche Macht, daß Materialismus und Idealismus in seinem Gefolge als zufällige Ansichten erschienen, die ihn nicht wesentlich verändern konnten. Im ganzen Alterthum kommt die Ansicht, daß die Seele aus Vorstellungen oder Sensationen (αἰσθήσεις) bestehe, nur ein einziges mal vor, nämlich in einem flüchtigen Einfalle des Sophisten Protagoras (nach Diog. Laërt. IX, 51), während dieselbe bei der Schule des Sensualismus zum allgemeinen Axiom wurde. So nannte der Materialist Hobbes den Verstand die Summe der aus den willkürlichen Zeichen der Sprache entstandenen Einbildungen, welche wir uns von Grund aus durch Fleiß erwerben, und machte daraus den Schluß, daß Genie sich durch richtigen Gebrauch der Sprache erwerben lasse, und die psychischen Fähigkeiten aller Menschen von Natur gleich seien. Locke suchte den Beweis zu führen, daß Trennung und Verbindung von sinnlichen Merkmalen, Zersetzung und Vergleichung derselben, völlig hinreiche, um alles Das auszudrücken, was im Begriff des Verstandes vorkomme, weshalb auch er die Menschen als von Natur mit gleichen psychischen Fähigkeiten ausgestattet annahm. Berkeley nahm überhaupt in der Welt nichts an als nur Sensationen, indem er die Erklärung der Eindrücke aus Sinnorganen, Nerven und Gehirn verschmähte. Denn das Einziehen des Dufts und die Erschütterung des Ohrs seien Dinge, welche mit Geruch und Ton gar keine Aehnlichkeit hätten. Hume nahm an, daß unsere sämmtlichen Ideen schwächere Copieen von Impressionen seien, und sich entweder nach den Gesetzen der Aehnlichkeit, oder nach dem Beisammen von Raum und Zeit, oder nach dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung verknüpfen, letzteres aus Gewohnheit und Instinct. Hartley suchte von ähnlichen Grundsätzen aus tiefer in das Wesen der Empfindungen hinabzusteigen, indem er den Schmerz von der Lust nur dem Grade der Sensationen nach verschieden annahm, als eine über die Grenze getriebene Lust, und sodann aus Lust und Schmerz durch die Mittelglieder der Liebe und des Hasses sämmtliche Gefühle ableitete. Er leitete dabei die Verstandesthätigkeit aus den Verbindungsgesetzen der Sensationen her. Reid suchte die Seelenthätigkeiten auf wenige einfache Gesetze der Ideenverbindung zurückzuführen. Auch Priestley

und Home forschten in den Gesetzen der Ideenassociation. Nach Condillac sind die Vermögen der Seele die Sensationen, und die Functionen des Denkens verschiedene Arten des Empfindens. Nichts verstehe der Mensch von selbst, alles müsse er lernen, er lerne sehen, hören, schmecken, urtheilen, fürchten, wollen u. s. w. Das Gefühl des Angenehmen wecke den Trieb nach den es erregenden Sensationen. Die Unruhe aus der Entbehrung des Angenehmen wecke Bedürfnisse, und zu ihrer Befriedigung Fertigkeiten. Er untersuchte dabei das Eigenthümliche jedes Sinnes, und wie der Mensch empfinden und denken würde, wenn er nur allein schmeckte, nur allein sähe, fühlte u. s. w. Helvetius verstand unter esprit den Vorrath von Ideen und Kenntnissen, die Jemand besitze. Tracy betrachtete Gedächtniß, Urtheil und Willen als nothwendige Folgen aus unsern Sensationen, und als unsere Grunderkenntniß die Ueberzeugung von dem Dasein der außer uns seienden Körper, welche von dem Gefühl des Widerstandes herrühre, den der Körper gegen eine gewollte Bewegung unserer Glieder ausübe. Laromiguière nahm neben dem Princip der Sensationen noch eine thätige Aufmerksamkeit als wirksam an. Ueberhaupt hat der Sensualismus sich bisher am fruchtbarsten an durchgreifenden psychologischen Blicken und Einfällen erwiesen, und dadurch das meiste Material zur zukünftigen strengern Verarbeitung geliefert.

Hobbes, Elementa philosophica de homine, 1658. — Locke, Essay concerning human understanding, 1684. — Berkeley, Principles of human knowledge, 1710. — Hume, Treatise upon human nature, 1738. — Hartley, Observations on man, 1749. — Reid, Inquiry into the human mind, 1764. — Priestley, Examination of Reid's inquiry etc., 1774. — Home, Elements of criticism, 1760. — Condillac, Essai sur l'origine des connaissances humaines, 1746. — Helvetius, De l'esprit, 1758. — Destutt-Tracy, Élémens d'ideologie ou grammaire générale, 1801. — Laromiguière, Leçons de philosophie ou essai sur les facultés de l'âme, 2. édit. 1820.

Dem Sensualismus bestand die Seele aus lauter Vorstellungen, Sensationen, Ideen. Er hatte also in ihr ein Wesen vor sich, das man beobachten konnte, das man sogar, weil seine Vorstellung von sich selbst gar nicht von ihm selbst unterschieden war, besser und leichter beobachten konnte als irgend Etwas in der Welt des äußern Sin-

nes. Wie sehr hatte man sich dadurch dem Wesen einer Cartesianischen Seele, deren Substanz ihre eigene Selbsterkenntniß ist, genähert, von einer Seite her, von der dies nicht zu erwarten stand, von Seiten des Materialismus! Ja, man hatte in Beziehung auf Reinheit des neuen Standpunkts den Intellectualismus des Descartes und Wolf weit hinter sich gelassen. Denn während der Letztere sich doch immer scheute, das ungeheure Paradoron eines Wesens, das aus nichts bestünde, als lauter Denken, offen auszusprechen, und sich daher in der Formel eines Ens, quod in nobis sibi sui et aliarum rerum extra nos conscium sit, noch immer eine verdeckte Aristotelische Entelechie reservirte, sprachen jene von entgegengesetzter Seite her das große Cartesianische Geheimniß offen und unbefangen aus. Was in aller Welt sollte denn auch die Seele anders sein, als eine Maschinerie von Gedanken und Empfindungen? Da erhob sich der gedemüthigte Descartes aufs neue als ein Rachegeist in der Person Kant's, warf die letzten Hülsen Aristotelischer Metaphysik fort, unterhöhlte aber damit zugleich dem Materialismus seinen fest geglaubten Boden. Ein Eindruck des Erstaunens begleitete die große That. Denn nun erst sank der letzte Rest antiker Vorurtheile, und die unaufgelösten Stoffe einer starren Materie und einer hohlen Seelenkraft begannen zu schmelzen im Feuer der absoluten Beobachtung.

Aber hiermit begannen alle Verlegenheiten und Ungewißheiten, welche im Standpunkte des innern Sinnes schlummern, anstatt sich zu lösen und zu beschwichtigen, erst recht zu erwachen und sich zu enthüllen. Denn wenn die ganze Welt sich in lauter Vorstellungen auflöst, aprioriſche und aposteriorische, nothwendige und zufällige, was ist dann das Substantielle von diesem allem? Sind es eben die Vorstellungen selbst? Oder sind es hinterliegende Kategorien, d. h. zu den anschaulichen Vorstellungen hinzufingirte unanschauliche Vorstellungen? Diese nächsten Reflexionen, über welche Kant nicht hinausgelangte, brachten zu wege, daß die allersicherste Sache von der Welt sich bei ihm ins Gewand des Skepticismus hüllen mußte, um den voreiligen Nachfragen des in den Kategorien des äußern Sinnes befriedigten Verstandes nicht zum Raube zu werden. Indessen konnte es bei dieser Unentschiedenheit nicht lange bleiben. Es mußte Hand ans Werk gelegt werden zu einem neuen Aufbau, auf die Gefahr hin, in alte Einseitigkeiten zurückzufallen. Die ersten Versuche von Reinhold und Fichte blie-

ben im Felde des innern Sinnes stehen, die spätern der naturphiloso-phischen Schule zogen das Gebiet des äußern Sinnes mit in ihren Kreis. Nachdem Reinhold in seiner Theorie des Vorstellungsvermö-gens das räthselhafte Wesen der Vorstellung als den Grundstoff, gleich-sam das Atom der innern Sinnlichkeit, unter die Verstandeslupe ge-nommen hatte, trat Fichte in das Cartesianische ens cogitans zurück, das sich im Lichte des neuen Standpunkts natürlich sogleich in eine cogitatio existens verwandelte, eine reine sich selbst setzende Thätigkeit. Seine Absicht war, aus ihr als der Grundvorstellung das System al-ler übrigen Vorstellungen zu construiren. Aber ehe auch diese Tendenz rechte Wurzel fassen konnte, wurde sie verdrängt von einer neuen, welche darum die siegende werden mußte, weil sie am besten geeignet war, den neuen Standpunkt auch für ein populäres Bewußtsein unwider-ruflich zu befestigen, freilich auf die Gefahr seiner Verunreinigung hin. Die Naturphilosophie war der kriegerische Bacchantenzug des innern Sinnes. Denn es galt, die Erscheinungen des äußern Sinnes in die des innern, die Stoffe in Kategorien, die Materialität in den Gedan-ken aufzulösen. Die Tendenz war gut und wird als eine solche nicht untergehen, konnte aber für eine Centralwissenschaft des innern Sinnes selbst den Blick zunächst eher verdunkeln als erhellen. Denn die Ge-wöhnung, mehr nach der Macht als nach dem Wesen des Gedankens zu forschen, sich mehr um seine Manifestationen als um ihn selbst zu bekümmern, und dabei die Auflösung der Materie in den Gedanken, das große Problem der Zukunft, zum Zweck einer prompten Polemik oder abgeschlossenen Compendienweisheit als bereits geschehen und voll-bracht vorauszusetzen, brachte die Unsitte auf, die Grundfragen zu um-gehen, anstatt sie zu discutiren, und sowol in Beziehung auf das Object des innern, als des äußeren Sinnes beständig fehl zu treten, ungefähr wie es schon die antiken Philosophen gemacht hatten, die da-her auch wieder in Stücken gepriesen wurden, worin sie es nicht ver-dienen. Fragtest du nach dem Geist, so bekamst du die Antwort, er sei die Macht über die Materie. Fragtest du nach der Mate-rie, so bekamst du die Antwort, sie sei der noch unenthüllte Geist. Ein Unmaterielles, welches nur aus seiner Macht und Wirksam-keit erkannt werde, nannten die Alten eine Entelechie, aber eine Grundmaterie, welche zugleich Seele sei, nannten sie eine ἀρχή, ein στοιχεῖον. Die Psyche der modern speculativen Methode ist wieder

Entelechie, die der genetischen Stoicheion. Ein höchst bedenklicher Passus.

Das Wesen der neuen Entelechie, der Hegel'schen, ist ebenso wie das der alten das Denken. Der Geist ist nichts Anderes als Denken, aber ein übergreifendes, mächtiges, weltgestaltendes. Als Bewußtsein ist der Geist das sich von allem Unterscheiden, Act des Unterscheidens, als Inhalt des freien reinen Selbstbewußtseins in seiner Bestimmtheit ist er Vernunft. In seiner unmittelbaren Einheit mit der Natur und Ungeschiedenheit von derselben ist er Seele oder träumender Geist, in seinem eigenen Andersein aber selbst Natur oder entäußerter Geist. Dieses System ist daher durch und durch Machtspruch des aus seinem abstractesten Selbstbegriffe heraus die Urmöglichkeiten setzenden Denkens. (Rosenkranz, „Psychologie", S. 4—7.)

Das Stoicheion der genetischen Methode ist ein nicht minder unanschauliches Princip. Diese mit dem Geist identische Materie wird alldurchdringend gedacht als ein allernährender Lebensstoff, ein alle Mängel ergänzendes, alle Bedürfnisse stillendes Complement, eine Lebensluft von höherer Natur, in welcher nicht blos die Leiber, sondern auch Sinne und Gedanken ihre Athemzüge thun. Diese Methode ist trotz allen Anscheins einer größeren Anschaulichkeit doch nicht minder speculativ als die vorige, vor der sie nur den Vortheil der größeren Ungezwungenheit hat. (Schubert's „Geschichte der Seele", §. 30.)

Wenn dem speculativen Psychologen keine Thatsache der innern Sinnlichkeit genießbar ist, ohne sie erst durch die Negativität des übergreifenden Denkens zu versalzen und zu verderben, so kann der genetische Psychologe keine Gabel voll innern Sinnes zum Munde führen, ohne sie erst in die Sauce des äußern getunkt zu haben. Es ist Zeit, daß diese beiden barbarischen Gewohnheiten aus dem letzten Feldzuge einer edlern Sitte Platz machen.

Mittlerweile wurden durch Herbart und Beneke die Standpunkte der Monadologie und des Sensualismus erneuert, zwar in erhöhter und veredelter Form, wie es in der von Kant erleuchteten Sphäre nicht anders zu erwarten war, dennoch in einer übergroßen Proclivität zu den frühern Mustern, denen sie sich anschlossen. In Beneke ist wirklich nur die schon von Berkeley und Hume vergebens erstrebte völlige Losreißung des Sensualismus vom Materialismus erfolgt, in Herbart ist die Leibnizische Monade gewissen Reizen oder

Störungen zugänglich geworden, wodurch sie sich der Herrschaft der ideae materiales entzogen hat, denen sie bei Wolf als Sklavin dienen mußte.

Herbart hält die Seele für ein einfaches Wesen, ohne Theile oder Vielheit, nicht irgendwo noch irgendwann seiend, sondern Zeit und Raum, sowie Vorstellungen, Gefühle und Begierden durch eine Art von Druck und Gegendruck zwischen sich und andern ihres gleichen hervorbringend. Dies Verhältniß besteht darin, daß in der einfachsten Qualität jedes Wesens Etwas geändert werden würde durch das andere, wenn nicht ein Jedes widerstände und gegen die Störung sich selbst in seiner Qualität erhielte. Die Selbsterhaltungen der Seele sind die einfachen Vorstellungen, deren Verschiedenheit sich nach der Verschiedenheit der Störungen richtet. Der Gegensatz zwischen Seele und Materie bezieht sich nur auf die Art unserer Auffassung. („Lehrb. zur Psychologie", 2. Aufl., §. 122–124.)

Nach Beneke ist die Seele ein immaterielles Wesen, bestehend aus gewissen Systemen von Urvermögen, welche gewisser Anregungen von außen fähig sind durch Reize, die von ihnen angeeignet und festgehalten werden. Die Vermögen haben bestimmte Grade von Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit. Soweit Vermögen und Reize einander vollkommen durchdrungen haben oder letztere von den erstern angeeignet sind, tritt die Form des Vorstellens ein; soweit die Reize wieder entschwunden und die Vermögen wieder frei und unerfüllt geworden sind, entsteht die Form des Begehrens, das Fühlen aber ist das unmittelbare Bewußtsein von den Verschiedenheiten in der Bildung der neben- oder nacheinander gegebenen bewußten Entwickelungen. Die qualitative Verschiedenheit zwischen Leib und Seele wird dadurch gewissermaßen aufgehoben, daß alle leiblichen Systeme in ihrer Entwickelung unter Umständen bewußt und so zu Elementen des psychischen Lebens erhoben werden können. (Lehrb. zur Psychol. §. 56. 66. 69.)

Wir sind hiermit auf dem Boden der Gegenwart angelangt.

Vgl. F. A. Carus, Geschichte der Psychologie, herausgegeben von F. Hand. Leipzig 1808. (Dritter Band der nachgelassenen Werke.) — J. G. E. Maass, Paralipomena ad historiam doctrinae de associatione idearum. Hal. 1787. — M. Hißmann, Geschichte der Lehre von der Association der Ideen. Göttingen 1776. — Jos. Priestley, History of the philosophical doctrine concerning the origin

of the soul and the nature of matter, in deſſen: „Disquisitions relating to matter and spirit.“ London 1777. — Bas. Terzi, Storia critica delle opinioni filosofiche intorno all' anima. Padua 1776—78. — R. Blakey, History of the philosophy of Mind, from the earliest periods to the present time. IV voll. London 1850.

§. 5.
Literatur der Pſychologie.

Anfänge der Wiſſenſchaft. Beſitznahme des Standpunkts vom innern Sinn. Vertiefung der Pſychologie in ihrem eigenen Felde. Ausbreitung derſelben über die Felder des Unbewußten und Unorganiſchen. Phyſiologiſcher Standpunkt. Ethnographiſcher Standpunkt. Aerztlicher und gerichtlicher Standpunkt. Phyſiognomik und Kranioſkopie. Thierpſychologie. Materialienſammlungen.

Anfänge der Wiſſenſchaft.

Aristoteles, De anima libri III, ed. F. A. Trendelenburg. Jenae 1833. Deutſch von Voigt (1794), ſpäter von Weiße. Commentare aus dem Alterthum von Alexander Aphrodiſienſis (Fragment), Simplicius und Joh. Philoponus. Spätere Commentatoren: Fr. a Vico Mercato, Bonaventura Belluti, Thomas von Aquino, Petrus de Alliaco, Lambertus de Monte, Joh. Jandunus, Laurentius Florentinus, Paulus Venetus. Nemesius, Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, ed. Matthaei. Lips. 1802. Tertullianus, De anima. Opp. Wirceb. 1780. Augustinus, De anima et ejus origine. Opp. Paris. 1609. Hugo de Sto. Victore, De anima libri IV. Opp. Rothom. 1648. Albertus Magnus, De natura ac immortalitate animae. Nuremb. 1493. 4. Raymund de Sabunde, Viola animae per modum dialogi. Toleti 1501. 4. Joh. Lud. Vives, De anima et vita lib. III. Basil. 1538. 8. Phil. Melanchthon, Commentarius de anima. Vitebg. 1540. 8.

Rud. Goclenius, ψυχολογία, h. e. de hominis perfectione, anima et imprimis ortu. Marb. 1594. 8. Otto Casmann (Schüler des Vorigen), Psychologia anthropologica sive animae humanae doctrina. Hanau 1594. 8. (War zu ihrer Zeit ſehr berühmt.) J. Zabarella, De anima. Frcft. 1607. Caesar Cremoninus, Illustres contemplationes de anima. Thom. Campanella, De sensu rerum et magia. Frcft. 1620. 4. Phil. Bebius (ein Holländer), Schola affectuum. Colon. 1624. G. J. Vossius, De cognitione sui. Amst. 1644. 12. Joh. Sperling, Anthropologia physica. Vitebg. 1647. Ge. Mayer, Homo microcosmus. Frcft. 1670.

E. W. von Tschirnhausen, Medicina mentis 1687. 4. Chr. Tho-

maſius, Verſuch vom Weſen des Geiſtes. Halle 1699. Andr. Rüdiger, Disp. de eo, quod omnes ideae oriantur a sensione. Lips. 1704. Fr. Cämmerer, Unterſuchung von der Seele, ihrer Exiſtenz, Weſen und Eigenſchaften. Leipzig 1714. 4. S. Chr. Hollmann, De stupendo naturae mysterio: anima humana sibi ipsimet ignota. Gryphisw. 1722. Institut. pneumatologiae. Götting. 1741.

Jakob Böhm, Vierzig Fragen von der Seelen Urſtand, Eſſenz, Weſen, Natur und Eigenſchaft beantwortet. Amſterdam 1665. 12. Rabbi Israël, Disputatio cabbalistica de anima. Latine a Jos. de Voysin. Paris. 1635. 8. J. Eggerus, Psychologia rabbinica. Basil. 1719. 4. Ambertkend, d. i. die Quelle des Lebenswaſſers, ein indiſches Werk über die Natur der Seele, im Auszug von de Guignes, in den Mémoires de l'acad. des inscriptions. T. XLV, p. 565 sq.

Beſitznahme des Standpunktes vom innern Sinn.

In England.

Thom. Hobbes, On the nature of man, 1650. De homine, imprim. de visione et anima, 1655. Elementa philos. de corpore, 1656. Elementa philos. de homine, 1658. Ralph Cudworth, The true intellectual systeme of the universe. Lond. 1678. Henri More, Tractatus de anima ejusque facultatibus. Roterod. 1677.

John Locke, Essay concerning human understanding in 4 books. 1684. (Deutſch von Tennemann. 1795.) Coward, Thoughts concerning human soul, 1702. Shaftesbury, A letter concern. enthusiasm, 1708. Characteristics of men, manners, opinions and times. III voll. 5. Aufl. 1733. Berkeley, Principles of human knowledge, 1710. Fr. Hutcheson, Synopsis metaphysicae, ontologiam et pneumatologiam complectens. Glasg. 1714. Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue, 1720. Essay on the nature and conduct of passions and affections, 1728.

David Hume, Treatise of human nature. III voll. Lond. 1738. Inquiry concerning human understanding. Lond. 1748. (Deutſch von Tennemann. 1793.) Dav Hartley, Observations on man, his frame, his duty and his exspectations, 1749. Rich. Price, Review of the principal questions and difficulties in morals, 1758. Adam Smith, Theory of moral sentiment. Lond. 1759. Henry Home, Elements of criticisme, 1760. (Deutſch von Meinhardt. 1790.)

Thomas Reid, Inquiry into the human mind or the principles of common sense, 1764. On the intellectual powers of man, 1785. On

the active powers of man, 1788. Essays on the powers of the human mind. III voll. 1803. (Neu edirt von Dug. Steward. 1812. Franzöſiſch von Jouffroy in 6 Bdn. 1829.) Jos. Priestley, An examination of Reid's Inquiry into the human mind, 1774. Dugald Steward (Schüler Reid's), Elements of the philosophy of the human mind. III voll. 4. 1792. Neue Aufl. von Wright. London 1850. (Deutſch von Lange. 1794) Philosophical essays. Neue Aufl. 1816. Thomas Brown (Schüler Steward's), Lectures on the philosophy of human mind. IV voll. 11. Aufl. 1816. 13. Aufl. 1842.

Adam Ferguson, Institutes of moral philosophy, 1769. Essays on the intellectual powers, moral sentiment, happiness and national felicity. Neue Aufl. 1805. J. Bruce, Elements of the science of natural philosophy. Lond. 1786. Adair, A philosophical and medical sketch of the natural history of the human body and mind. Lond. 1787. (Deutſch von Michaelis. 1788.) R. Sims, Essay on the nature and constitution of man. Lond. 1695. (Deutſch. Leipzig 1795.) Darwin, Zoonomia or the laws of the organic life. Lond. 1794. Al. Crichton, An inquiry into the nature and origin of mental derangement, comprehending a concise system of the physiology and pathology of the human mind and history of the passions and their effects. II voll. Lond. 1798. (Deutſch im Auszug. 1798.) Thom. Belsham, Elements of the philosophy of the mind and of moral philosophy. T. Cogan, A philosophical treatise on the passions, 1800.

Thom. Young, Lectures on the intellectual philosophy. Glasg. 1855.

Abercrombie, Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth. Edinb. 1830.

Jam. Mill, Analysis of the human mind. II voll. Lond. 1829.

Th. C. Upham, Elements of mental philosophy. II voll. Boston 1851.

G. S. Weaver, Lectures on mental science. New-York 1852.

In Frankreich.

Descartes, De passionibus animae, 1649. Traité de l'homme et de la formation de foetus, 1668. Carteſianer: L. de la Forge, Traité de l'esprit de l'homme. Paris 1666. 4. Cordemoy, Le discernement du corps et de l'ame. Paris 1666. J. B. du Hamel, De mente humana. lib. IV. 1672. G. Lamy, Explication mécanique et physique des fonctions de l'ame sensitive. Paris 1677. 12. De Raei (ein Holländer), De interpretatione. 1692. Spinoza, De origine et natura affectuum, in P. III der Ethik. (Deutſch in Joh. Müller's „Phyſiologie" II, 3. S. 543.)

Michel de Montaigne, Essais livr. III. Bourdeaux 1580. Blaise Pascal, Pensées, 1670. J. de la Bruyère, Charactères de Théophraste avec les charactères ou les moeurs de ce siècle. Paris 1687. Comte de Rochefoucauld, Réflexions ou sentences et maximes morales. Neue Aufl. Paris 1789. (Deutſch von v. Manners. Wien 1841. 4. Ferner von Dürholz. Solothurn 1852.)

Condillac, Essai sur l'origine des connaissances humaines, 1746. (Deutſch von Hißmann. 1780.) Traité des sensations, 1754. (Deutſch von Weißegger.) La Mettrie, Sur l'existence de l'ame, 1747. L'homme machine, 1748. L'homme plante, 1748. Maupertuis (neigte ſich zu Leibniz), Système de la nature, 1751. Essai de philosophie morale, 1749. Godast, La physique de l'ame humaine, 1755. Chr. Bonnet, Essai de psychologie, 1755. (Deutſch von Dohm. 1772.) Essai analytique sur les facultés de l'ame, 1760. (Deutſch von Schütz. 1770.)

Helvetius, De l'esprit, 1758. De l'homme, de ses facultés et de son éducation, 1772. Robinet, De la nature, 1761. Holbach, Système de la nature, 1770. Pierre Fabre, Essai sur les facultés de l'ame, 1785. Ambr. Ganne, L'homme physique et moral, 1791. Rapin, Pensées sur la nature de l'esprit, 1795. N. E. R. de la Bretonne, Le coeur humain dévoilé. Paris 1796. 12.

Destutt de Tracy, Elémens d'idéologie, ou grammaire générale. III voll. 1801—4. Cabanis, Les rapports du physique et du moral de l'homme. II voll. Paris 1802. (Deutſch von Jacob. 1804.) P. Prevost, Essai de philosophie ou étude de l'esprit humain. II voll. Genève 1806. Laromiguière, Leçons de philosophie, ou essai sur les facultés de l'ame. II voll. Paris 1815. Ch. Vict. de Bonstetten, études de l'homme. II voll. Genève 1821. Massias, Rapport de la nature à l'homme, et de l'homme à la nature. V voll. Paris 1821—22. Virey, De la puissance vitale. Paris 1823. Keratry, Inductions morales et physiologiques. Comte de Montlosier, Des mystères de la vie humaine. II voll. Paris 1829. Damiron, Cours de philosophie. tom. I et II. Psychologie. Bruxelles 1834. Quételet, Sur l'homme et le développement de ses facultés. II voll. Paris 1835. (Deutſch von Riecke, mit 7 Kupf. Stuttgart 1838.) Comte de Redern, Sur la nature de l'homme, 1839. Debreyne, Pensées d'un croyant, ou considérations sur le materialisme, l'ame des bêtes, la phrénologie, le suicide, le duel et le magnétisme animal. 2. ed. Paris 1840. B. de Villemer, Philoſophiſche Gedanken über die Natur des Menſchen, aus dem Franzöſ. von Weldize. Mün

chen 1841. Leroux, Pneumatologie. Paris 1844. André Soviat, De l'esprit et de l'ame. 2 voll. Paris 1850.

In Italien.

Farnochia, Institutiones psychologicae. Lucca 1792. P. Galuppi di Tropea, Elementi di filosofia. Tom. II. Psicologia. Tom. III. Ideologia. Messina 1821. sq. Melch. Gioja, Ideologia. Tom. II. Milano 1822—23.

In Deutschland.

Leibniz, Meditationes de cognitione, veritate et ideis, 1684. Nouveaux essais sur l'entendement humain, 1716. Chr. Wolf, Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschl. Verstandes, 1719. Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele, 1720. Psychologia empirica, 1732. 4. Psychologia rationalis, 1734. 4. Wolfianer: Thümmig, Psychologia in seinen „Instit. philos." 1724. Winkler, desgl. 1735. Reusch, desgl. 1735. Schubert, desgl. 1738. Baumeister, desgl. 1738. Baumgarten, desgl. 1739. Bilfinger, De harmonia animae et corporis maxime praestabilita, 1721. Reinbeck, Philos. Gedanken über die vernünftige Seele. Berlin 1739. Stiebritz, Erläuterung von Wolf's Vernünftige Gedanken u. s. w. 1741. Körber, Worauf es bei Ausmessung menschl. Seelen und aller einfachen Dinge ankommt. 3 Thle. Halle 1745. Baumer, Fundamenta psychologico-logica, 1752. G. Fr. Meier, Lehre von den Gemüthsbewegungen. Halle 1744. Canz, Psychologia in seinen meditat. philos. Tub. 1750. 4. Pape, Erörterung der Begriffe vom Verstande und Willen, 1752. Plahn, Geisterlehre. Hamburg 1753. Eberhard, Theorie des Denkens und Empfindens, 1776.

J. P. de Crousaz, De mente humana. Groning. 1726. 12. Crusius, Pneumatologie in seinem Entwurfe der nothwendigen Vernunftwahrheiten. Leipzig 1745. von Creuz, Versuch über die Seele, 2 Thle. 1753. Struv, Anthropol. naturalis sublimior. Jenae 1754. 4. Dalham, Psychologia. Viennae 1756. 4. Hentsch, Versuch über die Folge der Veränderungen in der menschlichen Seele. Leipzig 1756. Krüger, Versuch einer Experimentalseelenlehre, 1756. J. F. Weiss, De natura animi et potissimum cordis humani, 1761. Schönfeldt, Anweisung zur Erkenntniß seiner selbst, 1764.

Engel, Versuch einer Theorie von dem Menschen und dessen Erziehung. Berlin 1753. Mendelssohn, Briefe über die Empfindungen, 1755. Zimmermann, Ueber die Einsamkeit, 1756. Sulzer, Theorie der an-

genehmen Empfindungen, 1762. Garve, Ueber die Neigungen, 1768. Kochius, Ueber die Neigungen, 1769.

Platner, Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Leipzig 1772. Meiners, Abriß der Psychologie, 1773. Hennings, Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere. Halle 1774. Campe, Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele. Leipzig 1776.

Tetens, Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwickelung. 2 Thle. 1777. Hißmann, Psychologische Versuche, 1777. von Irwing, Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. 4 Thle. Berlin 1777—85. D. Tiedemann, Untersuchungen über den Menschen. 3 Thle. 1778. Feder, Untersuchungen über den menschlichen Willen. 3 Thle. 1779—86.

Moritz, Beiträge zur Philosophie des Lebens. 2. Aufl. Berlin 1781. Ploucquet, Skizze der Lehre von der menschlichen Natur. Tübingen 1782. Ewald, Ueber das menschliche Herz. 3 Thle. 1784. Wezel, Versuch über die Kenntniß der Menschen. 2 Thle. Leipzig 1784—85. Abel, Einleitung in die Seelenlehre. Stuttgart 1786. Steeb, Ueber den Menschen nach den hauptsächlichen Anlagen in seiner Natur, 1785. Villaume, Abhandlungen über die Kräfte der Seele, 1786.

G. E. Schulze, Psychologie im 1. Bande des Grundrisses der philosophischen Wissenschaft. Wittenberg 1788. Psychische Anthropologie. Göttingen 1816. 3. Aufl. 1826. Mauchart, Phänomene der menschlichen Seele. Stuttgart 1789. Pockels, Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß. 2 Thle. Berlin 1788—89. Mezger, Medicinisch-philosoph. Anthropologie. 1790. Jakob, Grundriß der Erfahrungsseelenlehre. Halle 1791. 4. Aufl. 1810. Schaumann, Psyche. 2 Thle. Halle 1791. C. Ph. Funke, Praktische Geschichte des Menschen. Königsberg 1795. Hoffbauer, Naturlehre der Seele in Briefen, 1796. Grundriß der Erfahrungsseelenkunde, 1794. Neue Aufl. 1810. Ueberwasser, Anweisung zum Studium der empirischen Psychologie, 1794. Ueber das Begehrungsvermögen, 1800. Meister, Briefe über die Einbildungskraft, 1794. Ith, Versuch einer Anthropologie. 2 Thle. Bern 1794—95. Stöger, Anthropologie. Salzburg 1795. Maaß, Versuch über die Einbildungskraft, 1797; Ueber die Leidenschaften, 1805—7; Ueber die Gefühle, 1811. Abicht, Empirisch-psychologische Wesenlehre, 1799. Pölitz, Populäre Anthropologie, 1800.

Vertiefung der Psychologie in ihrem eigenen Felde.

Kant, Kritik der reinen Vernunft. Riga 1781. Leonh. Reinhold, Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens. Prag und

Jena 1789. J. G. Fichte, Die Thatsachen des Bewußtseins, Vorlesungen vom Jahre 1813. Tübingen 1817. 2. Aufl. Göttingen 1835. Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Königsberg 1798. K. Chr. Erh. Schmid, Experimentalseelenlehre, 1796. Fr. W. D. Snell, Empirische Psychologie. Gießen 1802. 2. Aufl. 1809. Geisteslehre. Gießen 1828. M. G. A. Flemming (Schüler Reinhold's), Lehrbuch der allgemeinen empirischen Psychologie. Altona 1796. Kaj. von Weiller, Ueber die gegenwärtige und künftige Menschheit. München 1799. Grundlegung zur Psychologie, 1817. Bouterwek, Populäre Anthropologie, 1800. Kiesewetter, Abriß der Erfahrungsseelenlehre, 1806. 2. Aufl. 1814.

Pestalozzi, Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Zürich 1797.

F. A. Carus, Psychologie, herausgegeben von F. Hand. 2 Thle. Leipzig 1808.

Chr. Weiß, Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele. Leipzig 1811.

Herbart, Lehrbuch zur Psychologie. Königsberg 1816. 3. Aufl. 1834. Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden, 1822. De attentionis mensura causisque primariis. 1822. 4. Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. 2 Thle. Königsberg 1824—25. Psychologische Untersuchungen. 2 Thle. 4. mit Kupf. Göttingen 1839. Stiedenroth, Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen. 2 Thle. Berlin 1824. Lehrbuch der Psychologie. Greifswald 1828. Drobisch, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Leipzig 1842. Quaestionum mathematico-psychologicarum fasc. I. Acced. tab. lith. 4. 1857. Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie, mit einer Figurentafel. Leipzig 1850. Th. Waitz, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Braunschweig 1849. Grundlegung der Psychologie, nebst einer Anwendung auf das Seelenleben der Thiere. Hamburg und Gotha 1846. W. Fr. Volkmann, Die Lehre von den Elementen der Psychologie als Wissenschaft. Prag 1850. Cupr, Grundriß der empirischen Psychologie. Prag 1852. Schilling, Lehrbuch der Psychologie. Leipzig 1851.

F. Ed. Beneke, Erfahrungsseelenlehre als Grundlage alles Wissens in ihren Hauptzügen dargestellt. Berlin 1820. Psychologische Skizzen. 2 Thle. Göttingen 1825—27. Lehrbuch der Psychologie. Berlin 1833. 2. vermehrte Aufl. 1845. Die neue Psychologie, erläuternde Aufsätze zur zweiten Auflage meines Lehrbuches der Psychologie. Berlin 1845.

Pragmatische Psychologie, oder Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben. 2 Thle. Berlin 1850. G. Raue, Die neue Seelenlehre Beneke's für Lehrer bearbeitet. 2. Aufl. Bautzen 1850.

Fries, Handbuch der psychischen Anthropologie. 2 Thle. Jena 1820—21. 2 Aufl. 1837 39.

Salat, Lehrbuch der höhern Seelenkunde. München 1820.

Hillebrand, Die Anthropologie als Wissenschaft. 3 Thle. Mainz 1822. Philosophie des Geistes oder Encyklopädie der gesammten Geisteslehre, 1835. 2 Aufl. 1842.

Heinroth, Die Psychologie oder Selbsterkenntnißlehre. Leipzig 1827.

Scheidler, Ueber das Studium der Psychologie. Jena 1827. Handbuch der Psychologie. Darmstadt 1833.

Sigwart, Grundzüge der Anthropologie. Tübingen 1827.

C. F. Flemming, Beiträge zur Philosophie der Seele. 1. Thl.: Die Menschenseele. 2. Thl.: Die Thierseele. Berlin 1850—54.

Biunde, Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie. 3 Thle. Trier 1851—53.

Fr. Franke, Philosophie und Leben, zur Förderung des Studiums der philosophischen Anthropologie. Rostock 1851. Das selbständige und reine Leben des Gefühls. Leipzig 1858.

Groos, Die geistige Natur der Menschen, Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Mannheim 1834.

Fr. Fischer, Die Naturlehre der Seele. 2 Thle. Basel 1834—35. Lehrbuch der Psychologie. Basel 1838.

J. von Lichtenfels, Grundriß der Psychologie. Innsbruck 1825. Lehrbuch der Psychologie. Wien 1834.

E. Reinhold, Lehrbuch der philosophisch-propädeutischen Psychologie. Jena 1835.

C. F. Lessing, Die Lehre vom Menschen. 2 Thle. 1835.

C. A. von Reichlin-Meldegg, Psychologie des Menschen mit Einschluß der Somatologie. 2 Thle. Heidelberg 1837—38.

Birnbaum, Lehrbuch der Anthropologie. Köln 1842.

Braubach, Psychologie des Gefühls. Wetzlar 1847.

J. J. Prochazka, Psychologie, Leitfaden für den Unterricht. 3. Aufl. Wien 1851.

J. Beck, Grundriß der empirischen Psychologie und Logik. 2. Aufl. Stuttgart 1846.

G. Mäurer, Anthroposophie oder Menschenweisheit. Frankfurt a. M. 1851.

Ausbreitung der Psychologie über die Felder des Unbewußten und Unorganischen.

Schelling, Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus. Hamburg 1798. 3. Aufl. 1809.

Hegel, Phänomenologie des Geistes. Bamberg und Würzburg 1807. Neue Auflage. Berlin 1835. Mußmann, Lehrbuch der Seelenwissenschaft oder der rationellen und empirischen Psychologie. Berlin 1827. Rosenkranz, Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geiste. Königsberg 1837. 2. verbesserte Auflage. Nebst Widerlegung Erner's. Ebend. 1843. (Erner, Die Psychologie der Hegel'schen Schule beurtheilt. Leipzig 1842.) Erdmann, Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältniß zueinander, 1837. Grundriß der Psychologie für Vorlesungen. Leipzig 1840. Psychologische Briefe. Leipzig 1852. Daub, Vorlesungen über die philosophische Anthropologie, 1838. Michelet, Anthropologie und Psychologie, oder die Wissenschaft des subjectiven Geistes. Berlin 1840. Peipers, die Anthropologie oder Wissenschaft der Erfahrung. Düsseldorf 1847. K. Ph. Fischer, Grundzüge des Systems der Philosophie. 2. Bd. 1. Abth.: Anthropologie. Erlangen 1850.

Suabedissen, Ueber die innere Wahrnehmung, 1808. Die Betrachtung des Menschen. 3. Thle. Kassel 1815—18. Grundzüge der Lehre vom Menschen. Marburg 1828. Vom Begriff der Psychologie, ihrem Verhältniß zu den verwandten Wissenschaften und ihrer Erkenntnißweise. Marburg 1829.

Gruithuisen, Anthropologie. München 1810.

Troxler, Blicke in das Wesen des Menschen. Aarau 1812.

Schelver, Ueber das Geheimniß des Lebens, 1814. Von den sieben Formen des Lebens. Frankfurt a. M. 1817.

G. H. Schubert, Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. 3 Thle. Leipzig 1806—20. Symbolik des Traums. Bamberg 1814. 2. Aufl. 1821. Die Geschichte der Seele. 2 Thle. Stuttgart und Tübingen 1830. 4. Aufl. 1850. Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde. Erlangen 1838. 2. Aufl. 1842.

Eschenmayer, Psychologie in drei Theilen, als empirische, reine und angewandte. Stuttgart und Tübingen 1816. 2. Aufl. 1822.

v. Berger, Grundzüge der Wissenschaft der Natur und des Menschen. Altona 1817. Grundzüge der Anthropologie und Psychologie. Altona 1824.

v. Buquoi, Skizzen zu einem Geſetzbuch und einer Charakteriſtik der Natur. 4. Mit Kupf. Leipzig 1817. Ideelle Verherrlichung des empiriſch erfaßten Naturlebens. 2 Thle. Leipzig 1822. 8.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorſtellung. Leipzig 1819. 2. Aufl. 2 Thle. Ebend. 1844. Vom Willen in der Natur. Frankfurt a. M. 1853. Parerga und Paralipomena. 2 Bde. Berlin 1851.

Cretzschmar, De prima et secunda animi humani natura, sive de primariis et secundariis viribus. Lips. 1821. 4. Beiträge zu der Lehre von dem Leben. Thl. I. Das materielle Leben. Thl. II. Die Entſtehungslehre. Frankfurt a. M. 1840—45.

Steffens, Anthropologie. 2 Thle. Breslau 1822.

Ennemoſer, Hiſtoriſch-pſychologiſche Unterſuchungen über den Urſprung und das Weſen der menſchlichen Seele und über die Beſeelung des Kindes. Bonn 1824. Ueber die Wechſelwirkung des Leibes und der Seele. Bonn 1825. Der Geiſt des Menſchen in der Natur, oder die Pſychologie in Uebereinſtimmung mit der Naturkunde. Stuttgart und Tübingen 1849.

Krauſe, Von der Selbſchauung des Ich, in den neun erſten Abſchnitten der Vorleſungen über die Grundwahrheiten der Wiſſenſchaft. Göttingen 1829. Ahrens, Cours de Psychologie, fait à Paris. II. Voll. Paris et Leipzig 1836—38. Lindemann, Die Lehre vom Menſchen. 2 Thle. Zürich 1844.

C. G. Carus, Vorleſungen über Pſychologie. Leipzig 1831. Pſyche, zur Entwickelungsgeſchichte der Seele. Pforzheim 1846. 2. Aufl. 1851.

Nitzen, Die höchſten Angelegenheiten der Seele, nach dem Geſetz des Fortſchritts betrachtet. Darmſtadt 1835.

K. Snell, Philoſophiſche Betrachtungen der Natur. Dresden 1839.

Vorländer, Grundlinien einer organiſchen Wiſſenſchaft der menſchlichen Seele. Berlin 1841.

Burdach, Blicke ins Leben (enthaltend eine comparative Pſychologie). 3 Thle. Leipzig 1842—44.

Ph. Volkmuth, Wiſſenſchaft der empiriſchen Pſychologie in genetiſcher Entwickelung. Trier 1846.

H. Vogel, Die Philoſophie des Lebens der Natur. Braunſchweig 1846.

Maxim. Jacobi, Naturleben und Geiſtesleben. Der Sinnenorganismus in ſeinen Beziehungen zur Weltſtellung des Menſchen. Leipzig 1851.

Vom phyſiologiſchen Standpunkt.

Aristoteles, De sensu et sensibili. De iis, quae sub auditum cadunt. De coloribus. De somno et vigilia. De insomniis. De respiratione.

De communi animalium motione. De longitudine et brevitate vitae. De juventute et senectute. Edit. Beckeri. Berol. 1831 sq.

Sömmering, Ueber das Organ der Seele. Mit Kupf. Königsberg 1796. 4.

Oken, Abriß des Syſtems der Biologie. Göttingen 1805.

Gall et Spurzheim, Anat. et physiol. du système nerveux. Paris 1810.

Burdach, Vom Baue und Leben des Gehirns. 3 Thle. Mit Kupf. Leipzig 1819—26. Anthropologie für das gebildete Publicum. Mit Kupf. Stuttgart 1837.

Hartmann, Der Geiſt des Menſchen in ſeinen Verhältniſſen zum phyſiſchen Leben. Wien 1820. 2. Aufl. 1832.

v. Bähr, Vorleſungen über Anthropologie. Mit Kupf. 1824.

Flourens, Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. Paris 1824. Ed. 2. 1842. Deutſch von G. W. Becker.

Bird, Seelenleben in ſeinen Beziehungen zum Körperleben. Berlin 1837.

C. G. Carus, Syſtem der Phyſiologie. 3 Thle. 1838—40. Verſuch einer Darſtellung des Nervenſyſtems, insbeſondere des Gehirns. Leipzig 1814.

Jeſſen, Beiträge zur Kenntniß des pſychiſchen Lebens, 1831, und Fortſetzungen.

Klencke, Syſtem der organiſchen Pſychologie, Entwurf einer wiſſenſchaftlichen Symbolik der Organe. Leipzig 1842.

Spieß, Phyſiologie des Nervenſyſtems. Braunſchweig 1844.

D. Domrich, Die pſychiſchen Zuſtände, ihre organiſche Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849.

R. H. Lotze, Mediciniſche Pſychologie oder Phyſiologie der Seele. Leipzig 1852.

F. W. Hagen, in R. Wagner's Handwörterbuch der Phyſiologie. 2. Bd. S. 762, Artikel: Pſychologie und Pſychiatrie.

Vom ethnographiſchen Standpunkt.

Blumenbach, De generis humani varietate nativa. Gottingae 1795. Kant, Von den verſchiedenen Racen der Menſchen, 1775. Beſtimmung des Begriffs einer Menſchenrace, 1795. Girtanner, Ueber das Kantiſche Princip für die Naturgeſchichte. Göttingen 1796. La physique de l'histoire, ou considérations générales sur les principes élémentaires du tempérament et du charactère naturel des peuples. Amst. 1765. Meiners, Unterſuchungen über die Verſchiedenheit der Menſchennaturen. Tübingen 1815.

Klencke, Grundriß der Anthropologie, leitende Ideen zu einer phyſiologiſchen Geſch. des Menſchheitslebens. Leipzig 1841.

Prichard, The natural history of man; comprising inquiries into the modifying influence of physical and moral agencies on the different tribes of the human family. With engravings. London 1826. 3. Edit. 1836—47. 5 Bde. Deutſch von Wagner und Will. 4 Bde., Leipzig 1840—48.

Comte de Lacépède, Histoire naturelle de l'homme. Paris 1827. Les âges de la nature et histoire de l'espèce humaine. Paris 1830.

v. Rougemont, Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechts, aus dem Franz. von Hugendubel. 2 Bde., Bern.

Erſter Verſuch einer Begründung der allgem. Ethnologie durch die Anthropologie u. ſ. w. I. Thl. Anthropognoſie. Marburg 1851.

Ch. V. de Bonstetten, L'homme du midi et l'homme du nord, ou l'influence du climat. Genève et Paris 1824.

Bory St.-Vincent, Essai zoologique sur le genre humain. 3. édit., Paris 1836. 2 Voll.

Weber, Die Lehre von den Ur- und Racenformen der Schädel und Becken des Menſchen. Düſſeldorf 1830.

Seiler, Naturlehre des Menſchen mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie. Dresden 1826. Mit Kupf.

Choulant, Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menſchen. Dresden 1828.

Desmoulins, Histoire naturelle des races humaines du Nord-Est, de l'Asie boréale et orientale, et de l'Afrique australe. Paris 1826.

Edward, Des caractères physiologiques des races humaines considérées dans leurs rapports avec l'histoire. Paris 1829.

Berghaus, Die Völker des Erdballs. 2 Bde., Brüſſel und Leipzig 1845—47.

K. Schmidt, Anthropologiſche Briefe. Mit Abbild. Deſſau 1852.

Vom ärztlichen und gerichtlichen Standpunkt.

Ideler, Anthropologie für Aerzte. . Berlin 1835.

v. Feuchtersleben, Aerztliche Seelenkunde. Wien 1845.

Schaumann, Ideen zu einer Criminalpſychologie. 1792.

Hoffbauer, Pſychologie in Anwendung auf Rechtspflege. Halle 1808. Neue Aufl. 1823.

Friedreich, ſyſtematiſches Handbuch der gerichtlichen Pſychologie. Leipzig

1835. 2. Aufl., Regensburg 1842. Syſtematiſche Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Pſychologie. Berlin 1835.

Feuerbach, Actenmäßige Darſtellung merkwürdiger Verbrechen. 2 Thle., 1825.

Hitzig und Häring, Der neue Pitaval, eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Leipzig 1842 ff.

Phyſiognomik und Kranioſkopie.

Aristoteles, Physiognomica. Lavater, Beiträge zur Phyſiognomik 1775. Vermiſchte Regeln zur Selbſt- und Menſchenkenntniß. Zürich 1787. 12. Phyſiognomik, verkürzt. Berlin 1834. — Plaſtik. Einige Wahrnehmungen über Form und Geſtalt aus Pygmalion's bildendem Traume. Riga 1778. Sihler, Die Symbolik des Antlitzes. Berlin 1829.

Gall, Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit. Paris 1812. Organologie. 6 voll. Neue Aufl., Paris 1823—25. Vollſtändige Geiſteskunde, freie Ueberſetzung von Gall's Organologie. 2. Aufl., Nürnberg 1833. Spurzheim, Observations sur la phrénologie, avec figures. Paris 1818. Combe, Das Weſen des Menſchen und ſein Verhältniß zur Außenwelt. Deutſch von Hirſchfeld. Bremen 1838. v. Struve, Handbuch der Phrenologie. Leipzig 1845. C. G. Carus, Grundzüge einer wiſſenſchaftlich begründeten Kranioſkopie, 1841. Atlas der Kranioſkopie. 1. Heft mit 10 Taf. Leipzig 1843. Noël's Grundzüge der Phrenologie. Dresden 1842. 2. Aufl., 1847. Schaller, Die Phrenologie in ihren Grundzügen u. ſ. w. Mit 4 Abbild. Leipzig 1851.

Thierpſychologie.

Aristoteles, De historia animalium. De partibus animalium. De generatione animalium. De animalium incessu. Plinius secundus, Historia natural. ed. Sillig. Lips. 1831—36. Deutſch von Groſſe. 4 Thle. Frankfurt 1781. Aelianus, Περὶ ζώων ἰδιότητος. Deutſch von Jacobs. Stuttgart 1839.

Rorarius, Libri II de brutis animalibus, quod ratione melius utantur homine. Paris 1648. Neue Aufl. von Ribovius 1728.

Buffon, Histoire naturelle XXXVI Voll. 1749—88.

G. F. Meier, Verſ. eines neuen Lehrgeb. von den Seelen der Thiere. Halle 1756.

H. S. Reimarus, Von den Kunſttrieben der Thiere, 1760.

Bonnet, Betrachtungen über die Natur. Deutsch von Titius. 2 Thle., 4. Aufl., Leipzig 1783.

Hennings, Von den Ahnungen der Thiere. Leipzig 1783.

Ch. G. Leroy, Lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux. Paris 1802.

Thierseelenkunde, oder 156 merkwürdige Anekdoten von Thieren. 2 Thle., Berlin 1804—5.

Orphal, Sind die Thiere blos sinnliche Geschöpfe? Leipzig 1811.

Scheitlin, Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. 2 Thle., Stuttgart und Tübingen 1840.

Reichenbach, Blicke in das Leben der Thierwelt. Dresden und Leipzig 1843.

Flourens, De l'instinct et de l'intelligence des animaux, resumé des observations de Frédéric Cuvier. Paris 1845. 2. Aufl..

E. W. Posner, Das Seelenleben der Thiere, mit Berücksichtigung der Menschenseele und des Menschengeistes. Görlitz 1851.

Materialiensammlungen für Psychologie.

Hißmann, Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte. 6 Bde., 1778 ff. Moritz, Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. 10 Bde., Berlin 1783—92. Abel, Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben. 5 Bde., Frankfurt 1784—90. Pockels, Fragmente zur Kenntniß und Belehrung des menschl. Herzes. 3 Bde., Hannover 1788—94. Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Menschenkunde überhaupt und der Erfahrungsseelenkunde insbesondere. Hamburg 1798. Mauchart, Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie. 6 Bde., Nürnberg und Tübingen 1792—1801. Mauchart und Tschirner, Neues allgem. Repertorium für empir. Psychologie. 2 Bde., Leipzig 1802—3. 2. Aufl., 1812. K. Chr. Erh. Schmid, Psychol. Magazin. 4 Bde., 1796—1804. Anthropolog. Journal. 4 Bde., Jena 1805. Mich. Wagner, Beiträge zur philosophischen Anthropologie. Wien 1794—96.

Schubert, Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde. 4 Thle., 1816—38. 2. Aufl., 1837—41.

Nasse, Zeitschrift für psychische Aerzte. 5 Bde., Leipzig 1818—22. Zeitschrift für Anthropologie. 8 Bde., 1825—26.

Friedreich, Magazin für die philos. med. und gerichtl. Seelenkunde. 8 Hefte, 1829—33. Archiv für Psychologie, 1834. Blätter für gerichtliche Anthropologie, für Aerzte und Juristen. Ansbach 1850 ff.

Damerow, Flemming und Roller, Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin. Berlin 1844 ff.

E. Beneke, Archiv für die pragmatische Psychologie oder die Seelenlehre in Anwendung auf das Leben. Berlin 1851 ff.

Vergl. Grässe, Bibliotheca psychologica oder Verzeichniß der wichtigsten über das Wesen der Menschen- und Thierseelen und die Unsterblichkeitslehre handelnden Schriftsteller, in alphabet. Ordnung. Leipzig 1844.

Erstes Capitel.

Vom Bewußtſein.

§. 6.

Unterſcheidung des Bewußtſeins vom Sinn.

Phänomen der Wahrnehmung und der Erinnerung. Das Bewußtſein als eine Form am Vorſtellungsinhalt. Zwiefache Bedeutung des Wortes Sinn. Fünffache Bedeutung des Wortes Bewußtſein. Die Form der Bewußtheit iſt vom Vorſtellungsinhalt abtrennbar.

Was in beiden Sinnen, im äußern ſowol als im innern, mit einem mal in dem gerade gegenwärtigen Zeitmomente der Beobachtung unterliegt, davon ſagen wir, es ſei im Bewußtſein oder es ſei uns bewußt. Eine beobachtete Vorſtellung nennen wir Wahrnehmung. Wären ſämmtliche Vorſtellungen bewußte, ſo gäbe es in beiden Sinnen nichts als Wahrnehmungen. Vorſtellung und Bewußtſein, Sinn und Beobachtung würden als unzertrennlich erſcheinen, und man könnte, wollte man nicht Vorſtellen, Bewußtſein, Beobachten und Wahrnehmen geradezu für eins ſetzen, höchſtens nachforſchen, welcher von dieſen Ausdrücken für das Subſtantielle der Sache der paſſendere wäre.

So verhält es ſich aber nicht. Das Phänomen der Erinnerung, wonach bewußte Vorſtellungen die Fähigkeit haben, völlig zu erlöſchen und ſich in zukünftigen Zeitmomenten wieder im Beobachtungsfelde zu zeigen, widerſpricht. Denn da man unmöglich annehmen kann, daß eine ſolche Vorſtellung ins reine Nichts übergehe und aus dem-

selben wieder in ihrer frühern Gestalt sich erneuere, so muß hier, soweit als die Gleichheit der frühern Vorstellung mit der spätern reicht, irgend ein gleichbleibendes Etwas als *Substrat* angenommen werden, von dessen *Inhalt* wir eben hierdurch auch genau unterrichtet sind. Sein Inhalt muß nämlich alles dasjenige begreifen, was sich aus der scheinbaren Annihilation wieder völlig so erneuert, als es zuvor gewesen ist, dieses aber ist das ganze System von *Merkmalen*, durch welches die Vorstellung als dieselbe wiedergekehrte anerkannt und von allen andern Vorstellungen unterschieden wird, es ist mit andern Worten nichts Geringeres als der ganze volle *Inhalt der Vorstellung*.

Folglich haben wir in jeder Wahrnehmung, d. h. in jeder bewußten Vorstellung, sofern sie erinnerbar ist, das Prädicat des Bewußtseins oder der Wahrgenommenheit als eine Form, wodurch der Inhalt der Vorstellung in die Erscheinung tritt, zu unterscheiden von dem Inhalte der Vorstellung selbst.

Hieraus fließen sogleich drei Folgesätze:

1) Das Substantielle oder Wesentliche einer *erinnerbaren Vorstellung* besteht in ihrem *Inhalte*, den sie hat, und nicht in ihrer *Form*, eine Modification des Bewußtseins darzustellen. (Denn der Begriff der Substanz wird vermöge der Kategorie der Dauer gebildet.)

2) Der *Inhalt* einer jeden erinnerbaren Vorstellung ist als solcher und allein schlechthin *unwahrnehmbar*, weil eben Wahrnehmung im Zusammentritt dieses Inhalts mit einer Formbestimmung besteht, welcher er zu seiner bloßen Existenz nicht bedarf.

3) Jedes Merkmal in einer erinnerbaren Wahrnehmung (bewußten Vorstellung) besteht aus einem Merkmal des wirklichen Inhalts dieser Vorstellung, verbunden mit derjenigen uns noch unbekannten *Modification*, die dasselbe erleidet durch sein Verbundenwerden mit der Form der Bewußtheit.

Man kann nun dem Worte *Sinn* (äußerer und innerer Sinn) eine zwiefache Bedeutung beilegen, eine *ideelle* oder eine *reelle*.

Nach der *ideellen* versteht man darunter das *Feld* äußerer und innerer Beobachtung, den *Umkreis* aller der Vorstellungen, welche in dem gegenwärtigen Zeitmoment sich als bewußte präsentiren. In dieser ideellen Bedeutung wird Sinn mit Bewußtsein zusammenfallen.

Denn es wird dasselbe sein, ob ich sage, es sei Etwas im Sinn, oder es sei Etwas im Bewußtsein. Beides wird bedeuten, daß Etwas im Umkreise desjenigen Vorstellungsinhalts liege, welcher im gegenwärtigen Augenblicke, durch die Form der Bewußtheit modificirt, vorhanden ist.

Nach der reellen Bedeutung versteht man unter Sinn den Vorstellungsinhalt selbst, welcher in dem Umkreise des Bewußtseins zur Erscheinung kommt. Da es die Existenz des erinnerbaren Vorstellungsinhalts nicht ansieht, ob derselbe erscheine oder nicht, so ist dann auch der Inhalt des Sinns nicht mehr an die bloße Form der Bewußtheit gebunden, sondern Sinn und Bewußtsein verhalten sich so, daß zwar Alles, was Inhalt des Bewußtseins ist, eben damit auch zugleich Inhalt des Sinnes ist, aber nicht umgekehrt. Mit andern Worten, Sinn in reeller Bedeutung genommen, begreift in sich alles Wahrnehmbare, alles Vorstellbare.

Die reelle Bedeutung des Wortes Sinn schließt die ideelle mit ein, nicht umgekehrt. Zwar ist die ideelle Bedeutung des Wortes im Sprachgebrauch des Lebens die vorherrschende, doch kommt auch oft genug die reelle hier zum Vorschein, z. B. wenn ich im gewöhnlichen Sprachgebrauch den ganzen Umfang des äußern Sinnes die Sinnlichkeit nenne, wo ich nicht blos die bewußten, sondern auch die unbewußten Triebe meines physiologischen Lebens, überhaupt meine ganze leibliche Existenz darunter verstehe. So bezeichnet uns auch die Sinnenwelt den ganzen Vorstellungsinhalt, welcher in die Wahrnehmungssphäre des äußern Sinnes fallen kann, nicht nothwendig schon gefallen ist. Ein Sinnorgan ist ein Organ zur Aufnahme eines solchen Vorstellungsinhalts, welcher, sobald er aufgenommen worden ist, sich einem größern oder geringern Theile nach in einen Inhalt des Sinnes in ideeller Bedeutung verwandelt. Auch wenn wir sagen, daß, was dem einen nur mit angestrengter Ueberlegung möglich wird, ein andrer zuweilen unbewußterweise, von einem angeborenen Sinn geleitet, blindlings erreicht, und so also das Wort mit Takt und Instinct synonym anwenden, überspringt unsere Rede die ideelle und engere Bedeutung des Worts.

Es muß deshalb im Interesse der Wissenschaft sein, das Wort Sinn stets in seiner reellen Bedeutung zu gebrauchen, da ihr der Sprachgebrauch des Lebens dieses nicht verwehrt, da ihr sonst

für diesen höchst wichtigen Begriff ein andrer Ausdruck ganz mangeln würde, indem es keinen andern gibt, da der Ausdruck des Sinnes in ideeller Bedeutung ein ganz entbehrlicher und unnützer ist, indem das Wort Bewußtsein ganz und gar dasselbe sagt, und da endlich die reelle Bedeutung dieses Worts seine ideelle ohnehin mit einschließt.

Das Wort Sinn bedeute daher alles Vorstellbare, allen Vorstellungsinhalt überhaupt, erscheine nun derselbe oder nicht. So ist mein Sinn der zu mir gehörige Vorstellungsinhalt, das zu mir gehörige Vorstellbare überhaupt, erscheine nun dasselbe oder nicht.

Es ist eine Regel bei den erinnerbaren Vorstellungen, daß sie bei ihrer Wiederkunft nach scheinbarer Annihilation nicht den vollen Grad weder der Vollständigkeit, noch der Lebendigkeit zeigen, den sie vor dieser besaßen. Die erinnerten Vorstellungen treten gegen die primitiven Vorstellungen in unserm Bewußtsein als die bei weitem schwächern und unbestimmtern zurück, und bilden gegen den lebhaften und scharfbestimmten Vordergrund der Primitivvorstellungen einen mattern, unbestimmtern und gleichsam schwimmenden Hintergrund von Erinnerungsbildern.

Nun aber gibt es unter den primitiven Vorstellungen zwei, welche nicht mit in die Zahl der erinnerbaren Vorstellungen eingeordnet werden dürfen. Die erste ist das Bewußtsein selbst als die primitive Vorstellung des Erscheinens der Vorstellungen. Insofern nämlich Vorstellung alles genannt wird, was unter der Form des Bewußtseins als Theil des Sinnes erscheinen kann, ist auch die unter ihrer eigenen Form erscheinende Form des Bewußtseins selbst als ein Ingrediens des Sinnes eine Vorstellung zu nennen. Aber sie ist keine erinnerbare Vorstellung, d. h. kein von der Form des bewußten Erscheinens trennbarer Vorstellungsinhalt, weil sie eben die Form des bewußten Erscheinens der Vorstellungen selbst ist. Als solche ist sie sich immer selbst gegenwärtig, solange der bewußte oder wache Zustand dauert, oder sie wird während der Dauer des wachen Zustandes continuirlich in jedem Augenblicke der Zeit als dieselbe primitive Erscheinungsform der Vorstellungen gesetzt, wobei es indessen verschiedene Grade der Stärke gibt.

Die zweite Vorstellung, welche nicht in die Zahl der erinnerbaren eingereiht werden kann, ist die, welche ich meine Person oder mein Selbst nenne. Diese ist eine höchst zusammengesetzte und hat

das Eigenthumliche, daß zwar jeder ihrer Theile, einzeln genommen, erinnerbar ist, aber das Ganze dieser Vorstellung dem wachen Bewußtsein, so lange dasselbe vorhanden ist, continuirlich hinzugedacht wird.

Die Vorstellung des Bewußtseins und die Vorstellung, welche mein Selbst heißt, fallen also aus einem entgegengesetzten Grunde nicht unter die erinnerbaren, jene weil sie mehr ist als erinnerbar, diese weil sie weniger ist als dies. Denn jene ist als Bewußtsein sich selbst immer gegenwärtig, braucht also nicht erst erinnert zu werden; was aber von dieser erinnert wird, sind immer nur Theile, welche schwinden und wieder durch ähnliche ersetzt werden. Das Ganze dieser Theile, welches mein Selbst heißt, ist daher niemals simultan, sondern nur in einer successiven Zeitfolge seiner Phänomene zu fassen und wird also als ein in jedem Augenblicke wirklich und völlig existirendes nicht bewußt empfunden, sondern nur vorausgesetzt. Erinnerung aber bezieht sich nur auf ein bewußt Empfundenes, nicht auf eine blos vorausgesetzte Basis, die den bewußten Empfindungen gleichsam als Gerüste hinzugedacht wird.

Das Bewußtsein ist der Sinn in ideeller Bedeutung oder derjenige Theil des Sinnes, welcher in wahrnehmender Wirksamkeit ist. Da bei diesem Gegenstande der Untersuchung sich, was anfangs einfach scheint, durch näheres Aufmerken sogleich in Unterschiede löst, für welche es in der Sprache an nähern Bezeichnungen fehlt, so wird es am besten sein, das Wort Bewußtsein dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß für sämmtliche Phänomene des gegenwärtigen Kreises der Betrachtung als allgemeinen Namen gelten zu lassen, aber dabei im Gebrauche dieses Worts die verschiedenen Bedeutungen desselben sorgfältig zu unterscheiden.

Bewußtsein bezeichnet dann 1) die Vorstellungen des wahrnehmenden Sinnes selbst; 2) den Umkreis oder Horizont dieser Vorstellungen, aus welchem immer alte entschwinden, in welchen immer neue eintreten; 3) die Eigenschaft der Vorstellungen, sich im Zustande der Wahrnehmung zu befinden; 4) diejenige Modification, welche ein Vorstellungsinhalt erleidet, dadurch, daß er sich im Zustande der Wahrnehmung befindet; 5) den Zustand des Wahrnehmens, aufgefaßt in sich selbst als eine zu dem an sich unbewußten Vorstellungsinhalt hinzukommende unbekannte Größe.

Die letzte Bedeutung ist offenbar die wichtigste, weil aus ihr sich die Frage nach der Substanz des Bewußtseins erhebt im Gegensatz gegen die Substanz der erinnerbaren Vorstellungen, die Frage, ob das Bewußtsein selbst etwas Substantielles, oder lediglich ein Accidens an den Vorstellungen sei.

Auf diese Frage geben die verschiedenen Psychologien die verschiedenartigsten Antworten, und zwar leider gewöhnlich nach bloßem Belieben und Gutdünken, oder nach Voraussetzungen, die nicht in der Sache selbst gegründet sind. Wenn z. B. G. E. Schulze schlechtweg und ohne allen Beweis behauptet (in der „Psychischen Anthropologie", 3. Aufl., §. 18), das Ich sei sich seiner bewußt als eines einzigen Dinges ohne alle Theile oder eines Singularis, ferner als eines für sich Bestehenden oder Substantialen, so behauptet dagegen Beneke ebenso schlechtweg und ohne weitere Untersuchung (in dem „Lehrbuch der Psychologie", 1. Aufl., §. 77), das Bewußtsein sei nichts Anderes als Stärke des psychischen Seins, d. h. es sei gar nichts weiter als eine quantitative Eigenschaft an den Vorstellungen, und Herbart beginnt seine Theorie des Bewußtseins auf nicht minder befangene Weise mit ähnlichen Sätzen, welche nicht auf dem Boden der psychologischen Beobachtung gewonnen, sondern von dem einer speculativen Metaphysik entlehnt sind.

Wenn ein Ding eine neue Eigenschaft zeigt, welche es früher nicht kund gab, so hat es entweder die neue Eigenschaft zu seinen frühern Eigenschaften hinzubekommen, oder es hat dieselbe in seinem frühern Zustande ebenfalls schon gehabt, aber nur nicht gezeigt. Letzteres ist die Ansicht Beneke's und Herbart's vom bewußten Zustande der Vorstellungen, wonach derselbe, gegen den unbewußten gehalten, in nichts als einem Gradunterschiede ihrer Stärke bestehen soll.

Ist das letztere der Fall, ist nach Beneke's Ausdruck Bewußtsein nichts als die „Stärke des psychischen Seins", so hat alles psychische Sein, d. h. alles Vorstellen, in sich einen gewissen Grad von Bewußtsein, und es gibt schlechterdings keinen Vorstellungsinhalt, welcher ohne Bewußtsein forteristirte, während eine Vorstellung als Phänomen meines Bewußtseins annihilirt war, welche später auf Veranlassung wieder auftauchte. Nach Beneke gibt es also bewußten Vorstellungsinhalt, dessen wir uns nicht bewußt sind. Ist dies ein Widerspruch, oder hat die Sache noch eine Seite, nach welcher sie sich den-

ken läßt? Auf jeden Fall hat Beneke darin eine Oberflachlichkeit begangen, daß er diesen überaus schwierigen Punkt gar nicht weiter erörtert.

Herbart hat diesen Punkt genauer besprochen. Er macht die Bemerkung (in seiner „Psychologie als Wissenschaft", Th. 1, S. 55), daß „zwei beinahe gleichklingende Ausdrücke einen ganz verschiedenen Sinn in sich schließen: ins Bewußtsein kommen, und, den Gegenstand ausmachen, dessen man sich bewußt wird." Er erläutert dieses durch das von Leibniz im Anfange der „Nouveaux essais" gegebene berühmte Beispiel vom Geräusch des Meeres. „Das Geräusch des Meeres (ebendas. S. 54) entsteht aus dem Geräusch jeder Welle; die einzelne Welle würde keine bemerkbare Vorstellung darbieten; gleichwol muß aus der Summe aller einzelnen kleinen Vorstellungen das gesammte Geräusch entspringen, welches zu vernehmen wir uns bewußt sind. Die genannten kleinen Vorstellungen (ebendas. S. 55) kommen ohne Zweifel ins Bewußtsein; gleichwol werden wir uns ihrer nicht bewußt, wir können es uns nicht sagen, daß sie ins Bewußtsein gekommen seien." Hier liegt es hell am Tage, woran das Misverständniß liegt, und wie Herbart hineingerieth. Herbart versteht an dieser Stelle ganz offenbar unter „ins Bewußtsein kommen" dasselbe, was wir dem festgesetzten Sprachgebrauch nach nur nennen dürfen „in den Sinn kommen". Thäte er dies nicht, so könnte er unmöglich das Insbewußtseinkommen jener kleinen Vorstellungen eine unzweifelhafte Thatsache nennen. Dieser Umstand, so wie auch der fernere Zusammenhang der ganzen Stelle zeigen, daß er sich gewöhnt hatte, unter Bewußtsein im weitern Sinne den Sinn in realer Bedeutung, unter Bewußtsein im engern Sinne den Sinn in idealer Bedeutung oder dasjenige zu verstehen, für welches auch wir das Wort gebrauchen. Und nun täuscht ihn lediglich der Gleichklang des Wortes, sich einzubilden, daß es entweder (ebendas. S. 55) „von der Stärke, oder von der Neuheit, überhaupt von den Umständen, unter denen eine Vorstellungsreihe auf eine andre Einfluß hat", abhänge, daß das Bewußtsein im weitern Sinne (der unbewußte Sinn) zum Bewußtsein im engern Sinne (zum bewußten Sinne) werde. Aber das Wahrnehmen einer Vorstellung ist etwas wesentlich Andres als die Stärke, welche sie hat im unbewußten Zustande, auch etwas Andres als die Neuheit oder irgend eine andre Eigenschaft, welche ihr im unbewußten Zustande

zuertheilt wird. Bewußter und unbewußter Zustand werden dadurch noch nicht zu bloßen Graduntersch ieden, daß man zur Bezeichnung beider dasselbe Wort der geduldigen Sprache misbraucht. Denn ein Misbrauch des Wortes Bewußtsein ist es immer, wenn Jemand behauptet, „die obigen kleinen Vorstellungen kämen ohne Zweifel ins Bewußtsein", eine Phrase, welcher, das Wort in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, Jedermann widersprechen wird.

In Beziehung auf unsere obige Frage, *ob es bewußten Vorstellungsinhalt geben könne, dessen wir uns doch nicht bewußt seien*, sehen wir uns also durch Herbart nicht gefördert. Indem er scheinbar diesen Satz vertheidigt, schiebt er ihm einen andern Sinn unter, welchen zwar Niemand bezweifeln, aber auch Niemand, der die unverfälschte Bedeutung der Wortklänge liebt, auf die Herbart'sche Weise ausdrücken wird. Ob bei Beneke ebenso, wie bei Herbart, eine bloße Verwechslung von Bewußtsein und Sinn, oder irgend eine andere Vorstellungsart der Grund war, warum er obige kitzliche Frage bejahte, bleibt dahingestellt. Ohne allen Beweis, ja selbst ohne alle Beschönigung eröffnet er uns nur, als ob sich dies von selbst verstünde, daß „das Bewußtsein sich aus noch nicht bewußten Empfindungen entwickle, ohne daß irgend etwas Neues oder Fremdes hinzuzukommen brauchte, vermöge einer bloßen gleichartigen Ansammlung und der dadurch begründeten Verstärkung" („Lehrb. der Psychol.", 1. Ausg., §. 77). Da nun aber doch durch eine bloße Ansammlung vieler unbewußten Elemente den Regeln der Logik zufolge nie etwas andres entsteht als ein großer Haufen von eben solchen, so zeigt sich Beneke hier offenbar noch ungenügender als Herbart, indem er uns ganz seinen leitenden Gedanken verschweigt. Indessen soll die Annahme von bewußten Vorstellungen ohne Bewußtsein noch nicht darum allein verworfen werden, weil ihre Behaupter sie schlecht zu vertheidigen wußten. Die Verwerfung darf erst dann erfolgen, wenn Das, was sich wirklich zu ihren Gunsten sagen läßt, sich als nicht stichhaltig zeigt.

Zu ihren Gunsten ließen sich zwei Begriffe einführen, entweder der des *Unendlichen* oder der der *Latenz*. Es sei mit beiden nacheinander die Probe gemacht.

Denkt man sich eine Vorstellung von einem unendlich niedrigen Bewußtseinsgrade, so wird dieselbe in der Seele nothwendig das Phä-

nomen einer unbewußten Vorstellung bieten, also gar nicht ins Bewußtsein fallen, während sie doch wirklich eine bewußte Vorstellung ist, und sich als solche dadurch erweist, daß sie im Verein mit unendlich vielen ihr ähnlichen Vorstellungen eine Vorstellungsmasse von merkbarem Bewußtsein bilden würde. Diese Art, sich die Sache vorzustellen, wäre an sich untadelhaft, aber sie scheitert in der Anwendung auf das obige Beispiel. Denn wenn es unleugbar gewiß ist, daß das Geräusch einer kleinen Meereswelle aus der Ferne nicht in das Bewußtsein tritt, so ist es nach jener Hypothese ebenso gewiß, daß das Geräusch des ganzen Meeres, welches nicht aus einer unendlichen, sondern nur aus einer sehr großen bestimmten Anzahl von Wellengeräuschen besteht, ebenfalls nicht ins Bewußtsein treten könnte. Denn eine bestimmte zählbare Anzahl von unendlich kleinen Größen bleibt immer im unendlich kleinen, und bringt es nie zu einer merkbaren Größe. Ein Geräusch würde nur entstehen durch eine unendliche Anzahl von Wellen, für welche die Erde nicht Raum hat. Die Annahme widerstreitet also der Erfahrung.

Es bleibt nur noch übrig, es mit dem Begriff der Latenz zu versuchen. Dürften wir nicht, so wie wir von latenter Wärme, latenter Elektricität u. dgl. reden, auch vielleicht den Begriff des latenten Bewußtseins in die Wissenschaft einführen? Wir sagen von einer Naturkraft, daß sie latire, wenn sie vorhanden ist, ohne sich zu äußern, d. h. ohne solche Wirkungen hervorzubringen, die sie dem Bewußtsein wahrnehmbar machen. Was wäre demnach ein Bewußtsein, welches vorhanden wäre, ohne sich zu äußern, ohne solche Wirkungen hervorzubringen, die es sich selbst wahrnehmbar machen? Da der Begriff der Latenz dem Gegenüberstehen von einer Existenz und einem Bewußtsein seinen Ursprung verdankt, so hört er von selbst da auf, wo die Existenz keine dem Bewußtsein gegenüberstehende, sondern das Bewußtsein selbst ist. Man wende hier nicht etwa ein, daß ein Unterschied zwischen Bewußtsein und Selbstbewußtsein zu machen sei und das erstere dem zweiten latent sein könne. Denn wenn die wahrnehmende Thätigkeit erst unter Selbstbewußtsein verstanden wird, so fällt der Ausdruck Bewußtsein auf den Sinn überhaupt, nach jener bereits oben erledigten Herbart'schen Darstellungsweise; wird aber schon unter Bewußtsein die wahrnehmende Thätigkeit verstanden, so bedarf es nicht erst eines erhöhten Selbstbewußtseins, damit eine Vorstellung

eine bewußte d. h. eine wahrgenommene sei, sondern hierzu reicht das einfache Bewußtsein schon vollkommen hin. Auch suche man nicht etwa darin eine Ausflucht, daß z. B. das feine Geräusch, welches ich bei gewöhnlicher Aufmerksamkeit nicht wahrnehme, manchmal doch in meine Wahrnehmung tritt, sobald ich meine Aufmerksamkeit spanne. Denn es folgt hieraus weiter nichts, als daß der Vorstellungsinhalt des Geräusches, obgleich er wegen Mangel an Aufmerksamkeit nicht zu einem bewußten oder wahrgenommenen wurde, doch schon als ein unwahrgenommener im Sinn vorhanden war. Auch täusche man sich nicht durch den Fall, daß ein Schmerz, der seiner Größe nach zu urtheilen ein bewußter sein müßte, wenn er allein in uns vorhanden wäre, bei Anwesenheit eines größern Schmerzes oft nicht wahrgenommen wird. Denn entweder zeigt sich bei dieser Gelegenheit der größere Schmerz durch den kleinern modificirt oder nicht. Im ersten Falle, wo sich der Empfindungsinhalt des kleinen Schmerzes in den des großen entweder ganz oder zum Theil eingemischt zeigt, ist auch der kleine Schmerz soweit wirklich im Bewußtsein vorhanden, soweit diese Einmischung oder Verschmelzung reicht, und unsere Behauptung, den kleinen Schmerz nicht wahrzunehmen, ist falsch. Im zweiten Falle, wo der im Bewußtsein vorhandene große Schmerz gar keinen Empfindungsinhalt des kleinen in sich aufgenommen hat, kommt dieser freilich nicht zur Wahrnehmung, ist aber auch ebenso sicher ein nicht im Bewußtsein, sondern nur im realen Sinn vorhandener. Dasselbe gilt von dem überschüssigen Empfindungsinhalt eines den großen Schmerz nur zum Theil modificirenden kleinen Schmerzes. Kurz es gibt in allen diesen Erklärungsversuchen nur Sackgassen und nirgends einen Ausgang.

Folglich steht der Satz apodiktisch fest, daß es keinen bewußten Vorstellungsinhalt gibt, dessen wir uns nicht bewußt sind, daß daher der Unterschied zwischen bewußtem und unbewußtem Vorstellungsinhalt nicht ein bloßer Gradunterschied der Vorstellungsstärke ist, sondern eine durch die Wahrnehmung hinzukommende ganz neue Eigenschaft in sich schließt, welche der Vorstellungsinhalt zu seinen frühern Eigenschaften hinzubekommt und wovon er in seinem frühern Zustande noch schlechterdings nichts an sich hatte.

Es ist hiermit zunächst schon gelungen, den Begriff des erinner-

baren Vorstellungs- und Empfindungsinhalts gegen den Begriff des Bewußtseins als einer ihm hinzukommenden Eigenschaft zu isoliren.

§. 7.

Frage nach dem Wesen des Bewußtseins.

Das Bild des Bewußtseins ist Helligkeit. Beweis, daß das Bewußtsein kein Gefühl ist. Scheinbare und wahre Stärke des Bewußtseins. Bewußtsein als Fähigkeit des Unterscheidens. Verschiedene Arten derselben. Irrthum, Lernfähigkeit, Aufmerksamkeit, Zweifel.

Das Bewußtsein oder der Zustand der Wahrnehmung ist eine Eigenschaft, welche der erinnerbare Vorstellungsinhalt als solcher noch nicht an sich trägt, sondern welche zu ihm auf irgend eine Art hinzukommt. Die Frage ist also zunächst nach der nähern Beschaffenheit dieses Hinzukommenden.

Was würde dann sein, wenn Bewußtsein nicht wäre? Alles Dasein läge dann in ewiger Nacht begraben. Wir können uns in diesem Falle ohne die Bilder von Hell und Dunkel nicht ausdrücken. Wir empfinden den Zustand des Wachens oder Bewußtseins als eine innere Helligkeit, das Einschlummern als eine hereinbrechende innere Dämmerung. Dieser Umstand weist uns zunächst an unser Empfindungsleben. Es ist die Eigenschaft aller Empfindungen und Gefühle, daß man sie nicht genau beschreiben, sondern nur durch Bilder und Gleichnisse verdeutlichen kann. Sollte also vielleicht das Licht, welches den erinnerbaren Vorstellungsinhalt durch seinen Schimmer in eine wahrgenommene Vorstellung umwandelt, von der Natur der unbeschreiblichen Empfindungen und Gefühle sein? Der Gedanke liegt nahe, und es hat auch nicht an Solchen gefehlt, die ihn aussprachen, wie z. B. Fries dies gethan hat in folgenden Worten seiner „Neuen Kritik der reinen Vernunft" (2. Aufl., 1828, Bd. 1, S. 120—21): „Das reine Selbstbewußtsein ist ein unmittelbares Gefühl meines Daseins, welches wir aber nur wahrnehmen, wie es in jeder einzelnen Anschauung als empirisches Gefühl bestimmt ist, und durch sie angeregt wird. Dieses reine Selbstbewußtsein ist selbst keine Anschauung, sondern nur ein unbestimmtes Gefühl."

Ob dem so sei oder nicht, läßt sich nach folgender Regel beurtheilen. Man darf das Bewußtsein oder den Zustand des Wahrneh-

mens nur dann unter die Kategorie der Gefühle bringen, wenn er nicht allein in der Eigenschaft der Unbestimmtheit und Unbeschreiblichkeit, sondern auch in den übrigen Grundwesenheiten sich als zu ihnen gehörig erweist.

Hier nun aber gerathen wir, wenn wir uns an das Gleichniß von Hell und Dunkel, worauf wir zunächst gewiesen sind, halten, sogleich auf ein Hinderniß. Die Empfindung des Hellen ist ein erinnerbarer Vorstellungsinhalt, welcher aus dem Bewußtsein entschwinden, und als Erinnerung wieder in dasselbe zurückkehren kann. Das Bewußtsein aber ist kein erinnerbarer Vorstellungsinhalt, sondern im Gegentheil Dasjenige, was zu diesem hinzukommen muß, um ihn zu einer Wahrnehmung zu machen. Was in dieser Beziehung von der Empfindung des Hellen und Dunkeln gilt, das gilt auch von allen Arten allgemeinerer Gefühle, wie Freude, Schmerz, Verdruß, Aerger, Zorn, Sehnsucht, Neid, Schrecken, Bewunderung, Scham, Furcht, Hoffnung, Reue und wie dieselben noch sonst heißen mögen, welche wir in die Erinnerung rufen. Je lebhafter und geflissentlicher wir ein solches früher gehabtes Gefühl mit allen Modificationen und Umständen, womit dasselbe verflochten und behaftet war, in die Erinnerung rufen, desto vollständiger reproducirt sich dasselbe in unserm Bewußtsein. Es folgt hieraus einfach, daß sämmtliche Gefühle und Empfindungen als solche in die Kategorie des erinnerbaren Vorstellungsinhalts gehören, wohin das Bewußtsein unmöglich gehören kann. Und weil das Bewußtsein kein erinnerbarer Vorstellungsinhalt ist, so kann dasselbe auch unmöglich ein Gefühl sein.

Zwei Einwürfe, welche man hiergegen, von entgegengesetzten Seiten her, machen könnte, sind aus dem Wege zu räumen.

Man könnte erstlich behaupten, daß doch in einem gewissen Sinne auch das Bewußtsein oder der Zustand des Wahrnehmens selbst müsse ein erinnerbarer Vorstellungsinhalt zu nennen sein, weil wir uns in Beziehung auf vergangene Zeitpunkte recht gut erinnern, auf welchem Grade der Helligkeit und Stärke unser Bewußtsein in ihnen stand. Dieser Einwand fällt zusammen vor dem Grundsatze, daß Widersprechendes nicht wirklich sein kann. Ein Widerspruch aber wäre es, wenn Dasjenige, was dem Bewußtsein immer von selbst gegenwärtig ist, nämlich das Bewußtsein selbst, in gewissen Fällen erst eines Erinnerungsactes bedürfte, um ihm gegenwärtig zu werden. Denn

dies hieße soviel, als daß das sich in allen Fällen von selbst Gegenwärtige sich in einigen Fällen nicht von selbst gegenwärtig sei. Daraus folgt, daß Dasjenige, was vom vergangenen Bewußtsein in die Erinnerung zurückgerufen wird, nicht das Bewußtsein selbst ist, welches nicht erst braucht gerufen zu werden, indem es schon da ist, sondern daß dies die Graduntersch iede der größern oder geringern Helligkeit und Munterkeit, der größern oder geringern Deutlichkeit in den gehabten und wiedererinnerten Vorstellungen, der größern oder geringern Schnelligkeit und Vollkommenheit in den vorgenommenen Uebungen und Bestrebungen sind. Grade der Helligkeit und Frische des Gefühls, Grade der Deutlichkeit und Klarheit des Vorstellens, Grade der Schnelligkeit und des Gelungenseins gewisser Bewegungen sind ohne Zweifel ein erinnerbarer Vorstellungsinhalt. Wenn ich mich daher vergangener Zustände als bewußter erinnere, so hat dabei das Bewußtsein nicht die engere Bedeutung, die Eigenschaft zu bezeichnen, welche zu einem erinnerbaren Vorstellungsinhalt hinzukommen muß, damit derselbe ein wahrgenommener sei, sondern es ist in der weitern Bedeutung zu nehmen, worin es den Sinn in engerer Bedeutung oder die ganze Sphäre derjenigen Vorstellungen bezeichnet, welche sich in einem gewissen Momente der Vergangenheit im Zustande der Wahrnehmung befanden und dadurch mit allen den Merkmalen behaftet wurden, welche ein solcher Zustand den verschiedenen Graden seiner Stärke gemäß auf dieselben hervorzubringen pflegt. Folglich kann an den Vorstellungen alles Dasjenige, was daran Gefühl oder Empfindung ist, erinnert werden, aber Das, was daran Bewußtsein oder Wahrnehmung ist, kann schlechterdings nicht erinnert werden, und es ist ein Fehler, das nicht erinnerbare Element unter die Kategorie der erinnerbaren Elemente zu subsumiren.

Der zweite Einwurf, der sich machen ließe, um die Identität von Bewußtsein und Gefühl oder Empfindung zu retten, wäre die Annahme, daß Gefühle und Empfindungen vielleicht nicht dem Vorstellungsinhalt angehörten, sondern nur Eigenschaften wären, womit dieser Inhalt durch und bei seinem Zusammentritt mit dem Bewußtsein behaftet würde. In diesem Fall hinge die Dauer und Existenz der Gefühle und Empfindungen genau ab von der Dauer und Existenz des Bewußtseins, und beide, Gefühle und Bewußtsein, wären nicht allein unzertrennlich miteinander verbunden, sondern Gefühle und Empfindungen wären nichts als

der modificirte und gleichsam gefärbte Widerschein, mit welchem das Bewußtsein als Ur- und Grundgefühl auf dem übrigen Vorstellungsinhalt umherspielte. Wäre dies der Fall, so gehörten die Gefühle und Empfindungen nicht mehr dem erinnerbaren Vorstellungsinhalt als einem solchen an, sondern vielmehr dem Acte der Wahrnehmung und Erinnerung selbst, d. h. dem Bewußtsein, sofern dasselbe durch den erinnerten Vorstellungsinhalt in jedem Augenblicke selbst modificirt würde. Mit einem Worte, Gefühl wäre modificirtes Bewußtsein, Bewußtsein aber Gefühl ohne Modification. Dieser Einwurf, welcher den Begriff des erinnerbaren Vorstellungsinhalts in Beziehung auf Gefühl und Empfindung leugnet, ist stärker als der vorige, welcher denselben Begriff auch selbst auf das Bewußtsein noch anzuwenden suchte.

Die Probe hierzu ist indessen leicht gemacht. Wenn Gefühle nichts weiter sind als Unterschiede des Bewußtseins oder des wahrnehmenden Zustandes, so sind Verstärkungen des Gefühls nur immer Zeichen von einer Verstärkung des Bewußtseins, und wir müssen beständig in eben dem Grade, als wir unsere Gefühle wachsend spüren, eine Erhöhung unsers Bewußtseins oder wahrnehmenden Zustandes bemerken. Hiergegen sträubt sich die tägliche Erfahrung, welche lehrt, daß sehr viele Gefühle, z. B. Schmerz, Zorn, Furcht u. a. m., sobald sie eine gewisse Höhe überschreiten, uns am hellen Wahrnehmen unsers eigenen Zustandes und der Dinge um uns her verhindern, und also unser Bewußtsein schwächen. Wäre nun überhandnehmendes Gefühl in keinem Fall etwas Anderes als überhandnehmendes Bewußtsein oder Wahrnehmen in Beziehung auf einen gewissen Vorstellungsinhalt, so dürfte kein einziger Fall vorkommen, wo das Wachsen des Gefühls die Abnahme des Bewußtseins mit sich brächte. Da die Erfahrung an solchen Fällen aber reich ist, so folgt daraus, daß das Gefühl nicht in einem bloßen Bewußtsein oder Wahrnehmen in Beziehung auf einen bestimmten Vorstellungsinhalt bestehen kann, daß es folglich Elemente in sich enthalten muß, welche nicht dem Bewußtsein und seinen bloßen Beziehungen angehören, sondern welche unter Umständen selbst dem Bewußtsein und allen seinen Beziehungen hemmend in den Weg zu treten vermögen. Und diese Elemente kann man sich nun schon nicht mehr weigern unter die Kategorie des erinnerbaren Vorstellungsinhalts zu stellen, da für sie gar keine andere Stelle aufzufinden ist.

Hiermit soll zwar nicht behauptet werden, daß der erinnerbare Vorstellungsinhalt, welcher das eigenthümliche oder specifische Substrat irgend eines Gefühls oder einer Empfindung bildet, nicht sollte durch seinen Zusammentritt mit dem Bewußtsein gewisse Modificationen und Umänderungen erleiden können. Diese noch immer bleibende Möglichkeit gibt aber den Gefühlen noch gar nicht einmal irgend eine Unterscheidung vor den übrigen erinnerbaren Vorstellungen, von denen es uns im Vorhergehenden ebenso wenig eingefallen ist zu leugnen, daß ihr an sich unbewußter Inhalt nicht sollte durch seinen Zusammentritt mit dem Bewußtsein vielleicht gewisse Modificationen und Umänderungen zu erleiden haben.

Soweit also die Macht der Gefühle reicht, durch ihr *Anwachsen* das Bewußtsein oder die Wahrnehmung zu *vermindern* und zu schwächen, soweit reicht die Gewißheit, daß die Gefühle eine an sich unbewußte Wurzel oder Substanz haben; und soweit reicht zugleich die *Unmöglichkeit, das Bewußtsein unter den Begriff des Gefühls einzuordnen, oder es selbst für das Ur- und Grundgefühl auszugeben.* Zu Paradigmen für diesen Beweis bieten sich aber fast alle Arten von Gefühlen an. Denn sowol Freude und Entzücken, als Schmerz und Beklommenheit, sowol Zorn und übermüthige Zuversicht, als Schrecken und Furcht, sowol die warme Schwärmerei der Liebe, als der kalte Brand des Hasses vermögen, sobald sie eine gewisse Höhe erreichen, das Bewußtsein zu *blenden* und zu *verdunkeln*. Ja es möchte wol ebenso wenig irgend ein *Gefühl* als irgend eine *sinnliche Empfindung* gedacht werden können, daß nicht das eine wie die andre in übertriebener Steigerung sich als Antagonist des Bewußtseins und der klaren Wahrnehmung erwiese.

Zunächst fließt aus dem bisher Erkannten eine wichtige Folgerung. Wenn nämlich *Gefühl* und *Bewußtsein* zwei zu sondernde Elemente sind, so darf man nicht ferner mehr in der Wissenschaft *Gefühlsgrade* mit *Bewußtseinsgraden* verwechseln, wie dies in der Sprache des Lebens häufig geschieht, z. B. wenn man von einem Menschen sagt, er habe viel *Selbstbewußtsein*, wo man doch nichts meint als einen hohen Grad von Selbstgefühl; oder wenn wir uns einbilden, in irgend einer, etwa durch Wein oder sonst wie, erhöhten Gefühlsstimmung ein erhöhtes und verstärktes Bewußtsein zu besitzen, wo der ernstliche Versuch wahrscheinlich zeigen würde, daß die klare

Wahrnehmung und Besonnenheit an Schärfe ab- anstatt zugenommen hat. Dergleichen Bewußtseinsstärke ist in Wahrheit keine solche, sondern besteht in einer Schwängerung des Bewußtseins mit Gefühlselementen. Das Bewußtsein hat keine andere Intensität als seine eigene Klarheit, Helligkeit und Deutlichkeit. Denn von dieser Art sind die einzigen Intensitätsgrade, die den Zustand des Wahrnehmens selbst als einen solchen betreffen können und dieser Zustand ist es eben, welchen wir, um ihn als einen solchen zu bezeichnen, mit dem Namen des Bewußtseins belegen. Sobald wir unter den Graden der Stärke des Bewußtseins noch irgend etwas Anderes zu verstehen wünschen als die Grade seiner Klarheit und Deutlichkeit, sind wir im Irrthum.

Es kann folglich auch nicht der in der Anschauung des Klaren und Hellen liegende Gefühlseindruck sein, welcher uns zwingt, diese Empfindungsausdrücke bildweise vom Bewußtsein zu gebrauchen, da, wie gezeigt ist, der Empfindungsinhalt dieser Ausdrücke nicht die Aehnlichkeit, sondern das Hinkende im Gleichniß bildet. Welches ist denn hier das wirkliche und zwingende tertium comparationis?

Wenn wir im Eindruck der Nacht oder Dunkelheit von dem Gefühlsinhalt des Traurigmachenden und Niederdrückenden, welcher darin gegeben ist, abstrahiren, so nehmen wir darin nur noch dieses wahr, daß darin gar nichts unterschieden wird. Schon der kleinste hereinbrechende Dämmerungsschimmer bewirkt, daß wir anfangen, undeutliche Unterschiede unter den umgebenden Gegenständen zu bemerken. Mit steigenden Lichtgraden steigt die Fähigkeit des Unterscheidens, bis sich im hellsten Schimmer sogar die feinsten Nüancen enthüllen. Je mehr Licht, desto mehr Fähigkeit des Unterscheidens, je mehr Fähigkeit des Unterscheidens, desto größere Deutlichkeit des Unterschiedenen. Deutlichkeit im strengen Sinne ist nur da, wo das Unterscheiden soweit geht, daß sich auch genau angeben läßt, wodurch sich eines vom andern unterscheidet. Wo dies nicht möglich ist, obgleich dabei noch recht wohl unterschieden wird, z. B. bei unmittelbaren Empfindungseindrücken des Geschmacks, Geruchs u. dgl., sinkt die Deutlichkeit zur bloßen Klarheit herab.

Daß die Fähigkeit des Unterscheidens das gesuchte tertium comparationis bildet, geht daraus hervor, daß die Grade des Bewußtseins sich uns als Grade der Klarheit und Deutlichkeit erwiesen haben.

Dasjenige, dessen Intensitätsgrade Grade der Klarheit und Deutlichkeit sind, kann unmöglich etwas Andres sein als eine Fähigkeit des Unterscheidens. Denn Grade der Klarheit und Deutlichkeit sind Grade der Unterscheidungsfähigkeit. Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß man sich wundern müßte, wenn nicht wiederum manche Psychologen auf dieselbe sollten auch ohne künstliche Vorbereitung schon durch ihren einfachen und gesunden Sinn geleitet worden sein. Zu diesen gehört unter andern Scheitlin in seiner „Thierpsychologie", wo er die Fähigkeit des Unterscheidens als Maßstab für die Bewußtseinsgrade des Thierlebens festsetzt.

Jedoch ist bald zu bemerken, daß der Begriff der Unterscheidungsfähigkeit, allgemein aufgefaßt, die Untersuchung wiederum nicht gegen die größten Verlegenheiten zu sichern vermag. Ist jedes Wesen, welches die Fähigkeit des Unterscheidens besitzt, ein bewußtes, dann hat auch der Magnetstein Bewußtsein. Denn er unterscheidet den Nordpol des entgegengehaltenen Magneten von seinem Südpol, indem er mit einem jeden seiner eigenen Pole den ungleichnamigen anzieht und den gleichnamigen abstößt. Auch unterscheidet er Eisen von Holz; denn zu jenem bewegt er sich hin oder reißt es an sich, während er sich gegen dieses gleichgültig verhält. Es unterscheidet der Pflanzentrieb die Helligkeit von der Finsterniß, indem er dem Lichte entgegenwächst, das Dunkel meidet. Hyacinthen im Zimmer senken ihren unbiegsamen Stengel nach der Fensterseite bis zum Winkel von 60° und darüber. In solchen und ähnlichen Fällen zeigt die Natur eine sehr sichere Unterscheidungsfähigkeit, ohne daß sich irgend ein Mensch einfallen läßt, von Bewußtsein reden zu wollen. Es folgt hieraus, daß diejenige Klarheit und Deutlichkeit, welche Bewußtsein heißt, in einer ganz besondern Art besteht. Es fragt sich also, worin diese sich von den übrigen möglichen Arten von Unterscheidungsfähigkeit selbst unterscheiden möge.

Es fällt bei der Vergleichung des unterscheidenden Bewußtseins mit einem unterscheidenden Magnete zunächst der Unterschied in die Augen, daß das Bewußtsein innerhalb der Sphäre seines Unterscheidens irren kann, was dem Magnete nicht möglich ist. Hieran knüpft sich aber sogleich noch mehres Andre. Denn ein Wesen, welches irren kann, zeigt sich uns dann von einer noch größern Vollkommenheit, wenn es nicht gezwungen ist, unter gegebenen Umständen

seinen Irrthum immer aufs neue blindlings zu wiederholen, sondern wenn es im Stande ist, ihn zu verbessern, oder wie man es auszudrücken pflegt, etwas Neues hinzuzulernen, welches immer nur unter einer gewissen geflissentlichen Anstrengung der Aufmersamkeit im Wahrnehmen möglich ist. Die Aufmerksamkeit aber befindet sich, sobald sie im Begriff ist, vom Zustande des Irrthums in den der Wahrheit überzugehen, ohne den letzten noch erfaßt zu haben, im Zustande des Zweifels. Also geht die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins in die Fragen nach dem Wesen des Irrthums, der Lernfähigkeit, der Aufmerksamkeit und des Zweifels auseinander.

§. 8.

Das bewußte Unterscheiden schließt eine Frage in sich.

Ein irrthumsfähiges Wesen ist ein vorstellendes. Von der Möglichkeit vorstellender Wesen ohne Bewußtsein. Sie würden keinen Irrthum verbessern, nichts lernen können. Ein lernendes Wesen zweifelt. Zwiefache Bedeutung des Zweifels. Das Lauschen, Spähen, Auspassen, Aufmerken. Die Aufmerksamkeit ist eine Frage um die Zukunft.

Der Magnet in seinem Unterscheiden des Nordpols vom Südpol, wie des Holzes vom Eisen, irrt niemals. Ebenso wenig hat man je den Pflanzenkeim in seinem Triebe, sich nach oben zu strecken, irren gesehen[1]). Dahingegen irrt die Henne, welche statt ihres Eies ein untergeschobenes Stück Kreide bebrütet. Denn sie hält fälschlich das Stück Kreide für ihr Junges. Es irrt die Mistfliege, welche ihre Eier auf die Blätter der Aasblume legt[2]). Denn sie hält

1) Dutrochet brachte Samenkörner in Löcher, welche in dem Boden eines mit feuchter Erde gefüllten Gefäßes gebohrt waren, und hing dieses an den Balken eines Zimmers auf. Die Wurzeln senkten sich in die Luft herab, und die Stengel verlängerten sich durch die feuchte Erde hindurch, bis sie deren obere Fläche durchdringen konnten. Zwiebel- und Lauchstengel mit ihren Bulben, an finstern Orten niedergelegt, richten sich auf, wiewol langsamer als im Hellen, sogar im Wasser niedergelegt, richten sie sich auf. Cuvier in den „Mém. de l'acad. des sciences de l'année 1821". (Paris 1826), V, 171. Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur", S. 65.

2) Die Schmeißfliege (Musca vomitoria), welche ihre Eier auf Aas und übelriechendes Fleisch legt, damit die Jungen sogleich Nahrung finden, legt dieselben auch bisweilen, durch den Geruch getäuscht, auf die wie Aas riechende Aasblume (Arum dracunculus), auf welcher die ausgekrochenen Jungen zu Grunde gehen. Scheitlin's „Thierseelenkunde", I, 398.

fälschlich diese Blätter für Aas, d. h. in ihrem Sinne für Speise. Es irrt die Motte, welche, nachdem sie einige male das geliebte Licht umkreist hat, in der Flamme desselben ihren Tod findet Denn sie hält fälschlich den angenehmen Schein des Lichts für Etwas, das in jeder Beziehung ihrem Leben und Sein förderlich sei. Das Irren beruht hier darauf, daß das Wesen, welches im Handeln begriffen ist, nicht nach der wirklichen Natur der Gegenstände, die es umgeben, sondern nach einem falschen Scheine derselben verfährt, und dadurch bekundet, daß es zu seinen Handlungen nicht mehr, wie der Magnet, durch das wahrhafte Wesen der einwirkenden Außendinge, sondern nur noch durch ihren oberflächlichen sinnlichen Schein determinirt wird, welcher auch trügen kann. Ein solcher sinnlicher Schein heißt eine Vorstellung, wie z. B. die des Runden, Weißen und Harten (= Ei), des Schmuzigen, Weichen und Uebelriechenden (= Aas), des Hellen und Strahlenden (= Flamme) u. s. f. Hieraus folgt, daß ein irrthumsfähiges Wesen und ein vorstellendes Wesen gleichbedeutende Begriffe sind. Ob aber ein vorstellendes Wesen auch immer zugleich ein bewußtes Wesen ist?

Da sich ergeben hat, daß der erinnerbare Vorstellungsinhalt an sich selbst ein unbewußter ist, so läßt das Vorhandensein eines solchen an und für sich noch gar nicht auf ein Bewußtsein schließen, und es wären sehr wohl Wesen denkbar, welche, ohne ein Fünklein Bewußtsein oder Wahrnehmung in sich zu haben, ihr Handeln durch einen wirklichen Vorstellungsinhalt bestimmt bekämen, und zu diesem Ziel in jedem Augenblicke neuen Vorstellungsinhalt durch ihre Sinnwerkzeuge empfingen, ohne davon selbst das Mindeste gewahr zu werden. Die Möglichkeit des Gedankens leidet gar keine Schwierigkeit. Aber auch die physiologische Erfahrung kommt demselben in dem Phänomen der Reflexionsbewegungen [1]) des Organismus aufs

1) Reflexionsbewegungen sind nach Joh. Müller („Handb. der Physiol.", II, 83 ff.) unwillkürliche Bewegungen, welche auf ursprüngliche Erregung von Empfindungsnerven entstehen, und bei denen die Vermittelung der centripetalen und centrifugalen Strömung durch das Gehirn oder Rückenmark stattfindet. Sie zerfallen in zwei Gruppen, 1) die des animalischen Systems, als: Husten, Erbrechen, Harndrängen, Stuhlzwang, Niesen, Bewegung der Iris, Zusammenziehung des Schlundes u. s. w., 2) die des organischen Systems, als: Herzschlag, Puls, Fieberhitze, Schauder u. s. w.

bereitwilligste entgegen, indem sie an einzelnen Vorgängen unsers Organismus Paradigmen zum angegebenen Gedanken aufweist, welche mehr oder weniger seinen Inhalt ausdrücken. Wenn z. B. nach den Graden des verstärkten Lichtreizes auf den Sehenerven sich die Pupille des Auges vermöge der Iris gradweise verengert, so ist hier die Analogie zwar unvollkommen in Beziehung auf das erste Glied, insofern nämlich die die Bewegung verursachende Vorstellung hier eine bewußte Wahrnehmung des Lichtschimmers ist, paßt hingegen ganz und gar in Beziehung auf das zweite, insofern wir nämlich von der auf die Wahrnehmung mit Nothwendigkeit erfolgenden organischen Bewegung nicht das Mindeste gewahr werden. Aehnlich verhält es sich mit der durch die Gehirnnerven vermittelten Bewegung des Schlingens, welche unwillkürlich erfolgt, sobald ein Gegenstand in den Schlund geschoben wird, und welche z. B. am abgeschlagenen Kopf einer Katze wahrgenommen wurde. Und wenn die Wirkung des Urinlassens, welche im gesunden Zustande als eine willkürliche oder bewußte Bewegung auf den wahrgenommenen Reiz des Urins gegen die Haut der Harnblase erfolgt, und demgemäß auch ihren Sitz in den mit dem Gehirn communicirenden Rückenmarksnerven hat, in krankhaften Zuständen unwillkürlich und ohne ein Wahrnehmen des Reizes sich vollzieht, was soll man da anders sagen, als daß das Rückenmark auf einen durch seinen Empfindungsnerven empfangenen unbewußten Reiz mit einer vermöge seines Bewegungsnerven ausgesendeten unbewußten Wirkung antwortete? Es geht aus allem diesem hervor, daß ein Wesen, welches fähig ist, Empfindungsreize in sich aufzunehmen und von ihnen zu gewissen Bewegungen bestimmt zu werden, darum nicht auch schon ein wahrnehmendes oder bewußtes Wesen sein müsse, oder daß die Irrthumsfähigkeit eines Wesens nicht auch schon unbedingt einen bewußten Zustand in sich schließe. Denn wenn ich mir eine Maschine denke, welche eingerichtet ist, auf den Nervenreiz oder das Bild von einem gewissen Gegenstand zu agiren, so wird dieselbe auch jedes mal agiren, sooft ihr das Bild ohne den Gegenstand beigebracht wird, und so also in diesem Fall immer in einen Irrthum fallen, ohne im Stande zu sein, denselben jemals zu vermeiden.

Etwas ganz Anderes tritt ein, wenn das Wesen im Stande ist, seinen Irrthum zu verbessern, wenn der Hund, den man ein

mal mit einem gemalten Stück Fleisch gefoppt, sich, sobald er den Irrthum gewahr wird, nicht zum zweiten mal mit demselben foppen läßt, wenn derselbe vor demselben Stock, welchen er bisher gleichgültig ansah, jetzt läuft, seitdem er mit ihm geschlagen worden, wenn die Sperlinge, nachdem sie sich vor einem Strohmann lange gescheut, am Ende doch hinzufliegen, weil sie merken, daß nichts dahinter ist, wenn die Vögel in den Wäldern Brasiliens, welche anfangs vor dem ihnen fremden Knall der Feuergewehre gar nicht flohen, schon nach einigen Wochen davor die Flucht ergreifen lernten, nachdem sie die übeln Wirkungen davon unter ihres Gleichen gemerkt hatten, u. s. w. In diesen Fällen genügt es nicht mehr, blos vorstellende Wesen anzunehmen, deren Bewegungssystem maschinenartig auf gewisse zu empfangende Vorstellungsreize eingerichtet ist, sondern hier sind schon Wesen mit veränderlichen Vorstellungsverbindungen. Der Hund, der sich nicht zum zweiten male durch das Bild des Fleisches foppen läßt, zeigt dadurch, daß ihn auch das erste mal nicht das Bild als solches lockte, sondern die mit dem Bild verknüpfte Vorstellung einer guten Speise. Sobald sich diese bei ihm vom Bilde ablöst, lockt ihn das Bild nicht mehr. Das Bild, welches anfangs für ihn mit der süßen Empfindung der Speise geschwängert war, schwebt jetzt nur noch öde und gleichgültig vor seinem Auge. Der Sperling, welcher sich an den unregsamen Strohmann allmälig gewöhnt, zeigt dadurch, daß nicht das Bild desselben als ein solches ihm Furcht einjagte, sondern die üble Empfindung eines vielleicht vom Arm oder Stock des Bildes ausgehenden Schlages oder Wurfs, mit welcher dasselbe geschwängert war. Nun, da die üble Vermuthung lange Zeit nicht eintraf, verliert sich auch die bange und Flucht erregende Empfindung allmälig aus der Peripherie des Bildes. Umgekehrt schwängert sich beim geschlagenen Hunde das Bild des Stocks, beim angeschossenen Vogel das Bild des Knalls mit der Empfindung des zugleich erlittenen Schmerzes, sodaß, sobald sich wieder der Stock zeigt, der Knall hören läßt, auch zugleich eine Nachwirkung des gehabten Schmerzes erfolgt. Zwar könnte man auch hier noch immer den Versuch machen, durch einen bloßen Mechanismus von Empfindungsreizen zu erklären, wonach sich das zusammen Empfundene in den Vorstellungen verkettete und verbände, das nicht mehr zusammen Empfundene aber allmälig oder bei bestimmten Veranlassungen löste und trennte. Wäre aber dies ein allgemeiner Mecha-

nismus alles Vorstellens, so müßten ihm auch alle Thiere als vorstellende Wesen in allen vorkommenden Fällen unterliegen, welches lange nicht der Fall ist. Den Fliegen wird der süße Geschmack des Fliegengifts dadurch nicht bitterer, daß sie Hunderte von ihres Gleichen darin sich zu Tode zappeln sehen. Dennoch fehlt es ihnen nicht an einer Vorstellung von ihres Gleichen, da sie sich ja Individuen von ihres Gleichen zur Begattung auswählen und sich auch überall gern dahin ziehen, wo ihres Gleichen sind. Folglich bleibt die Empfindung von der an ihres Gleichen sich zeigenden Veränderung bei ihnen außer aller Verbindung mit der Empfindung des süßen Gifts, dieselben mögen einander auch räumlich so nahe rücken, als sie wollen. Ebenso wenig lernt die Motte das brennende Licht scheuen. Ist sie ihm einmal zu nahe gekommen und hat sich ein wenig gebrannt, so vergrößert sie zwar auf einen Augenblick den Kreis, in welchem sie dasselbe umfliegt. Daß dies aber nichts Anderes sei als die repulsive Wirkung der momentanen Schmerzempfindung, sieht man daran, daß sich im folgenden Augenblick der Kreis auch sogleich wieder verengert, als ob nichts vorgefallen wäre. Es bleiben also die Empfindung der hellen Flamme und die Empfindung des Schmerzes, der von ihrem Orte ausgeht, in der Seele dieses Thierchens unverbundene Vorstellungen und es stirbt eher, als daß es sie miteinander in Verbindung setzte. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß, um Empfindungsreize miteinander zu verbinden und voneinander zu trennen, noch etwas ganz Anderes erfoderlich sei als dieselben blos zu haben.

Ein Wesen mit veränderlichen Vorstellungsverbindungen unterscheidet sich dadurch von einem Wesen mit unveränderlichen, daß das erstere zweifeln kann, welches das andre nicht im Stande ist. Vermöchte der Hund ebenso wenig daran zu zweifeln, daß das Bild des Fleisches mit dem süßen Geschmack desselben in Verbindung stehen müsse, wie die Motte daran zu zweifeln vermag, daß der Lichtschimmer in jedem Fall sich ihrem Leben als angenehm erweisen müsse, so würde die härteste sinnliche Erfahrung den Hund ebenso wenig aus seinem Irrthum zu vertreiben vermögen, als dieselbe es bei der Motte vermag. Man würde die Fopperei bei ihm bis ins Unendliche wiederholen können, ohne daß er irgend Etwas davon merkte. So dumm ist aber der Hund nicht. Nur ein Wesen also, welches zweifeln kann,

kann sich etwas merken; nur ein Wesen, welches zweifeln kann, hat einen Grad der Klugheit, und zwar in dem Maße, als es zweifeln kann. Die größte Klugheit hat der Mensch, weil er an allem zu zweifeln fähig ist, ohne daß er muß, aus purer Lust am Zweifel selbst. Das Thier zweifelt nur noch, wann es muß. Aber ist denn auch das Zweifeln, diese höhere Potenz des Vorstellungslebens, vielleicht sogar noch ohne Bewußtsein denkbar, oder sind wir hiermit bereits auf dem Punkte angelangt, den wir suchen?

Besteht der Zweifel in einem bloßen Hin- und Hergezogensein durch Vorstellungen, welche einander an Stärke in schnell abwechselnden Zeiträumen überwiegen, so zwingt uns ein solcher zweifelnder Zustand freilich ebenso wenig als der eines unverbesserlichen Irrthums zur Annahme eines Bewußtseins. Denn es würde in einem solchen Zustande nur immer die Vorstellung blindlings wirken, welche im Augenblick am stärksten gegeben ist. Wenn z. B. eine Ameise, die eine Puppe schleppt, sich mit ihr immer dahin wendet, wo sie eine kleine Vertiefung in der Erde bemerkt und einen Eingang vermuthet, und nach vielen vergeblichen Versuchen, manchmal im Kreise herum, endlich mit ihr zu einem der wirklichen Höhleneingänge einschlüpft, so befand sie sich offenbar im zweifelnden Zustande, wo der rechte Eingang sei, ohne daß doch dabei etwas Anderes ins Spiel zu kommen brauchte, als das blinde Wirken der ihr sich nacheinander bietenden Vorstellungen von kleinen Erdlöchern. Wenn dagegen der Hase die Ohren spitzt und lauscht, ob er irgend ein leises auf Gefahr deutendes Geräusch vernehme, oder ob alles still und sicher sei; wenn die Maus mit schüchterner Bewegung sich zum Loch hinaus wagt und mit neugierigem Blick um sich schaut, ob sie sich weiter wagen dürfe, oder sich schleunig zurückzuziehen habe: so ist uns nur die Alternative gelassen, entweder den eben gewählten Ausdruck für unrichtig zu erklären, oder den Zustand einen bewußten zu nennen. Denn wenn wir an uns selbst die Probe machen, auf etwas zu lauschen, zu lauern oder aufzupassen bei einem niedrigen Grade des Bewußtseins, z. B. im schläfrigen Zustande, so merken wir, daß wir das nicht im Stande sind. Zum Lauschen und Aufpassen muß man wach, d. h. im bewußten Zustande sein. Ein vorstellendes Wesen, das nicht zum Bewußtsein käme, seine Vorstellungen selbst nicht gewahr würde, würde nie zum Wachen kommen, sein Leben wäre ein steter Schlaf, ein

blindes Nachtwandeln. Wach sein heißt Bewußtsein, Zustand des Gewahrwerdens und Beobachtens seiner Vorstellungen. Seine Vorstellungen beobachten heißt folglich noch etwas ganz Anderes als dieselben blos haben. Wer nicht lauschen, lauern, aufpassen, aufmerken kann, der kann auch nicht die Vorstellungen beobachten, welche in ihm oder ihm geboten sind. Wo also nicht aufgemerkt, nicht zweifelnd gelauert werden kann, da ist kein hinlänglicher Grund vorhanden, Bewußtsein anzunehmen und umgekehrt zeigt sich Bewußtsein überall, wo wir es beobachten können, als die Fähigkeit, aufzupassen oder aufzumerken, d. h. auf erst zu empfangende Vorstellungen zu lauern. Dieses Lauern oder Erwarten schließt aber immer den Zweifel in sich wegen einer in Zukunft zu empfangenden Vorstellung, ob dieselbe von dieser oder einer andern Art sein werde. Eine specielle Unterart dieses Zweifels ist dann wiederum der, ob die Zukunft die gegenwärtig in mir seienden Vorstellungsverknüpfungen bestehen lassen, oder ob sie dieselben zerreißen und durch andre ersetzen wird. Mit einem Worte, Bewußtsein als Wahrnehmungsfähigkeit ist Lauschsamkeit, Lauersamkeit, Erwartsamkeit, Aufmerksamkeit, diese aber ist der rege oder in Wirksamkeit begriffene Zweifel in Beziehung auf zu empfangende Vorstellungen.

Zum Zweifeln gehören zunächst verschiedene Vorstellungen, zwischen denen gezweifelt wird, sodann ein Wesen, welches zwischen ihnen zweifelt. So ist, wenn die Ameise zwischen verschiedenen Erdlöchern zweifelnd umherirrt, das zweifelnde Wesen der durch Vorstellungen reizbare Organismus des Thierchens, auf welchen verschiedene Vorstellungen abwechselnd mit größerer Stärke wirken. Sobald hingegen der zweifelnde Zustand nicht auf gegenwärtige, sondern auf zukünftige Vorstellungen geht, welche erst noch erwartet werden, ist das Wesen, welches zweifelt, das Bewußtsein oder die Aufmerksamkeit selbst. Denn ein solcher Zweifel ist nie vorhanden, ohne daß Bewußtsein vorhanden ist, und also ist Bewußtsein das einzige Agens, welches solchen Zweifel zu erregen im Stande ist. Dieser Zweifel aber heißt in Beziehung auf diejenige Vorstellung, welche eintreten wird, die Frage. Jede Aufmerksamkeit ist ein fragender Zustand und jedes bewußte Wesen ein fragendes Wesen. Fragen heißt zweifeln zwischen verschiedenen möglichen zukünftigen Vorstellungen mit Beziehung auf die, welche sich wirklich einstellen wird. Sobald

sich dieselbe einstellt, ist die Frage beantwortet und der Zweifel gelöst. Wir haben dann Etwas erfahren oder gelernt, d. h. mit Bewußtsein und gespannter Aufmerksamkeit wahrgenommen. Ist nun aber auch das Fragen in Beziehung auf eine einzelne Wahrnehmung gestillt, so hört es doch dadurch in Beziehung auf andre nicht auf, und läßt sich auch in Beziehung auf die zukünftigen Zustände der bereits wahrgenommenen Vorstellung oder des bereits wahrgenommenen Gegenstandes fortsetzen. Wir sagen aber dann, daß unsere Aufmerksamkeit auf einer Vorstellung oder auf einem Gegenstande ruhe, wenn wir auf die zu erwartenden Zustände dieser Vorstellung oder dieses Gegenstandes beobachtend gespannt sind. Und nur diese Vorstellungen, welche vom Umkreis unserer Aufmerksamkeit umspannt werden, sind die bewußten. Also sind bewußte Vorstellungen solche, in Beziehung auf welche wir aufmerksam sind oder in der Frage stehen.

§. 9.

Rückblick auf die fünffache Bedeutung im Wort Bewußtsein.

Wahrnehmungen sind umfragte Vorstellungen. Ihr Umkreis. Ihre Helligkeit. Räthselhaftigkeit der Verknüpfung zwischen Aufmerksamkeit und Deutlichkeit der Vorstellungen. Unterscheidung der Bewußtseinsgrade von den Graden der Bewußtseinswirkungen. Principat der fragenden Thätigkeit vor der unterscheidenden.

Der Begriff der Frage verspricht weitere Aufschlüsse über das Wesen des Bewußtseins. Ehe aber die Untersuchung dieses Begriffs weiter fortgesetzt wird, ist es rathsam, wieder an das Frühere anzuknüpfen.

Im Anfange der Untersuchung zeigte sich uns das Bewußtsein als der Sinn in ideeller Bedeutung gefaßt, oder als derjenige Theil des Sinnes, welcher in wahrnehmender Wirksamkeit ist, und wir ließen das Wort Bewußtsein für sämmtliche Phänomene dieses Kreises der Betrachtung als allgemeinen Namen gelten, der uns aber sogleich fünf verschiedene Bedeutungen zu erkennen gab.

In der ersten Bedeutung bezeichnet das Bewußtsein die Vorstellungen des wahrnehmenden Sinnes selbst. Diese sind die Vorstellungen, auf die unsere Aufmerksamkeit gerichtet ist. Denn eine Vorstellung, welche ganz außerhalb des Kreises unserer Aufmerksamkeit fällt, d. h. auf welche wir gar nicht mer-

ken, gar nicht lauschen, gar nicht passen, gar nicht achten, eine solche werden wir gar nicht gewahr, eine solche ist ein unbewußter Vorstellungsinhalt. Werden wir aber dennoch Etwas von ihr gewahr, wenn auch noch so dunkel, so ist dies ein Zeichen davon, daß wir sie dennoch beachten, wenn auch mit noch so geringer Anspannung, oder daß dennoch unsere Aufmerksamkeit auf ihr ruht, wenn auch in einem noch so geringen Grade. Die Aufmerksamkeit oder das Aufpassen ist aber die sich mit einer Vorstellung verknüpfende Frage nach Dem, was in Zukunft in Beziehung auf diese Vorstellung vorgehen wird, entweder von außen, welche Verwandlung sie durch irgend ein Ereigniß wird zu leiden haben, oder von innen, welche neue Eigenschaften man durch ferneres Hinmerken in ihr selbst und ihren Verhältnissen zu andern Vorstellungen entdecken wird. Folglich sind Vorstellungen des wahrnehmenden Sinnes Vorstellungen, welche verknüpft sind mit der Frage nach ihren zukünftigen Zuständen, und ein Aggregat von Vorstellungen zu sein, welche mit der genannten Eigenschaft behaftet sind, ist die erste Bedeutung, worin der Ausdruck des Bewußtseins genommen werden kann.

Die zweite Bedeutung des Worts Bewußtsein ist die, der Umkreis oder Horizont der wahrgenommenen oder umfragten Vorstellungen zu sein, aus welchem immer alte entschwinden, in welchen immer neue eintreten. Dieser Umkreis erstreckt sich so weit, als sich die Frage nach der Zukunft erstreckt, oder will man ihn sich unter dem Bilde eines Raumes vorstellen, so ist dies ein Raum, dessen ganze Ausdehnung so von der Frage nach der Zukunft erfüllt ist, daß ein jeder erinnerbare Vorstellungsinhalt, welcher in denselben eintritt, mit dieser Frage behaftet und von ihr durchdrungen wird. Es deckt sich hier auf eine auffallende Art die Mangelhaftigkeit der Herbart'schen Methode auf, welche des Glaubens lebt, daß in der Psychologie dann schon alles erklärt sei, wenn nur die Gesetze entdeckt seien, nach welchen Vorstellungen in den Raum des Bewußtseins treten und wieder aus ihm entschwinden. Denn gesetzt den Fall, daß die Herbart'schen Gesetze der Statik und Mechanik die richtigen wären, wonach Vorstellungen sich in den Raum der Frage um die Zukunft begeben und denselben wieder verlassen, so würden wir doch dabei über die Natur dieses Raumes und der Frage, von welcher er erfüllt ist, ganz im Dunkeln bleiben.

Drittens bezeichnet Bewußtsein die Eigenschaft der Vorstellungen, sich im Zustande der Wahrnehmung zu befinden. An diesem Begriffe ist unsere Untersuchung bis zu ihrem gegenwärtigen Standpunkte emporgeklommen und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Begriff am Ende Merkmale kundgegeben hat, welche anfangs schwer in ihm zu vermuthen waren. Denn wer sollte auf den ersten Anblick vermuthen, daß dasjenige Princip, welches den Vorstellungen die Helligkeit und Deutlichkeit gibt, welche Bewußtsein heißt, eine Frage um die Zukunft sei? Es entdeckt sich aber hiermit ein Zwischenglied, welches wir im Bisherigen noch nicht mit in Anschlag gebracht haben. Indem nämlich eingesehen wird, daß die Frage nach der Zukunft in den Vorstellungen eine Eigenschaft bewirkt, in welcher sie selbst nicht sogleich zu entdecken ist, so ist damit klar, daß diese Eigenschaft nicht mit jener Frage selbst identisch, sondern nur eine Wirkung von ihr ist, und also ein Zwischenglied bildet zwischen der Frage um die Zukunft und den Vorstellungen, auf welche sie geht. Dieses Mittelglied heißt die Helligkeit, Klarheit oder Deutlichkeit der Vorstellungen. Wir bemerken nämlich, daß nur dann, wenn die Aufmerksamkeit stark auf eine Vorstellung geheftet ist, diese Vorstellung hell oder deutlich wird, welches darin besteht, daß sich ihre Theile genau untereinander sondern und gliedern, wogegen eine Vorstellung, welche mit schwacher und zerstreuter Aufmerksamkeit aufgefaßt wird, immer verworren und undeutlich bleibt und einem nebelhaften Gebilde gleicht, dessen Theile nicht gehörig voneinander unterschieden werden. Wir sind hiermit zugleich in die vierte Bedeutung des Wortes Bewußtsein eingetreten, wonach dasselbe diejenige Modification bezeichnet, welche ein Vorstellungsinhalt dadurch erleidet, daß er sich im Zustande der Wahrnehmung, oder in dem Raum, welcher von der Frage um die Zukunft durchdrungen ist, befindet. Und hier zeigt sich etwas Räthselhaftes. Denn daß ein Vorstellungsinhalt verknüpft sei mit der Frage nach seiner Zukunft und daß derselbe in sich deutlich und klar gesondert sei, sind Begriffe, die schlechterdings nicht auseinander folgen. Welches ist das Verhältniß zwischen diesen schlechthin heterogenen Begriffen, welche sich doch so enge miteinander verknüpft zeigen, daß der Sprachgebrauch des Lebens sich mit einem und demselben Worte für beide behilft?

Zwar könnte man immer einen Versuch machen, eine Verbindung

zwischen dem Begriff der Aufmerksamkeit auf den Vorstellungsinhalt und der Deutlichkeit des Vorstellungsinhalts herzustellen. Denn je mehr ich aufmerke, desto mehr entdecke ich und je mehr ich frage, desto mehr Antworten bekomme ich in Beziehung auf eine Vorstellung, desto mehr Merkmale häufen sich mir also in Beziehung auf dieselbe an. Es besteht dann die Deutlichkeit einer Vorstellung darin, daß viele, die Undeutlichkeit einer solchen darin, daß wenige Merkmale in ihr aufgefaßt sind. Ganz abgesehen von allen Einwendungen, welche sich gegen eine solche Definition der Deutlichkeit mit Recht erheben ließen, würde Der, welcher sich mit dieser Erklärung begnügte, sich auch sonst durch eine bloße Redensart täuschen. Denn Das, was er voraussetzt, als ob es sich von selbst verstünde, nämlich daß Der, welcher viel fragt um die Zukunft, auch viel auffaßt in der Gegenwart, und umgekehrt, daß Der, welcher wenig fragt, auch wenig faßt, oder überhaupt, daß das Maß des Fragens das Maß des Fassens bedingt, das ist ja eben das unerklärte Räthsel. Oder ist Fragen und Fassen dieselbe Thätigkeit? Doch gewiß nicht. Die Action des Fragens geht auf die Zukunft, die des Fassens auf die Gegenwart, die Frage besteht in einer Unentschiedenheit, die Antwort in einer Entschiedenheit und Festigkeit des Vorstellens. Und indem das Maß des einen sich abhängig zeigt vom Maß des andern, sehen wir nur ein Gegentheil unvermeidlich an sein Gegentheil geknüpft, ohne daß wir zu sagen wüßten, wie und wodurch.

Obgleich unsere gegenwärtigen Resultate nur hinreichen, um das Räthsel des Bewußtseins deutlich auszusprechen, aber noch nicht, um in dasselbe tiefer einzudringen, so genügt doch schon diese deutliche Aussprache, um in Beziehung auf die obenerwähnten Grade des Bewußtseins eine wichtige Unterscheidung zu machen. Wir fanden oben, daß die einzigen Grade des Bewußtseins als einer Vorstellungseigenschaft genommen die Grade der Deutlichkeit, Klarheit und Helligkeit der Vorstellungen seien. Bereits liegt es uns schon deutlich vor, daß diese Deutlichkeitsgrade nicht Grade der fragenden Aufmerksamkeit sind, sondern Grade der Wirkungen, welche die lauschende Aufmerksamkeit auf den Vorstellungsinhalt ausübt, indem sie ihn verdeutlicht und aufklärt. Die Deutlichkeits- oder Helligkeitsgrade des Bewußtseins zeigen hierin große Aehnlichkeit mit den Thermometergraden, welche ebenfalls nicht Wärmegrade sind, womit man

sie in der Sprache des gemeinen Lebens verwechselt, sondern Ausdehnungsgrade eines Mediums, auf welches die Wärme ausdehnend wirkt. Und wenn also auf den Grund hin, daß die Grade des Bewußtseins Deutlichkeitsgrade seien, das Bewußtsein für einen Zustand des Unterscheidens genommen wurde, weil Deutlichkeitsgrade Grade des Unterscheidens sind, so war das Bewußtsein damit zwar nicht unrichtig, aber einseitig und mangelhaft bestimmt. Denn seine Definition würde im Lichte der bis hier gewonnenen Erkenntniß lauten: Bewußtsein ist derjenige Zustand des Unterscheidens in den Vorstellungen, welcher als Wirkung aus dem Zustande des Fragens oder Aufmerkens hervorgeht. Eine solche Definition würde bei aller Richtigkeit, die ihr insofern zugestanden werden kann, als sie die vierte Bedeutung im Gebrauch des Wortes Bewußtsein genau ausdrückt, doch den universellen Sinn der Thatsache ganz verdrehen, wollte man sich an ihr festhalten. Denn sie setzt an die Stelle des wirklichen Princips vom Bewußtsein, nämlich des aufmerksamen *Fragens und Lauschens*, die Wirkung dieses Princips im Vorstellungsinhalt, nämlich das deutliche *Unterscheiden*, und läßt es dahingestellt, ob das Agens, von welchem dies deutliche Unterscheiden als Wirkung ausgeht, selbst mit zum Bewußtsein gehöre oder nicht; während doch der wirkliche Stand der Sache der ist, daß das deutliche Unterscheiden in den Vorstellungen oder das Bewußtsein in der vierten Bedeutung dieses Wortes in gar keinem andern Sinne diesen Namen verdient, als insofern dasselbe eine nothwendige und unvermeidliche Wirkung des *bewußten Princips* in den Vorstellungen ist.

Man könnte noch hiergegen fragen, warum wir, da sich uns erstlich das Bewußtsein als einen Zustand des *Unterscheidens* enthüllte, und wir hintennach sahen, daß derselbe auch einen Zustand des *Lauschens und Fragens* nothwendig in sich schlösse, warum wir nicht lieber und am natürlichsten beide Zustände als integrirende und gleich wichtige Theile des Phänomens vom Bewußtsein gelten ließen, anstatt auf den Principat des einen über den andern zu sinnen. Die Antwort auf diese Frage ist in der Beobachtung enthalten, daß der Zustand des Lauschens und Auspassens gar nicht zu bewerkstelligen ist, ohne vom Bewußtsein und Gewahrwerden Dessen, was wir thun, in allen seinen Theilen und Modificationen bis ins Kleinste hin durchdrungen zu sein, und daß also ein Lauschen und Auspassen ohne Bewußtsein gar nicht

denkbar ist, während hingegen ein deutliches Unterschiedensein oder eine genaue Sonderung in den Theilen eines erinnerbaren Vorstellungsinhalts auch dann noch in ihm fortdauert, wenn er aus dem Bewußtsein entschwunden ist und auf eine Gelegenheit wartet, wieder in ihm erweckt zu werden. Da nun also nicht das Unterschiedensein, sondern lediglich der Act des Unterscheidens, aus welchem das Unterschiedensein oder die Deutlichkeit und Helle der Vorstellungen folgt, dem Bewußtsein als einem solchen zuzuschreiben ist, so wird das Bewußtsein im Act des Unterscheidens angeschaut in seinem Verhalten zum Gegentheil seiner, nämlich zu dem an sich unbewußten Vorstellungsinhalt, in welchem dasselbe Grade der Deutlichkeit und Helligkeit verursacht, welche an sich ebenfalls unbewußte Eigenschaften des Vorstellungsinhalts sind und als solche forteristiren. Hingegen wird im Lauschen und Aufpassen das Bewußtsein beobachtet in seinem Verhalten zu künftigen Vorstellungen oder zu Vorstellungen, welche noch nicht vorhanden sind, zu denen es also auch noch keine wirkliche Beziehung haben kann, sondern nur erst eine mögliche. Oder das Lauschen ist der Zustand des Bewußtseins in seiner blos möglichen Beziehung auf Vorstellungen, folglich in seiner wirklichen Beziehungslosigkeit gegen dieselben. Folglich verhält sich der Act des Unterscheidens zum Zustande des Aufpassens wie das Verhalten gegen ein anderes zum Verhalten gegen sich selbst, oder wie ein gegen ein äußeres Object gekehrter wirksamer Act zu dem an sich selbst seienden Zustande des Princips, aus welchem er hervorgeht. Und folglich ist im Bewußtsein dem Aufpassen oder Fragen derselbe Principat über das Unterscheiden zuzuschreiben, welcher überhaupt der Ursache gegen die Wirkung zukommt.

Hiermit ist die Definition, daß Bewußtsein ein Zustand des Unterscheidens sei, womit unsere Untersuchung begann, in ihrer Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit bloßgedeckt, und wir wenden uns wieder vorwärts zum weitern Nachforschen in der fünften Bedeutung des Wortes Bewußtsein, worin wir es bestimmten als den Zustand des Wahrnehmens, aufgefaßt in sich selbst als eine zu dem an sich unbewußten Vorstellungsinhalt hinzukommende unbekannte Größe. Diese unbekannte Größe hat sich uns bereits als der Zustand des Fragens enthüllt, und dadurch unsere Aufgabe schon bis dahin gereinigt, daß wir den Zustand des Unterscheidens nicht mehr als einen unmittelbaren

Zustand des Bewußtseins selbst, sondern nur als eine Wirkung, welche vom fragenden Zustande auf den erinnerbaren Vorstellungsinhalt geübt wird, betrachten dürfen.

§. 10.

Nähere Erörterung des Inhalts fragender Thätigkeit.

Unterarten der Frage. Bedeutung der Disjunction. In der Disjunction ist die Negation enthalten. Die Frage enthält außer der Disjunction eine Neugierde. Was diese sei. Die aprioriſchen Schemata des Ja und Nein als Willenskategorien.

Das Bewußtsein ist eine Frage nach der Zukunft. Jenachdem sich die Frage auf einen gewissen beschränkten Kreis von zu erwartenden Vorstellungen bezieht, wenden wir dafür verschiedene Ausdrücke an. Erwarten wir Eindrücke des Gehörs, so lauschen wir, oder horchen auf, hören zu. Erwarten wir Eindrücke des Gesichts, so merken wir auf, schauen uns um, sehen zu. Ebenso gibt es ein Zuschmecken, Zuriechen, Zufühlen, überhaupt ein Probiren, Versuchen, Experimentiren in Beziehung auf alle Sinnorgane. Lassen wir uns dabei auch eine lange Zeit der Erwartung nicht verdrießen, während welcher wir der zukünftigen Vorstellung entgegenharren, so nennen wir es ein Aufpassen oder Auflauern, so wie der Jäger thut, welcher auf dem Anstand steht. Das Lauern und Passen dient also dazu, den Zustand des Bewußtseins gleichsam im vergrößerten Maßstabe zu zeigen, indem hier in eine lange Zeitreihe auseinandergezogen erscheint, was sonst nur einen Augenblick Zeit zu kosten braucht. Da also alle die hier aufgezählten und überhaupt bisher vorgekommenen Modificationen des Bewußtseins als eines solchen nur darin bestehen, ob die Frage nach der Zukunft sich auf diesen oder jenen Bezirk von zu erwartenden Vorstellungen beziehe, und ob sie in Beziehung auf eine gewisse Vorstellung länger oder kürzer dauere, so drängen sie alle mit gemeinschaftlicher Gewalt nach der Erörterung Dessen hin, was eine Frage nach der Zukunft sei?

Der Zustand des Fragens setzt zwischen entgegengesetzten möglichen Vorstellungen, z. B. des Gefährlichen und des Gefahrlosen, ein solches Verhältniß, daß die eine nicht mit der andern bestehen kann, und daß daher beide zugleich nicht eintreten können, daß es aber unbestimmt ist, welche von beiden eintreten wird. Man wende hiergegen

nicht ein, daß z. B. dem Jäger, welcher entweder einen Hasen oder ein Rebhuhn vor den Schuß erwartet, beides mit einem male zustoßen kann, denn dies wäre eben nur der dritte mögliche Fall oder die dritte Vorstellung seines Beobachtungsfeldes, so wie ein vierter Fall der wäre, daß ihm keins von beiden begegnete, sein Beobachtungsfeld also leer bliebe, ein fünfter Fall der, daß ihm statt der erwarteten Gegenstände ein anderes Thier, z. B. ein Reh, vor den Schuß liefe, u. s. w. Alle diese Fälle, welche sich ins Beliebige vervielfältigen lassen, schließen einander aus, sodaß, sobald einer von ihnen stattfindet, damit in demselben Augenblick alle übrigen nicht stattfinden, sodaß z. B., sobald es wahr wird, daß Hase und Rebhuhn zusammen erscheinen, es damit zugleich unwahr wird, daß Hase allein, oder Rebhuhn allein erschienen sei. So bewegt sich alles Fragen innerhalb eines Entweder Oder, oder innerhalb der Regel eines disjunctiven Urtheils. Wo kein disjunctives Urtheilen, d. h. kein Setzen möglicher Vorstellungen nach der Regel des Entweder Oder ist, da ist auch kein Fragen vorhanden. Wer also nicht zugibt, daß die Thiere, welche lauschen und spähen, wie z. B. Hasen und Mäuse, des disjunctiven Urtheilens, d. h. des Setzens möglicher Vorstellungen nach der Regel des Entweder Oder fähig seien, der ist genöthigt, diesen Thieren das Lauschen und Spähen abzusprechen, und ihnen nur einen betrüglichen Schein davon zuzugestehen.

Dabei ist indessen der Unterschied wohl ins Auge zu fassen, welcher stattfindet zwischen der Fähigkeit, die Regel des disjunctiven Urtheils auf einen gewissen gegebenen Fall so weit anzuwenden, als es dieser Fall mit Nothwendigkeit erheischt, und der Fähigkeit, auch über die Nothwendigkeit des gegebenen Falls hinaus sämmtliche Vorstellungen, welche in ihm möglich sind, zu einem vollständigen disjunctiven Netze kunstreich auszuspinnen. Nur die erstere Fähigkeit kommt beim Phänomen des Spähens in Betracht, die letztere gehört combinirtern Stufen des Seelenlebens an, von welchen hier noch nicht die Rede sein darf. Vielmehr steht das Spähen und Lauschen in der Regel auf dem allereinfachsten Grade der Disjunction, indem es sich an einem einzigen Eindruck, einer einzigen Empfindung festhält, welche auf problematische oder fragende Weise vorhanden ist, wie z. B.: Ist Gefahr vorhanden, oder nicht? Ist dies eßbar oder nicht? Wäre ein gewisser Raum für das Thier wirklich und nicht blos problematisch mit der Em-

pfindung der Gefahr durchdrungen, so würde es denselben sofort fliehen, ohne erst spähend zu probiren, ob derselbe geflohen werden müsse. Wäre ein gewisses Kraut für das Thier wirklich und nicht blos problematisch mit der Empfindung der Eßbarkeit durchdrungen, so würde es frisch zugreifen, und nicht erst probirend daran umherlecken. Ueberall, wo probirt und gespäht wird, ist das probirende Wesen gefaßt, den Gegenstand, welcher sich vorläufig von einer gewissen Empfindung geschwängert zeigt, sobald sich die Empfindung nicht in ihm bewähre, sofort von ihr zu befreien oder zu lösen. Mit andern Worten, ein spähendes Wesen ist im Entschluß, von dem Gegenstande seiner Neugier nach Maßgabe des zu Erfahrenden ein disjunctives Urtheil auszusprechen, daß er Etwas, z. B. gefährlich, eßbar, entweder sei oder nicht sei. Denn was ist dem neugierigen Wesen der Gegenstand seiner Neugierde, ehe es dieselbe befriedigt hat? Ist er ihm z. B. ein gefahrdrohender oder ein nichtgefahrdrohender? Offenbar keins von beiden. Denn im ersten Fall würde es schleunig entfliehen ohne sich umzusehen, im zweiten arglos sich nahen, und in jede ihm gestellte Schlinge hinein gehen, in keinem Fall aber argwöhnisch prüfen. So wird denn vielleicht der Gegenstand ihm beides zu gleicher Zeit erscheinen, sowol gefahrvoll, als gefahrlos? In diesem Fall könnten aber nur beide Empfindungen als im Gegenstand ruhende gedacht sich zu einem mittlern Eindruck ausgleichen. Das Thier, dem der Gegenstand gefahrdrohend erschiene, aber doch nicht eben sehr stark, würde sich zögernd und langsam aus seiner Nähe entfernen, gleich einem Körper, welcher von einem andern mit mittlerer Geschwindigkeit abgestoßen würde. Von einem Probiren, ob Gefahr vorhanden sei oder nicht, d. h. ob schleunig geflohen werden müsse oder ruhig verweilt werden könne, würde in keinem dieser Fälle die Rede sein können. Es bleibt nichts übrig als dies, daß einem probirenden Wesen ein Gegenstand entweder gefährlich oder nicht, entweder eßbar oder nicht u. s. f. erscheine, oder daß ein probirendes Wesen auch nothwendig des Gedankens der Negation mächtig sei. Das einfachste Hervortreten dieses Gedankens zeigt sich in Form des einfachsten disjunctiven Urtheils, daß ein Gegenstand irgend Etwas sei oder nicht, mit irgend Etwas in Verbindung stehe oder nicht, daß mir irgend Etwas begegnen werde oder nicht, und in ähnlicher Weise.

Nun aber ist die Spannung der Elemente des Vorstellungsinhalts

innerhalb der Disjunction, wonach durch die Setzung des einen Moments immer die Setzung des andern verhindert wird, nicht zu verwechseln mit dem Bewußtsein oder der fragenden Thätigkeit, sondern erweist sich vielmehr als eine Eigenschaft alles Vorstellungsinhalts ohne Ausnahme und nicht blos des bewußten. Man wird dieses am besten gewahr, wenn man auf einen Vorstellungsinhalt reflectirt, welcher als Eigenschaft an einem nicht blos für uns, sondern für Jedermann seienden Gegenstande gegeben ist, z. B. auf die Rundheit des Apfels, die Höhe des Baumes u. dergl. Die Rundheit des Apfels z. B. schließt es aus, daß er platt oder eckig sei, die Höhe des Baumes, wodurch er andere seinesgleichen überragt, schließt es aus, daß er niedrig sei gleich niedrigem Gestrüpp u. s. w. So wie also irgend ein Vorstellungsinhalt als Eigenschaft an irgend einem Gegenstand gesetzt ist, so schließt er nach dem Gesetze der Disjunction seine Gegentheile aus, sodaß wir hierin ein Gesetz des Vorstellungsinhalts als eines solchen und nicht ein Gesetz des Bewußtseins vor uns haben. Das Bewußtsein fängt erst da an, wo ein disjunctiver oder widersprechender Vorstellungsinhalt trotz seines Widerspruchs oder seiner Unverträglichkeit dennoch gesetzt wird, welches nur dadurch geschehen kann, daß für zwei oder mehre Vorstellungen, welche in gewisser Beziehung unverträglich sind, z. B. in Beziehung auf ihr Erscheinen im äußern Sinn, ein anderes Feld des Erscheinens, z. B. der innere Sinn, gegeben wird, auf welchem sie miteinander bestehen können. Dieses Miteinanderbestehen zweier im äußern Sinn unverträglich seiender Vorstellungen, welches im innern Sinn stattfindet, heißt eine Disjunction.

In einer bloßen Spannung von alternativen Vorstellungen kommt ferner kein Ueberspringen der Aufmerksamkeit von einer auf die andre vor, wie sie als ein eine bestimmte Zeit in Anspruch nehmendes, bald langsamer, bald schneller vor sich gehendes Oscilliren in der Frage zu beobachten ist, bei allem Zweifeln, Ueberlegen, Forschen und Probiren. Folglich würde auch insofern ein solches Spannungsverhältniß von disjunctivem Vorstellungsinhalt, wo es für sich allein existirte, noch gar keinen bewußten Zustand herbeiführen. Dasselbe bestätigt die Erfahrung auch noch dadurch, daß sich ein disjunctiver Spannungszustand im Vorstellungsinhalt auch recht wohl im unbewußten Zustande zu erhalten vermag. Denn wo wir gestern in unserer For

schung abbrachen, sind wir im Stande heute fortzufahren, nachdem viele Stunden sowol Wachens als Schlafs dazwischen traten, welche den Gegenstand der Forschung ganz aus unserm Bewußtsein verschwinden machten. Dabei finden wir in unserm Gedächtniß am Inhalt des Fragepunkts, an der seinen Spannung seiner Alternative, an der Schärfe der Disjunction häufig nicht das Mindeste erloschen. Woraus folgt, daß das spröde sich Ausschließen der Vorstellungen, wie es bei den Eigenschaften der sinnlichen Objecte vorkommt, wonach z. B. derselbe Gegenstand in derselben Beziehung nicht zugleich groß oder klein, schwarz oder weiß u. s. f. sein kann, sondern immer nur eins von diesen ist, in dem erinnerbaren Vorstellungsinhalt unsers innern Sinnes gar nicht statt hat, indem daselbst ebenso gut, als ein weißer Gegenstand, ein Gegenstand in der Erinnerung bewahrt wird, welcher entweder weiß oder schwarz ist. Das Verhältniß der Disjunction unter den Gliedern eines erinnerbaren Vorstellungsinhalts ist folglich auch im unbewußten Zustande möglich, und also entweder eine Voraussetzung oder eine Nachwirkung des Bewußtseins, auf keinen Fall aber mit ihm zu verwechseln.

In jeder Frage ist eine Disjunction enthalten. Denn wenn ich einer Frage die Wendung hinzufüge, Ja oder Nein? — so verstärke ich dadurch nur die Frage, ohne ihr irgend etwas Neues hinzuzusetzen. Hingegen ist noch nicht in jeder Disjunction eine Frage enthalten. Denn die Disjunction für sich allein genommen versetzt uns nur in den zweifelnden Zustand, ob ein Ding dieses oder jenes, ob gefahrvoll, eßbar u. dergl. sei, aber noch nicht in den fragenden oder prüfenden, welcher in dem Bestreben besteht, durch Affirmation des einen Gliedes der Alternative das andere Glied als unmöglich abzuschneiden und so dem Zustand des Zweifels ein Ende zu machen. Die Frage enthält die gleichschwebende Disjunction verschiedener Möglichkeiten oder Vorstellungen in sich, aber zugleich mit dem Bestreben, dieses Gleichgewicht zu Gunsten der einen oder der andern zu stören. Die Frage oder Probe besteht folglich aus einer Disjunction, verbunden mit einem Bestreben, ihr ein Ende zu machen. Achten wir nun genauer auf die Natur dieses Bestrebens, so finden wir jedesmal, daß es seinen Grund nicht in der Disjunction hat, sondern in dem Inhalt der einen von denjenigen Vorstellungen, deren Gleichgewicht die Disjunction bildet. Die Größe des Bestrebens näm-

lich, womit ein Thier auf das Geräusch einer möglichen Gefahr lauschen, oder den Geruch einer möglichen Speise verfolgen wird, wird sich immer richten nach der Größe der Furcht, welche die Vorstellung einer solchen Gefahr, oder nach der Größe der Begierde, welche die Vorstellung einer solchen Speise für sich allein im Thiere erregt. In dem Maß, als die Größe dieser Begierde sinkt, wird auch die Größe jenes Bestrebens sinken, z. B. ein sattes Thier in Verfolgung der Spur eines Speisegeruchs weniger Neugierde zeigen. Wenn nun die Größe und Kleinheit der Neugierde bei einer Frage sich richtet nach der Größe oder Kleinheit der Begierde oder des Abscheues, den die in Disjunction stehende Vorstellung durch ihren Inhalt auf das fragende Wesen hervorbringt, so ist das in der Neugierde wirkende Princip eben der Inhalt dieser Vorstellung als ein solcher, oder die Neugierde ist nichts weiter als eine gewöhnliche animalische Begierde, welche sich in ihren Aeußerungen dadurch modificirt, daß der sie erregende Vorstellungsinhalt nicht ein einfacher, sondern ein in Disjunction schwebender ist.

Man beobachtet die Frage als die Wirkung der Neugierde innerhalb einer Disjunction am genauesten an einer Zergliederung der spähenden und wartenden Aufmerksamkeit, wie wenn des Jägers Blick beobachtend auf die Tiefe des Waldes gerichtet ist, und während er lauert, theils beobachtet, theils lernt oder erfährt. Während hierbei seine Aufmerksamkeit auf das Wild gespannt ist, welches ihm noch erst begegnen soll, steht seine Wahrnehmung fest auf dem Bilde seiner Phantasie von dem durch die Büsche dahin springenden Wilde, und während seine Wahrnehmung gefesselt ist auf das Bild der Phantasie zusammt dem wirklichen Ort, wo dasselbe sich realisiren soll, ist das Spannende der Aufmerksamkeit die Begierde, welche die Uebersetzung des Bildes in eine Realität von Augenblick zu Augenblick erwartet. Erfolgt diese Uebersetzung, dann erst verwandelt sich der Gegenstand der Begierde in einen Gegenstand der Wahrnehmung. Die Begierde zeigt sich also in diesem Proceß als das rein auf die Zukunft, die Wahrnehmung als das rein auf die Gegenwart gerichtete Agens, die Aufmerksamkeit aber als die Thätigkeit, in welcher die Wahrnehmung von einer vorhandenen Vorstellung, auf welcher sie ruht, ohne daß diese Ruhe irgend gestört würde, doch zugleich hinweggetrieben wird zu einer nicht vorhandenen Vorstellung, nämlich zur wirklichen Erblickung des Wildes, auf welches die Begierde gerichtet ist.

Dieſes Hinweggetriebenwerden von der vorhandenen Wahrnehmung auf die nichtvorhandene heißt die Neugierde.

Wir ſehen hieraus, daß die bei der Frage vorkommende Disjunction immer zugleich eine Verknüpfung von zwei verſchiedenen Sinnfeldern vermöge der Aufmerkſamkeit in ſich ſchließt. Wenn der Jäger ſeine Aufmerkſamkeit auf das Wild geſpannt hält, welches er im Walde ſchießen will, ſo ſteht ſeine Aufmerkſamkeit auf gleiche Weiſe fixirt in zwei verſchiedenen Sinnfeldern, in dem des äußern und dem des innern Sinnes, welche fortwährend miteinander verglichen werden. Denn die Begierde, das Wild zu erlegen, heftet ſeine Aufmerkſamkeit ebenſo feſt auf das Bild ſeiner Phantaſie von dem durch die Büſche dahinſpringenden Wilde, als auf den wirklichen Ort im Walde, wo daſſelbe ſich realiſiren, d. h. ſich aus einer Vorſtellung des innern Sinnes in eine Vorſtellung des äußern Sinnes verwandeln ſoll. Das Bild der Zukunft, worauf die Begierde geſpannt iſt, iſt das des innern Sinnes, das Bild der Gegenwart, welches dieſem Bilde widerſpricht und daher der Begierde das Warten auferlegt, iſt das Bild des äußern Sinnes. Das Warten beſteht darin, daß die Begierde, welche an ſich und urſprünglich auf ein Bild der Gegenwart oder des äußern Sinnes geht, genöthigt wird, ſich ſtatt deſſen zwar auf daſſelbe Bild, aber als ein Bild des innern Sinnes oder der Zukunft zurückzuziehen. Seine Lebensbegierde, welche immer auf ein Bild der Gegenwart geht, ſtatt deſſen auf ein Bild der Zukunft zu richten und dadurch ſo lange zu ſuspendiren, bis ſich das zukünftige Bild in ein gegenwärtiges verwandelt, das heißt eine Frage an die Zukunft richten oder aufmerken. Hierdurch erklärt ſich nun zugleich die Natur der Disjunction aufs genaueſte. Die Disjunction ſetzt an die Stelle des vorhandenen oder gegenwärtigen Bildes ein andres, welches mit ihm ſchlechthin unverträglich iſt. Setzbar wird dieſes Bild aber dadurch, daß es in einer ganz andern Sphäre des Vorſtellens geſetzt wird, nämlich als ein zukünftiges oder als ein Bild des innern Sinnes. Daher heißt nun die Bejahung einer Frage ſoviel als die Umwandlung des Bildes der Zukunft in ein Bild der Gegenwart, wodurch ſogleich die die Frage erregende Begierde in Activität tritt. Die Frage verneinen, heißt, das Bild der Zukunft, auf welches die Begierde ſpannt, vom Bilde der Gegenwart ablöſen und alſo das Dilemma oder die Disjunction vernichten, wobei aller Zuſammenhang zwiſchen der Be-

gierde und dem gegenwärtigen Bilde aufhört. Dagegen eine Suspension der Begierde oder eine Heftung der Begierde auf das zukünftige oder innere Bild, während sie zugleich gerichtet ist auf das ihr nicht entsprechende äußere oder gegenwärtige Bild, und zwar darum, weil sie eine Begierde ist, das innere Bild in ein äußeres verwandelt zu sehen, dies ist Fragezustand. Die Frage ist nur so lange vorhanden, als die Gegenwart dem Bilde der Zukunft die Bejahung verweigert, oder als sie gegen dasselbe das Nein ausspricht. Aber sie ist auch nur so lange vorhanden, als dieses Nein nicht unbedingter Weise angenommen wird, sondern gegen das Bild der Gegenwart aus der Begierde noch immer der Wunsch und die Hoffnung ausströmt, daß das Ja erfolge, d. h. daß das zukünftige oder innere Bild sich in ein gegenwärtiges oder äußeres verwandle.

Hieraus folgt erstlich, daß die Neugierde besteht in einem Zurückschlagen der Begierde aus der Gegenwart in die Zukunft, aus dem äußern Sinnfelde in das innere, wobei sie das innere dem äußern so lange substituirt, bis das letztere dem erstern völlig entspricht. Es folgt zweitens, daß das ursprüngliche und einfache Verhältniß der Disjunction oder des disjunctiven Urtheils nicht die Vielgliedrigkeit ist, sondern die Eingliedrigkeit als das einfache Verhältniß von Ja und Nein, wobei die auf das Ja fallende Vorstellung allemal eine ganz bestimmte und concrete ist, die auf das Nein fallende aber einen ganz beliebigen, nur mit jener nicht übereinstimmenden Inhalt haben kann. Denn das Ja im Dilemma bezeichnet allemal das Bild der Zukunft oder die fesſellos freigelassene Begierde, welche auf ein genau bestimmtes concretes Bild gerichtet ist. Das Nein im Dilemma bezeichnet irgend ein anderartiges gegenwärtiges Bild, welches die Begierde so lange suspendirt oder in ihrem Ausbruch hemmt, als es nicht mit dem Bilde der Zukunft, auf welches die Begierde gespannt ist, gänzlich in eins schmilzt.

Daher ist die gewöhnliche logische Darstellung des disjunctiven Verhältnisses, wonach die Glieder eines Dilemmas insofern verwechselbar erscheinen, als man ein jedes von ihnen beliebig mit dem Ja oder auch mit dem Nein belegen kann, eine erkünstelte, welche die Sache nicht bei ihrem Ursprunge faßt, sondern ausgebildetern Denkstufen angehört. Denn wenn es auch fest steht, daß das spähende Thier im Spähen jedesmal ein wirkliches disjunctives Urtheil fällt, so ist

ihm doch dabei eine solche Gleichschwebe des Entweder Oder, wonach die Glieder des Dilemmas sich miteinander vertauschen lassen, noch gänzlich ferne, und das Thier bildet nur immer ein solches disjunctives Urtheil der ursprünglichsten Art, wie es in jeder einfachen Frage vorkommt, nach dem Schema: entweder Ja oder Nein, wobei das Ja auf die bestimmte Vorstellung der Zukunft, und folglich auf den mit ihr verknüpften Inhalt der fragenden Begierde trifft, das Nein aber auf die unbestimmte und beliebigen Inhalt ertragende Vorstellung der Gegenwart als das die Begierde in ihrer Thätigkeit hemmende Agens geht.

Zugleich werden wir hier aufmerksam auf ein wichtiges logisches Verhältniß, welches sich an die Begriffe der Verneinung und Bejahung knüpft. Die Negation ist ein Begriff, welcher bezeichnet, daß mit einem gegebenen bestimmten Vorstellungsinhalt irgend ein anderer nicht übereinstimme, ohne daß damit über die Natur des Widerstreitenden irgend Etwas ausgesprochen würde. Und die Bejahung ist ein Begriff, welcher bezeichnet, daß mit einem gegebenen bestimmten Vorstellungsinhalt aus einer gewissen Sphäre ein Inhalt aus einer andern Sphäre eins und ununterschieden sei, ohne daß damit über die Beschaffenheit des Identischen irgend Etwas ausgesprochen würde. Wir wollen diese Begriffsformen, welche nicht aus dem Vorstellungsinhalt als solchem, sondern aus seinem Verhältniß zur Thätigkeit des Beobachtens stammen, aprioriſche Schemata nennen. Denn Schemata sind sie als bloße Formen der bewußten Auffassung, die erst mit einem beliebigen Inhalt erfüllt sein wollen. Apriori gegeben sind sie, weil sie in der Thätigkeit des Auffassens allem beliebigen Inhalt vorhergehen und sich auf jeden beliebigen Inhalt beziehen lassen. Diese aprioriſchen Schemata erscheinen als hohl und leer in Beziehung auf den Inhalt, der ihnen gegeben werden kann, und den sie als solche noch nicht besitzen. Dagegen sind sie an und für sich durchaus nicht inhaltslos zu nennen, indem ihr Inhalt die Situation einer Begierde ist, welche durch die Verschiedenheit der Vorstellung der Zukunft zur Vorstellung der Gegenwart in wartende oder fragende Spannung gesetzt wird. Die nicht vorhandene Uebereinstimmung der beiden Vorstellungen, oder, was dasselbe sagt, die gehemmte und auf die Zukunft verschobene Thätigkeit der Begierde heißt die Bejahung. Dagegen heißt die vorhandene Verschiedenheit der beiden Vorstellungen,

oder, was daſſelbe ſagt, die Hemmung oder Suspenſion der Thätigkeit, die Verneinung. So lange bei vorhandener Verneinung oder Suspenſion noch auf eine Bejahung oder Entfeſſelung der Begierde gehofft oder gewartet wird, ſo lange beſteht die Frage oder Aufmerkſamkeit. Mit einem Worte ausgedrückt: Ja bedeutet die Activität, Nein bedeutet die Suspenſion der Activität eines vorhandenen Begehrens oder Triebes. Ja und Nein ſind Trieb-Kategorien.

Da die aprioriſchen Schemata des Ja und Nein Kategorien des Begehrens oder Wollens, Willenskategorien ſind, ſo werden ſie auch immer im gemeinen Leben als ſolche angewandt. Das Ja, welches die Uebereinſtimmung des Wahrnehmungsbildes mit dem Bilde des Begehrens bezeichnet, wird daher auch dort angewandt, wo die Uebereinſtimmung der Rede eines Andern mit dem Inhalte meines Wollens angezeigt werden ſoll, wo ich alſo die Rede des Andern zu der meinigen mache, dieſelbe gerne auch will, ſie aufbewahre und hege, ſie conſervire. Das Nein, welches die Verſchiedenheit des Wahrnehmungsbildes vom Bilde des Begehrens bezeichnet, wird auch dort angewandt, wo ich die Verſchiedenheit der Rede des Andern vom Inhalt meines Wollens bemerklich machen will, daher denn das Nein dazu dient, die Rede des Andern von mir zu weiſen, mich von ihr zu trennen, und ſie außer aller Verbindung mit meiner eigenen Perſon zu erklären.

Aber auch der complicirtere Gebrauch dieſer aprioriſchen Schemata beim wiſſenſchaftlichen Nachdenken iſt immer auf die angegebene einfache Bedeutung derſelben als Willenskategorien zurückzuführen. Wenn ich z. B. bei der ſchwarzen Schnur auf rothem Grunde, welche meinem Auge grün erſcheint, leugne oder verneine, daß dieſelbe wirklich grün ſei, ſo beſteht die Suspenſion oder Negation der Vorſtellung des Grünen nicht darin, daß dieſe vor meinem Auge verſchwände. Sie dauert vielmehr dabei ebenſo lebhaft fort als zuvor. Suspendirt oder negirt iſt ſie blos in dem Sinne, daß mein Fürwahrhalten, d. h. mein auf die Wahrheit des Beſtehenden gerichteter Wille ſich von ihr losſagt oder erklärt, daß ſie einen von dem Inhalt dieſes Willens verſchiedenen Inhalt hat. Denn der Inhalt des die Wahrheit wollenden Begehrens oder des Fürwahrhaltens iſt in dieſem Falle die ſchwarze Farbe, und die erſcheinende grüne wird nun kraft dieſes innern Wollens, welchem ſie widerſpricht, zum Sinnenſchein herabgeſetzt. Verwickelter, obgleich nicht in den Principien ver-

ändert, wird dieser Proceß des Nachdenkens dann, wenn der Zweifel an dem wirklichen Vorhandensein eines grünen Pigments bei der Erscheinung des Grünen zwar in mir aufsteigt, aber ich erst dabei herumrathe, ob z. B. der Gegenstand ein blauer sei, der von gelbem Licht, oder ein gelber, der von blauem Licht beschienen werde, oder ein durchsichtiger, wie beim Regenbogen oder Prisma u. s. f. Hier sagt sich das Fürwahrhalten oder der Wahrheitswille zwar ebenso, wie im vorigen Fall, vom Inhalt der Sinnerscheinung los, ohne jedoch selbst noch mit einem bestimmten Inhalt erfüllt zu sein. Statt einer bestimmten Erfüllung ist nämlich das Suchen nach einer solchen in ihm, welches sich dadurch kund gibt, daß er nacheinander verschiedene Versuche macht, sich mit diesem oder jenem dem unmittelbaren Anschein entgegengesetzten Inhalt zu erfüllen. Da dann eine jede dieser möglichen Inhaltsbestimmungen sich gegen eine jede andere ebenso ausschließend verhält, als sie allesammt sich gegen den Inhalt der Sinnwahrnehmung ausschließend verhalten, so entsteht damit allererst, und nicht früher, eine vielgliedrige Disjunction, bei welcher es dann im Belieben steht, welches Glied man mit Ja bezeichnen will, um hiernach willkürlich alle übrigen gemeinschaftlich unter das Nein fallen zu lassen.

§. 11.

Entscheidung der Bewußtseinsfrage.

Verhältniß der Aufmerksamkeit zu dem das Interesse erzeugenden Triebe. Ein aufmerksames Wesen ist ein wartendes oder geduldiges. Bewußtsein als Willensthätigkeit eines gehemmten Triebes. Unterschied zwischen einem bewußten und denkenden Wesen. Engeres und weiteres Bewußtseinsfeld.

Das Lernen besteht darin, daß in einer Vorstellungsverknüpfung eine Veränderung durch Aufmerken vor sich geht. Wenn niedrigorganisirte Thiere nichts erfahren, nichts lernen können, so kommt das daher, weil in ihren Vorstellungen sich keine Veränderungen zutragen. Könnten sie lauschen und lauern, so könnten sie aufmerken und beobachten, so würden in ihren Vorstellungen sich Veränderungen begeben. Aber dies können sie nicht. Und umgekehrt können die Thiere, welche lauschen und lauern, eben darum Etwas erfahren oder lernen, und darum sind Schlangen, Mäuse, Hasen u. s. w. Thiere, die man schon vieles lehren, die man schon zu vielerlei abrichten kann, kluge Thiere,

aufmerksame Thiere. Die Thätigkeit des Lernens, d. h. des Auffassens einer Veränderung in einer Vorstellungsverbindung oder des aufmerksamen Unterscheidens ist bei diesen Thieren bereits vorhanden, und das Unvollkommene dabei ist nur die Beschränkung dieser Thätigkeit auf den kleinen Kreis, welchen ihr die Lebensbegierde des Thieres anweist. Um den Kreis seines Erfahrens zu erweitern, muß man die von seiner Lebensbegierde nicht erstrebten Gegenstände künstlich mit derselben verknüpfen, wie man es beim Abrichten der Thiere thut. Die Verengung des thierischen Wahrnehmungskreises ist daher durch das Bedürfniß größerer Aufmerksamkeitsreize von außen bedingt.

Die Frage um die Zukunft wird immer durch eine Lebensbegierde in Bewegung gesetzt und rege erhalten. Die treibende Begierde heißt in Beziehung auf die Frage, welche sie in Bewegung setzt, eine Neugierde oder ein Interesse. Im denkenden Bewußtsein gesellen sich zu dem natürlichen oder directen Interesse der Lebenstriebe noch künstliche oder indirecte Interessen, welche den Proceß verwickeln. Denn nun entstehen mit einem male viele Fragen, in deren jeder die Aufmerksamkeit ihre oscillatorische Bewegung hat. Ja da in Beziehung auf den höchst beträchtlichen Umkreis der Vorstellungen, welche uns im wachen Zustande als bewußte gegeben sind, auf jedem kleinsten beobachteten Punkt desselben in jedem Augenblick die Auffassung d. h. die Antwort erfolgt: es ist so und nicht anders — so setzt dieses voraus, daß im Augenblicke vorher, so wie auch noch jetzt in Beziehung zum folgenden Augenblicke, die Frage vorhanden gewesen ist und noch ist: ob so ob anders? Woraus einleuchtet, daß die im denkenden Zustande vorkommende Zertheilung des ursprünglichen Lebensinteresses die fragende Thätigkeit spaltet, und mit der Spaltung vervielfältigt.

An dieser Vervielfältigung des Fragens durch ferner liegende Interessen hängt nun die Vervollkommnung des Bewußtseins und sein Hinaufsteigen von der einfachsten Erscheinung zu höhern Graden. Da aber die ferner liegenden Interessen die Fragethätigkeit schwerer in Bewegung setzen als die näher liegenden oder gröbern, so richtet sich die Höhe des Bewußtseins oder die Vervielfältigung seiner Fragen nach der feineren Reizbarkeit desselben. Damit ein unabweisbarer Trieb, z. B. des Hungers, der Furcht u. dergl. in die Frage trete oder das Interesse des Fragens bilde, wird nur ein geringer Grad von Bewußtseinsfähigkeit erfodert. Mäuse, Hasen, Schlangen und andere

lauernde und lauschende Thiere zeigen uns dies an. Ein steigender Grad von Bewußtsein zeigt sich bei den edlern Thieren, z. B. Affen, Elefanten, Katzen darin, daß sie neugierig sind und Etwas erfahren wollen in Beziehung auf Dinge, welche ihre nächsten Lebensbedürfnisse nicht angehen, sondern ihnen blos zum Spiel eine oberflächliche Lust erregen und also weit geringere Reize für ihr Fragevermögen abgeben als Hunger und Furcht, woraus hervorgeht, daß ihr Fragevermögen schon sensibler ist, d. h. schon auf geringere Fragereize, als die allerstärksten sind, in Bewegung kommt. Endlich tritt beim Menschen der Zustand ein, daß er, um sein Fragevermögen in Bewegung zu setzen, gar nicht mehr des Reizes einer unmittelbar auf das Leben bezüglichen Lust oder Unlust bedarf, sondern sich Fragen bildet entweder aus reinem Interesse an ihrer Beantwortung und dem darin zu findenden Gesetz (also aus Wahrheitstrieb), oder als Aufgabe der praktischen Ueberlegung, was in einem jeden von mehren Fällen, von denen einer nothwendig eintreten muß, etwa geschehen könne, oder was aus einer jeden von mehren entgegengesetzten Annahmen folgen werde (also aus Interesse der Klugheit). Eines je geringern Reizes also das Vermögen der Frage bedarf, um in Thätigkeit zu treten, ein desto höherer Grad des Bewußtseins ist vorhanden.

Dabei bleibt die fragende Aufmerksamkeit auch in ihrer größten Spaltung und Vervielfältigung ihrem einfachen und ursprünglichen Charakter immer insofern treu, als sie irgend eines *Interesses* als ihres Bewegers bedarf, und also immer durch irgend einen innern oder äußern Trieb entweder auf directe oder indirecte Weise gereizt und erweckt wird. Denn wo gar kein Interesse stattfindet, da findet auch gar keine Aufmerksamkeit statt. Wo ich kein Interesse habe, da frage ich nach nichts. Und umgekehrt, wo durch einen äußern Reiz meine Aufmerksamkeit gewaltsam rege wird, wie durch einen Pistolenschuß, ein Jucken am Körper u. dergl., da wird immer in und mit der Aufmerksamkeit ein nicht unbedeutender *Lebenstrieb* entweder zur Abwendung eines Unangenehmen oder zur Aneignung eines Angenehmen gespürt. Der Furchtsame und der, welchem Gefahr droht, hört jedes Blatt am Baume rascheln, wovon der Muthige und der Sichere nichts merkt. In diesem Falle ist die Erregbarkeit der *Aufmerksamkeit* mit der Erregbarkeit der *Furcht* völlig proportional.

Während also bei jedem Acte der Aufmerksamkeit oder des Fra-

gens eine Begierde oder ein Interesse als erregender Reiz der Frage erscheint, ist doch dieselbe Begierde, dasselbe Interesse, welches die Frage lebendig erhält, nicht auf die Frage als eine solche, sondern auf ihre Beantwortnng, also auf ihre Beendigung gerichtet. Oder mit andern Worten, der Trieb geht nicht auf die Frage, sondern auf eine derjenigen Vorstellungen, welche in der Alternative der Frage vorkommen. Z. B. das Thier hat den Trieb, vor der Gefahr zu fliehen, die Gefahr erscheint aber als eine zweifelhafte, so erregt der Trieb des Fliehens vor der hier vorgestellten Gefahr die Thätigkeit des Fragens in dem Maß seiner eigenen Stärke, wobei er auf eine möglichst schnelle Beendigung oder Beantwortung der Frage gespannt ist. Denn solange die Frage dauert, hält die Thätigkeit des Triebes an, oder wartet die Thätigkeit des Triebes, ohne jedoch zu verschwinden oder sich zu verändern. Daher ist ein fragendes oder aufmerksames Wesen in dem Maß, als es dies ist, ein wartendes oder ein geduldiges Wesen. Ungeduld und Intelligenz sind Eigenschaften, welche sich nicht miteinander vertragen. Ein ungeduldiges Wesen ist ein solches, welches eine Frage eher beendigt, als sie sich entschieden hat, oder welches nach dem bloßen stärkern Schein handelt ohne zu untersuchen. Ein geduldiges Wesen ist ein solches, welches die Fähigkeit hat, die Thätigkeit seiner Triebe so lange zu hemmen, bis sich die Alternative, auf welche der jedesmalige Trieb geht, völlig entschieden hat, d. h. völlig gewichen ist.

Geduld oder Fähigkeit des Wartens ist eine Eigenschaft, welche nicht von der Stärke der Begierde allein bestimmt ist, sodaß immer eine schwache Begierde länger warten könnte als eine starke. Das letztere findet nur statt in Wesen und Zuständen von derselben Geduldfähigkeit. Da hingegen sehen wir manchmal die stärksten Begierden eben wegen ihres Ernstes, womit sie Befriedigung verlangen, jahrelang auf eine passende Gelegenheit der Erfüllung warten mit Vorbeilassung von hundert minder passenden, während eine schwächere Begierde ohnmächtig die erste beste Gelegenheit erfaßt, aus Furcht, durch zu langes Warten sich selbst einzubüßen. Hier ist also die Geduldfähigkeit der Zustände eine verschiedene.

Das Maß der Fragethätigkeit läßt sich auf folgende Weise bestimmen. Bei absoluter Geduldfähigkeit wird die Stärke der Fragethätigkeit sich ganz richten müssen nach der Stärke des Triebes. Bei

bedingter Geduldfähigkeit wird dieses Verhältniß an und für sich fortdauern, nur mit dem Unterschiede, daß das Resultat davon nur in den Fällen hervorspringt, wo eine Frage sich schnell beantwortet. Wo dies aber nicht ist, gibt eine heftig aber nicht anhaltend genug aufgeworfene Frage kein besseres Resultat, als ein Zustand, der sich ohne zu fragen vom nächsten Schein bestimmen und berücken läßt. Wo aber gar keine Geduldfähigkeit ist, wo der Trieb durchaus nicht angehalten werden kann, da kann auch keine Frage und folglich kein Bewußtsein entstehen.

Bewußtseinsfähigkeit eines Wesens fällt also mit der Hemmungsfähigkeit seiner Triebe völlig zusammen. Innerhalb der Hemmungsfähigkeit des Triebes richtet sich die Stärke des Fragens nach der Stärke des Triebes, oder ist der Trieb seiner Stärke nach der Erreger der Frage. Der Trieb ist während seiner Hemmung nicht annihilirt oder gelähmt, sondern die Art seiner Wirksamkeit ist, während er in sich fortdauert (wie man an den Folgen nach Beantwortung der Frage sieht), nur eine andere geworden. Fragen heißt nun seine Thätigkeit in dem Zustande, wo sie sich nicht den Ausbruch nach außen erlaubt, welcher sie an ihrer Selbsterscheinung hindern würde. Die Selbsterscheinung des Triebes ist folglich das Abstehen des Triebes von seinem Ausbruch oder von seiner Wirkung nach außen. Und das Erscheinen des mit dem Triebe verknüpften Vorstellungsinhalts ist das Nebenphänomen, welches die Selbsterscheinung oder das Sich-Erscheinen des Triebes durch Suspension seiner Wirkung in die Außenwelt begleitet.

Wir haben ferner das Gesetz gefunden, daß das aufmerksame Wesen überlegungsfähig wird nach dem Grade des Umfangs seiner Aufmerksamkeit, daß aber dieser Umfang um so mehr zunimmt, je geringere Reize schon hinreichen, die Aufmerksamkeit oder die Alternative des Fragens in Bewegung zu setzen.

Ob das gemalte Stück Fleisch ein wirkliches sei, diese Frage ist der Hund fähig aufzuwerfen, sobald Nase und Zahn ihn eines Andern belehren. Der Widerspruch unter seinen Sinnen hält ihn eine Weile in Zweifel gespannt, der Zweifel treibt ihn zu einem Versuch, nach welchem er sich entschieden abkehrt, sich also seine Frage mit Nein beantwortet. Wir pflegen dem Hunde darum noch kein Denken zuzuschreiben. Aber wir schreiben dem Manne ein Den-

ken zu, welcher zuerst die Frage aufwarf, ob die Erde eine Fläche sei, wie sie zu sein scheint, und dieselbe ebenfalls mit Nein beantwortete. Was den Zweifel hervorrief, waren ebenfalls sinnliche Anstöße, der beständig runde Schatten der Mondfinsterniß, die Art, wie ferne Schiffe auf dem Meere erscheinen und verschwinden u. s. w. Der Zweifel wurde also bei diesem Manne auf dieselbe Weise rege als bei jenem Hunde, nämlich dadurch, daß die verschiedenen Anschauungen seiner Sinne in Widerspruch miteinander geriethen. Und so wie der Hund, nachdem sich ihm jener Widerspruch bei wiederholter Probe constatirte, sich in Beziehung auf die einseitige Sinnvision zu einem entschiedenen Nein entschloß: nicht eßbar! so entschloß sich der Denker, nachdem er durch viele genaue Proben diesen Widerspruch deutlich eingesehen hatte, ebenfalls in Beziehung auf seine einseitige Sinnvision zu einem entschiedenen Nein: nicht eben! In beiden Fällen geht offenbar ein ähnlicher Act vor, und es bleibt uns nur die Wahl, entweder dem Hunde in jenem Falle auch ein Denken zuzuschreiben, oder Dasjenige, was diesen Fall von jenem unterscheidet, auch zum Unterschiede des denkfähigen vom undenkfähigen Zustande zu machen. Der Unterschied ist aber zugleich der, weshalb der Denker gepriesen und als Denker bewundert wird, nämlich, daß ihm ein Widerspruch in der Sinnwahrnehmung auffiel, welcher sämmtlichen Menschen vor ihm darum nicht aufgefallen war, weil der Gegenstand in einer zu fernen Beziehung zu den Lebensinteressen stand, auf welche sie ihre Aufmerksamkeit beobachtend geheftet hielten. Daß der Mann ein Denker war, bestand also in nichts Weiterm, als daß er sich gewöhnt hatte, seine Aufmerksamkeit und Beobachtung über den engen Kreis seiner nächsten Lebensbedürfnisse hinüber zu erstrecken.

Wie sich zu diesem Act die Processe des Abstrahirens, Bildens von Schlüssen und was wir sonst noch zum Denken rechnen, verhalten möge, das braucht uns hier noch nicht zu kümmern. Auch dürfen ganze Thätigkeiten des Denkens hiermit vielleicht noch unberührt sein. Dennoch steht dieses fest, daß ein Wesen, welches fähig ist, seine Aufmerksamkeit über den engen Kreis seines Lebensbedürfnisses hinüber fragend zu erstrecken, den Namen eines denkenden Wesens nicht mehr blos im zweifelhaften und erbettelten, sondern im vollgültigen und von Jedermann erzwingbaren Sinn in Anspruch nimmt.

Nun lasset uns den Zustand eines solchen denkenden Wesens ge-

nauer betrachten. Es zweifle und spüre, oder wie man zu sagen pflegt, es denke nach z. B. über die ebene Gestalt des Erdballs. Obgleich es seinen Lebensbedürfnissen hierdurch nicht gerade Abbruch zu thun braucht, so erhalten diese doch durch das große Interesse am Erdball ein Gegengewicht, ja es ist im Stande, jene über dieses auf Augenblicke und Stunden vielleicht ganz und gar zu vergessen. Und bleiben sie in den Stunden des Denkens und Forschens auch fürs Gewöhnliche dem Bewußtsein noch gegenwärtig, so bilden sie dann nur das weitere und minder helle Bewußtseinsfeld, welches das Fragen nach der Flächengestalt des Erdballs, das in diesem Falle das engere Bewußtseinsfeld bildet, in weiterm Kreise umspielt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Unterschied zwischen engerm und weiterm Bewußtseinsfelde sich nur auf die Zustände beziehen kann, wo die Vorstellungen einer nach künstlichem Interesse gerichteten Aufmerksamkeit von dem Vorstellen, welches dieselbe aus natürlichem Bedürfniß nicht los wird, wie von einem allgemeinern Felde umspielt und umzäunt werden. Denn ein Wesen, dessen Aufmerksamkeit in seine einfachen leidenschaftlichen Lebensfragen ganz und gar gerichtet ist, hat nur ein aus Sinnwahrnehmungen bestehendes Bewußtseinsfeld und die Aufmerksamkeit ist ganz auf dieses Feld concentrirt, welches bei Menschen sehr selten und nur in Zuständen des erregtesten Affects oder des Stumpfsinns beobachtet werden kann. Wie sollte auch der Mensch nicht gewohnt sein, seine Aufmerksamkeit stets gern in irgend ein künstliches Fragefeld zu vergraben, da ja schon der Affe durch seine unfruchtbaren, daher albernen Versuche, sich um tausend Dinge, die ihn nichts angehen, zu bekümmern, das stechende, aber unbefriedigte Bedürfniß nach einem solchen an den Tag legt?

Das Denken zeigt sich also als eine höhere Ausbildungsstufe des Bewußtseins, jedoch nicht so, als ob im Denken das Bewußtsein oder die fragende und lernende Aufmerksamkeit in ihrer eigenen Qualität verändert und in ein Andres umgewandelt erschiene, sondern vielmehr so, daß durch hinzukommende entweder erweiterte oder künstliche Lebensinteressen die Aufmerksamkeit ihrem natürlichen Felde zum Theil enthoben und in ein künstliches Feld versetzt wird.

§. 12.

Von den Arten und Graden der Aufmerksamkeit.

Die Aufmerksamkeit als ein im Vorstellungsstoff bewegliches Princip. Ihre Zerstreuung und Concentration. Unterscheidung von Bewußtseinsfeld und Bewußtseinsfocus. Verschiedene Stellungen von Focus und Feld beim Erwarten, Beobachten und Ueberlegen.

Unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand erscheint uns nicht immer als eine Frage, sondern auch oft nur als der helle Blick des Beobachtens, welcher allen Vorstellungen, die unter ihn fallen, den Grad der Distinction und Deutlichkeit verleiht, wonach wir den Grad des Bewußtseins selbst abmessen und bestimmen. Wir wissen, daß diese Helligkeit der Vorstellungen eine Wirkung der Aufmerksamkeit auf den Vorstellungsinhalt ist, welche sich richtet nach den verschiedenen Stellungen, welche das Princip der Aufmerksamkeit in Beziehung auf den Vorstellungsinhalt, welcher ihr Fragefeld bildet, zu nehmen im Stande ist.

Die Thätigkeit der Aufmerksamkeit vermag es, 1) überhaupt mit Vorstellungsinhalt in Verbindung zu treten, 2) sich von einem gewissen Vorstellungsinhalt dadurch zu lösen, daß sie sich statt dessen mit einem andern enger verbindet. Diese beiden Thätigkeiten der Aufmerksamkeit heißen in der Sprache des gemeinen Lebens 1) die Thätigkeit des Auffassens von Vorstellungen überhaupt, 2) die Thätigkeit des Ueberhüpfens, Uebergleitens von einer Vorstellung auf die andere.

Hierbei begegnet das Auffallende, daß die Vorstellung, von welcher die Aufmerksamkeit sich entbindet, in der Regel dadurch nicht, wenigstens nicht sogleich, aus dem Bewußtsein verschwindet, in der Regel noch eine Zeit lang im Bewußtsein bleibt. Im Bewußtsein bleiben, heißt aber mit der fragenden Thätigkeit oder mit der Aufmerksamkeit in Verbindung bleiben. Hierdurch wird ein Gradverhältniß gesetzt in der Verbindung zwischen dem Vorstellungsinhalt und der fragenden Thätigkeit. Die Beobachtung lehrt, daß wenn ich die Verbindung zwischen Aufmerksamkeit und Vorstellungsinhalt recht stark machen will, sodaß meiner Auffassung nichts entgehe und also in Beziehung auf jeden kleinsten Fleck eine Frage entstehe, die ihre Antwort mit sich bringe, dann der Vorstellungsinhalt nicht von zu großer Aus-

dehnung sein darf. Ist das Letztere der Fall, so entgeht mir manches, oder die bewußte Auffassung wird schwächer, dunkler, d. h. die Verbindung der Aufmerksamkeit mit dem ganzen Vorstellungsinhalt, von dem die Rede ist, ist nicht eine so enge, als sie sein würde, wenn dieser Inhalt ein beschränkter wäre. *Je kleiner der Vorstellungsinhalt, welcher in einem gewissen Augenblicke mit der Aufmerksamkeit in Verbindung steht, desto enger ihre Verknüpfung mit jedem seiner Theile*, und umgekehrt, je ausgedehnter jener ist, desto loser und weiter diese Verknüpfung. Es gewinnt dadurch den Anschein, als ob sich ein gegebenes Quantum von möglicher Kraftwirkung in Beziehung auf jeden einzelnen Punkt vermehre oder vermindere, je nachdem es sich über eine größere oder kleinere Fläche angewirkten Stoffes verbreite. Daher wir auch im gemeinen Leben von *concentrirter* und *zerstreuter* Aufmerksamkeit reden, ähnlich wie von concentrirter und verdünnter Schwefelsäure und dgl. Dieses ist jedoch darum nicht der eigentliche und richtige Ausdruck für die Sache, weil es sich hier nicht von einer in sich homogenen und ruhigen Klarheit handelt, welche sich ähnlich der Klarheit des physischen Lichtes mit einer soliden Continuität über ihre Gegenstände verbreite ohne Sprünge und ohne Lücken, sondern von einem unruhigen und in beständiger Bewegung begriffenen Princip, dessen *Unfähigkeit zu ruhen* so groß ist, daß wir es nicht einmal bei einem einfachen Dilemma in Ruhe finden, indem es durch die verneinende Gewalt, welche die eine Vorstellung des Dilemma gegen die andere ausübt, sich stets von einer auf die andere getrieben findet, wenn es nicht die eine ausschließlich bejahen, die andere ausschließlich verneinen, und so aus dem Dilemma heraustreten will. Denn die Aufmerksamkeit verhält sich gegen jede wahrgenommene Vorstellung zwar *betrachtend*, insofern diese eine gegenwärtige ist, aber auch *fragend*, insofern dieselbe eine Zukunft zu erwarten hat, sie verhält sich also in Beziehung auf jede ihrer Vorstellungen nur zum Theil ruhig, zum Theil aber in der Unruhe und in der Flucht. Daher denn auch ein aus einer Fülle anschaulicher Theile zusammengesetzter Gegenstand, z. B. eine Tapete von nicht zu großem Muster, gleichartige *Arabesken* und *concentrische Kreise* u. dgl. nie in der ruhigen Integrität ihres wirklichen Bestehens in die Aufmerksamkeit fallen, sondern immer das Schauspiel geben von einem unruhigen momentanen Heraus-

blitzen einzelner möglicher Formen und Gruppen, welche sofort wieder andern ebenfalls verschwindenden Platz machen, sodaß eher das Gleichniß eines immerfort beginnenden, immerfort sich störenden Anschießens von verschiedenen Krystallen, als das von einem sich über eine Fläche ergießenden Licht hier am Orte sein würde. Auf diesen nie zur Ruhe kommenden Krystallisationsproceß der beobachtenden Aufmerksamkeit hat bereits Joh. Müller aufmerksam gemacht in der Abhandlung über die Gesichtsbilder[1]), sowie auch in der Physiologie.

Wenn die Aufmerksamkeit von einer Vorstellung zur andern übergeht, so bleibt die erstere in der Regel noch eine kurze Zeit in einer Verknüpfung mit ihr, aber in einer geringern als die zweite, auf welcher, wie wir zu sagen pflegen, die Aufmerksamkeit ruht. Die Vorstellungsgruppe, worauf die Aufmerksamkeit ruht, ist beständig von einer Menge von Vorstellungen umgeben, welche noch in einer Verbindung mit dem fragenden Bewußtsein stehen, aber in einer höchst losen und unter diesen hat die Enge ihrer Verbindung mit der Aufmerksamkeit wiederum ihre Grade. Als nächstes Beispiel solcher zwar bewußten, aber weniger bewußten Vorstellungen umschwebt uns beständig der Horizont unserer sämmtlichen Gesichtsanschauungen, welche im wachen Zustande niemals ganz aus unserm Bewußtsein verschwinden, wir mögen nun unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, womit wir wollen. Wenn wir für die Summe aller derjenigen Vorstellungen, welche in einem Zeitmoment am Lichte des Bewußtseins überhaupt Theil nehmen, den Ausdruck Feld des Bewußtseins, Feld der Aufmerksamkeit oder Fragefeld festsetzen, so würde der Punkt in der Mitte dieses Feldes, mit welchem die Aufmerksamkeit aufs engste verbunden ist oder auf welchem sie ruht, der Focus des Bewußtseins, Focus der Aufmerksamkeit, Focus der Frage genannt werden dürfen. Nun aber braucht die Aufmerksamkeit sich nicht immer in einen Focus zu sammeln. Läßt sie den Zustand ihrer Sammlung fahren, sodaß sie sich ins ganze Bewußtseinsfeld zerstreut, so nimmt der Focus an Bewußtseinshelligkeit ab, das große Feld aber zu. Zerstreute oder flatterhafte Geister sind solche, welche ihre Aufmerksamkeit lieber auf dem allgemeinen Fragefelde, als auf einem

1) Joh. Müller, „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen, eine physiologische Untersuchung" (Koblenz 1826).

bestimmten Fragefocus ruhen lassen. Die entgegengesetzten sind die gesammelten. Wird der Focus der Aufmerksamkeit am liebsten und häufigsten in den innern Sinn verlegt (philosophisches Talent), so werden die Vorstellungen der äußerlichen Umgebung gewöhnlich mit verminderter Aufmerksamkeit und folglich unvollkommener gebildet. Der Geist weiß dann oft in der äußerlichen Umgebung schlechter Bescheid. Umgekehrt findet sich bei mehr zerstreuten Geistern gern und häufig die genaueste Beobachtung für Umgebung, Anzug und das ganze Detail kleiner Lebensvorfälle. Denn ihre Aufmerksamkeit ist gerade ihrer geringern Sammlung und Energie wegen desto mehr hierüber ausgebreitet.

Verfolgen wir das hier in Rede stehende Gesetz bis an die Grenzen seiner Wirksamkeit, so würde der geringste Grad von Bewußtsein dann entstehen, wenn sich die Aufmerksamkeit mit einem male auf sämmtlichen in uns vorhandenen erinnerbaren Vorstellungsinhalt zerstreute, der stärkste aber dann, wenn dieselbe sich, während sie concentrirt wäre auf einen bestimmten Ort, z. B. auf die Vorstellungen eines Dilemma, unter diesen wiederum mit Fahrenlassen der andern auf eine einzige festheftete. Aber eine gleichmäßige Beleuchtung mit Bewußtsein, wie sie in jenem Falle für allen erinnerbaren Inhalt imaginirt wird, findet niemals im Bewußtseinsfelde statt. Denn selbst in einem sehr engen Felde gibt es immer noch unbewußte Stellen. Und ebenso wenig gibt es einen Fragezustand, welcher sich auf eine einzige Vorstellung im strengsten Sinn heftete. Denn zu einer jeden Frage wird eine Disjunction erfodert, welche immer zum mindesten aus zwei entgegengesetzten Vorstellungen besteht. Dahingegen ist zu behaupten, daß diejenige unter den vielen die Aufmerksamkeit bildenden Disjunctionen, auf welcher dieselbe im strengsten Sinne in einem gewissen Moment ruht oder sich heftet, immer nur eine einzige sein kann, sobald das Aufmerken oder Beobachten seinen höchsten Grad erreichen soll. Sobald beim höchsten Grade des Aufmerkens die Beobachtung mehre Fragen mit einem male fassen will, wird sie mehr oder weniger ihr Unvermögen, dies zu können, empfinden. Ein rasches Hin- und Wiederhüpfen von einer Disjunction auf die andere muß dann das Ruhen der Aufmerksamkeit auf beiden annähernd ersetzen. Besonders auffallend ist diese Mangelhaftigkeit unsers Auffassungsvermögens bei astronomischen Beobachtungen hervorgetreten,

bei welchen man zu dem Argwohn gekommen ist, daß die Sensation des Gehörs mit der Sensation des Gesichts nicht simultan appercipirt werden kann, daß also die Aufmerksamkeit nicht Raum hat, zwei verschiedene Fragen von der stärksten Spannung auf einmal in ihren Focus zu fassen [1]). Dies hindert jedoch keineswegs, daß das Feld der Aufmerksamkeit nebenher noch von den verschiedensten Fragen einer geringern Spannung erfüllt sei.

Da bei jedem Bewußtseinsact ein Verhältniß von Vorstellungselementen des innern und äußern Sinns stattfindet, in beiden Feldern aber die Vorstellungsgruppen aufs vielfachste verschränkt und verwachsen sind, so schließt auch schon die einfachste Frage den Unterschied von Focus und Feld des Bewußtseins in sich. Und zwar richten sich nach dem Verhältnisse beider die Unterschiede von *erwartender*, *beobachtender* und *überlegender* Aufmerksamkeit.

Wenn z. B. der Jäger auf dem Anstand steht, das Wild vor dem Schuß *erwartend*, so steht seine Aufmerksamkeit einerseits auf dem Bilde des erwarteten Wildes, andererseits auf dem Anblick des Orts, an welchem es erwartet wird. Denn die Frage steht in der Disjunction, ob im kommenden Augenblicke an diesem Orte das Wild erscheinen, oder sich an seiner Statt nur fortwährend der bisherige Gegenstand, z. B. ein Busch, ein Stamm u. dgl. zeigen wird. Da der die Frage erzeugende Trieb nach Beute fest ruht auf dem Phantasiebilde des Wildes, so möge dieses in diesem Falle der *fixe Focus* der Aufmerksamkeit heißen, wogegen der Focus des Orts, an welchem das Erscheinen des Wildes erwartet wird, den Namen eines beweglichen Focus nicht mit Unrecht tragen wird. Denn da das Wild nicht nur an einer einzigen, sondern an vielen Stellen im Wahrnehmungsfelde erwartet werden darf, so wandert dieser Focus im Felde

1) Drobisch, „Empirische Psychologie", S. 82. „Der Astronom, der die Culminationszeit eines Fixsterns oder die Zeit einer Fixsternbedeckung bestimmen soll, vermag nie vollkommen gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Auges den Schlag des Pendels zu vernehmen, sondern er vernimmt ihn entweder später, oder eilt ihm in der Phantasie voraus, d. h. beobachtet ihn eigentlich gar nicht, sondern anticipirt ihn nach der Regel des Rhythmus. Interessante noch nicht völlig aufgeklärte Thatsachen über die verschiedene Art, wie verschiedene Astronomen Zeitbestimmungen zu machen scheinen, hat Bessel in den „Königsberger Beobachtungen", Abtheil. 8, S. 1 fg., gegeben."

der Wahrnehmung umher, je nachdem es dem Jäger wahrscheinlich wird, daß das Wild hier oder dort zum Vorschein komme. Es wird demnach in diesem Falle der fixe Focus der Aufmerksamkeit von einem Phantasiebilde (einem Bilde des innern Sinnes), aber der bewegliche von einer Sensation des äußern Sinnes gebildet. Dabei verhält sich der bewegliche Focus zum vorhandenen Wahrnehmungsfelde wie Theil zum Ganzen. Der Theil wandert mit der beweglichen Fragethätigkeit im Felde des ganzen Wahrnehmungshorizonts umher.

Ein anderer Fall tritt ein bei der beobachtenden Aufmerksamkeit. Wenn z. B. der Flüchtling lauscht, ob ein Geräusch in einem Gebüsch vom Feinde oder von einem unschädlichen Gegenstande herrühre, so ist hier der fixe Focus das Bild des Feindes, auf welchem der Trieb zur Flucht, welcher in diesem Fall die Frage erzeugt, fest ruht. Dagegen gleitet der bewegliche Focus rathend umher auf allen jenen Bildern, welche sonst dem verdächtigen Geräusch untergelegt werden können, sei es z. B. ein Eichhörnchen in den Zweigen, oder ein flatternder Vogel oder eine fallende Frucht oder sonst etwas. Hier hat demnach nicht nur der fixe Focus, sondern auch der bewegliche seinen Platz im innern Sinnfelde. Beide aber sind auf einen und denselben Ort im äußern Sinnfelde bezogen, nämlich auf das Geräusch im Gebüsch. Dieses bildet das Stammbild, von welchem die beiden Focus der Frage als die Gegensätze der Alternative gleicherweise getragen werden. Dieses Stammbild ist im äußern Sinn ein engeres Feld der Aufmerksamkeit, welches einen bevorzugten Theil des Gesammtfeldes derselben ausmacht. Man sieht hieraus, daß, sobald der bewegliche Focus, welcher in der erwartenden Frage noch im äußern Sinne liegt, in den innern Sinn tritt, dann die Folge ist, daß sich das Feld der Aufmerksamkeit in zwei Theile, ein weiteres und ein engeres Feld sondert, welche beide in der Region der äußern Sinnlichkeit liegen, und wovon das engere das Stammbild des Beobachtens bildet.

Ein weiterer von hieraus zu machender Schritt ist der, daß die Frage, ob dieses hier der Feind sein könne, dahin umgedreht wird, daß man fragt, ob der Feind jetzt an diesem Orte sein könne oder nicht. Diese Frage heißt die Ueberlegung. Das Bild des Feindes wird das Stammbild der Frage. Der fixe Focus wird in den gegenwärtigen Ort, in das Hier verlegt, welchem als beweglicher

Focus alle die andern Orte in der Phantasie hinzutreten, an denen sich sonst der Feind wahrscheinlicherweise befinden kann. Zeigt es sich nun durch irgend eine Verknüpfung von Vorstellungen, z. B. die große Erschöpfung des Feindes, die Weite des Weges, den er zurückzulegen haben würde, die Unzugänglichkeit der Gegend u. dgl. als unmöglich, daß der Feind schon bis hierher gelangt sei, so ist die Frage beantwortet durch ein sorgfältiges Aufmerken auf innere Vorstellungsverbindungen, oder durch ein Beobachten im innern Sinn. Ueberlegen oder Reflectiren heißt Beobachtungen im innern Sinnfelde anstellen. Hierbei rückt das Stammbild des Beobachtens in den innern Sinn hinauf, wobei die Focus entweder ganz in den innern Sinn oder theils in den innern, theils in den äußern Sinn fallen, wie denn z. B. in diesem Falle der fixe Focus ein Bild des äußern Sinnes ist, als des Ortes, an welchem ich mich selbst befinde. Was bei der sinnlichen Beobachtung fixer Focus war (der Feind), wird hier zum Stammbild und was beim sinnlichen Beobachten Stammbild war (das rauschende Gebüsch), wird hier zum fixen Focus. Der fixe Focus fällt also hier in eins mit dem engern Felde des äußern Sinnes, während noch ein Bewußtseinsfeld des innern Sinnes als Träger der Disjunction hinzutritt, welches dann, wenn die Grade der Ueberlegung höher steigen, sich gradweise vergrößern und selbst wieder in verschiedene Abtheilungen zerfallen kann.

Es bilden also das Erwarten, das Beobachten und das Ueberlegen eine Stufenleiter des Emporsteigens der Fragethätigkeit aus dem äußern Sinnfelde in das innere, und eines damit verbundenen ebenfalls gradweisen Zerfallens des Feldes der Aufmerksamkeit in ein weiteres und engeres, sowol äußeres als inneres Feld. Beim Ueberlegen tritt das Beobachtungsfeld aus dem äußern Sinn in den innern über, wobei das Strebebild des Triebes (der ursprüngliche fixe Focus) zum Beobachtungsbilde erhoben, und mit einem neuen fixen Focus, welcher in diesem Fall in das Feld der äußerlichen Sinnanschauung selber fallen kann, bereichert wird.

Will man nun das Bewußtsein einer genauen naturwissenschaftlichen Untersuchung unterwerfen, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man näher in die Triebhemmung und ihren Mechanismus einsteigt. Derselbe zeigt sich in seinem deutlichsten Lichte als die Oscillation der Fragethätigkeit zwischen dem Ja und dem Nein. Die Be-

deutung des Ja ist, daß das Phantasiebild des vom Triebe erstrebten Gegenstandes (welches das Anticipationsbild heißen möge) mit der vorhandenen sinnlichen Anschauung übereinstimme, wovon die Folge das Gelingen der Wirksamkeit des Triebes ist. Der Trieb gelingt, d. h. er tritt in Wirksamkeit gegen seinen Gegenstand. Die Bedeutung des Nein ist, daß die sinnliche Anschauung mit dem Anticipationsbilde nicht übereinstimme, worauf der Trieb in Frage tritt, indem seine Wirksamkeit mislingt oder suspendirt wird. Dieses Mislingen der Wirksamkeit des Triebes ist die Bedeutung des Nein. Da der Trieb als solcher stets ein Streben ist, seine Wirksamkeit zu erfullen, nicht aber, dieselbe zu suspendiren, so wird man das Streben, die Wirksamkeit des Triebes aufzuhalten, welches sich in der Frage offenbart, als ein das Streben des Triebes zur Wirksamkeit hemmendes Princip zu bezeichnen haben. Während der Trieb in voller Bereitschaft ist, in die Muskelzuckungen auszubrechen, welche dem Anticipationsbilde des Gegenstandes entsprechen, den er an einem gewissen Orte der Anschauung erreichen möchte, wird von dem dem Anticipationsbilde widersprechenden Anschauungsbilde dieses Ortes aus jener Ausbruch gehemmt. Es ist hierbei also nicht das Anticipationsbild als solches oder als Phantasiebild, worauf das Streben des fragenden Triebes geht; sondern dasselbe geht immer nur auf ein Anschauungsbild. Aber da die Gegenwart dieses Anschauungsbild versagt, so wird das Anticipationsbild das Vehikel des Triebes, vermöge dessen er sich auf ein zukünftiges oder erst zu erwartendes Anschauungsbild richtet. Diese Richtung des Triebes auf eine noch nicht vorhandene und erst in Zukunft zu erwartende Anschauung heißt fragender Zustand, Wahrnehmung oder Bewußtsein. Das mit dem Inhalt des Triebes übereinstimmende Anticipationsbild und das mit demselben nicht übereinstimmende Anschauungsbild halten dabei den Trieb in einer solchen Schwebe oder Spannung, daß er während derselben sich im vollen Reizungszustande befindet, ohne daß doch ein ihn reizender Gegenstand vorhanden ist. Die Reizung des Triebes, welche bei Bejahung der Frage vom äußern Gegenstande ausgeht, wird also, solange die Frage schwebt, von innen her unterhalten.

§. 13.

Physiologische Folgesätze.

Verhältniß der vorgetragenen Lehre vom Bewußtsein zur Physiologie des Nervensystems. Vom Sitze der Seele im Gehirn.

Daraus, daß das Bewußtsein eine Triebhemmung ist, folgt, daß es im Organismus ein besonderes Organ fürs Bewußtsein durchaus nicht zu geben braucht, weil nämlich ein jedes Organ, welches einem hemmungsfähigen Triebe zum Wohnsitz dient, eben dadurch von selbst zum Organ des Bewußtseins wird, sobald und so lange der in ihm wohnende Trieb in die Hemmung geräth.

Es ist daher auch keinerlei Art von Nothwendigkeit vorhanden, die Function des Bewußtseins auf das Gehirn oder irgend einen seiner Theile zu beschränken. Denn gesetzt den Fall, daß ein Trieb, wie z. B. der Appetit nach irgend einer Speise u. dgl. seinen Wohnsitz in irgend einem Theile des Rückenmarks oder des Sympathicus hätte, so würde bei der Hemmung dieses Triebes nothwendig dieser Theil des Rückenmarks oder des Sympathicus für die Dauer der Fragethätigkeit auch das Organ des Bewußtseins mit bilden helfen.

Da das Bewußtsein stets in denjenigen Organen wohnt, deren Triebe einer Hemmung unterliegen, so folgt ferner hieraus, daß dasselbe im Organismus keinen festen Wohnsitz zu haben braucht, sondern daß es in einer beständigen Umwechslung seines Wohnsitzes begriffen gedacht werden kann.

Es gibt gewisse Irrthümer im Menschengeist, welche, obwol an sich selbst nicht werth, daß man sich mit ihnen beschäftigt, doch ein unleugbares Interesse und eine historische Wichtigkeit bekommen durch die Unausweichlichkeit, womit von gewissen vorgefaßten Meinungen aus ganze Zeitalter hindurch das Nachdenken sich immer wieder aufs neue zu ihnen getrieben fand. Zu diesen gehörte ehedem der Irrthum von der Centralität der Erde im Weltall, sodann von der Ursprünglichkeit der vier Elemente (Feuer, Wasser, Luft, Erde). Zu ihnen gehört noch gegenwärtig der Irrthum vom Sitz der Seele im Gehirn.

Wo vom Sitze der Seele im Gehirn geredet wurde und noch geredet wird, da ist dieses überall nur ein geläufiger Ausdruck für die

Bezeichnung eines für nöthig erachteten besonderen Organes des Bewußtseins im Gegensatz zum Triebleben des Organismus. Denn man versteht unter einer solchen Gehirnseele ausdrücklich nicht das Triebleben des Organismus, sondern nur allein die bewußte Wahrnehmung, das intellectuelle Gefühl und den überlegenden Willen. Das organische Triebleben verlegt man dabei in der Regel wenigstens nicht ins Gehirn, sondern mehr in die peripherischen Nervenorgane, besonders das gangliare System, rechnet es als solches mit zur physikalischen Leiblichkeit, und läßt die s. g. Seele, d. h. das Phänomen des Bewußtseins, nur Eindrücke von jenem als von einer Außenwelt empfangen. Nun liegt es aber doch auf der Hand, daß, wenn das organische Triebleben (des Hungers, der Angst u. s. f.) in seinen Hemmungen schon selbst in sich Bewußtsein in vollkommen hinreichendem Maße erzeugt, dann ein solches Gehirnorgan reiner Luxus einer auf Irrwegen wandelnden Theorie ist.

Descartes stellte in seiner Abhandlung über die Leidenschaften den Satz auf, der Wohnsitz des Bewußtseins sei die Zirbeldrüse (Glandula pinealis). Diese Meinung gewann vielen Beifall und wurde für eine Zeitlang die herrschende, bis man bei mehren Sectionsfällen die Zirbel degenerirt fand, ohne daß eine Abnahme der Fähigkeit des Bewußtseins im Leben war zu bemerken gewesen. Dies bewog einen Schüler des Descartes, den holländischen Arzt Bontecoe, dem Bewußtsein einen anderen Sitz anzuweisen und zwar in dem Balken (Corpus callosum) als dem Verbindungsgliede der beiden Hemisphären des großen Gehirns, welcher mit der Zirbel die Eigenschaft theilt, ebenfalls ein unpaariges Centralorgan zu sein, worauf hier ein besonders starkes Gewicht gelegt wurde. Für die Meinung des Bontecoe erklärten sich nach und nach auch Lancisi, Bonnet und la Peironie, Letzterer in einer Abhandlung unter denen der Akademie vom Jahre 1741, welche später auch besonders abgedruckt wurde. Nach einer ähnlichen Analogie verfiel Digby auf die durchsichtige Scheidewand (Septum cerebri) und Vieussens auf den cirunden Mittelpunkt (Centrum ovale) als den größten ovalen Umkreis der Marksubstanz im innern Gehirn. Willis rieth wieder auf den Balken (Corpus callosum) zurück, zusammt dem gestreiften Hügel (Corpus striatum). Drelincourt ließ das Sensorium commune im kleinen Gehirn (Cerebellum) seinen Wohnsitz aufschlagen, Molinetti, Haller und Wrisberg im Hirnknoten

(Pons Varolii), Crusius und Mieg im verlängerten Rückenmark (Medulla oblongata).

Nachdem auf diese Weise noch viel herumgerathen worden war, wobei auch die Vierhügel (Corpora quadrigemina) und die Sehnervenhügel (Thalami nervorum opticorum) als mögliche Bewußtseinsorgane nicht vergessen wurden, stellte Sömmering eine Hypothese auf, welche sich großen Beifall erwarb, und wenigstens so viel bewirkte, daß man sich gewöhnte, das Bewußtsein nicht mehr als die Function eines besondern Organs, sondern als eine Vereinwirkung der Functionen mehrer Organe zu denken. Da sämmtliche Sinnesnerven in den markigen Rand auslaufen, welcher die Wände der Gehirnhöhlen bildet, so kam er auf den Gedanken, ob nicht in diesen Höhlen der Vereinigungspunkt der Sinneseindrücke oder das Sensorium commune zu suchen sein möchte, sodaß die in diesen Höhlen enthaltene Flüssigkeit ebenso das äußere Verbindungsmittel zwischen den Wurzeln der Nerven sei, wie das Bewußtsein das verknüpfende Princip unter den verschiedenen Sensationen ist. Der durch diese Ansicht gewonnene Fortschritt war der, daß den Nerven eine mitwirkende Thätigkeit zur Erzeugung des Bewußtseins eingeräumt wurde, wenn auch eine falsche. Denn es sollte nun gemäß einer fünffachen Anregung durch die Eindrücke der verschiedenen Sinne auch selbst eine fünffache Empfänglichkeit besitzen, und diese sollte sich in fünf verschiedenen Arten von mechanischer Bewegung jener Flüssigkeit darstellen, ähnlich wie verschiedene Klangfiguren verschiedenen Sensationen aus der Tonleiter entsprechen. Kant, welchem Sömmering seine Hypothese vorlegte, schlug vor, statt einer mechanischen Thätigkeit im Wasser der Höhlen sich lieber einen chemischen Proceß in denselben als Unterlage der Apperception zu denken. Bei dieser Gelegenheit verwarf Kant indessen in abstracto die Idee, der Seele, d. h. dem verknüpfenden Bewußtsein, einen Sitz und ein Organ an einer Stelle des Organismus beizulegen, gänzlich, weil sich die Seele, welche nur an den innern Sinn gebunden sei, niemals unter der Form des Raums, vielmehr immer nur unter der der Zeit äußere, und folglich keinen Raum einnehmen könne. Dies war gleichwol wiederum zu viel von Kant behauptet, indem er zu wenig bedachte, daß unter einem Wohnorte oder Sitze der Seele nicht ein Ort ihrer Substanz verstanden zu werden braucht, sondern auch ebenso wol ein Ort ihrer unmittelbaren Wirksamkeit verstanden werden darf.

Von der Idee Sömmering's kam man um desto mehr ab, je wahrscheinlicher es wurde, daß die Gehirnhöhlen bei Lebzeiten gar keine Flüssigkeit enthalten und sich dieselbe erst beim Leichnam in ihnen sammele. Hiermit sah man sich indessen nur wieder in den Kreis der ältern Vorstellungen zurückgeworfen, nach irgend einem, entweder örtlich oder qualitativ bestimmten, entweder festen oder auch beweglichen, Organ des Bewußtseins im Gehirn zu suchen. Gall versetzte das Bewußtsein in die vordern Lappen der Hemisphären des großen Gehirns als eine die Eindrücke verknüpfende Verstandesthätigkeit oder Combinationsgabe, welche mehr nach seitwärts in die Thätigkeit des Urtheilens und Schließens übergehe. C. G. Carus suchte den Träger des Bewußtseins in der faserigen Marksubstanz des Gehirns, durch deren Geflechte die graue Belegungsmasse der Peripherie mit sich selbst verknüpft wird, ähnlich wie die Sensationen durch das Bewußtsein verknüpft werden, und wies demnach das ganze Gehirncentrum dem Bewußtsein als Organ an. Herbart nahm an, daß wahrscheinlich die Seele keine bleibende Stelle habe, weil sonst den Physiologen ein ausgezeichneter Mittelpunkt im Gehirn aufgefallen sein würde, wohin Alles zusammenlaufe. Da nun die ganze mittlere Gegend, in welcher längst das Sensorium commune gesucht worden sei, der Seele ihren Aufenthalt darbieten könne, so möge dieselbe sich etwa auf oder vielmehr in der Brücke des Varols hin und her bewegen.

Werthvoller für die Theorie des Bewußtseins, als diese Hypothesen, ist das bekannte physiologische Experiment, wodurch man die Hemisphären des großen Gehirns zu Organen der höhern Seelenthätigkeiten und des Bewußtseins hat stempeln wollen, welches aber, genauer angesehen, eine recht starke Instanz gegen diese Ansicht der Dinge ist. Man hat nämlich bei verschiedenen Thieren nach einer Hinwegnahme der großen Hemisphären, welche zuweilen erst nach Monaten tödtlich wirkt, einen auffallenden Verlust von Bewußtsein und Aufmerken wahrzunehmen geglaubt, und daraus den obigen Schluß gezogen. Hühner und Tauben z. B., denen Spurzheim einen Theil des großen Gehirns genommen hatte, nahmen freiwillig kein Futter, verschluckten es aber, wenn es ihnen in den Schnabel gebracht wurde. Andere standen nach Hinwegnahme der Hemisphären unbeweglich wie Bildsäulen, hielten sich aber aufrecht im Gleichgewicht, wenn sie gestoßen wurden, und machten deshalb einige Schritte, verschluckten auch das

ihnen in den Rachen gesteckte Brot. Tauben, welche Flourens ebenso behandelte, standen aufrecht, bewegten sich nicht von freien Stücken, brachten sich aber bei jeder Lage in das Gleichgewicht, gingen, wenn man sie stieß, flogen, wenn man sie in die Luft warf, richteten sich auf, wenn man sie auf den Rücken legte, bewegten sich, wenn man sie stach, aber unzweckmäßig und ohne fliehen zu können; schluckten das in den Schnabel gebrachte Wasser. Meerschweinchen bewegten sich nicht freiwillig, aber gingen und sprangen, wenn man sie reizte. Dasselbe war der Fall bei Hühnern, welche die Verwundung mehre Monate überlebten: sie schüttelten sich, putzten sich mit dem Schnabel, gingen herum, aber ohne Zweck und ohne einem Hinderniß ausweichen zu wollen; sie tasteten nicht, bemerkten nicht das Futter, welches man ihnen dicht vorhielt, äußerten keinen Trieb sich zu nähren, wenn man sie Tage lang hungern ließ und wären verhungert, wenn man ihnen das Futter nicht in den Rachen gesteckt hätte, verschluckten dann aber Alles ohne Unterschied. Maulwürfe hörten auf zu graben; Katzen, die vorher sehr wild gewesen waren, suchten weder sich zu vertheidigen, noch zu entfliehen. (Vgl. Burdach, „Vom Bau und Leben des Gehirns" III, §. 908.)

Um dieses Phänomen richtig zu beurtheilen, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß die Thiere blind waren und eben dadurch schon des hauptsächlichsten Reizmittels für die Aufmerksamkeit auf die Außenwelt entbehrten. Denn die Hinwegnahme der rechten Hemisphäre führt Blindheit am linken Auge, die der linken am rechten Auge mit sich. Wie soll denn nun ein blindes Thier aufmerksam sein auf das Futter, das es nicht sieht, oder auf das Hinderniß, an welches beim Gehen zu stoßen es nicht vermeiden kann? Wilde Thiere durch Blendung zu zähmen ist eine alte Kunst. Zum Mangel des Gesichts gesellte sich sodann noch die Stumpfheit des Geschmacks und Getastes, wenn die Hühner alles ihnen in den Rachen Geschobene ohne Unterschied verschluckten, und sich dabei gegen Tastempfindungen auffallend unempfindlich zeigten. Ob die Empfindungen des Gehörs und des Geruchs dabei in ihrer Integrität bestanden, ist nicht untersucht worden, und muß also dahingestellt bleiben. Das Merkwürdigste bei dieser jedenfalls weitgehenden Verletzung der Sinnesnerven ist nun eben dieses, daß dadurch noch immer *kein* Aufhören der Wirksamkeit des Princips der thätigen Aufmerksamkeit bedingt wurde, sondern

daß dasselbe allem Sinnmangel zum Trotz in einer solchen noch immer verhältnißmäßig großen innern Thätigkeit verharrte. Denn das völlige Entweichen der thätigen Aufmerksamkeit ist entweder Schlaf oder Ohnmacht: nun aber schliefen weder die Thiere, noch fielen sie in Ohnmacht, sondern gingen umher, flogen, wenn man sie in die Luft warf, richteten sich auf, wenn man sie auf den Rücken legte, schüttelten sich, putzten sich mit dem Schnabel u. s. w. In allen diesen Bewegungen liegt eine viel größere Erregung der Aufmerksamkeit in Beziehung auf die Motoren, als sie im Schlafe vorkommt. Eher könnte man den Zustand mit dem des Nachtwandelns vergleichen, bei welchem ebenfalls eine fortwährende Aufmerksamkeit auf die vorzunehmenden Bewegungen der Glieder vorkommt bei mangelnder oder abgestumpfter Sinnempfindung. Der Nachtwandler bewegt seine Glieder mit vollkommener Geschicklichkeit, steigt Treppen u. dgl., weiß aber beim Trinken Wasser von Wein, beim Schnupfen gemahlenen Kaffee von Taback, beim Greifen den Leuchter von der Flasche nicht zu unterscheiden. Ganz ähnlich diesem gibt die Hinwegnahme der Hemisphären eine wache und thätige innere Aufmerksamkeit zu erkennen bei mangelnder Auffassung der äußern Sinne. Dasselbe beweist folglich, daß bei einer sehr weit gehenden Verletzung der Sinnesnerven immer noch ein Grad von Bewußtsein als von innerer thätiger Aufmerksamkeit oder motorischer Triebhemmung im thierischen Organismus bestehen bleiben kann, wenngleich die Mittel, derselben die gehörige Richtung auf ihre Objecte zu geben, im hohen Grade geschmälert sind.

Wer demnach Lust hätte, die Hemisphären des großen Gehirns für bloße Unterstützungsapparate (gleichsam für Resonanzböden) der sensitiven Nerven anzusehen, mit gänzlicher Leugnung alles anderartigen Einflusses derselben auf das Princip der Triebhemmung, als in diesem Charakter gegeben ist, der würde sich durch das physiologische Experiment an seiner Hypothese in keiner Weise gehindert, vielmehr noch wol eher unterstützt sehen. Und ebenso wenig dürfte er an seiner Meinung irre gemacht werden durch Das, was man bei Gehirnverletzungen am menschlichen Körper zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Nicht Störung des Bewußtseins, sondern Schwächung des Sehevermögens, Abstumpfung des Tastgefühls, Lähmung der Zunge und andrer Gliedmaßen, Atrophie entsprechender Theile, periodischer Schwindel und Kopfschmerz sind die Symptome, welche sich bei sol-

chen Gelegenheiten am gewöhnlichsten zu erkennen geben. Diese Erfahrungen wiederholen sich von Jahr zu Jahr auf die constanteste Weise, während umgekehrt Manie und Wahnsinn bei den gesundesten Gehirnen vorkommen.

So z. B. beobachtete Cruveilhier (J. Müller's „Physiologie", 4. Aufl., I, 730) den Fall einer Atrophie der ganzen linken Hemisphäre des großen Gehirns bei einem 42jährigen Manne, wobei die entgegengesetzte Seite des Rumpfes von Jugend auf unvollkommen gelähmt, und die Glieder dieser Seite abgemagert waren, ohne daß eine Störung des Geistesvermögens bemerkbar gewesen wäre. Abercrombie erzählt („Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth". Edinb. 1830, p. 154 sq.) von einer Dame, bei welcher die Hälfte des Gehirns in eine krankhafte Masse übergegangen gefunden wurde, und die, eine Unvollkommenheit des Gesichts abgerechnet, bis zum letzten Augenblick alle ihre Geisteskräfte unvermindert behalten hatte, ja bis wenige Stunden vor ihrem Tode in einer Tischgesellschaft fröhlich gewesen war. Thomas Schwenke erzählt („Rari casus explicatio anatomico-medica". Hagae 1733. Vgl. Haller's „Collect. disp. pract.", vol. VII, part I, p. 469) von einem 64jährigen Greise, welcher drei Jahre vor seinem Tode durch einen heftigen Fall mit dem Kopfe gegen einen Baum eine Verletzung des Gehirns erlitt, sodaß man bei der Section das Gehirn um fast ein Drittheil seines Umfangs verkleinert, in eine saftlose Masse verwandelt und mit 10—20 Unzen Wasser umgeben fand. Die Verderbniß, worin in diesem Fall das Gehirn überging, kündigte sich durchaus nicht als Geistesschwäche, vielmehr als periodische Anfälle von Schwindel, Schwere im Kopf, Schwäche des Gesichts, Stumpfheit des Gefühls und plötzliches Zubodenfallen an. Jedoch stellten sich diese Zufälle immer nur vorübergehend ein. Nach Eller's Bericht (in den „Mémoires de l'Acad. des sciences de Berlin", 1752) wurde einem zwölfjährigen Knaben durch einen Windmühlenflügel eine Portion Gehirn aus dem Schädel geschlagen; dieser genas, ohne daß nachtheilige Folgen für seine Geisteskräfte aus der Verletzung hervorgingen. Aehnliche Erzählungen findet man in Hecker's „Annalen für die gesammte Medicin" V, 1 u. 129; VII, 359. Hufeland's „Neueste Annalen der franz. Arzneiwissenschaft", III, St. 1, S. 1. Nasse's „Zeitschrift für Anthropologie", 1825, III, 172.

Wir führen diese Erzählungen hier nicht an, um aus ihnen irgend Etwas über die Natur des Bewußtseins zu beweisen, was schlechthin unmöglich ist, sondern nur um an ihnen fühlen zu lassen, wie weit die wirkliche physiologische Erfahrung, welche übrigens in keinem Punkte unsicherer ist als in diesem, davon entfernt ist, der im innern Sinne gemachten präcisen Beobachtung, daß das Bewußtsein in einer Hemmung animalischer Triebe bestehe, zu widersprechen. Ist damit nun die Täuschung von einem ausschließlichen Sitze der Seele im Gehirn selbst zum bloßen psychologischen Phänonen, zur Hallucination herabgesetzt, so bedarf dieses Phänomen als solches noch seiner Erklärung. Denn vom Standpunkt reiner und nüchterner Beobachtung aus erscheint es eben als das größte Räthsel, daß diese Täuschung sich einstellen und sich mit so großer Hartnäckigkeit halten konnte. Es müssen große Verlockungen vorhanden sein, in den Irrthum zu fallen, welche deshalb zuletzt noch ein wenig genauer ins Auge gefaßt sein wollen.

Die erste beruht in dem Umstande, daß ohne die Zuhülfenahme einer genauen und detaillirten Beobachtung im innern Sinne das Bewußtsein den unvermeidlichen Anschein hat, dem Princip des singulären oder bildlichen Vorstellungsinhalts verwandter zu sein als dem Princip der Triebe und daher dem sensibeln Nervenprincip näher zu stehen als dem motorischen. Das Centrum des sensibeln Lebens aber ist die centrale Gegend um die Höhlen nebst den beiden Hemisphären des großen Gehirns. Man wird also das Bewußtsein als die verknüpfende Mitte der Sinnempfindungen oder Sensorium commune hierher verlegen, und es von hieraus erst auf den Willen wirken lassen. So grundfalsch diese Voraussetzung ist, so ist es doch ohne Beihülfe innerer Beobachtung ebenso wenig möglich auf den Argwohn zu gerathen, daß dieselbe falsch sei, als es ohne Beobachtung des Sternenhimmels möglich wäre, auf den Argwohn einer Bewegung der Erde zu kommen. Denn ohne die Zuhülfenahme einer genauen und detaillirten Beobachtung im innern Sinn weicht nicht der falsche Schein, daß das Bewußtsein dem sensibeln Nervenprincip näher stehe als dem motorischen. Ein bloßer Zweifel, es könne vielleicht auch wohl das Gegentheil der Fall sein, will nichts ausrichten gegen einen falschen Augenschein von dieser Stärke. Nur allein der Beweis von der Gewißheit des Gegentheils, welcher auch in diesem Fall wieder das alte Gesetz bestätigt, daß die empirische Wahrheit immer etwas Paradores

an sich hat, läßt auf einmal einen Lichtstrahl in die Finsterniß fallen, indem sich zeigt, daß das Bewußtsein nichts weiter ist als die nach außen gehemmte, aber nach innen thätige Function des motorischen Nervenprincips selbst. Das motorische Princip in seiner Wirkung oder Entladung nach außen ist zwar unbewußt und blind, aber es verwandelt sich dadurch in Bewußtsein, daß ihm die Wirksamkeit oder Entladung versagt wird, worauf sodann seine nach innen schlagende Wirkung als Aufmerksamkeit zum Erreger der sensibeln Processe wird.

Dem vorwissenschaftlichen Standpunkt erscheint das Bewußtsein der sensibeln Seite des Nervenlebens allein angehörig und auf die motorische Seite nur als verursachendes Agens mittelbar einfließend. Der wirkliche Thatbestand ist der, daß die Hemmung der Triebe, welche nur eine bloße Wirkung des Bewußtseins zu sein schien, vielmehr seine Substanz selbst ist, und daß die Sensation nebst der Apperception, welche das Wesen des Bewußtseins zu sein schien, vielmehr nur theils sein äußerlicher Anreiz, theils seine sich auf diesen Anreiz beziehende Folge und Wirkung ist.

Hiermit sinkt denn das Bewußtsein aus dem Sensorium commune (dem großen Gehirn) in das Motorium commune (großes und kleines Gehirn, pons Varolii, Rückenmark nebst Sympathicus) herab bis in eine Tiefe, welche sich so weit erstreckt, als noch Triebe gehemmt werden können.

Ein zweiter Anreiz, dem Bewußtsein das Gehirn zum ausschließlichen Wohnort anzuweisen, hat in dem Umstande bestanden, daß ein Druck auf die Hemisphären des großen Gehirns auf der Stelle das Princip des Bewußtseins außer Thätigkeit setzt. Aber auch hier entlehnt die Trüglichkeit des Augenscheins ihre ganze Kraft nur von dem Vorurtheil, welches zwischen dem Wesen eines Agens und dem Reize, welcher dasselbe in Wirksamkeit setzt, nicht zu unterscheiden weiß. Wenn ein Druck auf das Sensorium commune oder den Resonanzboden der sensitiven Nerven ähnlich schlaferregend oder betäubend wirkt, wie der Geruch des Chloroform, Salmiakspiritus, der Genuß von Spirituosen, magnetische Striche und andre sensitive Reizmittel, so geht hieraus über den Wohnsitz des auf den angewandten Reiz einschlafenden Bewußtseins gar nichts hervor. Oder wird man es, wenn es auf Chloroform einschläft, darum in den Geruchsnerven, wenn auf Spirituosa, darum in den Geschmacksnerven versetzen? Aehnlich füh-

len wir Anstrengung im Kopfe beim Denken an den Orten, wo die Schwingungen oder Spannungen der Bewußtseinsreize in Thätigkeit sind, eben darum, weil es immer nur der Reiz ist, welcher örtlich und pathologisch empfunden wird, das Bewußtsein aber nicht empfunden wird, sondern empfindet.

Was man sonst noch für den Sitz des Bewußtseins in einem einzelnen Theile des Nervenbaues geltend zu machen pflegt, ist die untheilbare Einheit des Bewußtseins. Eine Qualität, in welcher keine Vielheit von Theilen zu entdecken sei, meint man, könne nur geknüpft sein an einen schlechthin einfachen Ort im Nervensystem.

Aber diese Annahme der Einheit des Bewußtseins beruht auf einem Irrthum. Da das Bewußtsein oder die Aufmerksamkeit das verknüpfende Agens ist, welches Einheit in die zerstreuten und mannichfaltigen Anschauungen bringt und die Sensationen nach aprioriſchen Regeln zu Erkenntnissen verbindet, so läßt man sich verleiten, die Einheit, welche als Product in der Anschauung hervorspringt, zu verwechseln mit der Thätigkeit, welche diese Einheit zu Wege bringt. Wenn ich mit Lineal und Zirkel beschäftigt bin, in einer gegebenen Kreislinie das Centrum als die Einheit ihrer Construction zu bestimmen, oder wenn ich bei einem Wagebalken den Schwerpunkt ausprobire als die Einheit seines Gleichgewichts, so ist das Product meiner Thätigkeit in beiden Fällen die Setzung einer untheilbaren Einheit, eines unausgedehnten Punkts, aber die producirenden Agentien, Finger, Arme, Zirkel, Lineal u. s. f., mannichfaltig. So auch ist die Hemmung der Triebe ein complicirter Mechanismus, wenngleich die Einheit einer Verknüpfung der Anschauungen, welche unter anderm aus ihm hervorgeht, eine untheilbare Größe ist. Diese Einheit ist aber, wie bereits früher nachgewiesen worden, nicht das Bewußtsein selbst, sondern die Wirkung des Bewußtseins im singulären oder bildlichen Vorstellungsinhalt. Das Bewußtsein als Agens genommen ist so wenig eine untheilbare Einheit, daß es wesentlich nur in einer Hemmung von Trieben und Strebungen besteht, wie die Oscillation zwischen Ja und Nein beweist, ohne welche keine Fragethätigkeit und folglich kein Bewußtsein gefunden wird.

Sollte aber zuletzt noch der Irrthum von der untheilbaren Einheit des Bewußtseins in der Art geltend gemacht werden, daß man sich darauf beriefe, daß nach der Theorie der Triebhemmung es so

viele verschiedene Bewußtseinsthätigkeiten geben müßte als es gehemmte Triebe gibt, was doch gegen unsere Empfindung sei, so haben wir darauf zu erwidern, daß sich dieses in Wahrheit so verhält, daß aber dieser Thatbestand nicht gegen unsere Empfindung, sondern gegen die falsche Theorie anstößt, daß die Triebe des Organismus in ihrer Wurzel nothwendig ebenso verschiedener Natur voneinander sein müßten als ihre Organe, worin sie wohnen. Darüber sagt uns aber die unmittelbare Empfindung nichts Bestimmtes. Ist die Einheit des aufmerkenden und überlegenden Bewußtseins wirklich von der Art, daß die verschiedene Qualität der Triebe, deren Hemmung Bewußtsein genannt wird, darin in einer gewissen Hinsicht erlischt und sich erst nach Beantwortung der Frage in ihrer Entgegensetzung wiederherstellt, so wird nothwendig genau in dem Grade und der Hinsicht, als dies geschieht, eine Identität der Triebe untereinander in ihrer Wurzel und Quelle angenommen werden müssen. Aber die Bestimmung des Grades und der Hinsicht, in welcher dies nöthig wird, ist ein Thema für Untersuchungen, welche anzustellen uns an diesem Orte noch die Vorbereitungen fehlen.

Zweites Capitel.

Von den allgemeinen Eigenschaften des Vorstellungsinhalts.

§. 14.

Erste Eigenschaft, Unbewußtheit oder Erinnerbarkeit.

Vorläufiges vom Erlöschen der Gedächtnißbilder. Nachweisung des Substantiellen im Vorstellungsinhalt. Seine Unterscheidung in vorstellbaren und relativ unvorstellbaren Inhalt.

Die bisherige Untersuchung hat nicht eher geruht, als bis sie bei der Quelle des Bewußtseins angelangt war. Daher sollte nun die jetzt beginnende billig nicht eher ruhen, als bis sie dem Wesen des erinnerbaren Vorstellungsinhalts in eben dem Maße auf den Grund gedrungen sei. Denn aus diesen beiden Factoren setzt sich alles Wahrnehmbare und alle Wahrnehmung zusammen.

Beim erinnerbaren Vorstellungsinhalt gibt es sowol allgemeine Eigenschaften zu beobachten und zu erörtern, welche sich auf alles Vorstellen überhaupt beziehen, als auch specielle Eigenschaften, welche nur gewissen Classen von Vorstellungen, z. B. allein den Erkenntniß- oder allein den Empfindungsvorstellungen, allein denen des äußern oder denen des innern Sinnes u. s. f. zukommen. Wir machen den Anfang mit den allgemeinen Eigenschaften, und knüpfen daran später die speciellen an.

Die erste und vornehmste Eigenschaft des Vorstellungsinhalts ist

eben seine Erinnerbarkeit selbst. Er währt fort und erhält sich während der Zeit, daß er aus dem Bewußtsein verschwunden ist und taucht später in unveränderter, wenn auch abgeschwächter Gestalt, wieder hervor. Wie weit das Gedächtniß gehe, ob von allem ein mal gebildeten oder erworbenen Vorstellungsinhalt gar nichts je verloren gehen könne, indem alle scheinbaren Verluste nur in gesetzmäßigen Umwandlungen gewisser Vorstellungselemente in andre bestünden, wodurch sie dem Bewußtsein unkenntlich würden, muß hier vor der Hand dahingestellt bleiben, obgleich es sich in der Folge leicht herausstellen dürfte, daß die Sache nicht wol anders als auf diese Art vorstellbar ist. Wir sehen vorläufig noch davon ab und begnügen uns mit der Beobachtung, daß allerdings die Bilder des Gedächtnisses mit der Zeit von selbst zu erlöschen oder zu verdunsten scheinen. Das vor Jahren Erlebte wird in der Regel nicht mehr so frisch und deutlich erinnert als das gestern Erlebte. Das in der Jugend Erlernte wird zum Theil später wieder vergessen. Blind Gewordene hatten in einigen Fällen (jedoch nicht in allen) nach mehren Jahren keine Vorstellung von Farben mehr und träumten auch nicht mehr von farbigen Dingen. Doch ist ebenso gewiß, daß wir, sobald wir uns diesem Anschein von Erfahrung zuversichtlich hingeben wollen, auch wieder durch entgegengesetzte Erfahrungen darin uns gestört sehen, wenn z. B. jener Bauer zu Kessin (einem Dorfe bei Rostock) sein vor bereits 60 Jahren auswendig gelerntes und seitdem lange vergessenes Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος u. s. w. im Fieberdelirium plötzlich ohne Stocken repetirte („Berliner Monatsschrift", 1784, IV, 434), oder wenn sonst Nervenkranke fähig waren, sich in Sprachen auszudrücken oder Kenntnisse zu entwickeln, welche sie lange vergessen zu haben schienen (Tissot, „Traité des nerfs". Paris 1779. Tom 2, p. 1, p. 316. Vgl. G. E. Schulze, „Psychische Anthropologie", 3. Ausg., 1826, S. 188). Denn dergleichen Fälle sind wiederum so gestaltet, daß wir wol eher von einer jeden Vorstellung, die jemals in unserm Besitze war, eine Wiederkunft erwarten dürften, sobald nur die hinreichenden Mittel der Wiedererweckung gegeben wären. Das einzige uns hierbei außerdem noch Entgegentretende ist der Einwurf, daß der erinnerbare Vorstellungsinhalt vielleicht gar nicht dürfe für etwas dauerndes Substantielles gehalten werden, sondern nur etwa nach dem Ausspruch der Hegel'schen Schule für einen accidentellen Zu-

stand der Intelligenz oder Aufmerksamkeit selbst, nämlich für das An sich ihrer eigenen Bestimmungen, worin die Erinnerungsbilder bewußtlos aufbewahrt seien [1]). Etwas Aehnliches scheint sich Schopenhauer zu denken, wenn er in der Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" eine Substantialität der Vorstellungen leugnet, wobei er sich mit dem Gleichniß hilft, daß so wie ein häufig in gewisse Falten geworfenes Tuch leicht und gern sich wieder in dieselben Falten wirft, so auch das Bewußtsein bei jeder Gelegenheit leicht und gern wieder diejenigen Vorstellungen aufs neue producire, welche es schon oft producirt habe [2]). Schopenhauer's Ausrede erscheint darum als schwach, weil man ihm das Substantielle der Tuchfalten in den durch einen häufigen Wurf allmälig umgebogenen oder geknickten Fäden des Tuches nachweisen kann, wie man die Falten, sobald sie stark sind, selbst bei ausgebreitetem Tuch sogar noch mit den Augen sieht. Wenn wir daher sagen, ein Tuch habe Falten, so verstehen wir auch ganz richtig darunter das Substantielle der Sache und nicht ihr bloßes Phänomen. Das Tuch behält seine Falte, auch wenn dieselbe zufällig nicht daran sichtbar ist. So dauert auch nothwendig der erinnerbare Vorstellungsinhalt als irgend ein substantielles Verhältniß, auch wenn er zufällig nicht ins Bewußtsein tritt. Aber auch die Hegel'sche Vorstellungsart und jede ähnliche ist nicht haltbarer, son-

---

1) Hegels „Encyklopädie", 3. Aufl., §. 453: „Das Bild für sich ist vorübergehend, und die Intelligenz selbst ist als Aufmerksamkeit die Zeit und auch der Raum, das Wann und Wo desselben. Die Intelligenz ist aber nicht nur das Bewußtsein und Dasein, sondern als solche das Subject und das An sich ihrer Bestimmungen; in ihr erinnert ist das Bild nicht mehr existirend, bewußtlos aufbewahrt."

2) Schopenhauer, „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (Rudolstadt 1813), §. 48: „Der gewöhnlichen Darstellung des Gedächtnisses als eines Behältnisses, in welchem wir einen Vorrath fertiger Vorstellungen aufbewahren, die wir folglich immer haben, nur ohne uns derselben immer bewußt zu sein, kann ich nicht beistimmen. — Will man von der Eigenthümlichkeit unsers Vorstellungsvermögens ein Bild, so scheint mir das richtigste das eines Tuchs, welches die Falten, in die es oft gelegt ist, nachher gleichsam von selbst wieder schlägt. Wie der Leib dem Willen durch Uebung gehorchen lernt, ebenso das Vorstellungsvermögen. Keineswegs ist, wie die gewöhnliche Darstellung es annimmt, eine Erinnerung immer dieselbe Vorstellung, die gleichsam aus ihrem Behältniß wieder hervorgeholt wird, sondern jedesmal entsteht wirklich eine neue, nur mit besonderer Leichtigkeit durch die Uebung" u. s. f.

dern besteht ebenfalls in nichts weiter, als in einer Flucht vor dem klaren Gedanken der Sache. Denn in einem Bewußtsein, worin Etwas aufbewahrt sein soll, muß das Aufbewahrte auch in irgend einer Art existiren, sonst ist es nicht darin aufbewahrt. Das, was im Bewußtsein als unbewußt fortexistirend gedacht wird, ist nun eben der erinnerbare Vorstellungsinhalt. Wie in einem Wesen, welches durch und durch Bewußtsein ist, nämlich im Bewußtsein selbst, noch etwas außerdem Platz hat, ohne daß es braucht zum Bewußtsein zu kommen oder im Felde des Bewußtseins angetroffen zu werden, dies ist nur eben hierbei die Frage. Denn was fortdauert, ohne im Bewußtsein zu sein, das dauert doch nothwendig außerhalb des Bewußtseins fort. Was *außerhalb* des Bewußtseins fortdauert, das ist aber *außerhalb* desselben und nicht *in* demselben aufbewahrt, und zwar so, daß es entweder selbst ein unbewußtes Substantielles bilden, oder als ein dauerndes Verhältniß an irgend einem unbewußten Substantiellen vorkommen muß.

Wenn nun aber die Vorstellungen selbst entweder bewußtlose Substanzen oder fortdauernde Verhältnisse an bewußtlosen Substanzen sind — so könnte noch Jemand einwerfen — dann müßten sie sich doch auch noch auf andre Arten bemerklich machen als blos durch die Phänomene, welche sie im Bewußtsein hervorrufen. Sie müßten sich bemerklich machen als Das, was sie zunächst sind, nämlich als auf bewußtlose Weise wirkende Substanzen oder Verhältnisse der unbewußten Sphäre. Und dieses thun sie auch wirklich. Die *Erinnerung* ist lange nicht das einzige Phänomen, welches uns unbewußten Vorstellungsinhalt verbürgt. Sondern mehre andre schließen sich daran mit gleich starker Beweiskraft.

Ein Gegenstand kann dem *Ganzen* nach genommen klar erkannt sein, wobei wir uns jedoch der *Theile* desselben nicht bewußt sind, obgleich ohne den Einfluß dieser Theile auf die Wahrnehmung des Ganzen dieses nicht erkannt sein würde (Vgl. Schulze's „Psych. Anthr.", 3. Aufl., S. 575). So ist es oft der Fall mit *Physiognomien*. Wir wissen, daß wir einen Menschen, wenn wir ihn sähen, wieder erkennen würden und sind doch manchmal dabei nicht im Stande, eine nur irgend genaue Beschreibung seiner Augen, Nase, Lippen, Stirn ꝛc. zu geben. Worauf also sollten wir uns bei einem solchen Wiedererkennen, das doch mit der größten Sicherheit vor sich geht, anders verlassen als auf Vorstellungselemente, welche in uns vorhanden sind

ohne daß wir uns im Stande befinden, dieselben ohne Beihülfe des Gegenstandes selbst aufs neue ins Bewußtsein zu bringen? Ebenso geht unserm Fürwahrhalten oft eine bloße Ahnung seiner Gründe vorher, in Ansehung welcher es viele Anstrengung kostet, um zum Bewußtwerden derselben zu gelangen. Jedes Kind z. B. beurtheilt die Größe der fernen Gegenstände nach den Regeln der Perspective, die es gleichwol nicht kennt, d. h. nicht ins Bewußtsein aufgenommen hat. Mit den Regeln der Ursache und Wirkung, der Wahrscheinlichkeit möglicher Fälle, des Denkbaren und Undenkbaren verhält es sich nicht anders. In allem Denken und Erkennen sehen wir uns durch Begriffe gebunden und geleitet, welche nur dem Philosophen zum Bewußtsein gelangen, also in ihrer gewöhnlichen Wirksamkeit unbewußte Begriffe sind, welche blind erworben wurden, unbewußte aprioriſche Schemata, wie z. B. das obenerwähnte aprioriſche Schema des Ja und Nein.

Die Laute einer von Trommelschlag übertönten Rede kommen offenbar vermischt mit den stärkern Trommeltönen in unsern Sinn, sind also Elemente, welche die Fähigkeit haben, zu bewußten Vorstellungen zu werden, ohne daß diese Fähigkeit ausgebildet wird. Unbewußter Vorstellungsinhalt.

Wenn ein Redner zwischen den einzelnen Sätzen und Nebensätzen einer vorgetragenen Rede ein wenig inne hält, so bewirkt dies, daß wir die Worte der Rede viel deutlicher fassen und treuer behalten, weil dem auffassenden Bewußtsein dadurch Zeit zum Agiren gegönnt wird. Dasjenige nun, was bei einer ohne alle oratoriſche Pausen vorgetragenen Rede verloren geht, gar nicht aufgefaßt wird, gar nicht zum Bewußtsein gelangt, ist es nicht ein ganzer Haufe von vorhanden gewesenen aber unbewußt gebliebenen Vorstellungselementen?

Aus dem vorigen Fall erklärt sich ebenfalls das nicht minder auffallende Phänomen, daß wir manchmal glauben, ein Wort nicht deutlich gehört zu haben, dessen Ton dennoch im folgenden Augenblicke völlig deutlich und articulirt in unserm Gedächtniß auftaucht. Wir merken dies besonders dann, wenn wir in der Schnelligkeit schon darum nachgefragt haben, in der Ueberzeugung, daß wir das Gesagte überhörten. Bekommen wir auf die Nachfrage keine Antwort und erinnern uns gleich darauf des Worts bei größerer Anstrengung des Bewußtseins, so ist dies ein Beweis davon, daß der Sinn das Wort auf unbewußte Art bereits gefaßt hatte, ein Beweis, welcher freilich

nur für Diejenigen gilt, die die Erfahrung an sich selbst gemacht haben. Manche Menschen aber haben ein so langsames Vernehmen der Worte, daß sie sich ein solches dumpfes Nachfragen in hohem Grade angewöhnen und dadurch oft lästig werden. Diese werden Gelegenheit haben, die vielfältigsten Beobachtungen hierüber anzustellen.

Hieran schließen sich die Beispiele von unbewußtem Vorstellungsinhalt, der als Thätigkeit, erworbene Fertigkeit, Angewöhnung u. dgl. in uns wirkt.

Eine jede Geschicklichkeit, z. B. Lesen, Schreiben, Sprechen einer fremden Sprache, Musiciren, Tanzen u. dgl., in welcher wir noch in dem Grade Neulinge sind, daß wir alles bis aufs Kleinste mit Bewußtsein und durchs Bewußtsein thun, üben wir ungeschickt und unbeholfen aus. Geschicklichkeit und Fertigkeit besteht darin, daß wir nicht mehr an jede Kleinigkeit zu denken brauchen.

Der Unterschied von Buchstabiren und Lesen z. B. zeigt es uns. Der Lesende liest nicht Buchstaben, sondern Worte, und am Ende auch diese nicht mehr, sondern Sätze. In sein klares Bewußtsein fallen nur Gedanken, welche aber auf einem sehr complicirten Gerüste aus Sätzen, Worten und Buchstaben schweben, das nur seinem geringsten Theile nach ins Bewußtsein tritt. Zum besten Beweise davon dient, daß alle Bücher und Zeitungen von Druckfehlern wimmeln, von denen wir in der Regel nichts merken; und ebenso, daß die Durchsicht eines Correcturbogens, welche buchstabirendes Lesen fodert, uns anstrengend und peinlich ist, statt daß sie im entgegengesetzten Fall mit dem einfachen Leseact zusammenfallen müßte.

Ein auswendig gelerntes und fest eingeprägtes Gedicht, ein sehr häufig geübtes Musikstück, eine gut eingeübte Tanztour repetiren sich wie ein Uhrwerk; das Bewußtsein kann dabei mit etwas ganz Anderm beschäftigt sein, wie es z. B. mit dem bekannten Orgelspieler aus Kant's „Anthropologie" der Fall ist, welcher während er mit Händen und Füßen kunstreich arbeitet, noch ein Gespräch nebenbei führt. Doch ist keine kleinste dieser unbewußt oder mechanisch vollzogenen Bewegungen, welche nicht das erste mal mit Bewußtsein und Anstrengung vollzogen worden, und folglich aus einer bewußten Vorstellung Dessen, was sie bezweckt, entsprungen wäre. Und da bewußte Vorstellungen die Anfänge dieser sämmtlichen Thätigkeitsreihen sind,

so ist hier überall das wirkende ein einst bewußt gewesener, hernach aber zum unbewußten Gedächtnißeigenthum gewordener Vorstellungsinhalt.

Die Geschicklichkeiten der mit Instinct begabten Thiere sehen wir mit derselben Sicherheit vollzogen, womit der menschliche Virtuos die seinen vollzieht. Der Unterschied ist nur der, daß sie nicht erlernt worden sind. Daher das Wirken der unbewußten Vorstellungen bei ihnen nur ein wahrscheinliches ist, statt daß wir bei den erworbenen Geschicklichkeiten der Menschen davon die Gewißheit haben.

Das Bedürfniß nach Salz, welches mich oft mit Bewußtsein an der Tafel das Salzfaß ergreifen ließ, um mein Fleisch zu salzen, kann auch wol ein mal während eines lebhaften Gesprächs unbewußterweise meinen Arm eben so in Bewegung setzen. Ein oft mit Bewußtsein auf eine Empfindung geäußerter Laut entfährt mir ein ander mal unbewußt. Einen Weg durch die Stadt, den ich anfangs mit Anstrengung des Bewußtseins reguliren mußte, lege ich später wie im Schlafe zurück, während meine Aufmerksamkeit mit entlegenen Dingen beschäftigt ist. In diesen Fällen, sowie bei allen erworbenen Fertigkeiten, finden wahrhafte Reflexionsbewegungen statt, nämlich unwillkürliche Handlungen des Organismus, welche ihren Grund in einer Empfindung haben, die entweder ebenfalls eine unbewußte ist, oder, wenn bewußt, doch nur als ein Anstoß gebendes Agens wirkt, worauf sich die Bewegung, wie man zu sagen pflegt, mechanisch vollzieht.

Ein interessanter Fall ist noch dieser nicht selten vorkommende, wo ich mich Stunden, ja Tage lang hinterher eines im Gespräch oder im Schreiben begangenen Fehlers deutlich erinnere, dessen ich mir doch, während ich ihn machte, nicht bewußt wurde. Denn außerdem, daß ein solcher Fall nur wieder eine Thätigkeit nachweist, die in gewissen Theilen ohne Bewußtsein als bloße Reflexionsbewegung vollzogen wurde (denn sonst hätte ich den Fehler merken müssen, während ich ihn machte), zeigt er auch, daß eine mit höchst unvollkommenem Bewußtsein gebildete und entstandene Vorstellung sich hinterher zu einem höchst klaren und vollendeten Bewußtsein noch in der Erinnerung emporarbeiten kann.

Endlich ist hier, wo von der unbewußten Existenz der Vorstellungen die Rede ist, auch noch an diejenigen unbewußten Vorstellungen zu erinnern, welche wir die Eigenschaften wirklicher Gegen-

stände nennen. Diese Eigenschaften, z. B. die des Runden, des Rothen, des Süßen u. dgl. sind ein Vorstellungsinhalt, der sich nach gewissen Gesetzen, von denen erst später die Rede sein kann, an alle vorstellenden Wesen mittheilt. Denn wie wollte ich wol irgend ein Vertrauen fassen, mich mit Jemandem über irgend Etwas zu verständigen, wenn ich nicht bei ihm die Fähigkeit voraussetzte, dieselbe anschauliche Vorstellung z. B. des Runden, welche ich ihm etwa mit dem Zirkel auf dem Papier vorbilde, ebenso gut in sich aufzunehmen als ich selbst? Der mittheilbare Vorstellungsinhalt, z. B. das Runde auf dem Papier, ist zwar in bewußter Form vorhanden, aber doch nur in ihm und in mir. Auf dem Papier selbst, von wo aus er sich mittheilt an Jeden, der ihn sehen will, ist er in ebenso unbewußter Form vorhanden, als er in mir dann vorhanden sein wird, wenn er für eine zeitlang aus meinem Bewußtsein entschwindet, um hernach als erinnerbarer Vorstellungsinhalt wieder dahin zurückzukehren. Aber Interesse bekommt dieser Anblick besonders dadurch, daß er die verschiedene Art, wie Vorstellungsinhalt erscheinen kann, um ein höchst Bedeutendes vervielfältigt. Denn wenn ich in mir selbst vorgestellten von unvorgestelltem oder blos vorstellbarem Inhalt zu unterscheiden finde, so treffen beide Prädicate zwar auch die Eigenschaft des wirklichen Dinges, insofern sie sowol in mir als in andern erkennenden Wesen zum wirklich vorgestellten oder auch zum blos vorstellbaren Inhalt werden kann. Sie selbst aber bleibt dabei immer als ein bewußtloser Grund und Herd bestehen, dessen Inhalt fortwährend beliebig viele vorstellende Wesen zu dem ihrigen machen und sich aneignen können, ohne ihn zu schmälern (vermuthlich durch Reproduction). Daher ist nun aber genau genommen nur Dasjenige vorstellbarer Inhalt, was der genannte Grund und Herd an die einzelnen vorstellenden Wesen mittheilt. Er selbst, nämlich Das, was er zurückbehält (und das dürfte vielleicht so ziemlich alles sein) ist nicht für andre vorstellende Wesen vorstellbar, sondern könnte nur vorstellbar sein für ihn selbst, wenn er selbst ein vorstellendes Wesen wäre. Denn ihm selbst als Vorstellenden, aber auch nur ihm allein, wäre der sämmtliche stets zurückbleibende Grund und Herd immer gegenwärtig und durchdringlich. Genug fürs erste, daß man hieran sich überzeugt, daß es nicht allein unbewußten, jedoch noch immer vorstellbaren Vorstellungsinhalt

gibt, sondern daß sogar ein solcher gefunden wird, den man nicht anders als einen relativ unvorstellbaren nennen kann.

Als erste allgemeine Eigenschaft alles Vorstellungsinhalts bleibt also festgesetzt seine Erinnerbarkeit, d. h. seine substantielle Unbewußtheit.

§. 15.

Zweite allgemeine Eigenschaft, Verschmelzbarkeit.

Das Verschmelzen des Vorstellungsinhalts zu Begriffen. Sinnliche Begriffe. Gedächtnißbegriffe. Aehnlichkeitsbegriffe. Begriffe mit beweglichen Elementen. Gleichnißbegriffe. Aristotelische Begriffe. Substanzbegriffe. Gefühlsbegriffe. Motorische Begriffe.

Wenn ich, während ich beide Augen auf einen fernen Gegenstand gerichtet sein lasse, einen andern Gegenstand, z. B. den Finger meiner Hand, in einer nahen Entfernung vor dieselben halte, so sehe ich den letztern doppelt und zwar so, daß mir das links stehende Bild desselben verschwindet, wenn ich das rechte, das rechts stehende, wenn ich das linke Auge zudrücke. Folglich werden die beiden gleichartigen Sehbilder meiner Augen nur dann unterschieden im Bewußtsein, wenn sie an verschiedenen Orten des Raums erscheinen. Sobald sie in denselben Raum zusammentreten, werden sie im Bewußtsein völlig eins, oder schmelzen zusammen. Ebenso verschmelzen miteinander die gleichartigen Tonbilder meiner beiden Ohren, sowie die Töne von gleichgespielten Instrumenten. Denn da in der Vorstellung der Töne kein räumliches Nebeneinander vorkommt, so fällt hier der Grund der Trennung des mit einem mal erfaßten Gleichartigen ganz und gar fort.

Auf ähnliche Art trage ich, wenn ich einen Gegenstand lange angeschaut habe, ein Bild von ihm in der Erinnerung davon, welches aus unzählig vielen homogenen Bildern zusammengeschmolzen ist. Denn hätte ich ihn nur die erste Hälfte der Zeit angeschaut, so würde ich ebenfalls ein Bild von ihm davongetragen haben, nur ein schwächeres; und hätte ich ihn nur die letzte Hälfte der Zeit angeschaut, so würde ohne Zweifel dasselbe stattgefunden haben. Nun aber hat beides zusammen stattgefunden, und folglich sind beide Bilder, welche auch hätten getrennt auftreten können, untrennbar in eins geschmolzen. Man kann aber diesen Theilungsproceß bis auf so kleine Zeit-

theile fortsetzen, als sie nur irgend eine Auffassung erlauben, welches man sich dadurch versinnlicht, daß man die geschlossenen Augen so schnell öffnet und wieder schließt, als man nur im Stande ist. Nie wird dies geschehen, ohne ein Bild von bedeutender Distinction im Bewußtsein zurückzulassen. Blinzelt man nun fortwährend auf diese Art mit den Augen bei Anschauung eines Gegenstandes, so kann man für eine mäßig lange Dauer des Anschauens schon eine ziemlich große Summe von verschmolzenen Bildern zusammenrechnen.

Wenn ich eine Person durch ein Zimmer gehen sehe, von der einen Seite kommend, auf der andern abtretend, so bewahrt mein Gedächtniß, indem es das Bild des Zimmers in sich bewahrt, auch darin an jeder Stelle, wo sie ging, das Bild dieser Person, aber nicht so, daß diese Bilder nebeneinander und also statt einer Person unzählig viele erscheinen, sondern so, daß ich mir die Person nur an irgend einem dieser Oerter, z. B. im Eingange denke, dabei die ganze aufgesogene und verschmolzene Bildfülle ihrer Erscheinung auf diesen einzigen Ort concentrire, und nun dieselbe denselben Weg, welchen die Person in Wirklichkeit nahm, auch wieder in der Einbildung machen lasse. Es folgt hieraus, daß nicht blos nacheinander wahrgenommene, sondern unter gewissen Umständen auch nebeneinander wahrgenommene Erinnerungsbilder miteinander verschmelzen.

Die Neigung zum Verschmelzen zwischen nebeneinander wahrgenommenen ähnlichen Gesichtsbildern erhellt auch daraus, daß es so überaus schwer ist, bei einer Reihe von gleichmäßigen Gitterstäben die Anzahl derselben durchs Gesicht zu bestimmen. Denn man kann es hierbei nie ganz verhüten, daß nicht während des Zählens ein gleichsam schillernder Zustand unsers Gesichtsfeldes entspringt, welcher darin besteht, daß uns das Bild des einen Stabes mit dem seines nächstfolgenden u. s. f. während der Hin- und Herbewegung des Auges zusammenschmilzt.

In den „Menächmen" des Plautus, sowie in Shakspeare's „Comedy of Errors", fließen die Bilder der beiden ähnlichen Brüder in der Auffassung aller Begegnenden so zusammen, daß sie so lange für eine und dieselbe Person gehalten werden, bis man sie nebeneinander erblickt. Aehnliche Verwechselungen kommen im Leben vor. Wer eine fremde Person auf der Straße anredet, in der Meinung, es sei ein Bekannter, wer seinen Hut, Stock, Regenschirm mit einem

fremden unwissend vertauscht, wer das Nordlicht für den Widerschein einer fernen Feuersbrunst, die Sternschnuppen für fallende Sterne ansieht, ihnen allen widerfährt die Komödie der Menächmen.

Von den Fliegen, welche in meinem Zimmer umherschwärmen, weiß ich nur, daß ihrer viele sind, ohne im Stande zu sein, eine von der andern zu unterscheiden. Ich finde daher, wenn ich an sie zurückdenke, in meinem Gedächtniß gar nichts Andres vor als nur den einzigen bestimmt ausgeprägten Typus einer Fliege, zu welchem sämmtliche Fliegenbilder in mir zusammenschmolzen, und welchen ich nun an jeden beliebigen Ort versetze, wo ich mir eine Fliege hindenken will. Bin ich eine Allee von Pappeln oder andern gleichartigen Bäumen durchgangen, so trage ich ebenfalls in meiner Erinnerung nichts davon als das einzige Bild eines solchen Baumes, welches nach einer gewissen Regel in zwei Reihen vervielfältigt dasteht. Auch habe ich nicht in der Erinnerung, wie viel Bäume in der Allee standen, wenn ich sie nicht etwa gezählt habe, sondern ich verlängere in meinem Gedächtniß die Allee auf dieselbe Weise, wie der Theatermaschinist eine Procession dadurch in der Phantasie der Zuschauer verlängert, daß er die linker Hand eben abgetretenen Personen sogleich rechter Hand wieder auftreten läßt.

Ein jeder Vorstellungsinhalt, in welchem ein mehrfacher verschmolzen ist, wie z. B. der Typus einer Fliege, einer Pappel, heiße ein Verschmelzungsbegriff. Dies soll jedoch nicht so verstanden werden, als ob damit auch das Begreifen im höhern Sinne solle sofort auf ein bloßes Verschmelzen von Vorstellungen reducirt werden, sondern nur so, daß überall dort, wo in dieser und den folgenden Untersuchungen das Wort Verschmelzungsbegriff angewandt wird, nichts Andres darunter verstanden werde als nur dies. Ein gemeinsamer Ausdruck für ein so wichtiges Verhältniß ist durchaus nöthig und wollen wir nicht das Wort Begriff bis zu dieser Bedeutung ausdehnen, so bleiben uns nur die unbehülflichen Ausdrücke von Vorstellungsverschmelzung, Vorstellungssumme u. dgl. übrig. Wenn also nur zugegeben wird, daß das Wort Begriff im Leben unter andern Bedeutungen auch in dieser gebraucht wird, so ist seine Anwendung schon gerechtfertigt.

Wir setzen demnach als die zweite allgemeine Eigenschaft des Vorstellungsinhalts fest, daß er die Fähigkeit hat, in sei-

nen gleichartigen Bestandtheilen nach gewissen Gesetzen zu verschmelzen oder Verschmelzungsbegriffe zu bilden.

Hierbei gibt es nun zweierlei zu erläutern, erstlich wie weit sich die Thätigkeit des Begriffbildens erstrecke, oder wie mancherlei Arten von Verschmelzungsbegriffen es gebe, und zweitens nach welchem Gesetze die Vorstellungen zu Begriffen verschmelzen.

Zuerst werden wir uns gewöhnen müssen, Manches consequenterweise Begriffe zu nennen, was der Sprachgebrauch des Lebens aus Inconsequenz nicht so bezeichnet. Denn was wir sehen, wenn wir mit zwei Augen sehen, was wir hören, wenn wir mit zwei Ohren hören, sind Begriffe, und zwar Begriffe aus der Verschmelzung zweier Sinnempfindungen. Wenn dagegen der Eindruck eines gesehenen Gegenstandes sich durch ein längeres Ansehen desselben verstärkt, so geschieht dies durch Verschmelzung des jedesmal gegenwärtigen Eindrucks mit der Summe der aus den vorhergegangenen Eindrücken im Gedächtniß gebliebenen Vorstellungselemente. Wie also der Begriff in jenem Fall aus zwei sinnlichen Eindrücken bestand, so besteht er in diesem aus einem sinnlichen Eindruck, vermischt mit einer Summe von Elementen des Gedächtnisses. Derselbe Fall findet statt, wenn ich mich bei Erblickung eines Gegenstandes erinnere, daß ich denselben früher schon einmal gesehen habe. Denn da verschmilzt mit dem gegenwärtigen sinnlichen Eindruck ein Erinnerungsbild aus der Vergangenheit. Sobald aber auch der neue sinnliche Eindruck vergeht, verschmilzt seine Gedächtnißspur mit dem bei ihm erinnerten Vorstellungsinhalt zu einem Gedächtnißbegriff. Es gibt folglich sinnliche Begriffe, Gedächtnißbegriffe und Begriffe, die aus beiden gemischt sind.

Ferner brauchen es nicht durchaus homogene Elemente zu sein, welche Begriffe bilden. Auch das Aehnliche verschmilzt. Aehnlich ist aber Dasjenige, was zum Theil gleichartig ist, zum Theil nicht. Die Verschmelzung des Aehnlichen ist dann nur zum Schein eine solche, wenn sie darin besteht, daß die Auffassung ähnlicher Gegenstände eine so ungenaue war, daß darin nur allein das Gleichartige als der vorherrschende Bestandtheil und das Ungleichartige gar nicht zum Gedächtnißeigenthum wurde. So verhielt es sich schon bei den Beispielen von der Fliege, der Pappel und den Menächmen. So verhält es sich in noch höherm Grade bei flüchtigem Auffassen. Beim

flüchtigen Geldzählen laufen die falschen Stücke mit unter, weil die Einbildung ihrem unvollkommnen Eindruck sogleich das richtige Gepräge substituirt. So auch verhält es sich beim noch rohen Auffassungsvermögen des Kindes. Das Kind nennt jedes vor sein Wägelchen Gebundene ein Pferd; denn wegen der sofortigen Verschmelzung des gleichartigen Begriffs, vor den Wagen gespannt zu sein, welcher dem Kinde der interessante ist, wird das Gedächtnißbild des Pferdes sogleich mit solcher Macht substituirt, daß das Bewußtsein des Kindes auf das Verschiedenartige im Eindruck gar nicht achtet. Ebenso verhält es sich, wenn der aufgefaßte Gegenstand seiner Natur nach ein unbestimmter ist. Beim langen Hinstarren in ein Wolkenbild wird ein Jeder sich gewisse Gestaltungen entwickeln sehen, plastische Gruppen, Landschaften, Schlachtgetümmel u. dgl., sicher aber Jeder auf andre Weise als jeder Andre, gemäß dem eigenthümlichen Spiel seiner Gedächtnißbilder, wonach Gleichartiges sich heraushebt, Unpassendes übersehen wird. Eine höhere Entwickelung in unserm Begriffbilden entsteht aber dann, wenn bei der Verschmelzung des Gleichartigen die ungleichartigen Elemente nicht übersehen und ausgeschieden, sondern im Begriffe mit aufbewahrt werden unter der Gestalt einer Disjunction, eines Entweder Oder. So wird, wenn ich genauer auf den Begriff der Fliege achte, darin schon zum allerwenigsten die Disjunction zu entdecken sein, daß die Fliege entweder größer oder kleiner, entweder munterer oder träger ist; so in der Pappel, daß dieselbe entweder höher oder niedriger, dichter oder sparsamer belaubt ist. Hierdurch bekommt jeder Begriff in sich schon von selbst ein bewegliches Element, welches auf einer höhern Stufe der Entwickelung vom denkenden Bewußtsein zur Unterlage benutzt werden kann, um Uebergänge aus einem Begriff in den andern zu bilden, wie z. B. eine übergroße oder vergrößert gedachte Fliege nicht mehr eine Fliege sein würde, sondern eine Wespe, Biene, Horniſſe, Libelle u. dgl., oder wie eine übermatte, absolut träge Fliege nicht mehr eine solche sein würde, sondern entweder ein todter Fliegencadaver oder ein nachgemachtes Fliegenbild ꝛc. Im Gegensatz gegen den aus ähnlichen Theilen zusammengeschmolzenen beweglichen Begriff mag der aus gleichartigen Theilen bestehende der unbewegliche oder der Gleichnißbegriff heißen. Denn er

legt sich überall, wo er angewandt wird, in Gestalt eines lebhaften Gedächtnißbildes über irgend eine unbestimmte Anschauung, klammert sich an deren Gleichartiges fest und deckt ihr Ungleichartiges zu. So wird aus dem Wolkenbild gleichsam ein Gemälde, aus dem Stücklein Holz gleichsam ein Pferd, aus dem Gulden gleichsam ein Thaler, aus dem Nordlicht gleichsam eine Feuersbrunst, aus der Sternschnuppe gleichsam ein fallender Stern. Seltsam ist es, daß Das, was die Aristotelische Logik einen Begriff nennt, weder unter den Gleichnißbegriffen, noch unter den beweglichen vorkommt. Der Aristotelische Begriff ist nämlich der bewegliche, welcher seine beweglichen Elemente von sich gethan hat, z. B. eine Fliege, welche weder groß noch klein ist, eine Pappel, welche weder dünn noch dicht belaubt ist. Solche Fictionen können zwar zur bequemen Darstellung gewisser Verhältnisse des Vorstellungsinhalts, dergleichen die Aristotelischen Schlußfiguren sind, gebraucht werden, wie in der Geometrie die Hülfslinien. Nur muß man dabei nie vergessen, daß dieselben im Proceß unsers wirklichen Denkens nicht gesondert vorkommen.

Eine eigene besonders wichtige Art von beweglichen Begriffen sind die Substanzbegriffe. Ihre Basis bildet das Verschmelzen successiver gleichartiger Eindrücke, wie wenn ich den Apfelbaum meines Gartens täglich sehe und täglich wiedererkenne. Weil aber dabei das Bild des Apfelbaums nicht immer dasselbe bleibt, so wird es auch in meinem Gedächtniß ein in sich bewegliches. Der entlaubte Baum, der sich wieder belaubende Baum, der blühende, der Frucht tragende werden die successiven Theile des Begriffs, welcher sodann mit einem Schlage gefaßt auch wieder die disjunctive Form bekommt; der Baum ist entweder belaubt oder entlaubt u. s. f. Ebenso erscheinen bei den Namen Sokrates, Alexander Begriffe von einem höchst beweglichen successiven Reichthum. Weil wir nun Etwas, was schlechterdings nicht beharrt, eine bloße Erscheinung nennen und im Gegensatz dazu die Substantialität des Erschienenen nach seiner Beharrungskraft abmessen, so scheinen im Substanzbegriff die beharrlichen Elemente die Substanz, die beweglichen die Accidentien zu bilden und so der Aristotelische Gedanke eines seiner beweglichen Elemente entkleideten Begriffs Realität zu gewinnen, wenn er nur überhaupt vollziehbar wäre. Was aber ist ein Baum, welcher weder Blätter

hat, noch auch keine hat, welcher weder jung ist, noch alt, weder aufgewachsen, noch im Keime verborgen, noch ins Feuer geworfen und verbrannt? Ein solcher Begriff ist, wenn man ihm die höchste Ehre anthun will, doch nur ein Fragezeichen, nachzuforschen, welches denn die wirkliche Substanz, d. h. das wirklich Beharrende im Baum sein möge.

Wir fanden bei den aus gleichartigen Elementen zusammengeschmolzenen Begriffen zu unterscheiden zwischen sinnlichen Begriffen, Gedächtnißbegriffen und gemischten. Rechnen wir aber die aus ähnlichen Elementen verschmelzenden Begriffe dazu, so entstehen uns noch mehre, zum Theil unvermuthete Arten. So z. B. nehmen wir oft wahr, wie ähnliche Gefühlselemente miteinander zu einem verstärkten Gesammtgefühl, also einem Gefühlsbegriff zusammenschmelzen. Eine wehmüthige Stimmung wird durch die ihr ähnlichen Eindrücke eines wehmüthigen Adagio sehr verstärkt und vermehrt, weshalb in vielen Staaten des Alterthums gewisse schwermüthige musikalische Tonarten verboten wurden. Der Schmerz aus einem körperlichen Leiden verschmilzt mit den ihm ähnlichen schmerzhaften Eindrücken eines Aergers, und verursacht, daß die Aeußerungen des letztern weit höher steigen, als sie außerdem gestiegen sein würden, weshalb man einem Kranken seine üble Laune nicht so hoch anrechnet als einem Gesunden. Wollen wir die ernste Stimmung, die bei einem Begräbniß schon an und für sich herrscht, noch vermehren, so suchen wir durch feierliches Einherschreiten, ernsten Gesang, schwarze Verhängung des Sarges u. dgl. ähnliche Gefühlseindrücke hinzuzufügen, damit ein großer harmonischer Gefühlsbegriff entstehe. Kunstwerke sind Gefühlsbegriffe von einer höhern und speciellen Art. Es können auch Gefühle mit gewissen ähnlichen Elementen aus einem Erkenntnißbegriff verschmelzen, welches z. B. geschieht, wenn der Hypochonder sich einbildet, die Schwindsucht zu haben, indem ihm seine unbestimmten Schmerzgefühle mit den ebenso unbestimmten Gefühlselementen, womit der Begriff der Schwindsucht geschwängert ist, zusammmenschmelzen, oder wenn jener Wahnsinnige dadurch, daß er von einem Andern ehrerbietig mit Ew. Majestät! angeredet wurde, von Stund an in seiner Einbildung König war. Denn das Gefühl des Stolzes, womit ihm dieser unerwartete Titel geschwängert war, zusammt dem daran klebenden Begriff der Königswürde, verschmolz mit dem ihm

wo andersher einwohnenden Hochmuth zu einem unauflöslichen Begriff. Ja die Verschmelzungen gehen noch weiter.

Wenn die Musik eines Walzers erschallt, so fühlen sich Die, denen überhaupt Lust zum Tanz beiwohnt, getrieben, sich den Bewegungen dieses Tanzes, zu denen sie sich durch frühere Uebung gewöhnt haben, hinzugeben. Es verschmelzen also mit der Wahrnehmung der Musik und ihres Rhythmus nicht allein die Gedächtnißbilder früher gemachter Tänze, sondern auch die im Gedächtniß bewahrten motorischen Vorstellungen selbst, in deren Ansammlung die Gewohnheit und Fertigkeit des Tanzens besteht nebst den mit diesen verbundenen Lustgefühlen. Die Aehnlichkeit zwischen einer Walzermelodie und der Tanzbewegung des Walzers selbst bildet allein der Rhythmus. Dieser bildet die Substanz oder das Identische in der Verschmelzung, wie Jeder in einem solchen Falle aufs lebendigste in sich empfinden wird. Niemand wird sich durch die Walzermelodie zur Ecossaise aufgefodert fühlen, dagegen wird der Rhythmus des Walzers auch ohne Melodie hinreichen, dort, wo überhaupt Tanzlust ist, zum Walzer aufzufodern. Das Wirkende in diesem Fall ist also ein Begriff, welcher sich aus einer Gehörwahrnehmung und einer ihr ähnlichen motorischen Vorstellung, einer Geschicklichkeit, Fertigkeit, zusammengeschmolzen zeigt.

Aehnlich ist es, wenn uns der Rhythmus eines Marsches auffodert, im Gehen seinen Takt zu beobachten, oder wenn wir uns unwillkürlich aufgefodert fühlen, den Takt eines unsere Aufmerksamkeit sehr fesselnden Musikstücks mit Bewegungen der Hand oder des Fußes zu begleiten. Tritt aber der sich einübende Violinspieler zu schwierigen Passagen unwillkürlich den Takt, oder thut der Klavierspieler oder Sänger in ähnlichen Fällen dasselbe durch taktartiges Beugen des ganzen Körpers', so suchen sie den Rhythmus der vorhandenen motorischen Vorstellung durch den gleichen einer andern zu verstärken, und es entstehen hier ebenso Begriffe, welche aus lauter motorischen Vorstellungen zusammengesetzt sind, wie wir dort Begriffe aus motorischen und sinnlichen Vorstellungen zu beobachten fanden. Statt der sinnlichen Wahrnehmung kann aber auch das bloße Gedächtnißbild einer erregenden Musik sich mit der betreffenden motorischen Vorstellung zu einem unwillkürlichen motorischen Begriffe vereinigen.

Endlich sind auch noch diejenigen Gefühlsbegriffe hierher zu ziehen, welche sich als motorische Vorstellungen unsers Organismus verhalten. So begleiten wir die Erzählungen von Begegnissen, welche einem Andern widerfuhren, sobald uns dieselben aufs lebhafteste interessiren, mit allen den Aeußerungen, welche zu erfolgen pflegen, wenn uns selbst Aehnliches begegnet, mit Stampfen des Fußes, Aufspringen, Freudengelächter, Faustballen, Thränen u. s. w. Da in solchen Fällen Vorstellungen, welche an sich keine motorischen sind, nämlich Phantasiebilder, dennoch als motorische wirken, so ist klar, daß dies durch ihre Verschmelzung mit denjenigen ähnlichen Elementen unsers Selbstgefühls geschieht, welche, sobald sie in Erregung kommen, sich als motorische Vorstellungen zeigen. Sämmtliche Phänomene des Mitleids entspringen daraus, daß gewisse Sinneindrücke oder Phantasiebilder mit ähnlichen Theilen unseres motorischen Selbstgefühls zu Begriffen zusammenwachsen.

Da sich also das Begriffbilden auch selbst bis auf die Sphäre der motorischen Vorstellungen oder Triebe erstreckt, da der gliedbewegende Trieb sowol mit ähnlichen seines Gleichen als mit ähnlichen Gefühlen, Sinnempfindungen und Gedächtnißbildern verschmelzen kann, da ferner zwischen Gefühlen, Sinnwahrnehmungen und Bildern des Gedächtnisses und der Einbildungskraft von jedem zu jedem Verschmelzungen oder Begriffe möglich sind, so kündigt sich dadurch der Proceß der Verschmelzung des Gleichartigen und Aehnlichen als ein solcher an, welcher nicht allein auf jedem Gebiete des psychischen Lebens, sondern auch von jedem zu jedem seine Stelle findet.

Hiermit ist aber erst die erste der oben aufgestellten Fragen beantwortet, nämlich, wie weit sich die Thätigkeit des Begriffbildens erstrecke, oder wie mancherlei Arten von Begriffen es gebe. Die zweite Frage: nach welchem Gesetze die Vorstellungen zu Begriffen verschmelzen, erfodert noch eine besondere Erörterung.

§. 16.

Gesetz der Verschmelzung des Gleichartigen.

Unterscheidung von drei Sphären des Vorstellens. Der Sinnenraum. Der Raum der Ueberzeugung und des Gedächtnisses. Der Raum der Einbildung. Relativität des Raumes. Attraction im unbewußten Zustande. Vorläufiges vom Vorstellungsstoff. Gleichgültiges Verhalten des Bewußtseins gegen die Quantität des Vorstellungsinhalts.

In keinem einzigen von allen angeführten Beispielen stand es in unserm Belieben, ob unsere Vorstellungen auf die angeführte Art verschmelzen sollen oder nicht. Sie thun dies völlig von selbst, *ohne daß wir sie daran verhindern können*. Denn selbst wenn wir uns z. B. die Bewegungen, zu denen uns eine Musik oder ein mitleiderregender Anblick auffodert, nicht vergönnen und durch geflissentliche Gegenvorstellungen unterdrücken, so unterdrücken wir immer nur durch eine stärkere *Gegenmacht* den Ausbruch eines vorhandenen Triebes. Daß wir aber hier Aeußerungen eines Triebes zu unterdrücken haben, zeigt an, daß der Proceß der Begriffsbildung *nicht in unserer Macht ist*, sondern von selbst erfolgt. Ebenso wenig sind die Begriffe, auf welche unser Denkproceß sich stützt, Fabrikate unserer *Willkür*, deren Bildung wir nach Belieben vornehmen oder unterlassen könnten, wie man wol gefabelt hat. Der Grund, aus welchem diese Fabelei entspringen konnte, ist der, daß die Begriffe der Aristotelischen Syllogistik allerdings solche künstliche und durch Willkür erzwungene Artefacte sind und daß man sich einbildete, in solchen ihrer beweglichen Elemente beraubten, gleichsam entmannten Begriffen gehe das wirkliche lebendige Denken vor sich. Es ist jedoch die Berechtigung dieser künstlichen Begriffe darauf beschränkt worden, als eine bequeme Fiction in der Lehre vom Umfange der Begriffe zu gelten, und nachgewiesen worden, daß die beweglichen Begriffe unserer wirklichen Denkpraxis ganz mit unter das allgemeine Verschmelzungsgesetz fallen. Da also das Gleiche und Aehnliche in allen angeführten Fällen *ohne unser Zuthun* und aus sich selbst miteinander verschmilzt, so muß ihm als einem solchen eine Nothwendigkeit zur Verschmelzung innewohnen. Da wir sehen, daß diese Nothwendigkeit sich *über alle* psychologischen Felder und *von jedem zu jedem* erstreckt, so dürfte man schon kein Bedenken mehr tragen, sie als ein unbedingt gültiges

Gesetz, welchem die Theile sämmtlichen Vorstellungsinhalts nach den Graden ihrer Gleichheit und Aehnlichkeit unterworfen seien, auszusprechen, wenn uns nicht oben dennoch bereits Beispiele vorgekommen wären, in denen selbst das durchaus und auf ein Haar Gleiche nicht miteinander verschmilzt.

Das Interesse des Fragens wirft sich also zunächst auf die möglichen Hindernisse, welche der Neigung zur Verschmelzung in den Weg treten. Als erstes zeigt sich der Raum. Denn sobald ich meine Augen so richte, daß die beiden Bilder des gesehenen Gegenstandes in einen verschiedenen Raum fallen, verschmelzen dieselben nicht trotz ihrer Gleichheit. Sobald ich sie hingegen an einen und denselben Ort fallen lasse, kann ich sie an ihrer Verschmelzung nicht hindern. Ebensowenig kann ich die Sensationen desselben von beiden Ohren zugleich aufgefaßten Tons oder die Sensationen desselben von mehren Violinen angestrichenen Tons an ihrer Verschmelzung hindern, weil diese Sensationen nicht im Raum erscheinen und folglich bei ihnen die ganze Möglichkeit eines Hindernisses der Verschmelzung wegfällt. Doch verhindert auch selbst der Raum die Verschmelzung nicht unbedingt. Wenn die Gedächtnißbilder der vorübergewandelten Person, von denen der Ort, den sie durchwandelte, gleichsam ganz bedeckt sein müßte, sich in meinem Gedächtniß darum sogleich auf einen einzigen Fleck zusammenziehen, weil ich weiß, daß es nur eine einzige Person war, welche wandelte und daß also auch ihr richtiges Gedächtnißbild in jedem Augenblick nur auf einem einzigen Fleck gedacht werden kann, so geht eine Verschmelzung von Gedächtnißbildern vor, welche ursprünglich in einer continuirlichen Reihe nebeneinander lagen. Dabei ist die Bestimmung des Flecks im wirklich durchwandelten Raum, auf welchen das Gedächtnißbild sich concentriren soll, meiner Willkür anheim gegeben. Alles Uebrige geht von selbst und ohne mein Zuthun vor sich. Ebenso würde das aus der Menge gesehener Fliegen im Gedächtniß gebliebene Fliegenbild sich ganz bereitwillig in der Erinnerung auf einen einzigen Fleck concentriren, wenn es nicht durch die Ueberzeugung, daß es sich auf eine Menge von wirklichen Fliegen bezieht, auf verschiedene Punkte auseinander gehalten würde. Weil ich aber nicht weiß, wie viel wirkliche Fliegen es waren, so kostet es mir nichts, die Anzahl in meinem Gedächtniß zu vergrößern oder zu verkleinern. So viele Punkte

meine Willkür festsetzt, auf so viele vertheilt sich ganz von selbst und ohne mein Zuthun das Gedächtnißbild, dehnt sich aus oder schmilzt zusammen. Ja selbst die Bilder meines doppelt gesehenen Fingers vollenden die Verschmelzung, an welcher sie im äußerlichen Raum der Sinnlichkeit verhindert sind, im innerlichen Raum meiner Ueberzeugung, indem mich der Sinnenschein durchaus nicht irre macht an der wirklichen Einheit des doppelt gesehenen Fingers. In diesem Fall ist die Verschmelzung der Bilder, nämlich die Ueberzeugung, daß hier nur ein einziger Finger vorhanden sei, ebensowenig der Willkür unterworfen als ihre Unverschmelzbarkeit im sinnlichen Raum. Ebensowenig als sie im äußern Raum des Sinnfeldes zu verschmelzen im Stande sind, ebensowenig sind sie zu gleicher Zeit im Stande, sich im innern Raum meiner Ueberzeugung unverschmolzen zu erhalten. Jedoch kann ich, während ich überzeugt bin, es sei nur ein einziger Finger, doch in meiner Einbildung zum Behuf des Nachdenkens den Fall setzen, daß zwei vorhanden seien. Es geht daraus hervor, daß es in der Seele drei verschiedene Sphären gibt, die einander zwar durchdringen, in denen aber in Beziehung auf die Verschmelzbarkeit einer Vorstellung zu gleicher Zeit ganz verschiedene Vorgänge stattfinden können. In einer jeden dieser Sphären besteht in den eben angeführten Fällen das Hinderniß der Verschmelzung der Bilder darin, daß sie gezwungen sind, sich an verschiedenen Orten zu befinden. Nur ist Das, was die Bilder hierzu zwingt, in einer jeden der drei Sphären ein Verschiedenes: im Sinnraum die Structur des Organs, im Ueberzeugungsraum die Ueberzeugung oder das Wissen, im Phantasieraum die Willkür oder die Neigung. Es folgt hieraus, daß der Raum im Allgemeinen und als solcher den räumlichen Vorstellungen, welche Bilder heißen, durchaus kein Hinderniß ihrer Verschmelzung in den Weg legt, sondern daß die Verschmelzung ihrer sämmtlichen Bestandtheile blos verhindert wird entweder durch ihre Unähnlichkeit oder durch eins der genannten drei hindernden Agentien, deren jedes unabhängig vom andern, eine der drei einander durchdringenden Sphären beherrscht, in denen sich Bilder zeigen und bewegen. Daß also z. B. bei einem von dorischen Säulen getragenen Tempel, den sich meine Phantasie aufbaut, nicht sofort die einander völlig gleichen Säulen ineinander schmelzen, hat sein Hinderniß durchaus nicht etwa in ihren

Zwischenräumen, die ihnen das Zusammenkommen hinderten, sondern blos in meinem Wissen, daß im Begriff eines Tempels eine Anzahl gleichartiger Säulen in getrennter Gestalt vorkommen und ich also denselben nicht erlauben darf, sich zueinander zu bewegen, wofern ich nicht das Bild des Tempels als eine von gewissen wirklichen Dingen abstrahirte Vorstellung zerstören will. Und doch fließen mir die Säulen selbst noch während ich sie durch den im Wissen wurzelnden Begriff des Tempels auseinanderspanne, zu gleicher Zeit wiederum zum Begriff der dorischen Säule zusammen, in demselben Phantasieraum, worin sie sich auseinanderspannen, und beweisen dadurch sowol die unverwüstliche Neigung des Vorstellungsinhalts zum Verschmelzen seiner gleichartigen Bestandtheile, als auch die gänzliche Relativität des Raums in Beziehung auf Bilder der Phantasie. Unter Relativität soll hier nämlich diese Eigenschaft verstanden werden, daß in ihm gleichartige Bilder vorkommen können, welche zugleich nicht verschmolzen und doch verschmolzen sind, eine Eigenschaft, von welcher weiter unten genauer und ausführlicher die Rede sein wird.

Außerdem fällt als eine scheinbare Ausnahme von der allgemeinen Regel der Verschmelzung alles Gleichartigen im Vorstellungsinhalt nur noch die auf, daß sowol in Beziehung auf Bilder als auf Gefühle und Triebe uns der im Gedächtniß vorhandene homogene Inhalt manchmal nicht so schnell bei der Hand ist als wir es wünschen. Es will uns z. B. zur Erläuterung einer Wahrheit ein passendes Beispiel, zur Erläuterung eines vorkommenden Falles ein ähnlicher Fall, den unter vielen unähnlichen unser Gedächtniß bewahrt, nicht sogleich einfallen. Oder eine neue Freude, eine neue Liebe, eine neue Bestrebung absorbirt uns so ganz, daß wir anstatt uns der alten ähnlichen dabei zu erinnern, dieselbe im Gegentheil ganz aus dem Gedächtniß verlieren. So sehr diese und ähnliche Fälle dem allgemeinen Verschmelzungsgesetz zu widersprechen scheinen, so wenig thun sie es doch in der That, sobald wir nur die Thatsache von den drei verschiedenen Verschmelzungssphären und den ihnen entsprechenden drei hindernden Agentien festhalten. Es ist in den eben angeführten Fällen der Ueberzeugungsraum mit seinem Hinderungsgesetz, welcher alle Zweifel auflöst. Alles, was das Gedächtniß als eine Thatsache oder ein Gewußtes aufbewahrt, wird aufbe-

wahrt im Raum des Wiſſens oder der Ueberzeugung, welcher folglich mit dem Raum des Gedächtniſſes einer und derſelbe iſt. In dieſem Raum können zwei Gegenſtände nur dann in ihren Bildern verſchmelzen, wenn die Ueberzeugung vorhanden iſt, daß ſie gar nicht zwei, ſondern nur ein einziger ſeien. Folglich kann die Verſchmelzung, durch welche eine bloße Vergleichung ähnlicher Thatſachen zu Stande kommt, gar nicht in einem Gedächtnißraum vor ſich gehen, wenn ſich nicht das Gedächtniß ſelbſt verwirren ſoll. Sondern eine ſolche Verſchmelzung iſt ein Vorgang in einem Einbildungsraum, welcher bei derſelben mit einem Gedächtnißraum in Vereinigung oder Durchdringung agirt und zwar ſo, daß der Ort ſeiner Thätigkeit ſich bald mit dieſem, bald mit jenem Ort des Gedächtnißraums in Verbindung ſetzt. Folglich bezieht ſich die Eigenſchaft, ob Gedächtnißbilder ſich träge oder flink untereinander verſchmelzen oder combiniren, gar nicht auf eine größere oder geringere Neigung derſelben zu Verſchmelzungen, ſondern auf eine größere oder geringere Agilität des Einbildungsraums, vermöge welcher derſelbe fähig iſt, ſeine Gebilde leichter oder ſchwerer mit den verſchiedenen Oertern eines und deſſelben Gedächtnißraums in Verbindung zu ſetzen. Dieſe Verbindung geſchieht zwar ohne Zweifel ebenfalls durch Verſchmelzung der gleichartigen Elemente beider Theile, nur daß hierbei nothwendig eine Verſchmelzung der andern hindernd in den Weg tritt. Denn wenn das Gebilde des Einbildungsraums mit einem gewiſſen Orte des Gedächtnißraums aufs feſteſte verſchmolzen iſt, ſo wird es gerade hierdurch gehindert werden, mit einem von jenem entlegenen Orte des Gedächtnißraums ebenfalls zu verſchmelzen, ſo ſtark derſelbe es vermöge der Aehnlichkeit ſeiner feſtgewachſenen Gebilde auch ziehen mag. Ebenſo wird das Gefühl und der Trieb, welcher mit einem neuen Orte des Sinnenraums aufs innigſte verſchmolzen iſt, dadurch den ältern Gegenſtänden und Orten entfremdet, obgleich dieſelben wegen der ähnlichen Gefühle und Triebe, die ſie erregten, und welche auch das Gedächtniß bewahrt, ohne Zweifel Anziehungskraft äußern, die aber erſt dann zur Wirkſamkeit gelangen kann, wenn die Enge der neuen Verſchmelzung nachläßt. In dem Maß daher, als der Rauſch des neuen Triebes erkaltet, in demſelben tritt der Zauber des ältern ihm ähnlichen in die Erinnerung zurück. In dem Maß, als ein Gebilde des Einbildungsraums ſich von dem Orte des Ge-

dächtnißraums, an welchem dasselbe emporwuchs, loslöst, in demselben Maß beginnt es von andern ihm ähnlichen Oertern des Gedächtnißraums angezogen zu werden.

Es folgt hieraus, daß dem sämmtlichen Vorstellungsinhalt in allen seinen Theilen die Neigung zum Verschmelzen nach dem Maß ihrer Gleichheit und Aehnlichkeit durchaus nicht abgesprochen werden kann, indem es von diesem Gesetz keine Ausnahmen gibt. Wol aber liegen in der Structur der Sinnorgane, in der Organisation des Fürwahrhaltens und Gedächtnisses, sowie in der Thätigkeit der Willkür drei entgegenwirkende Kräfte, welche nach Umständen das Verschmelzen der gleichen und ähnlichen Vorstellungselemente zu hindern im Stande sind. Die nähern Untersuchungen über die Natur dieser Widerstand leistenden Kräfte müssen auf künftige Abschnitte verspart bleiben.

Erstreckt sich nun, wie bewiesen worden, das Verschmelzungsgesetz auf sämmtlichen Vorstellungsinhalt als einen solchen, so gehört auch das Gesetz ebensowol der unbewußten als der bewußten Sphäre des psychischen Seins an. Denn der Vorstellungsinhalt als ein solcher ist von unbewußter Natur. Nun sind zwar sämmtliche Beispiele, auf welche unsere bisherige Beweisführung gefußt hat, von der Art gewesen, daß zum wenigsten das eine Glied der Verschmelzung oder des Begriffs ein bewußtes war. Es hält indessen durchaus nicht schwer, sich auch solche Fälle ins Gedächtniß zu rufen, in denen das Begriffsproduct sich als ein aus lauter unbewußten Elementen zusammengeronnenes erweist. Das unwillkürliche Lügen eines ungetreuen Gedächtnisses ist z. B. von dieser Art. Denn da werden in die vorhandenen Lücken der mangelhaften Gedächtnißbilder ähnliche Bestandtheile von andern Bildern entweder des Einbildungsraums oder des Gedächtnisses unbewußterweise hineingesogen oder hineingeschmolzen und die Begebenheitskette anders vom Gedächtniß reproducirt, als dasselbe sie aufgenommen hatte. Ein ungetreues Gedächtniß verwechselt Dinge und Begebenheiten, die es bei ihrer Aufnahme in der Anschauung zu verwechseln weit entfernt war. An einer solchen Verschmelzung der Gedächtnißvorstellungen in ihrem unbewußten Zustande sehen wir oft das Alter laboriren. Es gehören aber auch die Fälle hierher, wo sich ohne Nachdenken ganz von selbst aus tausend einzelnen Lebenserfahrungen, wovon die meisten

vergessen sind, in uns allgemeine Ueberzeugungen, Vorurtheile oder Meinungen gebildet haben, welche wir uns häufig vergebens bemühen auf die Bestandtheile, aus denen sie zusammenflossen, zurückzuführen, während sie doch mit der Gewalt von Erfahrungen oder Erlebnissen unser Fürwahrhalten einnehmen. Auf diese Weise kommt ein jeder Mensch, auch der zum Nachdenken sonst nicht eben aufgelegt ist, im Alter zu einer Art von Lebensweisheit, durch Abstractionsprocesse, welche sich aus einem reichen angesammelten Gedächtnißschatz unbewußterweise vollziehen, eine Weisheit, welche, wenn sie einmal ausgesprochen wird, gewöhnlich in Sprüchwörtern zu circuliren anfängt und nach einem ähnlichen Instinct als wonach sie entstand, wiederum auch von Mund zu Munde geht und geglaubt wird. Und auf ähnliche Art schmilzt aus vielen einzelnen zufälligen und rasch vergessenen Empfindungen, deren jede uns für sich einen Augenblick lang angenehm aufregte, z. B. auf einer Reise, unbewußtermaßen eine heitere Stimmung zusammen, welche noch nach Tagen und Wochen dauert.

Die Frage über die nähere Natur eines Stoffs, welcher eine solche Attractions- und Verschmelzungskraft als seine Grundeigenschaft besitzt, käme wol hier ein wenig voreilig. Indessen soll ein Wink über das Verhältniß ihres Erscheinens zu ihrem Sein, welcher sich aus dem Vorigen gleichsam mit Gewalt aufdrängt, hier nicht unterdrückt werden. Es ist ein unumgängliches Gesetz, daß ein Stoff, d. h. überhaupt ein Seiendes von irgend einer Art, welches sich vertheilt, sich in dem Maße seiner Vertheilung verdünnt, und umgekehrt bei der Verschmelzung seiner Theile sich in dem Product der Verschmelzung in verdickter oder concentrirter Gestalt zeigt. Dergleichen nehmen wir aber bei der Verschmelzung und Ausbreitung des Vorstellungsinhalts im Phänomen nicht wahr. Der Begriff einer Fliege, einer Pappel, einer Säule wird dadurch nicht bleicher und unsichtbarer in meiner Einbildung, daß ich ihn vielfach setze und er glänzt dadurch nicht im mindesten höher auf, daß ich ihn aus der Vielheit in ein einziges Exemplar zusammenfließen lasse. Vorwitzige Metaphysiker, welche Naturgesetze lieber überspringen als zu Ende verfolgen, sind deshalb auch schon nicht selten bei der Hand gewesen mit der Behauptung, dies sei eine Region, wo die Kategorien von Ganzem und Theil, von einem Mehr oder Weniger gar keinen Sinn mehr

hätten. Vor solchem vorschnellen Urtheil sind wir aber dadurch bewahrt, daß wir in gewissen Fällen die Anhäufung der Vorstellungselemente zu einem stärkern Product aufs deutlichste wahrnehmen. Wenn wir z. B. eine Gesangbuchsstrophe das zwölfte mal lesen oder singen, so wird ihr Inhalt nicht stärker in unserm Bewußtsein leuchten als das erste mal, vielleicht sogar schwächer (weil der Reiz der Neuheit verloren ging), aber es wird uns nicht schwer werden, sie kurz hernach, vielleicht sogar den folgenden Tag aus dem Gedächtniß zu wiederholen. Singen oder lesen wir sie das zwanzigste, das funfzigste mal, so wird ihr Inhalt uns schon gleichsam verfolgen, uns bei allen Gelegenheiten einfallen, und im Schlaf oder bei halbem Bewußtsein von uns wiederholt werden können. Wie wäre es möglich, daß die Stärke des Haftens im Gedächtniß sich genau nach der Anzahl der Wiederholungen einer Sensation richtet, wenn nicht die folgende Sensation dem frühern Gedächtnißbilde immer Etwas hinzusetzte, ähnlich wie ein einzelner Bindfaden leicht zerrissen wird, dagegen ihrer zwanzig ein ansehnliches Tau bilden würden. So wie in diesem Fall verhält es sich mit dem Erlernen aller Arten von Geschicklichkeit und Fertigkeit, sowie auch mit dem Anwachsen aller Arten von Gefühlen und Trieben, denen man sich anhaltend ergibt. Ohne daß sie in der Stärke ihres Phänomens im innern Sinne zunehmen (worin sie wol eher sogar an Frische verlieren), zeigen sie ihr Wachsthum in der auffallenden Geläufigkeit und Häufigkeit ihrer Wiederkehr und dem Uebergewicht, welches sie auf die übrigen Vorstellungen der Seele ausüben. Es bleibt also nichts Andres übrig als die Annahme, daß die Stärke des Phänomens im Bewußtsein, welches ein Vorstellungsinhalt erregt, ganz und gar nicht abhängig sei von der Quantität der in ihm angesammelten gleichartigen Elemente, sondern lediglich von der Qualität derselben.

Daß dieses der einzige Weg ist, sich die Sache klar vorzustellen, erhellt auch aus dem Verhältniß der beiden Sehebilder eines gesehenen Gegenstandes. Hier sind zwei Nervenaffectionen von derselben Stärke, welche sich in ein Product vereinigen, das sich zum Product der Affection eines einzelnen von diesen beiden Nerven nothwendig verhalten muß wie 2 : 1. Da nun aber im Phänomen der Unterschied, ob ich mit beiden Augen oder mit einem sehe, kein merkbarer ist (wie denn Kant in seinem Alter den Umstand, daß er erblindet war, nicht

an einer Verdunkelung des Sehfeldes, ſondern zufällig durch Zudrückung des ſehenden Auges gewahr wurde), ſo wäre außer der angegebenen Vorſtellungsart die einzige noch mögliche die, das Phänomen durch eine Ausgleichung vermöge hinzufließender Gedächtnißbilder zu erklären. Verhielte ſich z. B. die Lebhaftigkeit des mit einem Auge geſehenen Bildes zu der deſſelben, wenn es mit zwei Augen geſehen wird, wie 101 : 102, ſo würde man den Unterſchied als einen nicht eben merkbaren hinnehmen können. Dann wäre aber das Bild, das jedes Auge vermöge der Nerven in ſich aufnähme oder entwickelte, nur von der Stärke = 1, das Doppelbild beider Augen von der Stärke = 2. Die Zahl 100 bezeichnete die Quantität der mit dieſem Bilde verſchmelzenden Gedächtnißbilder früherer gleicher Eindrücke. Hier leuchtet nun aber ſogleich ein doppeltes Misverhältniß ein. Erſtlich müßte ſich das Erinnerungsbild des Sinneindrucks, wenn ich das Auge ſchließe, zum Eindruck ſelbſt verhalten wie 100 : 102, welches nicht der Fall iſt, denn das Erinnerungsbild iſt viel bläſſer. Zweitens würde das Bild eines Gegenſtandes durch ein langes Anſehen deſſelben ins Unendliche an Lebhaftigkeit wachſen müſſen, welches nicht der Fall iſt, denn es bleibt ſich bei einem noch ſo langen Anſchauen nur unverändert und unverrückbar gleich. Die obige Annahme iſt alſo als eine bewieſene zu betrachten.

Auch mache man ſich zuletzt nicht dadurch noch irre, daß man darauf reflectirt, wie doch zwei Kerzen einen doppelt ſo hellen Schein geben als eine, und ebenſo mit mehren Violinen, mehren Meereswogen u. dgl. Denn die Anhäufung des Lichts durch mehre Kerzen, die Anhäufung der Tonſchwingungen durch mehre Inſtrumente iſt zwar auf phyſikaliſche Art betrachtet ein rein quantitatives Verhältniß, nach welchem ſich der Intenſitätsgrad des Heller oder Dunkler, des Lauter oder Leiſer in der Senſation richtet. (Je größer das Aggregat von Licht- oder Tonſchwingungen iſt, deſto heller flammt das Phänomen im Bewußtſein auf.) Wird hingegen das phyſikaliſche Aggregat nicht vergrößert, ſondern nur dem Bewußtſein mehre male, entweder zugleich durch zwei Augen und Ohren, oder nacheinander durch langes Anſchauen entgegengeführt, ſo entſtehen dadurch allerdings auch Aggregate von Vorſtellungsinhalt, welche ſich aber von jenen phyſikaliſchen Aggregaten dadurch ſtreng unterſcheiden, daß ihr Anwachſen durchaus kein Anwachſen des Phänomens im

Bewußtsein begründet, dagegen sich durch die wachsende Festigkeit, Zähigkeit, Stärke und Uebermacht der Gebilde genau und zweifellos zu erkennen gibt.

Als zweite allgemeine Eigenschaft des sämmtlichen Vorstellungsinhalts als eines solchen ist daher die auszusprechen, daß das Gleichartige darin verschmilzt, oder, wenn es daran verhindert ist, das Streben dazu äußert, sowol im unbewußten als im bewußten Zustande, und zwar so, daß das Phänomen der Verschmelzungsgebilde im Bewußtsein von ihren Quantitätsgraden schlechterdings nicht afficirt wird.

§. 17.

Physiologische Folgesätze.

Vom sympathischen Consensus. Von der Reproduction. Von den centripetalen und centrifugalen Wirkungen der Nervenfasern. Von den Reflexionsbewegungen. Vom Consensus ganzer Systeme der Triebthätigkeit.

Da das Gesetz der Verschmelzung des Gleichartigen sich auf allen Vorstellungsinhalt ohne Ausnahme, auch auf Triebe und Begehrungen, bezieht, so muß seine Wirksamkeit sich nothwendig bis tief in das physiologische Leben hinein erstrecken. Denn das physiologische Leben ist das Leben der Triebe. Sobald nämlich zwei ähnliche Lebenstriebe in zwei einander entsprechenden und miteinander in Nervenverbindung stehenden Organen gegeben sind, so fodert das psychologische Grundgesetz, daß man sich dieselben nicht als getrennte und gesonderte, sondern als verschmolzene und enggeeinte Kräfte vorstelle. Daher denn der Eindruck oder Reiz, welcher einem einzelnen solchen Trieb begegnet, niemals auf diesen einzelnen allein, sondern immer schon auf die mit ihm verschmolzenen Triebe mitbezogen werden und als ein solcher betrachtet werden muß, welcher nicht blos den einzelnen Trieb, sondern mehr oder weniger den ganzen mit ihm verschmolzenen Triebbegriff in reagirende Wirkung versetze.

Messen wir an diesem psychologischen Postulat den Inhalt der physiologischen Erfahrung, so werden wir zunächst an solche Phänomene gewiesen, welche man mit dem Namen des sympathischen Consensus zu bezeichnen pflegt und zu deren Erklärung man in früherer Zeit den nach ihnen benannten Nervus sympathicus in alleinigen Anspruch nahm, während eine spätere Erfahrung gezeigt hat,

daß sich dieselben durch das ganze Nervenleben erstrecken. Wird z. B. das eine Auge von Entzündung ergriffen, so tritt häufig auch für das andre dieselbe Gefahr ein. Geht ein Zahn in Fäulniß über, so kommt der ihm entsprechende an der entgegengesetzten Seite leichter als die übrigen in ähnliche Gefahr. Wird die eine weibliche Brust gereizt, so geht die darauf folgende Ausspannung in beiden Brüsten vor sich. Aehnlich unterstützen die Augen einander beim Sehen, sodaß die von ihnen vollbrachte Perception sich nicht in zwei Wahrnehmungen spaltet, sondern ein einziger untrennbarer Act ist. Wegen der Triebverwandtschaft des Magens und der Gedärme als ernährender Organe wendet man gegen Magenübel Klystiere, gegen Kolik Vomitive an. Wegen der Triebverwandtschaft des innern Athmungsorgans der Lunge und des äußern Athmungsorgans der Haut reizt man bei Lungenleiden mit Erfolg durch Fontanelle den Hauterzeugungstrieb zu einer Reaction, welche sich consensuell der Lunge mittheilt. Aus einer ähnlichen Triebverwandtschaft ist die Milchabsonderung in den Brüsten consensuell der Fruchtbildung im Uterus und stehen überhaupt die den Säugling nährenden Brüste mit dem den Embryo ernährenden Uterus in Wechselwirkung.

In der Thätigkeit der Reproduction zeigen sich noch stärkere Spuren von solchem consensuellen Triebzusammenhange der Organe. Wenn Thiere niederer Art verlorene Organe wiedererzeugen, wenn z. B. der Krebs seine verlorene Schere wiedererzeugt, so zeigt sich in diesem Proceß, daß der Lebenstrieb, welcher in dem zerstörten Organ wohnte, mit seiner Zerstörung nicht unterging. Sehen wir doch auch die Thätigkeit desselben Triebes im gleichnamigen Organ gleichmäßig fortwirken, und weil diese Thätigkeit mit der unterbrochenen Thätigkeit des gleichnamigen Triebes, welcher in dem zu Grunde gegangenen Organ wirkte, wesentlich identisch ist, so muß schon die ununterbrochene Wirksamkeit des gleichnamigen Triebes hinreichen, um in dem Nervenfragment des verstümmelten Organs consensuelle Thätigkeiten anzuregen. Diese consensuelle Wirkung äußert sich bei Organismen von niederer Art als ein Reproductionstrieb im verstümmelten Nerven, wodurch der letztere allmälig sich selbst und sein zerstörtes Organ wiederherstellt; im Menschenorganismus dadurch, daß der consensuelle Trieb vom verstümmelten Nerven aus fortwährend dasselbe Bild einer Ausdehnung, z. B. des Armes, in der Empfindung pro-

jicirt, welches zwar nicht mehr an diesem Orte, wol aber noch an demjenigen Orte Realität hat, an welchem noch allein derselbe Trieb seiner ungeschmälerten Thätigkeit genießt. Diese Projection, wie jene Reproduction, sind verschiedene Symptome desselben Triebconsensus, vermöge dessen der Trieb seine Thätigkeit von dem Orte aus, wo dieselbe in voller Function ist, auf den Ort, wo dieselbe gestört ist, fortwährend versuchsweise überträgt. Vielleicht ist es beim amputirten Arm blos die größere Schwierigkeit des Processes, welche den Trieb hier nicht zur Reproduction des Organs kommen und ihn bei der bloßen Projection eines subjectiven Bildes stehen bleiben läßt. Denn wir sehen in vielen andern Fällen, in denen die Wiedererzeugungsprocesse weniger Schwierigkeiten bieten, z. B. bei Wiedererzeugung verletzter Haut u. dgl., auch im menschlichen Organismus den Consensus des Aehnlichen im gefährdeten Triebleben als Reproductionskraft auftreten. Wenn z. B. die Hautwunde in einem geschnittenen Finger heilt, so stellt hier der Ernährungstrieb der Haut sein verletztes Organ wieder her aus dem Blute, indem für ihn, welcher in diesem Theile gestört ist, sofort der Consensus der gleichnamigen Triebe, welche in allen übrigen Theilen der Haut unversehrt fortwirken, eintritt und dadurch allmälig auch den verletzten Theil wieder in das Gebiet dieser Wirksamkeit zurückführt. Es folgt hieraus, daß man sich den Lebenstrieb eines Theiles der Haut niemals darf als auf seinen Ort, wo er sich gerade äußert, beschränkt denken. Sondern er ist immer zu denken als ein psychisches Continuum, welches, obgleich es vielleicht momentan nur an diesem Orte sichtbare Wirkungen äußert, doch in der ganzen Hautfläche des Leibes zusammenhängend wohnt und also die gehabte Perception sogleich mehr oder weniger überall hin verbreitet, und darauf an allen Orten Gegenwirkungen zu erzeugen fähig ist. Daher breitet sich der Zustand der Transspiration, sobald es erst gelungen ist, ihn an Einer Stelle hervorzurufen, leichter von da über die angrenzenden Hautflächen und den ganzen Körper aus. Daher schützen sich barfußgehende Personen durch warme Kopfbedeckung und barhaupt gehende Personen durch warme Fußbekleidung vor Erkältung. Daher steht keine Zusammenziehung eines Darmtheils vereinzelt da, sondern es entspricht ihr immer die folgende in dem benachbarten Theile, innerhalb eines bestimmten Zeitmaßes, nach einem bestimmten Gesetze rhythmischer Fortpflan-

zung. Und der Kitzel, welchen bei Kindern die Würmer in den dem Bewußtsein nicht zugänglichen Schleimhäuten der Gedärme verursachen, wird in der mit ihnen consensuell verbundenen Schleimhaut der Nase als ein Jucken empfunden. Aber nicht allein in den von Nervengeweben durchzogenen Schleimhäuten bemerken wir einen solchen Consensus ihrer Theile untereinander, sondern derselbe scheint eine niemals fehlende Eigenschaft aller thierischen Hautgewebe zu sein. Denn auch in den Häuten der einfachsten nervenlosen Netzgewebe der animalischen Bildungen beobachten die sogenannten Flimmerbewegungen der mit diesen Häuten verbundenen feinen Fäserchen ein consensuelles Gesetz, wonach sie sich in bestimmter Folge und in bestimmten Zeittheilen von einer Stelle der Haut zur nächstfolgenden und so fort verbreiten.

Man würde nun aber diese physiologischen Folgerungen ganz falsch deuten, wenn man sie so auffaßte, als sollte durch sie das Gesetz der Verschmelzung des Aehnlichen in den Trieben eine neue Beglaubigung finden. Danach sind sie nicht beschaffen und man würde keineswegs im Stande sein, aus ihnen auf dieses Gesetz zu schließen, wenn dasselbe sich nicht auf einem ganz andern Beobachtungsfelde als evident ergäbe. Das Gesetz bedarf der physiologischen Beglaubigung nicht und seine Anwendung auf die Physiologie ist nicht etwa die Probe, welche man mit einer speculativen Hypothese anstellt, sondern sie ist eine gebieterische Foderung der Empirie, welche in der Physiologie durchgeführt werden muß, ebensowol als jedes andere erwiesene Naturgesetz, z. B. aus der Chemie oder Physik. Wie sich die Thatsachen der Physiologie hierzu stellen, ist für das Gesetz als solches völlig gleichgültig. Der Chemiker, der Physiker kann es dem Physiologen nicht gestatten, gegen klar erkannte Naturgesetze Einwände darum zu erheben, weil diese etwa in gewissen Fällen sich nicht zu vollziehen scheinen. So auch scheint das Gesetz der Triebverschmelzung sich in einigen Fällen nicht zu vollziehen, ohne daß dieser Umstand gegen die Gültigkeit des Gesetzes irgend einen Einwand begründen kann. Denn wo ein Zweifel an der Richtigkeit eines Gesetzes nicht mehr möglich ist, da bleibt der Wissenschaft keine andre Aufgabe übrig als die, dem falschen Schein auf den Grund zu kommen und ihn in die Regel der Vollziehung des wirklichen Gesetzes aufzulösen. Ueberall dort also, wo wir ähnliche Triebe in Wirksamkeit sehen, ohne daß dieselben ineinander einschmelzen und die Wirksamkeit des einen die des andern zugleich

mit herbeiführt, entsteht für die Physiologie die Aufgabe, in der Structur des Nervenbaus nach den Gründen zu forschen, welche den ähnlichen Trieben ihren Zusammentritt, der ihr sofortiges Verschmelzen herbeiführen würde, verwehren.

Folgen wir nun unserm Postulate in einige weitere Consequenzen, welche dasselbe uns auferlegt.

Da wir uns durch dasselbe an den Reproductionsproceß gleichnamiger Organe gewiesen sehen, so werden wir uns gewöhnen müssen, die symmetrische Anordnung der gleichnamigen Organe überhaupt mit dem Verschmelzungsgesetz des Aehnlichen in Beziehung zu denken und die äußere Formengleichheit überall darauf anzusehen, ob, wie und in welchem Grade sie der Ausdruck für eine innere Verwandtschaft der entsprechenden Triebe sein möge. Dies gilt zunächst vom Nervensystem selbst, sodann von den Organen, welche ihre Gestaltung und Function durch die mit ihnen verbundenen Nerven empfangen. Aber das Gesetz schließt hiermit noch nicht den Bereich seiner Wirksamkeit ab, sodaß wir es als eine ausschließliche Prärogative des Nervensystems vor allem übrigen organischen Dasein ansehen dürften. Denn wir haben uns oben bereits gezwungen gesehen, im thierischen Organismus die Erscheinung des Consensus noch über die Grenze des Nervenlebens hinaus anzuerkennen. So dürfen wir uns denn auch wol schwerlich weigern, die Phänomene des Wachsthums der Pflanzen mit in dieses Gebiet zu ziehen, weil dieselben mit Dem, was bei der Reproductionsthätigkeit im thierischen Organismus vorkommt, eine unleugbare Verwandtschaft haben. Die Pflanze producirt aus einem jeden neuangesetzten Auge oder Knospe ihre Blätter, Zweige und neue Knospen genau nach dem Muster der alten, ähnlich wie der Krebs die verlorene Schere nach dem Muster der conservirten wiedererzeugt, oder wie die sich häutende Schlange die neue Haut nach dem Muster der alten producirt, welche sie hernach abstreift. Wir werden also hier anzunehmen haben, daß die in bereits vollendeten Organen wirksamen Ernährungstriebe eine consensuelle Wirkung äußern auf bildbare Säfte an geeigneten Orten, aus denen sich nun den Organen, in denen der Trieb wohnt (also zunächst dem Samenkorn als der Urknospe, hernach jeder weitern neuen Knospe), genau conform neue Organe bilden, ähnlich wie Colonien aus Mutterstädten hervorwachsen, mit denen sie in fortwährendem Verkehr bleiben. Sodaß dann der Trieb zwar seine Wohnstätten vervielfältigt,

ohne sich jedoch selbst dadurch eigentlich zu vervielfältigen, weil er mit sich selbst auch in allen neuen Formen, die er bezieht, immer verschmolzen und in einem continuirlichen Zusammenhange bleibt.

Wir werden uns demnach in der Physiologie nothwendig auch mit der Zeit zu gewöhnen haben, den Trieb einer Haut, eines Nerven u. dgl. als ein Wesen von räumlicher Ausdehnung, wie die Materie, anzusehen, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe seine Ausdehnung nicht an sich selbst, sondern entliehenermaßen besitzt durch seine Fähigkeit, trotz der gleichzeitigen Verbindung mit einer Menge von Raumpunkten dennoch mit sich selbst verschmolzen und identisch zu bleiben, sodaß Das, was ihm an einem einzelnen Punkte widerfährt, nicht nur an diesem, sondern damit zugleich auch an allen andern Punkten dieselben Rückwirkungen veranlassen muß, wofern sich nicht im einzelnen Fall besondere Hindernisse entgegen stellen.

Ein wichtiges Resultat, welches zunächst aus dieser neuen Vorstellungsweise hervorgeht, ist dieses, daß durch sie wiederum eine ganze Kategorie von Erklärungsversuchen als leere und unnöthige Luxusgegenstände wegfallen, mit denen sich die Physiologie bisher zu belasten und zu quälen pflegte, ohne daß irgend Etwas dabei heraus kam. Wir meinen die sämmtlichen Hypothesen von einer centripetalen und centrifugalen Thätigkeit der Nerven.

Stellt man sich den Trieb in einem motorischen Nervenfaden vor, sei es in Erregung zur Wirksamkeit oder im unerregten und latenten Zustande, so wird man ihn sich an einer jeden Stelle des Fadens als gegenwärtig und doch mit sich selbst in vollkommener Identität denken dürfen, ähnlich wie der Trieb der Hautthätigkeit an jeder Stelle der Haut gegenwärtig und wirksam ist, ohne doch darum in unverschmolzene Parzellen zu zerfallen. Gesetzt nun dieser motorische Trieb würde von irgend einer sensiblen Faser im Gehirn aus gereizt, so würde seine Reaction nicht nur an dem betroffenen Punkte, sondern an allen Punkten ohne Ausnahme erfolgen, aber freilich nur allein dort sichtbar wahrgenommen werden, wo durch Anlagerung von Muskelfasern jene Reaction Gelegenheit bekommt, eine äußerliche Bewegung zu verursachen. Ob diese Veranstaltungen an Ort und Stelle oder am entgegengesetzten Ende stattfinden, macht hierbei in der Sache keinen Unterschied [1]).

1) Unter den Neuern hat dieses bereits Ludwig eingesehen, wenn er schreibt („Lehrb. der Physiologie des Menschen" S. 113): Noch vor kurzem gab man

Für die motorischen Triebe gibt es folglich in Betreff ihrer eigenen Wohnsitze durchaus keine Distanzen. Hier verwandelt sich der Raum in eine vollkommen ideelle oder imaginäre Größe, innerhalb deren nur die Rede sein kann von Zusammenhang oder Nicht-Zusammenhang, aber nicht von Entfernung. Die Durchschneidung oder Unterbindung des Nerven wird nämlich den Zusammenhang des Triebes mit sich selbst allerdings aufheben und die beiden bisher verschmolzenen Triebpartikeln (nämlich den im einen Theile wohnenden Trieb von dem im andern Theile wohnenden Triebe) abtrennen und sondern. So lange aber eine solche Zertheilung nicht erfolgt, wird Alles, was irgend einem einzelnen Theile des Nervenfadens begegnet, vermöge des Triebconsensus sich im Augenblick zugleich mit auf alle übrigen Theile übertragen. Wenn daher Herbart behauptet („Psychologie als Wissenschaft", Thl. II, S. 459), daß der Einfluß des Willens sich, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen könne, ohne im geringsten selbst von räumlicher Art zu sein, daß dieser Einfluß sich daher auch gar nicht als Bewegung, weder der Nerven selbst, noch irgend eines Etwas in den Nerven zu verrathen brauche und daß die Nerven hierbei, ohne sich im mindesten zu rühren, aufs höchste afficirt sein können: so hat er in diesem Punkte, obgleich von nicht ganz richtigen Prämissen ausgehend, doch im Resultat sich dem wirklichen Thatbestande bereits um ein bedeutendes genähert.

Was von den motorischen Nervenfäden gilt, wird von den sensiblen ebenfalls nicht ausgeschlossen werden dürfen. Denn wir finden einen jeden von ihnen ebenfalls von einem ihm entsprechenden Triebe bewohnt. Um dieses näher nachzuweisen, ist es zweckmäßig, sich an einem hervorragenden Beispiel zu halten. Der Trieb nach Licht, welcher in den ihm entsprechenden Affectionen der Netzhaut des Auges

---

allgemein vor, die Thatsachen verlangten die Annahme, daß alle Nervenröhren ohne Ausnahme nur nach einer Richtung hin ihre Erregung weiter zu leiten vermögen, daß dagegen ein Theil von ihnen, nämlich die empfindungerzeugenden, nur zur centripetalen (von den Sinnesorganen zum Hirn) und ein andrer, die bewegungerzeugenden, nur zur centrifugalen Leitung befähigt seien. Die Thatsachen, welche jene Annahme erzeugten, erläutern sich aber sämmtlich auch ohne sie, wenn man bedenkt, daß nur im Hirn an der empfindenden und nur in der, muskulosen Peripherie an der bewegenden Nervenröhre ein Apparat sich findet aus dem die bestehende Erregung erkannt werden kann.

seine Befriedigung findet, reizt das dritte, vierte und sechste Nervenpaar zu Bewegungen des Augapfels und seiner innern Theile, welche nicht in den Einzeltrieben dieser Motoren ihren letzten Ursprung haben können, sondern von dem Lichttriebe als dem Gesammttriebe, welcher sich in die Bewegungen jener spaltet, ausgehen. Dieser Lichttrieb findet in den Affectionen der Netzhaut ebenso seine Befriedigung, wie z. B. der Verdauungstrieb in der Reizung des Magens durch Speise, oder der Athmungstrieb in der Reizung der Lunge durch Luft. Er hat in dem Acte des Sehens seine Thätigkeit und sein Gelingen, im Mangel des deutlichen Gesichts seine Unthätigkeit und sein Mislingen. Er bringt in den hundertfachen kleinen innern Hemmungen seines zum Theil gelingenden, zum Theil mislingenden Strebens die in den Motoren wohnende Aufmerksamkeit des Wahrnehmens hervor. Denn er ist fortwährend, während er im Ganzen gelingt, doch dabei im Einzelnen theilweise und successiv gehemmt, und das Spiel dieser Hemmungen und Entfesselungen ist eben das Spiel der Motoren selbst. Wir werden also das Spiel dieser Hemmungen, d. h. das Bewußtsein und die Aufmerksamkeit, in die Motoren verlegen, aber ihre Ursache in den Opticus, nämlich in die Affectionen der Netzhaut. Da demnach das die Eindrücke empfangende Subject in diesem Falle ein specieller Trieb ist, empfänglich für die feinsten innern Schattirungen seines partialen Gelingens und Mislingens auf der Netzhaut, und da ein Trieb sehr wohl in den sämmtlichen Orten eines Nervenfadens mit der oben beschriebenen Ubiquität gegenwärtig gedacht werden darf, so findet der Gedanke von keiner Seite ein Hinderniß, welcher in diesem Falle der einfachste und natürlichste ist, den afficirbaren Universaltrieb, mit welchem die Triebe der Motoren als partiale Untertriebe in Consensus oder in Verschmolzenheit stehen, in die ganze Ausbreitung des Opticus zu verlegen. Thun wir dieses, so gibt sich der Seheact zu erkennen als der Consensus eines Nervenfadens, welcher in seiner einen Hälfte (der sensitiven) einfach und Träger eines einfachen Triebes, in seiner andern Hälfte (der motorischen) aber vielfach und Träger von gleichnamigen, aber gespaltenen Trieben ist. Was nun vom Auge gilt, läßt sich ohne Schwierigkeit auch auf die Functionen der übrigen Sinnorgane übertragen.

Wir stehen demnach aufs neue an einem Punkte folgenreicher und wichtiger Wahngebilde, wie wir bereits oben bei Gelegenheit der phy-

siologischen Bedingungen des Bewußtseins an einem solchen standen. So wie dort, hat es auch hier ein Interesse, sich die Hauptphasen der beschwerlichen Hypothesen zu zeichnen, welche die Wissenschaft als Last dafür, daß sie mit der Betretung des Weges innerer Beobachtung zögerte, zu tragen gehabt hat. Man suchte in diesen Hypothesen nach nichts Besserm als nach Mitteln und Werkzeugen, durch welche das Bewußtsein zusammentreten könne mit denjenigen Organen, welche selbst das Bewußtsein hervorbringen und erzeugen, man suchte nach Mitteln, durch welche die Flamme in Verbindung gebracht werde mit ihrem Docht, aus welchem sie brennt. Folgende sind die Hauptwege, welche hierbei eingeschlagen wurden: (Vgl. Burdach „Vom Bau und Leben des Gehirns", I, 178 fg.)

Argentier verglich die Nerven mit gespannten und contractilen Darmsaiten und nahm an, daß sie vermittels Schwingungen die Eindrücke zum Gehirn und die Impulse des Gehirns wiederum in die Peripherie fortpflanzten. Indessen weil sie doch nicht hart, sondern weich, nicht an widerstrebenden festen Körpern angeheftet, sondern an beiden Enden in weiche Substanz eingesenkt sind, so nahmen andre lieber ein inneres Erbeben derselben an, wobei sie sich auf das Beispiel des Hörnerven beriefen, welcher die Schallschwingungen aufnehme und fortpflanze, und auf die Schwäche der Sensibilität bei zu großer Weichheit der Nerven im ersten Kindesalter, oder bei zu großer Härte im Greisenalter. Boerhave meinte, es möge wol ein Zusammenstoß von Nervenkügelchen (welche man fälschlich glaubte beobachtet zu haben) stattfinden nach der Art der Fortpflanzung eines Stoßes, welchen eine Reihe federharter Kugeln an ihrem einen Ende empfängt und bis zum andern ohne Abschwächung mittheilt. Michelitz hingegen zog es vor, sich das innerliche Erbeben der Nerven gleich dem Erzittern einer gallertartigen Masse zu denken. Gegen die Meinung des Boerhave wurde eingewandt, daß die Schwingungen der Nervenkügelchen sich ebenfalls auf die seitwärts gelegenen Kugelschnüre fortpflanzen und die Leitung der Sensationen dadurch verworren werden müßte, welches doch nicht der Fall ist. Auch müßten die Schwingungen sich ebenso wol nach unten als nach obenhin fortpflanzen, sodaß keine Empfindung ohne Bewegung erfolgen könnte, wovon die Erfahrung das Gegentheil lehrt. Endlich müßten nach der Schwingungstheorie überhaupt die Nerven von dem Klopfen der Arterien und andrer Organe

in immerwährender Schwingung erhalten werden und dadurch fortdauernde Empfindungen und Zuckungen der Glieder entstehen, welches ebenso wenig der Fall ist.

Aus diesen Gründen ergriffen Viele lieber den Ausweg, eine Flüssigkeit in den Nerven anzunehmen, von welcher der ganze Nerv als eine Röhre erfüllt sei, sodaß entweder ein Druck an dem einen Ende augenblicklich einen ähnlichen Druck am andern Ende hervorbringe oder so, daß die Flüssigkeit durch ein Strömen von dem Centrum in die Peripherie Bewegung und durch ein Gehemmtwerden dieses Stroms oder auch wol durch eine Gegenströmung Empfindung hervorbringe. Nach Glisson und Charleton sollte diese Flüssigkeit eiweißartig, nach Pascal sauer, nach Berkley scharf, nach Mayow salpetergasig, nach Mistichelli salpetergasig und schweflig, nach Struve schweflig und scharf, nach Coward ölig-ammoniakalisch, nach James Stark ölig sein. Bose und Brunn vermutheten ein nicht sinnlich wahrnehmbares Fluidum in den Markfasern, Haller desgleichen ein bewegliches und kräftiges Fluidum ohne sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften, Newton einen Aether oder elastisches Fluidum, welches, im ganzen Weltraum verbreitet, durch Schwingungen die Elektricität, den Magnetismus und die Sensibilität bewirke. Friedr. Hoffmann hielt das Nervenfluidum für lymphatischen Aether, Willis für Lichtstoff, Descartes für Feuerstoff. Indessen da man bei Durchschneidung der Nerven keine Flüssigkeit abfließen sah, da auf Unterbindung eines Nerven keine Anschwellung durch eine Flüssigkeit erfolgte, da man durch Streichen eines Nerven keine Bewegung hervorzubringen im Stande war, wie doch der Andrang des den Nerven erfüllenden feinen Fluidums gegen den Muskel erfodert hätte, so fing man auch gegen diesen Gedanken mistrauisch zu werden an.

Das Nächste, was man versuchte, waren die chemischen Hypothesen. Reil und Madai nahmen an, daß die Nerventhätigkeit durch eine Mischungsveränderung der Marksubstanz erfolge. Treviranus hielt die Empfindung für eine Transmutation des Nervenmarks, einen Uebergang desselben in einen minder flüssigen oder festern Zustand. Stütz hielt den Wasserstoff für das Element des Nerven, und die Sensation für einen Proceß der Oxydation. Man vergaß nur, daß in diesem Falle wasserstoffhaltige Substanzen wenig oder gar keine Empfindung erregen dürften, hingegen sauerstoffhaltige die Empfindungen in einem Maße

erregen mußten, welches alle andern Empfindungen überträfe, welches gegen die Erfahrung ist.

Wegen der starken Einwirkung der Elektricität und des Galvanismus auf die Nerven und wegen der Entwickelung der Elektricität in einigen thierischen Körpern, wie dem Zitterrochen (torpedo), riethen Brunn, Galvani, Fontana, Prochaska auf die Elektricität und den Galvanismus als das Wirksame in den Nerven. Hiergegen aber wurde von andern Seiten ebenso sehr geltend gemacht, daß die sensible Leitung ganz andern Gesetzen folgt als die elektrische und galvanische. Denn sie wird unterbrochen, sobald ein feuchter Faden den Nerven zusammenschnürt, welches die Elektricität und den Galvanismus vielmehr leiten würde. Auch ist an den Nervenfasern nichts Isolirendes, was die Elektricität oder den Galvanismus abhalten könnte, sich über den ganzen Nerven mit allen seinen Zweigen zu verbreiten. Ebenso wenig pflanzt sich die sensible Thätigkeit durch durchschnittene und wieder aneinander gelegte Nerven fort, was sie doch müßte, wenn sie von der Art des Galvanismus oder der Elektricität wäre.

Eine völlig neue und unerwartete Wendung hat diese Sache durch die wichtigen Nervenexperimente du Bois Raymond's empfangen. Sollten diese höchst schwierigen und eben dadurch einer vielfachen Gefahr des Irrens unterworfenen Experimente sich bei zukünftigen Wiederholungen fortwährend in ihren Resultaten bestätigen und befestigen, so würde daraus hervorgehen, daß die Nervenröhren beständige und unaufhörliche Erzeuger der Elektricität sind und daß die Nervenelektricität in dem Zustande ihrer Latenz, in welchen sie durch eine jede Reizung des Nerven versetzt wird, identisch ist mit derselben Kraft, welche sich in den motorischen und sensitiven Nervenröhren als Trieb und Empfindung bethätigt.

Das Auffallende und nothwendig als paradox Erscheinende bei diesen Experimenten besteht darin, daß die Ströme der die Elektricität erzeugenden Nerven nicht dann fließen, wenn der Trieb des sensitiven Nerven fühlt, oder der Trieb des motorischen bewegt, sondern nur so lange, als die Empfindung oder der Impuls zur Bewegung im Nerven aufhört, während, solange der Impuls oder die Empfindung anhält, der elektrische Nervenstrom entweder ganz aufhört oder sich merklich verringert [1]).

1) C. Ludwig, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen", 1852, S. 92: Die durch den ruhenden Nervenstrom aus ihrer Gleichgewichtslage getriebene

Die Empfindungen und Impulse werden also diesem Resultat zufolge so wenig durch Elektricität geleitet, daß sie im Gegentheil durch ein Aufhören elektrischer Ströme oder durch ein Latentwerden von Elektricität sowol ihre Entstehung als ihre Leitung empfangen.

Was uns aber an diesem Orte am meisten interessiren muß, ist dies, daß, wenn die Experimente von du Bois sich bestätigen, dadurch die ganze Annahme einer centripetalen und centrifugalen Nervenleitung, auf welcher sämmtliche oben angeführte Hypothesen basirt waren, auf dem Wege der äußern Beobachtung ebensowol als auf dem Wege der innern für immer widerlegt sein wird. Denn das Aufhören oder Schwächerwerden der elektrischen Ströme bei Empfindungen und motorischen Impulsen bezieht sich nicht nur auf das Stück des motorischen Nerven von der Reizungsstelle nach unterwärts, oder auf das Stück des sensiblen Nerven von der Reizungsstelle nach oberwärts, sondern immer auf alle Stellen des ganzen betroffenen Nerven ohne Ausnahme [1]).

Und so wäre denn wol der irrige Gedanke von einer Centripetalität und Centrifugalität der Nervenkraft sammt seinen mechanischen, chemischen und physikalischen Möglichkeiten auf alle Weise aus dem Wege gehoben und damit eine geschärfte Aufforderung entstanden, daß man fernerhin, anstatt mit dem Umherirren vor den Thoren des Nervenprocesses (im äußern Sinn) noch weiter seine Zeit zu verlieren, in die Beobachtung dieses Processes (in den innern Sinn) selbst ein-

---

Nadel kehrt gegen ihre Gleichgewichtsstellung zurück, sobald der Nerv erregt wird; die diesem Rückschlag der Nadel zu Grunde liegende Bewegung der Nervenmolecule bezeichnet du Bois mit dem Namen der negativen Schwankung. In dieser neuen Stellung verharrt die Nadel jedoch nur solange, als der Nerv im erregten Zustand erhalten wird; mit seinem Aufhören treten die Wirkungen des ruhenden Nervenstroms wieder hervor. S. 93: Die Größe der Rückschwankung wächst mit der Stärke der Erregung. S. 101: Ein Nerv, der die Angriffe des geringfügigsten Erregungsmittels mit starken physiologischen Leistungen beantwortet, lenkt auch die Magnetnadel am beträchtlichsten ab und umgekehrt ein Nerv, der unter dem Einfluß der kräftigsten Erregungsmittel durchaus keine physiologischen Leistungen mehr hervorruft, hat auch seinen elektrischen Strom eingebüßt.

1) Ludwig, a. a. O., S. 93: Die Fortleitung der elektronegativen Schwankung geschieht in allen Nerven, mögen diese im lebenden Körper Empfindung oder Bewegung veranlaßt haben, nach beiden Richtungen ihrer Längsachse, sodaß wenn man z. B. das Mittelstück eines Nerven erregt, jedes der beiden Enden, auf die Bäusche aufgelegt, die Nadel zur Rückschwankung veranlaßt.

steige, und hier das Kraftprincip selbst kennen lerne, welches sich dem äußern Sinn ebenso sehr entzieht wie das Licht dem Ohr und der Schall dem Auge.

Es werden sich durch Einführung des Gesetzes der Triebverschmelzung in die Physiologie dieser Wissenschaft viele bisher unerwartete Aussichten eröffnen. Denn sicher sind die oben angeführten Fälle nicht die einzigen, in denen es sich anwendbar zeigen wird. Sie sind nur die in die Augen springendsten, vielleicht nicht einmal die wichtigsten. Der Umstand, daß bei der wahrnehmenden Thätigkeit der Sinne die Sensatoren mit den Motoren als in Triebverwandtschaft stehend betrachtet werden dürfen, deutet darauf hin, daß diese Verwandtschaft noch viele andre Fälle umschließen mag, bei denen dieselbe nur auf den ersten Blick weniger einleuchtet. In der That, was haben Bewegungen mit Sensationen gemein? Dem ungeübten Blicke gar nichts, dem geübten Blicke des Beobachters so viel, daß die Bewegungen die unmittelbaren Wirkungen des Triebes sind, dessen Hemmungen die Acte der wahrnehmenden Aufmerksamkeit, dessen Reizungen die Sensationen selbst sind. Es wird daher auch wol angenommen werden dürfen, daß bei den Reflexionserscheinungen der Trieb im sensiblen Nervenfaden, welcher den Reiz empfängt, und der Trieb im motorischen Faden, welcher denselben mit einer Bewegung beantwortet, nur ein und derselbe Trieb sei, welcher seine beiden Wirkungen, die Perception und die mit ihr identische Motion, auf zwei Oerter im Nervenfaden (zum Behuf einer Insluirung derselben durch Gehirnnerven) vertheilt, anstatt daß im sympathischen System eine solche Vertheilung und Zerstreuung der Wirkungen noch nicht stattfindet, sondern hier derselbe ungetheilte Trieb auch vermittels desselben ungetheilten Organs die Wirkung empfängt und mit der identischen Gegenwirkung beantwortet. Wenn daher auf die Reizung der Zunge durch die Nahrung die Speicheldrüsen ihre Flüssigkeit absondern, wenn der Reiz des gekauten Bissens die Muskeln des Schlundes zum Schlingkrampf erregt, wenn der Reiz unverdaulicher Stoffe im Magen eine Anzahl von Muskeln in Bewegung setzt, damit Erbrechen erfolgt, so sind dieses lauter zukünftige Aufgaben an die Wissenschaft, um die Gesetze einer möglichen Triebverschmelzung durch ihre labyrinthischen Wege zu verfolgen.

Aber auch auf ganze Systeme der Triebthätigkeiten unsers Or-

ganismus scheint sich das Gesetz der Triebverschmelzung zu erstrecken. Eine Beschleunigung des Blutlaufs bewirkt eine Beschleunigung der Athmungsbewegungen und ein geflissentliches Nachlassen des Athemholens macht zugleich den Herzschlag ermatten. Ebenso wird durch die beiden genannten Triebe der Trieb nach Entbindung der Wärme in Thätigkeit gesetzt, welcher seinerseits wiederum in einer Verbindung steht mit dem Triebe der Secretion des Schweißes aus den Poren der Haut und dem Triebe einer allgemeinen unruhigen Regsamkeit der Glieder. Alle diese Zusammenhänge sind untereinander reciprok. Fängt man bei irgend einem dieser Punkte an, wo man es in der Gewalt hat, einen dieser Triebe isolirt zu erregen, so wird man bald die andern ebenfalls sich erregen sehen. Wird z. B. dem Körper ungewöhnlich heiß gemacht, so schwitzt er und wälzt sich unruhig umher. Wird ihm hingegen bei unveränderter Temperatur eine heftige Gliederbewegung zugemuthet, so wird die Hitze von innen nachfolgen und infolge der Hitze der Schweiß. Das Herzklopfen, das starke Athemholen wird in beiden Fällen die Bewegungen als Symptom begleiten. Dagegen wird man beim Fieber, wo der erhöhte Blutumlauf und der beschleunigte Puls des Herzens und der Arterien die Reihe der Phänomene beginnt, die Unruhe, den Schweiß u. s. f. nachfolgen sehen. Ebenso wird im Fieber die Hitze und das Herzklopfen die Angst gebären, wogegen in der Lebensgefahr, wo die Angst das erste ist, dieselbe das Herzklopfen, den Schweiß, die Hitze und die Unruhe gebiert. Es folgt hieraus, daß für diese Grundtriebe des Lebens die Kategorie der Causalität zu wenig sagt, indem in ihrer gegenseitigen Erweckbarkeit sich keine einseitige Reihenfolge vorgezeichnet findet. Es dürfte aus diesem Grunde ihr Verhältniß nur als ein Verhältniß der Aehnlichkeit und Verwandtschaft zu begreifen sein, wonach der eine Trieb sogleich im andern mit gesetzt ist nach den Graden seiner Verschmolzenheit mit ihm.

Das Gesetz des Consensus läßt sich ganz allgemein bezeichnen als ein Gesetz der *Identität des Homogenen* in den Trieben, wobei es gleichgültig ist, ob das Homogene sich an demselben oder an verschiedenen Orten befinde, sobald nur eine Continuität zwischen diesen Orten hergestellt ist. Das diametrale Gegentheil dieses Gesetzes findet im *mechanischen Verhalten* der Körper gegeneinander, sowie in ihren innern Aggregatverhältnissen statt, worin die verschiedenen

Orte keinen andern Zusammenhang haben als den, welchen sie durch ein äußerliches Aneinanderkleben gewinnen und worin also nicht das Homogene, sondern nur das Homotopische identisch ist, während auch das Homogenste, sobald es an verschiedenen Orten sich befindet, eine völlig voneinander gesonderte Existenz hat. Nun pflegt man von den Körpern insgemein also zu reden, als ob Alles, was an ihnen vorkommt, müsse auf ihr mechanisches Verhalten reducirbar sein. Dies ist aber auf jeden Fall eine höchst voreilige Annahme. Denn da dem mechanischen Gesetze der Identität des Homotopischen in der Natur ein psychisches Gesetz der Identität des Homogenen als ebenbürtig zur Seite tritt, so hebt sich damit die Meinung, Alles, was zwischen dem Gesetze der Homogeneität und dem der Homotopie in der Mitte liegt, lediglich aus letzterm erklären zu müssen, als eine schiefe von selbst auf. Vielmehr entsteht nun die Foderung, in den Processen der Chemie und elektrischen Physik Mittelstufen zu erkennen, welche ihren eigenthümlichen Typus für sich haben, und deren Processe weder auf die eine, noch auf die andre Seite gewaltsam herübergebogen werden dürfen.

§. 18.

Dritte allgemeine Eigenschaft, Complicationsfähigkeit.

Künstliche und natürliche Complicationsbegriffe. Die Festigkeit der Complication richtet sich nach der Stärke der Aufmerksamkeit. Dasselbe findet bei künstlichen Begriffen, wie bei natürlichen statt. Bedeutung der synthetischen Apperception. Complication einer Zeitfolge.

Nachdem das Verschmelzen des Gleichartigen im Vorstellungsinhalt abgehandelt ist, möge sich nun zunächst auf das Verschmelzen des Ungleichartigen die Aufmerksamkeit richten.

Diese Eigenschaft kommt ebenfalls, wie die vorige, in Beziehung von jeder Art der Vorstellungen zu jeder vor, und es hält nicht schwer dies nachzuweisen. Wenn z. B. die Theile im Bilde eines gesehenen Hauses sich im Gedächtniß in eben der Ordnung verknüpft erhalten, in welcher sie aufgefaßt wurden, so ist dies ein Zusammenhaften ungleicher Elemente, Linien, Winkel, Farben, Schattirungen, welches in der sinnlichen Anschauung seinen Ursprung hat. Erkundige ich mich aber bei einem Fremden nach den Folgen eines

Brandunglücks in einer fernen nie von mir beſuchten Stadt, von dem ich früher gehört oder geleſen, ſo iſt die Verknüpfung des Bildes der Stadt mit dem unähnlichen des Brandes, wodurch die Erkundigung möglich wird, ſowol aus lauter Elementen des innern Sinnes entſprungen, als auch ganz im innern Sinn vorgegangen. Fällt mir hingegen im Vorbeigehen bei einem Hauſe die Perſon ein, die darin wohnt und welche ich zwar nie in demſelben beſucht oder geſehen habe, aber von anderswoher kenne, ſo ſtammen die Elemente der Verknüpfung aus dem äußern Sinn, die Verknüpfung ſelbſt aber iſt im innern Sinn durch Hörenſagen vor ſich gegangen. Verknüpft ſich ferner eine angenehme Empfindung, z. B. beim Genuß einer gewiſſen Speiſe, zufällig mit der ungleichartigen des Ekels, ſodaß mit ihrer Wiederkehr auch wieder, obgleich diesmal grundlos, eine Anwandlung von Ekel uns beſchleicht, ſo iſt die Verknüpfung ein reines Gefühlsgebilde. Läuft hingegen der Hund vor dem gegen ihn erhobenen Stocke, ſo bekundet dies, daß in ſeiner Seele das Gedächtnißbild des Stocks mit dem Gefühle des Schmerzes geſchwängert iſt. Wer ſich gewöhnt hat, zum Kaffee Zucker zu genießen, dem kehrt mit dem Triebe zum Kaffee auch der zum Zucker wieder. Hier iſt alſo ein Complex von Trieben. Dagegen ſieht man Verknüpfungsgebilde aus Trieben und Gedächtnißbildern dort, wo ein Trieb, der ſonſt ſchlummern würde, erwacht, ſobald Bilder in den Sinn treten, die von ihm geſchwängert ſind, wie z. B. der Appetit ſich regt beim Anblick täuſchend gemalter Früchte, die Reiſeluſt beim Anblick eines Landſchaftgemäldes. Dies wird genügen, um die Behauptung, daß die Verſchmelzung des Ungleichartigen, welche die Complication heißen möge, ſich nicht allein auf alle Arten von Vorſtellungen, ſondern auch von allen zu allen erſtrecke, als hinlänglich beglaubigt hinzuſtellen.

Da wir bereits oben das Wort Begriff ſeiner Etymologie nach für einen Inbegriff von Vorſtellungselementen gebraucht haben, ſo möge es auch noch mit für die Verknüpfungen des Ungleichartigen dienen, und zwar ſo, daß wir für die Verſchmelzungen des Gleichen und Aehnlichen das Wort Verſchmelzungsbegriff, dagegen für die des Ungleichen und Unähnlichen das Wort Complicationsbegriff feſtſetzen.

Es erhebt ſich jetzt die Frage nach den Bedingungen, unter denen Complicationsbegriffe entſtehen.

Hier ist zuerst ein Unterschied zwischen künstlichen und natürlichen Complicationsbegriffen zu machen. Wenn ich z. B. am Schachbrete sitzend mir eine neue Combination von Zügen ersinne, oder wenn ich zu gegebenen Reimen die Verse suche, so erscheint hier der Vorstellungsstoff nur als ein Material, womit die Thätigkeit eines erfinderischen Nachdenkens frei schaltet. Es fügt sich eben wie ich will, es fügt sich nach der Zauberkraft meines Willens. Die Bestandtheile, denen mein Wille sagt: combinirt euch! combiniren sich, diejenigen aber, denen er sagt: trennt euch! trennen sich. Hier verdient daher die entstehende Complication nicht den Namen einer natürlichen, d. h. aus einer einfachen Grundeigenschaft des Vorstellungsinhalts von selbst entspringenden, indem sie das Princip ihres Daseins nicht in sich selbst, vielmehr in einem entgegengesetzten Wesen hat.

Es ist also nöthig, uns hier rein und allein an die natürlichen oder vonselbstigen Complicationsbegriffe zu halten, d. h. an die ohne alle Willkür und ohne alles Nachdenken entstehenden.

Wenn ich einen öfters gemachten Spaziergang wiederhole, so fällt mir leicht bei irgend einem Gegenstande auf demselben, z. B. bei einem Baum, einem Scheidewege, ein Gespräch ein, welches ich dort mit einem Freunde geführt, oder auch ein sonstiges kleines Begegniß, welches ich dort gehabt habe. Es besteht der Reiz der Heimat darin, daß dort die ganze Gegend mit so vielen Erinnerungen aus der frischen Jugendzeit erfüllt und geschwängert ist. Hier läßt sich kein anderer Grund der Complication angeben als der, daß das im Gedächtniß verbunden Bleibende miteinander zugleich einst in die Wahrnehmung fiel. Ein Geruch, eine Melodie kann uns plötzlich aufs lebhafteste in die Zeit und Umstände einer frühen Jugend versetzen, welche damals walteten, als der Eindruck des Geruchs, der Melodie zum ersten male uns traf, und seitdem sich als ein Rahmen um die Empfindung im Gedächtniß treu erhielten. Man erlernt eine Sprache, d. h. eine Summe von Complicationsbegriffen zwischen Vorstellungen des innern Sinnes und ihnen ganz unähnlichen Wortklängen dadurch, daß man die Complicationen sich immer aufs neue in die Wahrnehmung bringt, bis sie durch diesen wiederholten Proceß von selbst haften. Wer sich gewöhnt, zum Kaffeetrinken zu rauchen, dem verwächst der Trieb nach dem Getränk mit dem nach der Pfeife durch nichts Andres als dadurch, daß er beide stets zugleich miteinander befriedigt.

Der Hund fürchtet den Stock nur darum, weil ſein Nahen einſt, wie ihm noch wohl im Gedächtniß iſt, mit Schmerz verbunden war. In allen dieſen Fällen iſt alſo die das Verſchiedenartige zuſammenkittende Macht gar keine andre als das bloße Zuſammenwahrgenommenwerden, ebenſo, wie auch die Theile des wahrgenommenen Hauſes durch gar keine andere Kraft zuſammengekittet wurden, um im Gedächtniß feſt und ſicher fortzudauern.

Daher ſagt Herbart über dieſen Punkt mit einem Seitenblick auf eine frühere falſche logiſche Auffaſſung überaus vortrefflich („Pſychologie als Wiſſenſchaft", II, 168): „Man frage alſo nicht, wie es zugehe, daß wenn wir z. B. eine Glocke wahrnehmen und ſie durch ihre Merkmale als Ein Ding auffaſſen, die Farbe und Geſtalt der Glocke mit ihrem Klange und ihrer Härte und Kälte zuſammengefaßt werde. Man frage auch nicht, welche Verſtandeshandlung aus Blättern und Zweigen, Blüten und Früchten, den Aeſten und dem Stamme, einen Baum conſtruire. Sondern man frage lieber, warum nicht die Glocke auch noch mit dem Gebälke, woran ſie hängt, der Baum auch noch mit dem Boden, worin er ſteht, zuſammengefaßt und für ein einziges Ding gehalten werde? Darauf iſt alsdann die Antwort, daß allerdings dieſe letzte Art der Auffaſſung die urſprüngliche iſt; daß wir die gleichzeitige Umgebung nur blos darum nicht als Ein Ding, ſondern als eine Summe von Dingen anſehen, weil dieſe Umgebung zerreißt, indem die Dinge von ihren Plätzen rücken, oder auch der Sinn bald mehr, bald weniger von ihnen zuſammenfaßt oder endlich der Standpunkt des Wahrnehmenden geändert wird; wobei neue Complexionen von Vorſtellungen gebildet werden, die mit den frühern in mancherlei Hemmungsverhältniſſe gerathen. Nichtsdeſtoweniger aber bleiben auch die frühern Complexionen noch wirkſam; ſo entſtehen Ganze und Theile, ſo bleibt, in unſerer Vorſtellung, der Baum im Walde, und der Wald in der Landſchaft."

Auf dieſe Art wird allerdings der Proceß auf ein mal hell genug. Da der Kitt des Feſthaftens der heterogenen Vorſtellungstheile in ihrem Wahrgenommenſein miteinander beſteht, das die Wahrnehmung bewirkende Agens aber die Aufmerkſamkeit iſt (wie oben bewieſen wurde), ſo muß ſich die Feſtigkeit der Complication nach der Stärke der Aufmerkſamkeit richten, mit welcher wahrgenommen wurde. So findet es ſich auch in allen Fällen

vollkommen. Die Theile der Blume, auf welche ich die Aufmerksamkeit stark hefte, haften fester in meinem Gedächtniß zusammen als die Theile des Gartens, in welchem die Blume steht und den die Aufmerksamkeit nur flüchtig durchläuft, auf welchem sie sich auch schon wegen seiner Größe mehr vertheilen und zerstreuen muß. Daß einer zerstreuten Aufmerksamkeit das Aufgefaßte leichter zerfliegt, weiß Jedermann. Ihre Gedächtnißvorstellungen können sich nicht als solche in den Fugen halten, sondern verschmelzen mit andern ihnen ähnlichen in der Seele vorhandenen Bildern zu unbestimmten Phantasien und Träumen. Wenn ich die Farbe eines Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, den Lauf eines Weges, den man mich führte, nicht weiß, so ist die Ursache davon, daß ich meine Aufmerksamkeit auf das Zimmer, auf den Weg schlechterdings nicht richtete. Ein Moment des Aufmerkens hätte hingereicht, das trübe Bewußtsein des Zimmers mit der Eigenschaft seiner Farbe, des Weges mit der seiner Richtung zu bereichern. Nicht an allen Orten des Spazierganges erinnere ich mich der daran gehabten Gespräche oder Gedanken, sondern nur an denen, an welchen damals meine Aufmerksamkeit ungewöhnlich lebhaft auf meine Umgebung fiel. Nicht bei allen in der Jugend gehörten Melodien, gerochenen Düften versetze ich mich lebhaft in frühere Lebensjahre, sondern nur bei denen, welche damals mit ungewöhnlicher Macht meine Aufmerksamkeit an sich zogen. Ohne Aufmerksamkeit ist daher überhaupt keine Auffassung von Gedächtnißbildern möglich. Denn einzelne unverbundene Vorstellungselemente würden, auch wenn sie aufgefaßt würden, gar keinen Gedächtnißinhalt bilden, sondern als vereinzelte bewegliche Theile sogleich in die ihnen homogenen Theile des in der Seele vorhandenen Vorstellungsinhalts einschmelzen und also, obwol an sich ganz unverloren bleibend, doch scheinbar zu Grunde gehen. Die Aufmerksamkeit oder das Bewußtsein ist also das Princip, welches durch seine Complicationen des Verschiedenartigen jene Spannungen im Vorstellungsinhalt hervorruft, ohne welche derselbe gleichsam in eine chaotische Masse zusammenschmelzen müßte.

Es bildet sich von hier der Uebergang in den Proceß der künstlichen Complication von selbst und ungezwungen, sobald wir uns zu beschränken wissen und nicht alles auf ein mal erklären wollen. Abstrahiren wir nämlich von der Art und Weise, wie das Nachdenken,

sowol das frei combinirende als auch das forschende, sich den zu verbindenden Vorstellungsinhalt herbeischafft (denn dies liegt seitab vom gegenwärtigen Thema), so kann doch kein Zweifel mehr sein über das Verbindungsmittel, welches das Nachdenken gebraucht, um den Vorstellungsinhalt, den es vereinigen will, zu verketten. Es braucht dazu kein besonderes Mittel, da das allgemeine, das wir kennen gelernt haben, nämlich die Aufmerksamkeit oder das Bewußtsein, ihm stets bei der Hand ist. Denn ohne Bewußtsein oder Aufmerksamkeit findet kein Nachdenken statt. Hat nun das Nachdenken nach einer gewissen Regel an einen Begriff den andern, z. B. an eine Wirkung eine gewisse Ursache, an einen Zug des Schachspiels einen andern festgeheftet, so ist damit die entgegengesetzte Ursache, der entgegengesetzte Zug negirt, aber dieser kann vermöge eines neuen Aufheftens der Aufmerksamkeit wiederum anstatt des vorigen aufgeheftet werden, wodurch dann jener negirt wird, oder ein dritter Act der sich heftenden Aufmerksamkeit negirt beide Ursachen, beide Züge dadurch, daß er einen dritten aufheftet, u. s. f. Die negirten Gebilde werden dabei niemals in Wirklichkeit vernichtet, sondern nur gegen das neue Gebilde ins Gedächtniß zurückgeschoben, wo sie sich nach dem Maße der Aufmerksamkeit, welche sie zusammenfügte, längere oder kürzere Zeit erhalten. Auch geschieht es wol, daß Complicationsbegriffe, auf welche uns entweder das Nachdenken führt, oder welche wir uns zur Aufgabe unserer frei thätigen Combinationskraft setzen, nicht das erste mal gelingen, sondern ein wiederholtes Aufheften der Aufmerksamkeit erfodern. So ist es z. B., wenn einem Knaben zum ersten mal die Zumuthung geschieht, die Sonne dem Augenschein entgegen still stehend, den Erdball aber in Bewegung zu denken, worauf leicht die erste Entgegnung ist, daß er sich das nicht denken könne, bis er denn doch zuletzt die Begriffe miteinander in die neue Verbindung setzt, durch kein andres Mittel, als daß er sich einfach an sie gewöhnt, d. h. solange anhaltend die Aufmerksamkeit darauf ruhen läßt, bis ihre Bestandtheile haften. Eine stereometrische Figur, z. B. ein Tetraëder, welche der Mathematiker sich mit der größten Geläufigkeit in seinen Einbildungsraum zeichnet, wird der Ungeübte nach der Regel der Definition, welche ihm Gestalt und Anzahl der aneinander zu setzenden Flächen angibt, nur mit einem gewissen Zeitaufwand, welcher sich mit der Zusammengesetztheit der Figur

vergrößert, zu Stande bringen. Vielleicht gelingt auch die Construction das erste mal gar nicht, wol aber nach einem zweiten, dritten, vierten Versuch. Das Phänomen ist ganz und gar mit dem zu vergleichen, wenn die Worte einer gegebenen Strophe, welche ich *auswendig lernen* will, beim ersten, zweiten und dritten Ueberlesen noch nicht, wol aber beim vierten *aneinander haften*, oder wenn dasselbe mit den Bestandtheilen in der Gestalt eines Hauses, die ich mir genau merken will, beim ersten, zweiten und dritten Hinblicken noch nicht, wol aber beim vierten oder beim *anhaltenden Hinschauen* der Fall ist. Denn hier wie dort fügt die *Aufmerksamkeit* das Verschiedenartige zusammen *nach dem Maß ihrer Stärke und ihrer Dauer*, hier wie dort wird Das, was beim ersten Richten der Aufmerksamkeit unvollkommen haftete, beim zweiten und dritten zur vollkommenen Festigkeit gebracht.

Es ist daher *grundfalsch*, wenn man bei Begriffen, welche nach der Regel der Zweckmäßigkeit, der Ursachlichkeit oder einer andern logischen Kategorie gebildet sind, das verknüpfende Agens in der logischen Kategorie zu finden wähnt, welche dem freithätigen Denkact zum bewußten oder unbewußten Leitfaden dient, wonach er den Stoff herbeischafft, welcher verknüpft werden soll. Der beste Beweis hiervon ist der, daß die Kategorie oder Regel, wonach der Inhalt des Begriffs sich ordnet, sich dem Inhalt des Begriffs gar nicht mittheilen könnte, *wenn nicht die zusammenheftende Macht der Aufmerksamkeit sie mit demselben verbände und verschmölze*.

Kant nannte die das Verschiedenartige in den Begriffen verknüpfende Auffassung *die synthetische Apperception*, und erklärte dieselbe für den ursprünglichsten Act unsers Verstandes [1]).

1) Kritik der reinen Vernunft, 3. Aufl., §. 17: „Verstand ist das Vermögen der Erkenntnisse. Diese bestehen in der bestimmten Beziehung gegebener Vorstellungen auf ein Object. Object aber ist Das, in dessen Begriff das Mannichfaltige einer gegebenen Anschauung vereinigt ist. Nun erfodert aber alle Vereinigung der Vorstellungen *Einheit des Bewußtseins in der Synthesis derselben*. Folglich ist die Einheit des Bewußtseins Dasjenige, was allein die Beziehung der Vorstellungen auf einen Gegenstand, folglich, daß sie Erkenntnisse werden, ausmacht und worauf folglich selbst die Möglichkeit des Verstandes beruht. So ist die bloße Form der äußern sinnlichen Anschauung, der Raum, noch gar keine Erkenntniß; er gibt nur das Mannichfaltige der Anschauung a priori zu einer möglichen Erkenntniß. Um aber irgend Etwas im Raume zu erkennen, z. B. eine

Obgleich Kant hiermit nichts Unrichtiges ausſprach, gab er doch durch die Nichtbeobachtung des Unterſchieds von künſtlichen und natürlichen Complicationsbegriffen die Veranlaſſung zur Hegung des Vorurtheils, als ob die Syntheſis der Apperception im Sehen und Hören eines ſinnlichen Gegenſtandes in demſelben Sinn eine Thathandlung des erkennenden Subjects zu nennen ſei, wie ſie es in den Fällen iſt, wo wir gefliſſentlich etwas in Gedanken zuſammenfügen. Es liegt allerdings etwas höchſt Auffallendes darin, ein pſychiſches Element, wie die Aufmerkſamkeit, von welcher nach der einen Seite hin die freien und gefliſſentlichen Wirkungen des Nachdenkens und der erfinderiſchen Combination ausſtrömen, nach der andern Seite hin auf ganz blinde und unfreie Weiſe als ein bloßes Heftpflaſter, einen bloßen Kitt, auf den Vorſtellungsinhalt wirken zu ſehen. Aber eben dieſes Auffallende iſt ſo klar wie der Tag. Auch würde es vergebens ſein, hier noch einen Widerſpruch darin herausgrübeln zu wollen, daß das Element des Bewußtſeins hier auf ganz blinde und unwillkürliche, folglich unbewußte Weiſe wirke. Denn der Vorſtellungsinhalt, welcher vom bloßen Vorhandenſein der Aufmerkſamkeit oder des Bewußtſeins die Wirkung empfängt, iſt ein unbewußter, ehe er ſie empfängt, und nimmt die empfangene mit in den unbewußten Zuſtand zurück. Da das Empfangene alſo kein bewußter Beſtandtheil, ſondern nur eine auf Veranlaſſung des nahenden Bewußtſeins im unbewußten Vorſtellungsinhalt entwickelte Eigenſchaft iſt, ſo iſt der ganze Vorgang weder ein Vorgang im Bewußtſein,

---

Linie, muß ich ſie ziehen und alſo eine beſtimmte Verbindung des gegebenen Mannichfaltigen ſynthetiſch zu Stande bringen, ſodaß die Einheit dieſer Handlung zugleich die Einheit des Bewußtſeins (im Begriff einer Linie) iſt, und dadurch allererſt ein Object (ein beſtimmter Raum) erkannt wird. Die ſynthetiſche Einheit des Bewußtſeins iſt alſo eine objective Bedingung aller Erkenntniß." Ebend. §. 19: „Ich finde, daß ein Urtheil nichts Andres ſei als die Art, gegebene Erkenntniſſe zur objectiven Einheit der Apperception zu bringen. Das Verhältnißwörtchen «iſt» bezeichnet die Beziehung derſelben auf die urſprüngliche Apperception und die nothwendige Einheit derſelben, wenngleich das Urtheil ſelbſt empiriſch, mithin zufällig iſt, z. B. die Körper ſind ſchwer. Damit ich zwar nicht ſagen will, dieſe Vorſtellungen gehören in der empiriſchen Anſchauung nothwendig zueinander, ſondern ſie gehören vermöge der nothwendigen Einheit der Apperception in der Syntheſis der Anſchauungen zueinander, d. i. nach Principien der objectiven Beſtimmung aller Vorſtellungen, ſofern daraus Erkenntniß werden kann."

noch vom Bewußtſein aus, ſondern ein gänzlich unbewußter Vorgang im Unbewußten, nur auf Veranlaſſung des Bewußtſeins geſchehend. Man könnte den Vorgang etwa mit dem Falle vergleichen, wo das bloße Erſcheinen eines Kriegsheers ſchon einen Aufruhr ſtillt, ohne daß daſſelbe zu kriegeriſchen Wirkungen zu ſchreiten braucht. Das Unähnliche an dieſem Gleichniß beſteht nur darin, daß auch dann noch, wenn die Begriffsbeſtandtheile durchs Bewußtſein und vom Bewußtſein aus zuſammengeſetzt werden, das Zuſammenkleben ihrer Theile nicht nach einem andern, ſondern nach demſelben unbewußten Geſetz erfolgt, welchem die vom Bewußtſein ausgehende denkende Thätigkeit nur den Stoff herbeiſchafft, in welchem es wirken ſoll.

Ein wichtiger Fall von Complication, welcher noch eine beſondere Unterſuchung verdient, iſt der, wo die aneinandergehefteten Vorſtellungen nicht miteinander, ſondern nacheinander aufgefaßt wurden. Die Theile eines ſolchen Products, z. B. die Töne einer behaltenen Melodie, die Begebenheiten einer behaltenen Erzählung, liegen in einem jeden Augenblicke in feſtgehefteter Form im Gedächtniß bereit, um wiederholt zu werden, exiſtiren folglich im Gedächtniß nicht in ſucceſſiver, ſondern in ſimultaner oder coëxiſtirender Form. Die Schwierigkeit, welche dieſe Vorſtellung anfangs zu haben ſcheint, fällt ganz weg, wenn man bedenkt, daß der erſte Ton der gehörten Melodie nicht völlig der Seele verſchwindet, während der zweite erſchallt, ſondern im Gedächtniß bewahrt wird. Durch dieſes Bewahren im Gedächtniß wird die Auffaſſung des zweiten Tones in ſeinem Verhältniß zum erſten nur überhaupt möglich. Denn die Auffaſſung eines zweiten Tons ohne alles Verhältniß zum erſten gäbe keine Melodie, zwiſchen einem ſeienden und einem nichtſeienden Tone aber iſt kein Verhältniß. Daher kommt nun das Wiſſen des Intervalls vom erſten Ton zum zweiten und folglich auch die Zurückerinnerung an daſſelbe dadurch zu Stande, daß der ſinnliche Eindruck des zweiten Tons ſich an das zugleich im Bewußtſein vorhandene Gedächtnißbild des erſten anheftet, darauf der Eindruck des dritten Tons ebenſo an das Gedächtniß des zweiten, der des vierten an das des dritten u. ſ. w. Die Gedächtnißbilder ſucceſſiver Complicationen unterſcheiden ſich alſo blos dadurch von denen ſimultaner Complexe, daß, während bei den letztern jeder Beſtandtheil des Begriffs mit jedem einfach verbunden und verwachſen

iſt, bei den erſtern ein jeder Beſtandtheil auf doppelte Art erinnert wird, ein mal inſofern er vom Sinn aufgefaßt wurde und das andere mal, inſofern er als ein bewußtes Gedächtnißbild vom eben vergangenen Sinneseindruck noch in der Aufmerkſamkeit lebendig war. Um einen feſten Ausdruck zu gewinnen, möge das letztere „Inſofern" die ſchwache Seite, das erſtere aber die ſtarke Seite am doppelterinnerten Beſtandtheil oder Gliede der Complication heißen. Dieſe iſt nun ſo geſtaltet, daß die ſchwache Seite des erſten Gliedes mit der ſtarken des zweiten, die ſchwache des zweiten mit der ſtarken des dritten u. ſ. w. verknüpft iſt bei übrigens mangelndem Zuſammenhang der Glieder untereinander. Haben wir nun irgend ein Glied einer ſolchen Reihe in die Erinnerung zurückgerufen, ſo bleibt es zwar ſo lange unter dem Focus unſerer Aufmerkſamkeit, als dieſelbe es feſthalten will, ohne in ein andres überzugehen oder an ein Andres zu erinnern. Sobald aber die Aufmerkſamkeit, davon zu einem andern überſtrebt, in dem Augenblick ſinkt das Glied hinab zum Gedächtnißbilde des Gedächtnißbildes, d. h. zu ſeiner ſchwachen Seite, welche ſich mit der ſtarken Seite eines zweiten Gliedes verknüpft findet, das dadurch hervortritt. So wird es möglich, daß wir ſucceſſive Reihen im Gedächtniß haben, welche die Aufmerkſamkeit zwar mit beliebiger Geſchwindigkeit, aber nur nach einer vorgeſchriebenen Richtung hin abwickeln kann, ohne jemals im Stande zu ſein, die ganze Reihe, obwol ſimultan im Gedächtniß vorhanden, mit einem einzigen Blicke zu überſchauen. Der Grund iſt, weil eine ſolche Reihe ſich nie dem ruhenden, ſondern nur dem fortſtrebenden Blicke der Aufmerkſamkeit enthüllt. Hier intereſſirt uns an dem Phänomen nur vorzüglich dieſes, daß demſelben gar kein andres Geſetz zum Grunde liegt als den Complicationen des gleichzeitig Wahrgenommenen, daß alſo auch hier wie dort das einzig mögliche Bindemittel für das Ungleichartige in dem Vorſtellungsinhalt die Aufmerkſamkeit iſt nach den Graden ihrer Stärke.

Folglich iſt als dritte Eigenſchaft ſämmtlichen Vorſtellungsinhalts auszuſprechen, daß ſeine ungleichartigen Beſtandtheile ſich unter dem Lichte der Aufmerkſamkeit und gemäß der Stärke und Dauer dieſes Lichts zu Complicationsbegriffen verknüpfen, welche im Gedächtniß fortdauern.

§. 19.

Zweite und dritte Eigenschaft im Verhältniß betrachtet.

Antagonismus des Complicationsgesetzes gegen das der Verschmelzung. Warum Sensationen nicht nothwendig mit Gedächtniß verknüpft sind. Erklärung des Phänomens der Hemmung. Innere Spannungen im Raumbegriff. Von den Associationsgesetzen der ältern Psychologen. Wohlfeiler Spott der Speculativen. Beneke's Halbheit. Herbart's Irrthum.

Es wird von Nutzen sein, zwischen der zweiten und dritten Grundeigenschaft des Vorstellungsinhalts oder zwischen dem Gesetze der Verschmelzung des Gleichartigen und dem der Complication des Ungleichartigen eine nähere Vergleichung anzustellen.

Beide Gesetze oder Eigenschaften stehen gegeneinander in einem einseitigen Antagonismus. Nämlich so, daß die Verschmelzung zwar niemals der Complication hemmend in den Weg tritt, oft dagegen die Complication der Verschmelzung. Denn eine jede von der Aufmerksamkeit durch Wahrnehmung gebildete Complication heißt eine Thatsache der Erfahrung oder des Wissens, sei es eine Erfahrung des äußern oder innern Sinnes, und aus diesen Thatsachen bilden sich unsere Ueberzeugungen, unser Wissen im höhern Sinn, welches das Erfahren im unmittelbaren Sinn, z. B. unsere nothwendigen Sinnestäuschungen, oft corrigirt, obwol nicht im Gedächtniß, als dem allgemeinen Raum alles Wissens, austilgt. (Denn es bleibt neben der bessern Ueberzeugung immer noch ebenfalls ein Wissen, und oft ein sehr werthvolles, daß und wie mein Sinn getäuscht worden ist). Mit einem Wort ist also das Gedächtniß der Raum des Wissens oder der sich untereinander corrigirenden, aber nicht vertilgenden Erfahrungen. Alle Complicationen, welche von der wahrnehmenden Aufmerksamkeit sowol im Gebiete des äußern als des innern Sinnes geschaffen wurden, werden in diesem Raume aufbewahrt, denn alle ohne Ausnahme sind in irgend einer Bedeutung Erfahrungen oder Wißthümer. Und wie das Gesetz der Verschmelzung das Gesetz des Vorstellens überhaupt ist, so ist das Gesetz der Complication das des Erfahrens insbesondere. Wesen daher, welche Sinne hätten ohne Bewußtsein, würden zwar dem ersten Gesetze unterworfen sein, aber nicht dem zweiten, sie würden Vorstellungsinhalt empfangen, aber nichts erfahren, sie würden Sensationen ohne Gedächtniß besitzen.

Merken wir nun aber genauer hin auf den Antagonismus zwischen Complication und Verschmelzung, so bemerken wir daran etwas Befremdendes. Wie ist es möglich, daß die Verknüpfung des Ungleichartigen der Verschmelzung des Gleichartigen in den Weg tritt? Was geht es die gleichartigen Elemente überhaupt an, was die ungleichartigen untereinander thun? Im Begriff befremdet die Sache aufs äußerste, die doch in der Anschauung so klar und verständlich aussieht. Hier muß also die Anschauung noch weiter mit ihrem Inhalt herausrücken, damit es begreiflich werde, wie zwei Existenzen, welche ihrem Begriff nach einander aus dem Wege gehen, in zu trennen Wirklichkeit eine der andern den Weg versperren. Was z. B. hindert beim Anblick eines Schachbrets das Zusammenschmelzen aller schwarzen Felder in eine ungetheilte Sensation? Die Antwort, daß das Hinderniß in den sie trennenden weißen Feldern bestehe, hat dem Verschmelzungsgesetze gegenüber keinen Gehalt, indem die Tendenz seiner Begriffbildung, wie oben gezeigt wurde, sich nicht an räumliche Distanzen kehrt. Da also die zwischengestellten weißen Felder die schwarzen nicht an ihrer Zusammenschmelzung hindern können, so kann das Auseinanderspannende nur in der übrigen Beschaffenheit der schwarzen Felder selbst liegen, also in ihrer Gestalt, Größe und Anordnung untereinander. Gestalt und Größe fallen wiederum weg, denn da diese Beschaffenheiten bei jedem Felde dieselben sind, so können sie nur dem Triebe zur Verschmelzung Vorschub leisten. Folglich bleibt als einziges Hinderniß die Anordnung der Felder untereinander, welche eins ist mit der Figur des Schachbrets als eines Ganzen, in welchem jeder der eingeschlossenen Theile seinen eigenthümlichen Platz hat, welcher ihn von allen übrigen unterscheidet, also aus einem gleichartigen Elemente zu einem ungleichartigen herabsetzt. Hierin liegt nun für das Verhältniß des Processes ein doppelter Aufschluß. Erstlich der, daß das Gleichartige nur allein durch seine Verschmelzung mit einem dritten ungleichartigen Elemente fähig wird, in die dem letztern angehörigen Spannungen einzutreten, wie in diesem Falle sämmtliche schwarze Felder in die ihnen ungleiche Figur des Ganzen durch Complication als Theile einschmelzen. Zweitens der, daß das in Spannung setzende dritte Element der Raum selbst sein kann, also dasjenige Element selbst, an dessen Existenz sich das Verschmelzungsgesetz als solches und in seinem eigenen Gebiete gar nicht kehrt. Eine

bloße Gestaltung des Raums, an die sich ein Vorstellungsinhalt für sich allein genommen ebenso wenig kehrt als an irgend einen andern ihm fremdartigen Vorstellungsinhalt, wird dadurch ein Hinderniß seiner Verschmelzung, daß die Aufmerksamkeit ihn zwingt, sich damit als mit einem ungleichartigen Elemente zu compliciren. Ja der Raum, durch den in der Complication sich homogene Elemente spannen, braucht gar nicht einmal eine bestimmt begrenzte Figur zu bilden, er kann z. B. eine das ganze Gesichtsfeld an Größe übertreffende Fläche sein, woran sich die gleichmäßigen Elemente eines Vorstellungsinhalts spannen (wie die Elemente eines gleichmäßigen Blau am Himmelsgewölbe), oder eine Linie, auf welcher sie sich vertheilen (wie die aufgereihten Perlen auf einer Schnur). So reducirt sich am Ende das Räthsel auf die Spannung, welche zwischen den homogenen Theilen des Raumes selbst als solchen stattfindet, eine Spannung, welche für das Verhältniß der Complication vorhanden ist, während sie für das der Verschmelzung nicht existirt. Folglich läßt sich das Räthsel auch so ausdrücken: Woher kommt es, daß der Raum, welcher in Beziehung auf den Vorgang der Verschmelzungen gar keine Bedeutung hat, indem er darin weder etwas fördern noch verhindern kann, in Beziehung auf den Vorgang der Complicationen zu einem realen Agens wird?

Das Räthsel löst sich am vollständigsten, wenn wir einen Augenblick die Aufmerksamkeit rein auf den Raum als solchen richten. Kein Punkt eines kubischen Raums, z. B. des Raums meines Zimmers, ist mit dem andern identisch, sondern alle sind gegeneinander gespannt vermöge der kubischen Figur meines Zimmers, an welcher sie als unaustrennbare integrirende Theile sämmtlich festhaften. Die kubische Figur meines Zimmers aber ist ein Product meiner wahrnehmenden Aufmerksamkeit. Frage ich näher nach der Art und Weise des Festhaftens, so entdecke ich Mittelglieder. Die Punkte haften fest in Linien oder Richtungen, diese in Flächen oder Ausbreitungen, diese in Körpern, dergleichen eben die kubische Ausdehnung meines Zimmers einer ist. Folglich wiederholt sich innerhalb des Raums als eines solchen dasselbe Complicationsverhältniß, welches im Verhältniß des Raums zu anderm Vorstellungsinhalt sich geltend macht und welches allgemein ausgedrückt lautet: Das Gleichartige, welches seiner Natur nach verschmelzen würde und auch nie diese Tendenz verliert,

ſpannt ſich auseinander durch ſeine Complication mit den Theilen eines ihm ungleichartigen Inhalts. So der Punkt mit den Theilen der Linie, die Linie mit den Theilen der Fläche u. ſ. w. Dieſer ſtarre Complex von Punkten, Linien und Flächen, welchen wir Raum nennen, verhält ſich nun gegen jeden beliebigen andern Vorſtellungsinhalt gar nicht anders als jeder andre Complicationsbegriff aus beliebigem Vorſtellungsinhalt. D. h. jeder gleichartige Inhalt wird, inſofern er in den ſtarren Complicationsbegriff des Raums verwickelt iſt, dadurch ebenſo gut an ſeiner Verſchmelzung gehindert als durch jeden andern Complicationsbegriff, in welchem er feſtwuchs. Inſofern er aber nicht in ihn verwickelt iſt, inſofern z. B. im Begriff zweier miteinander verwechſelter Hüte unbeſchadet ihrer eigenen Raumgeſtalt doch kein Raumverhältniß vorkommt, welches die beiden als Theile eines Ganzen gegeneinander ſpannt, inſofern geht der Complicationsbegriff des Raums die Verſchmelzung der Hüte ebenſo wenig etwas an als z. B. die Complication des Hauſes mit dem Mann, der darin wohnt, oder die Complication des Kaffeetrinkens mit dem Tabackrauchen.

Alles Räthſelhafte, welches im Antagonismus der Complication gegen die Verſchmelzung zu liegen ſchien, löſt ſich alſo durch den genauern Anblick der Sache von ſelbſt auf. Als Zugabe hat aber die Mühe des Hinblickens noch dieſen Lohn abgeworfen, welcher in der That nicht gering anzuſchlagen iſt, daß wir die Ungehindertheit des Verſchmelzungsproceſſes durch Raumverhältniſſe, welche wir oben nur erſt als eine wirkliche auffaßten, von jetzt an auch als eine nothwendige begreifen.

Es beantwortet ſich hiermit auch eine andre Frage von ſelbſt, welche ohne die Erkenntniß, daß der Raum ein durch Aufmerkſamkeit gebildeter Complicationsbegriff iſt, immer in Verlegenheit ſetzen könnte, nämlich die Frage, woher die große Verſchiedenheit komme, welche beim Complicationsproceß wahrgenommen wird in Beziehung auf die Enge der Verbindung, welche die complicirten Elemente miteinander eingehen. Denn während z. B. ein Gefühl der Freude mit einem Schmerz ſich ſo enge zum Product einer wehmüthigen Stimmung vereinigen kann, daß man ſich Gewalt anthun müßte, wollte man in dieſem Fall nicht von einer wahrhaften Verſchmelzung und Durchdringung ungleichartiger Elemente reden, erſtarren doch die ſchwarzen Felder eines Schachbrets unter dem Focus der Wahr-

nehmung sowol miteinander als mit den weißen Feldern zu einem Producte, worin sie, weit entfernt, miteinander zu verschmelzen oder einander zu durchdringen, sich im Gegentheil sogar gegeneinander sperren und hemmen. Die scheinbare Verlegenheit ist auch hier nur künstlich hervorgerufen durch eine unvorsichtige Vergleichung, welche im ersten Paradigma an dem unmittelbaren Vorgange festhält, beim zweiten aber denselben übersieht und nur seine weitern Folgen an seine Stelle rückt. Denn sobald man sich beim zweiten Paradigma ebenfalls an den Anfang und Ursprung des Vorganges festhält, nämlich an die Einschmelzung sowol der schwarzen als der weißen Felder als Theile in die Gesammtfigur des Schachbrets, so ist diese Einschmelzung und Durchdringung eine ebenso innige und vollkommene als nur eine unter verschiedenen Gefühlen oder Trieben gedacht werden mag. Daß durch diese Verschmelzung die Sensationen der schwarzen und weißen Felder der Starrheit der Raumfigur, in welche sie einschmelzen, dergestalt mit theilhaftig werden, daß sie sich untereinander sperren und hemmen, ist ein Phänomen, welches nicht auf Kosten des Complicationsprocesses, sondern auf Kosten des einen der verbundenen Glieder (des Raums) zu setzen ist. Das Sperrende und Hemmende ist niemals eine Thätigkeit des Complicationsactes als eines solchen, sondern immer die Wirkung eines mit dem Inhalt der Anschauung zusammenschmelzenden Verhältnißbegriffs. Wenn ich z. B. eine Stelle aus einem Buche abschreibe, während in meiner Nähe ein mich störendes lautes Gespräch geführt wird, so gerathe ich in Gefahr, daß sich mir die Worte des Buchs mit den Worten des Gesprächs verwirren und mir die letztern statt der erstern in die Feder fallen. Denn weil ich meine Aufmerksamkeit gewaltsam von den Sprechern ablenke, und ganz zu vergessen suche, daß Menschen neben mir im Zimmer sind, kommt mein Verhältnißbegriff zwischen meiner Person und ihrer Person seinem Erlöschen nahe, sodaß ihre Worte, die sich trotzdem in meine Wahrnehmung drängen, dort als Elemente, welche sich der Fessel des Verhältnißbegriffs entzogen haben, mit allem Ungleichartigen, was sich in meiner Wahrnehmung findet, zusammenzuschmelzen drohen, ein Fall, welcher beweist, daß sich die Durchdringung und Verschmelzung des Verschiedenartigen unter Umständen ebensowol auf ganze fertige Gruppen von Sinneindrücken, dergleichen Silben und Worte sind, als auf die ersten Elemente zu solchen, oder auch

auf Gefühle und Triebe erstrecke. Wir ziehen es jedoch der Bequemlichkeit wegen vor, den Ausdruck Complication für die Verschmelzung des Ungleichartigen beizubehalten, weil er durch den Nebenbegriff eines spröden Aneinanderklebens am lebendigsten die zusammengesetztern Fälle dieses Phänomens ins Gedächtniß ruft, welche in der Erfahrung die gewöhnlichsten und häufigsten sind.

Die ältere Psychologie faßte die zweite und dritte Eigenschaft des Vorstellungsinhalts auf unter dem Namen der Associationsgesetze, Gesetze, wonach sich Vorstellungen associiren in dem Zeitpunkt, wo das freithätige Nachdenken dieselben geflissentlich aus dem Vorrath seiner Erfahrungen und Kenntnisse ins Bewußtsein ruft. Der Fall, mit welchem die Beobachtung begonnen wurde, war also ein ziemlich complicirter und dadurch nicht geeignet, eine ihres Geschäftes noch wenig gewohnte Beobachtung zu den letzten Gründen der Sache zu leiten. Indessen wurde man doch auf die Anziehungskraft des Gleichen und Aehnlichen bereits dermaßen aufmerksam, daß man sie der Wahrheit gemäß als ein Gesetz aussprach, welches nur dadurch wiederum sehr zusammenschrumpfte, daß man es nicht über das Gebiet des eigentlich sogenannten Associationsacts hinaus ins Gebiet der Gefühle, Triebe und Sinnanschauungen auszudehnen wagte. Von dem Complicationsgesetz faßte man mit ziemlich großer Oberflächlichkeit nur die Bemerkung auf, daß das zugleich miteinander und das kurz nacheinander Wahrgenommene einander leicht in die Erinnerung rufe, wozu dann einige noch das Verknüpftsein durch räumliche Nähe, durch die Begriffe von Ursache und Wirkung oder durch Mittel und Zweck u. s. f. als Ergänzungen fügten, ohne im Stande zu sein, das Grundverhältniß zu entdecken, zu welchem alle diese Fälle sich nur wie Paradigmen verhalten. Ueber das Gesetz des Contrastes, welches man den Associationsgesetzen als das vierte hinzufügte, kann erst bei einer andern Gelegenheit geredet werden. So ungenügend und ohnmächtig die alte Associationslehre war, so überwog doch die Ahnung von dem unermeßlichen Reichthum der Ader, auf die man gestoßen war, ganz das Gefühl von der Armuth des ersten Ertrages, und die Sache wirkte mit dem Glanz einer Entdeckung. Später, als man sich überzeugte, daß mit der Gestalt, in welcher man die Sache besaß, noch nicht viel anzufangen war, erkaltete der Eifer, rief auch manchmal einen wolfeilen Spott hervor,

der sich dadurch an der Associationslehre rieb, daß er ihr den falschen Zweck unterlegte, als habe sie ausrechnen wollen, was einem menschlichen Gehirne, auch in seiner tollsten Laune, alles einfallen könne [1]).

Beneke hat das Verschmelzungsgesetz zwar der Wahrheit gemäß auf allen Vorstellungsinhalt ausgedehnt, aber es nur als eine Regel auszusprechen gewagt, weil ihm die präcise Erkenntniß des die Verschmelzungen hindernden Complicationsgesetzes mangelte, von welchem in den Grundprocessen seiner Psychologie nur eine höchst mangelhafte Andeutung vorkommt. Es heißt in Beziehung auf die Verschmelzung des Gleichen bei Beneke („Lehrbuch der Psychologie", §. 47): „Dritter Grundproceß: Gleiche Thätigkeiten und Angelegtheiten der menschlichen Seele, und ähnliche nach Maßgabe ihrer Gleichheit streben mehr oder weniger sich miteinander zu vereinigen." Hier wäre der Nagel aufs Haupt getroffen, wenn nicht die Barbarei des

---

1) So sagt z. B. Rosenkranz in seiner „Psychologie", S. 260: „Die Reproduction bedarf nicht erst einer weitläufigen Vermittelung, sondern plötzlich, wenn es der Intelligenz beliebt, sind die Vorstellungen da. Es gefällt mir so und ich habe in mir jetzt die Melodie der Parisienne, jetzt ein Kosackenregiment, jetzt Devrient als Lear, jetzt das Entzücken vor mir, mit welchem ich einen alten Freund wieder begrüßte u. s. f. Das Heterogenste muß mir gehorchen. Man hat die Sage von Geisterringen, wie Salomo einen solchen besessen haben soll. Man dreht ein wenig, und sogleich ist eine Schar von Geistern gegenwärtig. So ist es auch mit der Freiheit der Reproduction." Hegel selbst hilft sich auf ebenso wohlfeile und schlechte Art, wenn er sagt in der „Encyklopädie", 3. Aufl., §. 455: „Die sogenannten Gesetze der Ideenassociation haben besonders in der mit dem Verfall der Philosophie gleichzeitigen Blüte der empirischen Psychologie ein großes Interesse gehabt. Fürs erste sind es keine Ideen, welche associirt werden" eine scharfsinnige Eröffnung! „fürs andre sind diese Beziehungsweisen keine Gesetze!" sage keine Gesetze! „eben darum schon, weil so viele Gesetze über dieselbe Sache sind, wodurch Willkür und Zufälligkeit, das Gegentheil eines Gesetzes, vielmehr stattfindet; es ist zufällig, ob das Verknüpfende ein Bildliches oder eine Verstandeskategorie, Gleichheit und Ungleichheit, Grund und Folge u. s. f. ist." Um endlich die miserable Ausrede doch ein wenig zu beschönigen, lenkt er ein in den Worten: „Damit dieses Aufeinanderfallen (vieler ähnlichen Bilder) nicht ganz der Zufall, das Begrifflose sei, müßte eine Attractionskraft der ähnlichen Bilder oder dergleichen angenommen werden, welche zugleich die negative Macht wäre, das noch Ungleiche derselben aneinander abzureiben. Diese Kraft ist in der That die Intelligenz selbst" — (wir haben uns bereits überzeugt, daß hiervon das Gegentheil stattfindet) — „das mit sich identische Ich, welches durch seine Erinnerung ihnen unmittelbare Allgemeinheit gibt und die einzelne Anschauung unter das bereits innerlich gemachte Bild subsumirt." Sic non itur ad astra.

Mehr oder Weniger dazwischen käme, welche den Ausspruch aus dem Rang eines Naturgesetzes in den einer bloßen Vermuthungsregel degradirt. Ein Naturgesetz wirkt nie mehr oder weniger, sondern es wirkt entweder oder nicht. Wirkt es weniger, so muß der Hinderungsgrund angegeben werden, welcher seine Wirkung aufhebt. Weil Beneke dies unterließ, so wurde ihm der unwissenschaftliche Zusatz des Mehr oder Weniger unentbehrlich. Vom Complicationsgesetz kommt bei Beneke nur ein einzelner Fall vor in Dem, was er den vierten Grundproceß nennt und als eine Ausgleichung der beweglich gegebenen Elemente in den psychischen Gebilden bezeichnet („Lehrbuch der Psychologie", §. 49). Wenigstens gehört das Beispiel, welches er hiervon in der Anmerkung zur Erläuterung gibt, nämlich „Steigerung des gesammten Vorstellungskreises durch Freude, Enthusiasmus, Liebe, Zorn; Herabstimmung desselben durch Kummer, Furcht u. s. w." zu den Fällen, wo ein in uns herrschendes Gefühl mit andern ihm unähnlichen Vorstellungen in der Wahrnehmung unsers Lebensbewußtseins so zusammenschmilzt, daß wol von einem Austausch, Durchdringung, Ausgleichung des Heterogenen hier die Rede sein kann. Doch wundert man sich in der That, daß dem verdienstvollen Psychologen durch Anklammerung an diesen vereinzelten Fall der ganze übrige Reichthum des Complicationsgesetzes entging.

Herbart ist, obgleich er viele helle Blicke that, von denen wir bereits oben einen anführten, und obgleich das Phänomen der Erstarrung und des Gehemmtwerdens der Vorstellungselemente unter dem Focus der Wahrnehmung seine Aufmerksamkeit auf sich zog, doch ebenfalls nicht bis zum Grunde des Complicationsgesetzes gelangt. Er versperrte sich den Weg zur Einsicht in dieses Gesetz dadurch, daß er die Hemmung, welche nachgewiesenermaßen nichts als ein secundäres Resultat der Verschmelzung des Ungleichartigen ist, das auch nach Umständen ausbleiben kann, der Verschmelzung des Ungleichartigen vorausgehen ließ. Denn er nannte die Complication eine Verschmelzung nach der Hemmung, um ihren Gegensatz gegen die Verschmelzung des Gleichartigen auszudrücken, welche er eine Verschmelzung vor der Hemmung nannte („Psychologie als Wissenschaft", I, 223). Diese Auffassungsweise verdreht aber die Sache ganz und gar. Denn erstlich hält es nicht schwer, Fälle von Complication

zu finden, in denen von keinerlei Art von Hemmung die Rede sein kann, weil nur lautere Verschmelzung und Durchdringung des Ungleichartigen vorhanden ist, und zweitens ist in allen den Fällen, bei denen wirklich ein sich Sperren und Hemmen der Vorstellungen nachgewiesen werden kann, ebenso leicht nachzuweisen, daß die Hemmung in nichts Anderm besteht als in der Wirkung des einen der complicirten Glieder auf die übrigen, welche in jenes als Theile eingeschmolzen sind. In jedem Falle ist also die Hemmung der Verschmelzung nachfolgend, niemals ihr vorangehend. Was Herbart fälschlich für eine Verschmelzung nach der Hemmung ansah, ist nichts weiter als eine Hemmung nach und durch Verschmelzung.

§. 20.

Verhältniß der Gedächtnißräume untereinander und zum Sinnenraum.

Der Sinnenraum ist ein einziger, die Gedächtnißräume unzählige. Jeder Gedächtnißraum hat eine ursprüngliche Lage gegen die Centralvorstellung meiner Person. Bewegung der Bilder in dem sinnlichen Raum. Die Bewegung der Gedächtnißbilder geschieht nach dem Gesetz der Verschmelzung. Der Einbildungsraum besteht aus einer Zusammenwirkung von Gedächtnißräumen.

Die drei Grundeigenschaften des sämmtlichen Vorstellungsinhalts, seine Erinnerbarkeit, Verschmelzbarkeit und Complicationsfähigkeit, sind so bald in die Augen springend, daß man nur gleichsam zugreifen darf, man braucht sie nicht erst zu suchen. Um aber zu entdecken, ob es außerdem noch Grundeigenschaften des Vorstellens gebe, ist der sicherste Weg, die Winke zu ihnen zu benutzen, welche uns bereits im Vorigen wurden, welche wir aber dort, um nicht vom Wege abzuirren, unbeachtet lassen mußten.

Wir fanden nämlich, daß in einer jeden der drei verschiedenen Vorstellungssphären, welche wir bei Gelegenheit des Verschmelzungsgesetzes voneinander sonderten, das Gleichartige im Vorstellen auf gewisse Weise gehemmt, d. h. vom Verschmelzen abgehalten wurde. Wir fanden ferner, daß ein Theil dieser Hemmungen, nämlich alle die, welche im Sinnenraum und im Gedächtniß- oder Ueberzeugungsraum stattfinden, ihren Grund finden in der durchaus allgemeinen Eigenschaft der Complicationsfähigkeit. Es bleibt also noch die

Aufgabe, auch für die Hemmungen des Einbildungsraums nach einem allgemeinen Grundgesetz zu suchen. Sollte sich ein solches finden, so wären damit alle Hindernisse, welche jemals der Verschmelzung des gleichen und ähnlichen Vorstellungsinhalts in den Weg treten können, erklärt.

Gleichsam mit Gewalt mußten wir uns oben bei Gelegenheit der Bildung von Verschmelzungsbegriffen zurückhalten vom Verfolgen des Verschmelzungsprocesses in sein Gegentheil, indem wir nämlich bemerken mußten, wie die Anzahl einer erinnerten Allee von Bäumen uns mit derselben Leichtigkeit über das Maß des Wahrgenommenen hinüberwuchs, als unter das Maß desselben zusammenschmolz. Ja wir mußten inne werden, daß wir, im Fall wir die Bäume der Allee nicht gezählt hatten, gar keine Sicherheit hatten, ob nicht die Menge der erinnerten Bäume wider unser Wissen und Willen die Wirklichkeit um eine gewisse Anzahl übersteige. Gibt es doch Menschen genug, deren Gedächtniß die Neigung hat, alle Gegenstände wider ihr Wissen und Wollen zu vergrößern. Daraus leuchtet ein: erstlich, daß die zerstreuende Thätigkeit im Einbildungsraum gleichsam die rückwärts gewandte Verschmelzungsthätigkeit ist; zweitens, daß zwischen Gedächtnißraum und Einbildungsraum keine scharfe Grenze ist; drittens, daß der Gedächtnißraum gar nicht bestehen könnte, wenn ihm nicht an den Orten seiner Mangelhaftigkeit der Einbildungsraum durch ungefähre Ergänzungen zu Hülfe käme.

Zuvörderst ist aber das Verhältniß der drei Sphären zueinander in ein noch näheres Licht zu stellen, zuerst der Unterschied des Sinnenraumes von den beiden andern, dann der der beiden andern unter sich. Der Sinnenraum hat das Eigenthümliche, daß alles, was in ihm vorkommt, zu allem Uebrigen, was in ihm vorkommt, in dem ganz bestimmten Verhältniß einer genau ausmeßbaren Entfernung steht, wobei es einerlei ist, ob die Gegenstände, deren Entfernung gemessen wird, gesehene oder gefühlte, gehörte oder gerochene seien. Der Stern, welchen ich in dunkler Nacht schaue, während ich an einer finstern Wand umhertappe und dabei einen Hund bellen höre, steht mit der Wand in einem eben so genauen Verhältniß der Entfernung als die Theile der Wand unter sich sowol, als zum bellenden Hunde im Verhältniß sind. Ganz anders ist es im Raum des Gedächtnisses. Wenn ich z. B. zum Be-

huf einer Vergleichung zwiſchen männlicher und weiblicher Schönheit mir die Statue des Belvederiſchen Apoll und die der Mediceiſchen Venus ins Gedächtniß rufe, ſo ſtehen dieſe beiden Statuen, obgleich ſie von beſtimmter Geſtalt, Größe, Farbe und Härte ſind, doch in gar keinem beſtimmten Verhältniß der Entfernung zueinander. Vielleicht habe ich eine jede von ihnen an einem ganz verſchiedenen Orte geſehen, ſodaß alſo urſprünglich ihre Gedächtnißbilder weit auseinander lagen, vielleicht ſah ich beide unzählige male, bald hier, bald dort, ſodaß ſie ſich mir bereits von den einzelnen Erinnerungsorten gänzlich ablöſten, und mir, je ſtärker die Ablöſung erfolgt iſt, nur um deſto lebendiger und gleichſam körperlicher im Gedächtniß haften. Nichts deſto weniger bin ich gezwungen, ſie für die Zeit, daß ich ſie miteinander vergleiche, in ein beſtimmtes Verhältniß der Entfernung zueinander zu ſetzen, ſie mir z. B. an der Wand oder in den Ecken meines Zimmers oder mir gegenüber nebeneinander, entweder den Apoll zur Rechten der Venus, oder die Venus zur Rechten des Apoll, aufgeſtellt zu denken. Es geht hieraus hervor, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Raum, worin die Gedächtnißbilder erſcheinen, und dem Raum, worin ſie aufbewahrt werden. Der Raum, worin ſie erſcheinen, iſt für diejenigen Bilder, welche zugleich miteinander erſcheinen, ebenſo gut ein einiger Raum, als der Raum des Weltalls daſſelbe iſt für die äußerliche Sinnlichkeit. Denn alle Bilder des Gedächtniſſes, welche mit einem male erinnert werden oder unter die Aufmerkſamkeit fallen, bekommen untereinander eine beſtimmte Größe und Entfernung. Dahingegen ließe ſich der Raum, welchen der erinnerbare Vorſtellungsinhalt im unbewußten Zuſtand ausfüllt, wol nur in einem ſehr uneigentlichen Sinn ein Raum nennen. Wir ſehen uns zwar gezwungen, von einem Vorſtellungsinhalt mit räumlichen Eigenſchaften, z. B. einer Statue, zu behaupten, daß ſie auch in ihrer unbewußten Erinnerbarkeit einen Raum einnehme. Denn dazu gehört gar nicht, daß ein Raum an ihr oder ſie in einem Raum erſcheine, was ja unmöglich iſt, ſondern nur, daß ein Rauminhalt als eine unabtrennliche erinnerbare Eigenſchaft in ihr aufbewahrt ſei, ſodaß ſie unter dem Einfluß des Bewußtſeins nebſt dem übrigen Vorſtellungsinhalt zum Vorſchein treten muß. In dieſem Sinn nimmt allerdings auch im unbewußten Zuſtande der Vorſtellungsinhalt der Statue einen Raum ein. Denn

er nimmt zum wenigsten seinen eigenen Raum ein, nämlich den Raum, welchen er nach Höhe, Breite und Dicke als Eigenschaft an sich hat. Auch kann ich unmöglich behaupten, daß dieser Raum etwa an den Grenzen des Umfangs der Statue aufhöre. Denn in diesem Falle würde zwischen der ausgestreckten Hand des Apoll und seiner Stirn kein Zwischenraum sein, welches absurd wäre. Es bleibt uns also nichts Andres übrig, als jede erinnerbare Statue in ihren besondern Raum zu versetzen, welcher sie sowol durchdringe, als auch in unbestimmbare Entfernung hin nach allen Seiten umgebe, aber diese Räume untereinander außer alle Verbindung einer bestimmten Entfernung zu setzen, als welche im Erinnerungsproceß nicht angetroffen wird, und demnach sich gleichsam ein Bild zu machen, als ob ein jeder von einem jeden durch die Kluft einer unendlichen Entfernung getrennt läge. In jeder Weise ist dann der Ort der Aufbewahrung für Tausende solcher Räume von unbestimmter Ausdehnung, zwischen denen alles Maß der Entfernung mangelt, wol eher ein Unraum als ein Raum zu nennen. Unsere gewöhnlichen Begriffe von Raum und Räumlichkeit, welche mehr oder weniger nur vom Weltall und dessen mathematischer Ausmessung abstrahirt sind, lassen uns hier im Stich, jedoch nicht um uns etwa ins Bodenlose sinken zu lassen, sondern vielmehr um selbst einer nothwendigen Berichtigung entgegen zu gehen.

Wenn es Thatsache ist, daß ein jedes erinnerbare räumliche Bild als ein solches erinnerbare Raumelemente in sich enthält, so ist es dem Bisherigen zufolge auch Thatsache, daß das Gedächtniß eine unabsehbar große Anzahl möglicher Räume in sich enthält, welche in keiner Beziehung der Entfernung zueinander stehen, sondern von denen jeder sich nach allen Richtungen hin ebenso sehr ins Unabsehbare und Unbestimmte verliert, als der Weltraum selbst dieses thut. Die Existenz dieser Räume außerhalb des Bewußtseins ist eine an sich selbst unbewußte, und folglich unvorstellbare. Sobald hingegen mehre, z. B. zwei dieser Gedächtnißräume zusammen in der Erinnerung erscheinen sollen, so geht dies auf keine andere Art an, als indem sie einander durchdringen, und damit auch zugleich den Raum durchdringen, in welchem unserer sinnlichen Anschauung die leibliche Welt existirt. Denn für mehre Räume, welche ohne ein Maß der Entfernung außereinander liegen möchten, hat unser Bewußtsein schlechter-

dings keinen Platz. Es mögen hieraus jedoch nicht nach der gewöhnlich beliebten Methode des Absprechens sogleich voreilige Schlüsse gezogen werden; sondern der Geist gewöhne sich an ein genaueres Abwägen seiner Themata, ohne welches man auf dem Gebiet des innern Sinnes sogleich verloren ist. Wir gehen Schritt vor Schritt. Daß zwei Räume einander durchdringen, hat keine Schwierigkeit in der Vorstellung. Daß sie, indem sie dieses thun, auch zugleich den Raum, in welchem uns die Welt erscheint, durchdringen, ebenso wenig. Nur ist mit der letzten Behauptung ein Dogma ausgesprochen, das wiederum seiner Nachweisung in der Erfahrung bedarf. Es scheint zwar manches mal so, als ob der Raum, in welchem wir uns einen Gegenstand der Erinnerung, z. B. die Straße einer wohlbekannten Stadt, vorstellen, mit den Gegenständen unserer sinnlichen Anschauung außer allem Verhältniß der Entfernung sei. Dies scheint uns zumal dann so, wenn wir uns in einem engen Raum, einem Zimmer, oder gar einem geschlossenen Wagen, einer Sänfte u. dgl. befinden. Denn weil da über den engen Bezirk hinaus für die sinnliche Anschauung augenblicklich keine Gegenstände mehr den Raum anzufüllen scheinen, so findet über diese enge Grenze hinaus das Gedächtniß ein unermeßliches, leeres Feld zur Aufstellung seiner Bilder, ohne daß uns dabei ihr Entfernungsverhältniß zu sinnlichen Gegenständen einfiele. Denn dieses wird nur dann auffällig, wenn wir die Gedächtnißbilder an einem Orte aufstellen, welcher zugleich für unsere sinnliche Anschauung, namentlich des Auges, ein durchdringlicher ist. Daher wir, wenn die Eindrücke unsers Auges weite und unbegränzte sind, wie der Anblick des Meeres oder einer einförmigen Haidefläche, beim lebhaften und traumgleichen Erinnern an ferne Gegenden, z. B. die Straße einer bekannten Stadt, die Empfindung haben, als stände dieselbe über der Einförmigkeit und Unabsehbarkeit der Gegend wie ein fernes Luftgebilde vor uns ausgebreitet und aufgebaut. Rufen wir uns Gegenstände ins Gedächtniß, welche die sinnliche Anschauung überragen, z. B. den scheibenförmigen Anblick unsers ganzen Sonnensystems, so bewerkstelligen wir das in der Regel so, als ob wir aus unabsehbarer Höhe herab die Zuschauer des Umkreisens dieser Gestirne um ihren centralen Feuerball wären, und zeichnen also hier wiederum auf die allerbequemste Art das Gemälde dorthin, wo es mit der Sinnlichkeit die allergeringste Collision zu befürchten hat, nämlich in eine bodenlose Tiefe unter

unſern Füßen, einen Raum, welcher in den gewöhnlichen Zuſtänden des Lebens (ausgenommen wir müßten denn Bewohner eines ſchroffen Bergabhanges oder Thurmes ſein) für die Anſchauung des äußern Sinnes ein verdeckter und verſchloſſener iſt. Der ſtärkſte Beweis aber dafür, daß wir nie und nimmer ein Gedächtnißbild entwerfen, welches gänzlich außer Beziehung zum Raum unſerer ſinnlichen Anſchauung und zum Standpunkt, welchen wir ſelbſt darin einnehmen, wäre, iſt der Widerwille und die relative Unmöglichkeit, mir Erinnerungsbilder in den Raum aufzubauen, welcher mir hinterrücks liegt. Dieſes Widerſtreben, welches ſo weit geht, daß ich ein durchaus lebhaftes Gedächtnißbild einer beſtimmten Straße oder Landſchaft mir nur durch den Kunſtgriff hinterrücks verlegen kann, daß ich, nachdem ich es lange und ſtarr im Gedächtniß von vorn angeſchaut habe, mich plötzlich in Gedanken umdrehe, dieſes Widerſtreben beweiſt, daß in allen durch den Blick des Auges erworbenen Gedächtnißbildern die Eigenſchaft, von vorn aufgefaßt worden zu ſein, neben ihren übrigen Eigenſchaften feſthaftet, und daher alles Projiciren des Gedächtniſſes von ſelbſt und urſprünglich nach vorn erfolgt, wenn es nicht durch andere Rückſichten künſtlicherweiſe eine andere Richtung erhält. So auch werde ich die Statuen des Apoll und der Venus mir immer ſo ins Gedächtniß rufen, daß ich ſie vor mir hingeſtellt von Angeſicht zu Angeſicht ſchaue. Mir den Apoll zur Seite zu denken, oder gar im dos-à-dos hinter mir, wird nur mit großem Widerſtreben gelingen, nämlich im Fall das Bild ſeine charakteriſtiſche Lebhaftigkeit behalten ſoll. Denn ſobald dieſe geopfert wird (und bei unſerm meiſten Erinnern findet ſie nicht ſtatt), geht alles überaus leicht, aber auch oberflächlich und mit verwaſchenen Umriſſen von ſtatten.

Durch dieſe Reflexion hat das früher Bemerkte ſowol an Genauigkeit als an Umfang gewonnen. Es leuchtet nämlich ein, daß ein jedes iſolirbare Gedächtnißbild, wie z. B. die Statue des Apoll, nicht allein an und für ſich ſelbſt genommen, einen ganzen Raum von unbeſtimmbaren Grenzen in Anſpruch nimmt, ſondern auch in dieſem Raum ein beſtimmtes urſprüngliches Verhältniß zu meiner Perſon hat, wonach es mir urſprünglich und am liebſten ſeinem Urſprunge gemäß gegenüber in einer gewiſſen Entfernung erſcheint, welche ich jedoch nach Neigung und Veranlaſſung mit mehr oder weniger Anſtrengung verändern kann, indem ich z. B. die Statue mir

mehr nähere, sodaß ich sie auch in Gedanken betaste, oder weiter von mir entferne, sodaß ich vielleicht kaum noch ihre Umrisse unterscheide; indem ich sie, wieder in meine Nähe gebracht, seitwärts drehe, oder ganz umkehre, sodaß ihr Rücken erscheint, oder sie wol gar umstürze oder auf den Kopf stelle, endlich sie in diesen sämmtlichen Lagen um meine eigene Person wie um eine Kurbel herum führe, sodaß sie mir bald vorn, bald seitwärts und endlich auch, obwol mit dem größten Widerstreben, im Rücken steht. Diese sämmtlichen Bewegungen bin ich mehr oder weniger im Stande mit einem jeden im Raum ausgedehnten Gedächtnißbilde als solchem vorzunehmen. Sie mögen daher Bewegungen des Bildes in dem sinnlichen Raum genannt werden. Schon vermöge dieser Bewegungen steht jedes erscheinende Bild für sich selbst mit dem Raum der sinnlichen Anschauung in der allerbestimmtesten Beziehung. Denn vermöge seiner Beweglichkeit in dem sinnlichen Raum steht es jedesmal gegen das alldurchdringende Centralbild meiner eigenen Person in einer bestimmten Lage und Entfernung, welche folglich gegen die Lage und Entfernung der sinnlichen Gegenstände zu demselben Centralbilde verglichen und gemessen werden kann.

Die Eigenschaft des Raumes der sinnlichen Anschauung, daß ein jeder Punkt desselben zu einem jeden andern Punkte in einem bestimmten Verhältniß der Entfernung stehe, läßt sich also von den Räumen des Gedächtnisses nur verneinen in Beziehung auf ihre unbewußte Erinnerbarkeit. Sobald sie ans Licht der bewußten Erscheinung treten, d. h. sobald ein jeder von ihnen den Raum der sinnlichen Anschauung und damit auch den Raum eines jeden andern erscheinenden Bildes durchdringt, hebt sich für die Zeit der Erscheinung der Unterschied auf, sodaß dem wachen Menschen derselbe Raum stets von zweierlei einander durchdringlichen Stoffen erfüllt erscheint, einem äußerlich sinnlichen Stoffe der Anschauungsbilder und einem innerlich sinnlichen Stoffe der Gedächtnißbilder. Die Bilder beider Welten sind uns ihrem Inhalt nach gegeben und aufgedrungen, wir haben aber in beiden Welten eine gewisse von unserm Willen ausgehende Macht in Beziehung auf die Form, Lage und Ordnung, in welcher sie uns erscheinen sollen. Diese Willensmacht geht in der Welt der sinnlichen Anschauung von der Centralanschauung unserer Person aus, bezieht sich zunächst

auf die ihr mitzutheilenden Bewegungen, und wirkt nur allein durch die letztern auf ihre Umgebung ein. Umgekehrt verhält sich in der erscheinenden Welt des Gedächtnisses die Centralvorstellung meiner Person passiv, indessen die Bewegungen eines jeden Bildes in dem sinnlichen Raum unmittelbar der Macht meines eigenen Wollens und Begehrens gehorchen.

Obgleich die Behandlung des Themas vom Wollen und Begehren an beiden Orten uns zu weit vom Wege abführen würde, ist doch ein Blick auf die Art und Weise, wie das Begehren auf die Anschauungen und Vorstellungen in beiden Fällen wirkt, nicht zu umgehen. Das Wesentliche und Merkwürdige daran ist nämlich dies, daß in beiden Fällen als Mittelglied zwischen Begehren und Erfolg das Verschmelzungsgesetz des Gleichartigen und Aehnlichen eintritt. Denn einestheils erfolgen die Bewegungen der Glieder unsers Leibes ganz homogen den Vorstellungen von ihnen im Wollen und Begehren (ähnlich wie ein anderes mal der homogene Rhythmus der Bewegungen dieser Glieder in den Rhythmus einer erschallenden Tanzmelodie einschmilzt), und anderntheils verhält sich die Lage und Entfernung der Gedächtnißbilder sowol in ihrem eigenen Raum, als auch durch Beziehung der einander durchdringenden Räume aufeinander, immer als ein einschmelzendes Element gegen irgend eine im Wollen und Begehren mitenthaltene Vorstellung. Ist z. B. im Begehren die Erneuerung der Lust, welche einst aus der Anschauung des Apoll entsprang, so wird die Lage des Bildes, welche am stärksten mit dieser Lust verknüpft war, erscheinen, d. h. es wird in die im Begehren gesetzte Lustempfindung vor allem der Theil der erinnerten Lustempfindung einschmelzen, welcher als ein mit der vortheilhaftesten Lage des Bildes verknüpfter der stärkste war. Ist im Begehren die Vergleichung der Schönheit des Apoll und der Venus, so wird nicht allein der ebenbeschriebene Proceß sich in Beziehung auf jedes Bild wiederholen, sondern es wird durch die Vorstellung der Vergleichung, d. h. der gleichzeitigen Setzung beider Bilder in dasselbe Feld der Aufmerksamkeit, welches je enger desto heller ist, das Verhältniß beider Gedächtnißräume gegeneinander in ihrem Erscheinen bestimmt werden. Das Bild eines Menschen, welchen ich liebe, wird, indem in mein vorherrschendes Gefühl gegen ihn die höchsten und reinsten Gefühlsmomente derselben Art aus der Erinnerung einschmelzen,

mir vorzugsweise in den vortheilhaften Situationen erscheinen, welche mit den letztern Momenten in Verknüpfung standen. Und umgekehrt wird das Bild eines Menschen, welchen ich verabscheue, sich vorzugsweise in den unvortheilhaftesten Situationen bewegen, als in denen, welche verknüpft sind mit den Gefühlsmomenten, welche vorzugsweise in das in mir vorherrschende Gefühl als gleichartige einschmelzen. Das Bild eines Menschen hingegen, welchen ich abwechselnd liebe und verabscheue, wird in Gemäßheit dieses Wechsels meiner Empfindung auf dem Theater meines Gedächtnisses die verschiedenartigsten Scenen aufführen. Das Suchen nach Zwischengliedern vermöge des Verschmelzungsgesetzes wird uns in keinem Falle im Stiche lassen. Z. B., wenn ich die Gedächtnißbilder willkürlich und nur um zu probiren, ob sie sich auch in alle Lagen bringen lassen, bald zusammen führe, bald auseinander bewege, bald nach links, bald nach rechts drehe u. dgl., so sind es die allgemeinen Kategorien des Zusammen und Auseinander, des Rechts und Links, des Vorn und Hinten, Oben und Unten, Ruhe und Bewegung u. s. w., in welche die Bilder nebst ihrem Verhältniß untereinander einschmelzen, sodaß auf diesem Felde alles nur nach schon bekanntem Gesetze erfolgt.

Hierdurch ist nun für die nähere Betrachtung des Hinderungsgesetzes der Verschmelzung im Einbildungsraum erst das Feld gereinigt. Denn der Stoff, womit im Einbildungsraum geschaltet wird, ist jedes mal dem Gedächtnißraum entnommen, und alle Producte, welche aus Processen des Einbildungsraums als ihre Endresultate hervorgehen, bilden auch wieder, insoweit sie im Gedächtniß als erinnerbare fortdauern, ebenso gut aufbewahrte Räume für sich (welche für alle übrigen Gedächtnißräume durchdringlich und gleich allen übrigen in sich und gegen die Centralvorstellung meiner Person beweglich sind), als die unmittelbar aus der sinnlichen Anschaunng entspringenden Gedächtnißbilder solche Räume bilden. Da die Einbildung also immer gleichsam von Gedächtniß zu Gedächtniß existirt, so besteht ihr jedesmaliger Raum aus der Combination und Durchdringung derjenigen Gedächtnißräume, welche dem denkenden Verstande und der schaffenden Phantasie dergestalt den Stoff liefern, daß durch ihre Zusammenwirkung neue Gedächtnißräume unbeschadet dem Fortbestehen der alten hervorgehen. Man kann daher den Einbildungsraum auch den Uebergangsraum der inwendigen Productivität nennen.

§. 21.

Vierte allgemeine Eigenschaft, Zergehbarkeit.

Beweis, daß sämmtlicher Vorstellungsinhalt zergehbar sei. Das zergehen Machende ist die Disjunction. Von den verschiedenen Zergehungsräumen. Die Dimension als unendliche, innerhalb eines einfachen Gegensatzes schwebende Disjunctionsscala. Räume von vielen Dimensionen. Das Vehikel.

Wenn ich mir einen irgend wann gesehenen Neger in Gedanken zu einer größern Anzahl solcher vervielfältige, z. B. indem ich eben von kämpfenden Negerheeren höre oder lese, so liegt (in Beziehung auf das Vorherige) das Auffallende nicht mehr darin, daß die Vervielfältigung des Bildes überhaupt auf Verlangen hervorspringt. Denn der durch Erzählung in mir geweckte Begriff eines Heeres, d. h. einer geordneten Masse von rüstigen Männern, ist völlig hinreichend, nach der Regel der Verschmelzung des Aehnlichen, wonach das Bild des Negers in das Bild des Mannes einschmelzen kann, das Negerbild an allen den Orten, wo im Schema blos Männer standen, einzusaugen. Das Auffallende ist hier vielmehr dieses, daß die gleichen Elemente eines Vorstellungsinhalts vermöge desselben Verschmelzungsgesetzes, wonach dieselben gewöhnlicher- und einfacherweise ein unabläßiges Bestreben haben zusammenzuschmelzen, unter gewissen Umständen sich auch zerstreuen, vertheilen, und aus einer einzigen Vorstellung in viele zergehen. Es möge diese Eigenschaft mit einem Worte die Zergehbarkeit des Vorstellungsinhalts heißen. Es fragt sich zunächst, ob sämmtlicher Vorstellungsinhalt zergehbar sei, und sodann, worin der Grund jenes Widerstreits bestehe, in welchen hierbei die Thätigkeit des Verschmelzens mit sich selbst geräth.

Daß aller Vorstellungsinhalt zergehbar sei, wird in Beziehung auf Bilder, d. h. auf räumlich ausgedehnten Vorstellungsinhalt gern und leicht zugegeben werden. Denn der Raum, worin ein solcher Inhalt ist, bietet ihm Platz zu einer beliebigen Vervielfältigung. Mehr Schwierigkeit hat die Sache in Beziehung auf Gefühle und Triebe, welche gleichsam den Raum der ganzen Seele einnehmen und keine Ausdehnung außer sich haben, welche sie noch dazu ausfüllen könnten. Indessen sind auch sie der Zergehbarkeit des Einbildungsraums in sofern unterworfen, als wir uns ja vorstellen

können, daß wir ein jetzt zum ersten mal gehabtes Gefühl, einen jetzt zum ersten mal empfundenen Trieb bereits in der Vergangenheit oft gehabt hätten, in Zeiten und bei Gelegenheiten, wo dies in der Wirklichkeit nicht der Fall war. Wir können uns z. B. dabei fragen, wie wir uns in diesem Falle würden benommen haben u. dgl. Man sieht hieran, daß es nur auf eine Ausdehnungsgröße ankommt, dergleichen hier in Ermangelung des Raumes die Zeit ist, damit sich der Vorstellungsinhalt nach Belieben vertheile und zerstreue. Wenn daher gewisse Vorstellungen, wie z. B. die Ewigkeit, die Unendlichkeit, das All der Existenz, nicht fähig sind zu zergehen, so liegt diese Eigenschaft nicht in einer Verschiedenartigkeit des Stoffs in dieser Beziehung, sondern lediglich im Mangel an einer passenden extensiven Größe, wohinein sie ihrem Inhalt gemäß zergehen könnten. Daher auch, sobald sich irgend eine Möglichkeit zeigt, verschiedene Arten von Ewigkeit, von Unendlichkeit, von Weltganzen zu denken, diese Begriffe ebenfalls mit der größten Bereitwilligkeit in die ihnen eröffneten Möglichkeitsräume hinein zergehen. Es sind also auch keineswegs blos Raum und Zeit solche extensive Größen, wohinein Begriffe zergehen können, sondern eine jede Disjunction oder Frage läßt den Begriff ohne Zuhülfenahme von Raum oder Zeit in soviel untergeordnete Begriffe zergehen, als die Disjunction Glieder hat. Z. B. eine Ewigkeit, von welcher ich nicht weiß, ob sie eine vollendbare oder unvollendbare Größe sei, zergeht mir in eine vollendbare und eine unvollendbare Ewigkeit, ein Weltall, von dem ich nicht weiß, ob dasselbe mit Bewußtsein begabt sei oder nicht, zergeht mir in ein bewußtes und ein unbewußtes Weltall, ein Neuholland, von welchem ich nicht weiß, ob dasselbe einen großen See in seiner Mitte habe, zergeht mir in ein Neuholland mit See und ein solches ohne See, ein Robespierre, von welchem ich nicht weiß, ob derselbe ein blutdürstiger Tyrann oder blos ein schroffer Fanatiker war, zergeht mir in einen unedeln und einen edeln Robespierre u. s. f. Was hierbei besonders auffallend erscheint, ist dies, daß die extensive Größe der Zahl, der man es dem Anscheine nach ebenso gut als dem Raum und der Zeit zumuthen sollte, eine Bahn für die Zergehbarkeit der Vorstellungen zu eröffnen, dieses doch nicht thut, und für sich allein sich ganz kraftlos zeigt, den Vorstellungsinhalt auseinander zu treiben, wofern nicht entweder der Raum oder

die Zeit oder irgend eine Disjunction von Begriffen hierbei zu Hülfe kommen. Das Wesen der Zahl ist blos, allgemeines Schema für jede beliebige Art von möglicher Extension zu sein.

Es leuchtet hieraus ein, daß ein jeder erinnerbare Vorstellungsinhalt zergehen wird, sobald sich ihm nur die dazu gehörige Extension bietet, wohinein er zergehen kann. Selbst bei der sinnlichen Anschauung, deren durchgehender Grundcharakter die Unzergehbarkeit ihrer Vorstellungen ist, zeigen sich ausnahmsweise Spuren von Zergehbarkeit ihres Inhalts, wenn ich z. B. die beiden Augenbilder, welche durch richtiges Sehen schon in einen Raum zusammengeschmolzen waren, durch Schielen wieder in zwei Räume auseinanderziehe, oder wenn ich das Bild eines zwischen Zeigefinger, Mittelfinger und Daumen gerollten Kügelchens durch eine Verwechselung der Lage des Zeige- und Mittelfingers in zweie auseinander gehen lasse. Die Erfahrung bestätigt hierin nur ganz Das, was auch schon von sich selbst das Wahrscheinlichste sein mußte, nämlich daß eine Masse, welche durch Verschmelzung gleichartiger Bestandtheile entstand, sich auch wird durch entsprechende Mittel wieder in ihre Bestandtheile trennen lassen [1]).

Wir gehen daher zur Erörterung des im Verschmelzungsacte wahrgenommenen Widerstreits über.

Ein Vorstellungsinhalt zergeht dadurch, daß er mit mehren entgegengesetzten Prädicaten zugleich behaftet wird, welche ihm nicht erlauben, verschmolzen zu bleiben. Z. B. ich sei zweifelhaft, ob ich eine gewisse Blume noch in ihrer Blüte antreffen werde oder nicht, so zergeht das Blumengewächs in meiner Einbildung in ein blühendes und ein blütenloses. Oder ich sei zweifelhaft, ob ich dasselbe auf diesem oder jenem Hügel meiner Nachbarschaft antreffen werde, so zergeht es mir in ein Gewächs oder eine Gruppe von Gewächsen dieses Hügels und verschiedene andere Gruppen nach der Anzahl der Hügel. Oder ich sei zweifelhaft, ob ich dasselbe vor einem oder vor zwei Jahren auf einem dieser Hügel antraf, so

1) Hierher gehört auch das manchmal vorkommende Phänomen, daß der Fieberkranke die Empfindung hat, als läge er in verdoppelter Gestalt neben sich selbst im Bette. Es ist diese seltsame Empfindung nichts weiter, als ein Schielen des Vitalgefühls, wobei die Bilder des eigenen Leibes nicht mehr, wie gewöhnlich, in eins schmelzen, sondern in verschiedene Orte projicirt werden.

zergeht es mir in ein vor einem Jahre und in ein vor zwei Jahren gesehenes Gewächs. Gesellt sich endlich noch zum letztern Zweifel der, auf welchen von jenen Hügeln ich es antraf, und zwar auf welchen von ihnen ich es blühend, und auf welchen nicht blühend sah, so befindet sich die Vorstellung des Blumengewächses in meiner Einbildung in einer beständigen Oscillation des Zergehens, sowol in Absicht auf Raum, als auf Zeit, als auf bloße Disjunctionsverschiedenheit. Es zeigt sich aber zugleich an diesem Beispiele, daß Raum und Zeit hier ebenfalls nur als Disjunctionsunterschiede fungiren. Denn eine hier oder dort seiende, eine vor einem Jahr oder vor zwei Jahren gewesene Blume stehen gegeneinander in derselben Unverträglichkeit der Disjunction, wie eine blühende oder nicht blühende. Auch lassen sich dem Fall, wo statt der einfachen Disjunction ein Begriff, in welchem untergeordneterweise Disjunctionsverhältnisse eingeschmolzen sind (wie z. B. der Begriff einer Vielheit, eines Haufens, eines Heeres), den Vorstellungsinhalt im Raum auseinandertreibt, ähnliche an die Seite setzen, wo ein Begriff dies auf ähnliche Weise thut, ohne die Vervielfältigung im Raum dabei in Anspruch zu nehmen. So z. B. treibt der Begriff des Problems der Unsterblichkeit in meiner Einbildung den Begriff meiner selbst in ein sterbliches und ein unsterbliches Ich auseinander, und die Vorstellung der Gefahr läßt mich mein eigenes Ich oder ein fremdes zugleich als ein untergehendes und ein gerettetes erblicken. Wir bekommen hiermit eine neue Mahnung, den Raum nicht für ein letztes unauflösliches Grundverhältniß unsers Vorstellens, sondern nur für eine Complication von disjunctiven Verhältnissen und Eigenschaften zu halten, die sich vor anderen ihres Gleichen nur durch die große Geläufigkeit und Bequemlichkeit auszeichnet, welche sie dem Zergehungsproceß der Vorstellungen bietet. Von diesem Standpunkte aus verschwindet auch ganz die Verwunderung und das Befremden, welches wir darüber empfinden müssen, daß ein jedes isolirbare Bild des Gedächtnisses, wie wir gesehen haben, seinen eigenen Raum bewohnt, und daß unser Verstand und unsere Einbildungskraft in jedem Augenblicke bereit ist, aus der schon vorhandenen Unzahl von endlosen Räumen und ihrem Inhalt immer noch eine Unzahl neuer endloser Räume zu produciren, ohne daß die alten dabei zu Grunde gingen. Denn die Bestimmung, im

endlosen Raum zu sein, ist ebenso gut ein Prädicat einer gegebenen Vorstellung, als das Prädicat Süß, Sauer oder jedes andere, und muß daher auch, sobald ich die Vorstellung mit ihrem ganzen gegebenen Inhalt vermöge einer Disjunction im Denken zergehen lasse, ebenso gut mit zergehen, als ein jedes andere. Als das Räthselhafte erscheint im Gegentheil auf diesem Standpunkt die Unzergehbarkeit desjenigen Raumes, in welchem die Welt des äußerlichen Sinnes existirt. Davon wird weiter unten die Rede sein.

Stelle ich mir z. B. eine Colonnade von zwanzig Säulen vor, so arbeitet sich in diesem Bilde der Verschmelzungsproceß selbst entgegen. Denn während durch den gegebenen Begriff der Colonnade der Begriff der Säule, welcher an zwanzig Stellen als Theil in ihn einschmilzt, zwanzigfach zergeht und sich gegen sich selbst absperrt, fließen dessenungeachtet dem Verstande die zwanzig Säulen, indem er sie vergleicht und als einander völlig ähnlich befindet, in einen einzigen Säulenbegriff zusammen, ohne daß das Bild der Colonnade dadurch Schaden leidet. Der Widerspruch, welcher hierin zu liegen scheint, hebt sich dadurch auf, daß wir die Erlaubniß haben, uns eine jede isolirbare Vorstellung als eine Bewohnerin ihres eigenen endlosen Raumes vorzustellen und von dieser Erlaubniß auch bei allen vorkommenden Gelegenheiten Gebrauch machen. Indem der Verstand in dem Begriff der Colonnade die Disjunction anbringt, ob ihre zwanzig Säulen unverschmolzen oder verschmolzen sollen gedacht werden, zergeht ihm der endlose Raum, in welchem das Bild der Colonnade ist, in zwei solche Räume, den einen mit unverschmolzenen, den andern mit verschmolzenen Säulen. Diese Disjunction wird aber dem Verstande dadurch unvermeidlich, daß das Verschmelzungsbestreben der gleichartigen Elemente beständig fortdauert, welches in diesem Fall jedoch nicht anders in Wirksamkeit treten kann, als durch eine Zergehung des einen endlosen Raums in zwei. Sodaß hier der Verschmelzungsproceß es ist, welcher nicht allein die zwanzig Säulen in einen Raum gegeneinander sperrt, sondern auch durch Aufhebung dieser Sperre den einen endlosen Raum in zweie zergehen macht, welche fortan beide als Gedächtnißbilder aufbewahrt bleiben.

Es leuchtet ein, daß die Zergehbarkeit des Vorstellungsinhalts mit seiner Complicationsfähigkeit Das gemeinschaftlich hat, daß

beide Eigenschaften sich nur in Beziehung zum Bewußtsein oder zur Aufmerksamkeit entwickeln. Aber diese Beziehung ist eine sehr unterschiedene. Denn während es bei der Complication das bloße Erscheinen des Bewußtseins ist, das bloße Gegebensein desselben in Beziehung auf mehre ungleichartige Vorstellungselemente, welches eine Verschmelzung derselben zur Folge hat, ist es sowol bei den einfachen Disjunctionen, als auch bei den disjunctiven Schematen (welche hernach durch einschmelzenden Theilinhalt ausgefüllt werden) die Bewegung der Aufmerksamkeit innerhalb gewisser Vorstellungsreihen, aus welcher die Wirkungen auf den Vorstellungsinhalt hervorspringen. Andererseits ist, während ein jeder Vorstellungsinhalt, sei er wie er sei, mit einem jeden andern unter dem Focus der Aufmerksamkeit sich compliciren muß, die Zergehbarkeit der Vorstellungen großen Beschränkungen unterworfen. Denn da die Bildung einer Disjunction darauf beruht, daß als untergeordnete Theile einer und derselben Vorstellung zwei oder mehre andere vorgestellt werden, welche nicht als solche identisch vorgestellt werden können, und also so die Vorstellung gleichsam spalten oder auseinander reißen, so wird die größere Ausdehnung oder Engigkeit der Bahn oder des Raums, in welche die Vorstellung zergehen kann, bestimmt von der größern oder geringern Anzahl von widerstreitenden Vorstellungen, welche in einer Disjunction von gewisser Art vorkommen können. Der engste Zergehungsraum findet sich in einem Dilemma von rein contradictorischer Natur, wie z. B., ob ein Gegenstand gefahrbringend sei oder nicht, eßbar sei oder nicht, ob die Sonne gegenwärtig scheine oder nicht u. dgl. Denn hier ist der Zergehungsraum auf zwei Glieder beschränkt, deren Schema das einfache Ja und Nein ist. Das Zahlensystem eines contradictorischen Dilemma zählt noch nicht über Zwei hinüber. Erweitert sich der Zergehungsraum zu einer bestimmten Anzahl von mehren Gliedern, so möge er der conträre Zergehungsraum heißen im Gegensatz zum contradictorischen, oder der Zergehungsraum der Disjunction im Gegensatz zum Zergehungsraum des Dilemma. Z. B. wenn ich darauf reflectire, daß das Planetensystem entweder nach Kopernicanischer, oder Ptolemäischer, oder Tychonischer Hypothese erklärt worden ist, daß mein Freund entweder zu Wagen oder zu Pferde oder zu Fuß mich zu besuchen kommen wird, u. dgl. Von weiterm Umfange sind die Zergehungs-

räume, welche eine Möglichkeit von unendlichen Gliedern bieten, z. B. wenn gefragt wird, von welcher Farbe, welchem Geruch, welcher Schwere, welcher Härte, welcher Durchsichtigkeit ein gewisser Körper sei. Denn da es unendlich viele Grade der Farben, der Gerüche, des Gewichtes, der Cohäsion, des Durchscheinens gibt, so enthält die in solchen Fragen versteckte Disjunction immer eine endlose Anzahl von Gliedern. Bei solchen Disjunctionen ist dann wiederum der Unterschied wahrzunehmen, ob die unendliche Scala ihrer Glieder blos zwischen zwei äußersten Gegenpunkten, z. B. zwischen Hell und Dunkel, Schwer und Leicht, Durchsichtig und Undurchsichtig, Warm und Kalt, Dünn und Dick, Hoch und Niedrig, Vergangenheit und Zukunft ausgespannt ist, oder ob sich eine größere Anzahl solcher äußersten Gegenpunkte findet, von denen zu denen sich unendliche Scalen von Disjunctionsgliedern erstrecken. Nennt man eine jede dieser Disjunctionsscalen eine Dimension, so ist z. B. das Farbenschema ein Zergehungsraum von drei Dimensionen. Denn es vollendet sich in drei unendlichen Scalen, von denen die eine vom Roth zum Gelb durch das Orange, die andere vom Gelb zum Blau durch das Grün, und die dritte vom Blau zum Roth durch das Violett führt. Außerdem finden noch Mischungen dieser Scalen sowol unter sich als mit der zu ihnen hinzutretenden vierten Dimension des Hellen und Dunkeln statt, welche, an sich selbst betrachtet, vom Weiß durch das Grau ins Schwarz fortschreitet. Auf ähnliche Art scheinen die drei Höhenpunkte des Geschmacks, das Süße, Bittere und Saure, ebenfalls einen dreidimensionirten Zergehungsraum zu bewirken, während beim Geruch die Anzahl der Dimensionen weit höher hinauf zu steigen scheint. In einigen Feldern steigert sich sogar die Anzahl der Scalen nicht nur ins Unendliche, sondern ins Unendliche des Unendlichen. Der rechtwinklige Triangel z. B. erleidet in sich eine unendliche Scala von Formen von der Gleichschenkligkeit an bis zu jedem Grade von Ungleichschenkligkeit. Dabei kann einem jeden dieser unendlich vielen Triangel ein beliebiger Grad der Größe gegeben werden, welches wiederum in einem jeden eine unendliche Scala eröffnet. Ferner kann diese doppelte Unendlichkeit, die wir sich im rechtwinkligen Dreieck entwickeln sehen, ebenso in einem jeden der unendlich vielen Dreiecke von 0° an bis 180° hin dargestellt werden,

wodurch sich eine unendliche Scale doppelter Unendlichkeiten eröffnet, in welcher der Proceß des rechtwinkligen Dreiecks nur den mittlern Durchgangspunkt bildet. Ferner finden in gewissen Zergehungsräumen von einer einzigen Dimension besondere Modificationen statt, wodurch sie den Anschein von mehren gewinnen. So z. B. ist die einfache Scale der Zeit durch die Gegenwart dermaßen in zwei Hälften geschnitten, daß der Anschein von zwei Dimensionen entsteht, deren eine von der Vergangenheit in die Gegenwart, die andre von der Gegenwart in die Zukunft reicht. Im Farbenschema geschieht durch die Mittelfarben Orange, Grün, Violett etwas Aehnliches. Das Tonschema, eine einfache, aus der Tiefe in die Höhe gehende Scale, theilt sich durch den ästhetischen Eindruck, den das Zusammenschallen der Töne verursacht, dem Anscheine nach in sieben bis acht verschiedene Dimensionen oder Tonscalen, welche Octaven heißen. Endlich findet zwischen den verschiedenen Zergehungsräumen darin eine nähere oder entferntere Verwandtschaft statt, daß einer dem andern eine Stätte eröffnet, worin und wodurch er erscheinen kann. Man könnte dies das Verhältniß des Vehikels nennen. So z. B. bildet das Farbenschema ein Vehikel, durch welches Flächen, Linien und Punkte mit allen in ihnen enthaltenen Scalen in die Anschauung treten, nicht aber die Scalen der Körperlichkeit. Für die Erscheinung der letztern werden hingegen die Scalen der Schwere- und Härtegrade, die Scale des vielgestaltigen möglichen Widerstandes, nebst der Scale der Bewegungen meiner eigenen Glieder, zum Vehikel. Und ebenso bildet umgekehrt die Fläche mit allen in ihr enthaltenen möglichen Linien und Punkten das Vehikel der Erscheinung des Farbenschemas, und das Volumen eines Körpers das Vehikel der Erscheinung von gewissen Graden der Schwere, der Härte und des vielgestaltigen Widerstands. Das Tonschema dient dem Zeitschema zum Vehikel, während es nicht die Fähigkeit besitzt, Farbe, Härte, Schwere, rechtwinklige Figur, Volumen u. dgl. zu manifestiren. Die Geschmacksscale hat die Scale der Härtegrade nebst der Scale der Wärmegrade zum Vehikel, und dient auch diesen Scalen wiederum zu einem solchen, besonders wo es feine Unterschiede gilt. Die Zeitscale ist schlechthin allgemeines Vehikel für allen möglichen Vorstellungsinhalt.

§. 22.

Geſetz des Zergehens der Vorſtellungen.

Gegenſeitiges Verhalten der Zergehungsräume. Aſſociationsgeſetz des Contraſtes. Urſprung und Weſen der Zergehungsräume. Proceß der Vergleichung und Auswahl. Durcheinanderſpielen der Räume. Urſprung und Weſen des Zahlenſyſtems. Reſultat.

An der Vorſtellung des belaubten Baums wird Braun nebſt Grün, Oben nebſt Unten einträchtig miteinander gefunden. Dahingegen kann es nicht geſchehen, daß diejenige Blattfläche, welche das Vehikel des Grüns iſt, zu gleicher Zeit das Vehikel des Brauns ſei, ohne daß die Vorſtellung des Blatts in ein grünes Blatt und ein braunes Blatt auseinandergehe. Und ebenſo wenig kann derſelbe Ort, welcher zum Vehikel der Erſcheinung des Gipfels dient, zu gleicher Zeit das Vehikel der Erſcheinung der Wurzel ſein, ohne daß die Vorſtellung des Baums in zwei übereinander ſtehende Bäume auseinandergehe. Der Zuſatz „zu gleicher Zeit", welcher hier dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach in beiden Fällen gemacht iſt, iſt dabei eine bloße Tautologie. Denn ſelbſt, wenn das grüne Blatt ſich unter meinen Augen in ein braunes verwandelte, ſo verwandelte ſich damit doch nicht mein Gedächtnißbild von ihm ebenfalls in ein braunes, ſondern es exiſtirten in der Vorſtellungswelt beide Blätter miteinander fort als disjunctive Vorſtellungen mit der Notiz, daß dieſelben in der Anſchauung des äußern Sinnes als nacheinander erſchienene aufgefaßt wurden, eine Notiz, von deren Möglichkeit im Gedächtniß bereits oben die nähere Erklärung gegeben worden iſt. Sodaß nun das allgemeine Geſetz dieſer Sache, befreit vom überläſtigen Zuſatz der Zeitbeſtimmung, lautet: Sobald ein und derſelbe Inhalt des Raumes A ſich mit n Gliedern des Raumes B complicirt, zergeht die daraus reſultirende Geſammtvorſtellung in eine Disjunction von n Gliedern. Der Raum B wird dann als eine gewiſſe Extenſion oder Weitung erſcheinen, in welcher die durch Zergehung entſtandenen Vorſtellungen neben- oder außereinander exiſtiren.

Es wird nicht überflüſſig ſein, das Geſagte an einigen Fällen zu erörtern. Wenn ich eine gemalte Landſchaft erblicke, und mir, obwol ich weiß, daß Farben und Geſtalten hier nur das Vehikel der

Erſcheinung einer Leinwand von wenigen Quadratſchuhen ſind, dieſelben in der Einbildung zum Vehikel von Berg- und Thal-, Meeres- und Himmelsflächen mache, ſo ſind hier Farbe und Fläche einander Vehikel, aber dieſelbe Farbencompoſition wird das Vehikel für zwei verſchiedene Flächenräume, von denen der eine mir vor Augen als eine Ebene ausgeſpannt iſt, der andere ſich hinter derſelben zeigt, indem dieſelbe ſich meiner Einbildung gleichſam wie ein Fenſter öffnet. Hier beſteht alſo die Weitung des Raumes B in den möglichen Flächenverhältniſſen des mathematiſchen Raums. Wenn mir von irgend einem Punkt her ein Licht entgegenſtrahlt, von dem ich aber weiß, daß daſſelbe nur ein reflectirtes iſt, ſo wird für meine Ueberzeugung ein ganz anderer Raumort der Quell dieſes Lichts, obgleich es für meine Anſchauung jener Punkt bleibt. Hier wird der Lichtglanz zum Vehikel der Feſtſetzung zweier verſchiedener Raumörter, und der Zergehungsraum B iſt der Weltraum in Beziehung auf die mögliche Lage verſchiedener Punkte gegeneinander. Zweifle ich, ob ein geſehenes Blatt ein Eichen-, Linden-, Lorberblatt u. ſ. w. geweſen ſei, ſo iſt der Raum A die Farbe, woraus das Grün zum Vehikel für eine Menge von Flächenfiguren wird, deren jede ſich von der andern dadurch unterſcheidet, daß ſie die andere am Rande entweder durch Auswüchſe überragt, oder durch Einſchnitte gegen ſie zurücktritt. Wenn ich hingegen zweifle, ob ich an einem Baum ſeine Blätter noch grün, oder ſchon herbſtlich gelb oder roth geworden antreffen werde, ſo iſt der Raum, in welchen ſich die zergehenden Bilder ausbreiten, das Farbenſchema, während das Bild des mathematiſchen Raums, welcher hier der Raum A iſt, unverändert bleibt. Wenn ich mich der frühern lebhaften Farben eines abgeblichenen Bildes erinnere, zergeht ebenfalls die Disjunction im Zergehungsraum des Farbenſchemas. Wenn derſelbe Zeitpunkt zum Vehikel mehrer verſchiedener Töne wird, ſo zergeht das Product in ein Intervall oder einen Accord im Raume des Tonſchemas. Wird hingegen ein und derſelbe Ton zum Vehikel für das Erſcheinen mehrer Zeitpunkte, ſo zieht ſich das Product innerhalb der Zeitextenſion auseinander, ſodaß hier der Raum B die Zeit iſt. Wird dieſelbe ſtereometriſche Geſtalt zum Vehikel gemacht für mehre Raumörter, ſo zergeht ſie nach der Zahl dieſer Oerter innerhalb des mathematiſchen Raums, welchem die Oerter angehören. Wird aber derſelbe mathematiſche Ort

zum Vehikel gemacht für das Erscheinen mehrer stereometrischer Gestalten, so zergeht der Ort in sich selbst nach dem Maße, wie es die stereometrischen Gestalten vorschreiben, innerhalb des Raumes der Denkbarkeit solcher Gestalten. Wird derselbe Zeitmoment oder dieselbe existirende Gegenwart gedacht als Vehikel zweier unendlicher Räume, des Raums der Sinnanschauung und des Gedächtnisses, so zergeht die existirende Gegenwart in eine Existenz der Sinnanschauung und eine andre des Gedächtnisses, der Raum aber, in welchem sie zergeht, ist der Sinn überhaupt als der Ort dieser Räume. Wird hingegen ein bestimmter Raum gedacht als Vehikel einer Reihe von Zeitmomenten, so zergeht er in so viele seines gleichen, als Zeitmomente gegeben sind. Dann ist der Zergehungsraum, wo hinein er zergeht, die Zeit, sein Gesammtzustand aber heißt, im Fall die zergangenen Räume einander gleich sind, Ruhe, im Fall sie einander ungleich sind, Bewegung. Was zuletzt noch die endlichen Zergehungsräume betrifft, so sind dieselben immer nur herausgerissene Fälle, gleichsam Fragmente aus unendlichen Räumen. Z. B. in der Frage, ob die Sonne scheine oder nicht, ist das Zergehende das Anschauungsbild der vor Augen liegenden oder gedachten Gegend, der Raum aber, in welchen hinein es zergeht, ist die unendliche Scale der Unterschiede des Hellen und Dunkeln. In der Frage, ob mein Freund zu Pferd, zu Wagen oder zu Fuß ankommen werde, ist das Zergehungsbild die Gestalt meines Freundes, und der Raum, in welchen hinein es zergeht, die unendlich vielen Möglichkeiten der Lagen und Bewegungen seiner Glieder, aus welchen hier nur einige von denen hervorgehoben sind, welche sich auf das Fortbewegen von einem Orte zum andern beziehen.

Zunächst geht hieraus hervor, daß es in einem Conflict zweier Zergehungsräume A und B niemals an einem Raum mangeln kann, wohinein das Product zergehe, indem nach der angegebenen Regel der Raum B immer ein solcher ist; daß aber hierbei das Zergehen der Bilder in die Entfernungen des mathematischen Raums nur als ein untergeordneter Fall vorkommt, und zwar so, daß dem Zergehen derselben Gestalt in viele Oerter das Zergehen desselben Orts in viele Gestalten als ein gleich einfacher und ursprünglicher Proceß zur Seite steht. Man kann daher einen geometrischen Ort ebenso leicht

und ebenſo ſehr vermöge des Farbenſchemas oder einer ſtereometriſchen Scale von Geſtalten in ſich ſelbſt vervielfältigen, als man ihn durch Nebeneinanderſetzung im geometriſchen Raum vervielfältigen kann. Ein und derſelbe Farbeneindruck wird gar nicht mehr und ſtärker durch ein Umhertragen an alle Orte des geometriſchen Raums, als durch ein Umhertragen auf alle möglichen Geſtalten eines und deſſelben Orts vervielfältigt. Sodann iſt klar, daß die Unverträglichkeit conträrer Vorſtellungselemente keineswegs von der Größe ihrer Ungleichartigkeit abgeleitet werden kann. Denn zwiſchen der Vorſtellung der Fläche, an welcher das Grün iſt, und dem Grün ſelbſt iſt offenbar nicht eine ſo große Aehnlichkeit als zwiſchen dem Grün und dem ihm ſo nahe verwandten Gelb oder Blau, und doch betragen ſich hier Grün und Gelb als unverſöhnliche Feinde, hingegen Grün und Fläche als unzertrennlich. Ferner tritt die disparate Vorſtellung des Harten, welche doch ſicher dem Grün ebenfalls unähnlicher iſt als das Gelb, in die grüne Fläche ohne alle Beſchwerde oder Zertrennung ein. Nur disparate Vorſtellungen können einander Vehikel ſein, trotz ihrer Unähnlichkeit. Comparate oder conträre Vorſtellungen ſperren ſich gegeneinander trotz ihrer Aehnlichkeit.

Ferner iſt zu beobachten, daß die comparaten Vorſtellungen eines jeden Zergehungsraums, ſowie ſie einerſeits die Urſache der Sperrung und des Zergehens ſind, doch zugleich andererſeits in einer engen Verknüpfung miteinander ſtehen. Denn wenn z. B. die trübe und matte Farbe eines Geſchirrs, einer Vaſe u. dgl. auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, ſo zeigt ſich der nach etwas Beſſerem begierigen Einbildung alsbald die ganze Farbenſcale zur Auswahl. Erſcheint mir eine gute That als nachahmungswürdig, alsbald tritt eine ganze Scale niedrigerer Handlungsweiſen in den Raum meines Gedächtniſſes, welche mein Wille durch jene beſſere verdrängt wünſcht. Erſcheint mir ein neuer Gegenſtand im Raume, der mich intereſſirt und meine Neugierde erregt, gleich ziehe ich Linien von ihm zu den umherliegenden Gegenſtänden, und ſuche mir ſeinen Ort durch die Anknüpfung an die übrigen im Raume zu befeſtigen. Wundere ich mich darüber, ein neu erbautes Haus, eine zum erſten mal geſehene Stadt in einer gewiſſen Geſtalt anzutreffen, ſo ſchwebt mir dabei ſogleich eine Scale anderer möglichen Geſtalten vor,

in denen ich ſie zu treffen weniger verwundert geweſen wäre. Dies iſt das Phänomen, welches die alte Pſychologie das Aſſociationsgeſetz der Contraſte nannte. Wir ſind indeſſen verhindert, aus dieſem Phänomen ein beſonderes Geſetz zu machen, weil ſich daſſelbe, wie bereits Beneke richtig und ſcharfſinnig bemerkt hat [1]), als eine nothwendige Folgerung aus dem Verſchmelzungsgeſetze des Aehnlichen ergibt. Denn alle comparaten und conträren Vorſtelluugen ſind einander ähnlich. Völlige Unähnlichkeit findet nur zwiſchen disparaten ſtatt. Da nun alle einander ähnlichen Vorſtellungselemente, im Fall ſie nicht durch Complicationsverhältniſſe gehindert werden, nach dem Grade ihrer Aehnlichkeit verſchmelzen, und zwar nicht nur im bewußten, ſondern eben ſo ſehr im unbewußten Zuſtande, ſo bildet ein Haufen ähnlicher Vorſtellungen immer ein mehr oder weniger verſchmolzenes Ganze, in welches ſich eine jede neue dahin gehörige Vorſtellung an ihrem ihr gebührenden Orte einſetzt. Und da es nun in der Vermiſchung von gleichen Elementen mit ungleichen irgend eines Vorſtellungsgebiets nothwendig unendlich viele Grade gibt, welche in Beziehung vom Gleichen zum Gegentheil continuirliche Scalen bilden, ſo müſſen nothwendig alle die Vorſtellungselemente, welche aus der Miſchung eines einzigen Gleichen mit einem einzigen Ungleichen beſtehen, ſich von ſelbſt als Glieder in die Scale eines Zergehungsraums von einer einzigen Dimenſion einſetzen, die aber, welche aus der Miſchung eines Gleichen mit mehren Ungleichen beſtehen, in einen Zergehungsraum von mehren Dimenſionen. Hiermit zeigt ſich aber ſchon die Hauptſchwierigkeit der Sache als überwunden. Denn da in einer ſolchen Scale nothwendig jedes ähnliche Vorſtellungselement gemäß dem Grade ſeiner Miſchung ſeinen beſtimmten Ort angewieſen bekommt, welcher ein anderer iſt als ein jeder andere Ort der Scale, ſo wird das disparate Element, welches mit Elementen der Scale in Complicationsverbindung eingegangen iſt, nothwendig an allen den Orten der Scale ſeinen Platz bekommen, wo das Element

1) Lehrbuch der Pſychologie §. 101: „Der Contraſt endlich möchte ſich wol nur in Folge der ihm zum Grunde liegenden Aehnlichkeit als weckendes Princip erweiſen.“ Dieſelbe Wahrheit ſpricht Drobiſch aus in ſeiner „Empiriſchen Pſychologie“, S. 85.

wohnt, welchem es Vehikel der Erscheinung ist, oder, was Dasselbe sagt, welches ihm Vehikel seines Erscheinens ist. Und da zwischen den Orten seinens Erscheinens unendlich viele Orte liegen, an denen es nicht erscheint, so erscheint es nothwendig in der Mehrzahl, oder sein Inhalt wird nach der Zahl der Oerter seiner Erscheinung in gleiche Theile auseinander gehen müssen. Dabei ist die Thätigkeit, wodurch das Bewußtsein diesen Proceß in dem Vorstellungsinhalt bewirkt, einfach die Complicationsthätigkeit des Verschiedenartigen. Also, daß die Eigenschaft der Zergehbarkeit, weit entfernt ein neues Prädicat am Vorstellungsinhalt zu sein, sich auf eine bloße Consequenz aus der Complication eines unähnlichen Elements mit mehren ähnlichen reducirt.

Weil aber der Inhalt der sinnlichen Wahrnehmung (wenige bereits oben bemerkbar gemachte Ausnahmen abgerechnet) ein unzergehender zu sein pflegt, so bietet er dem beliebigen Zergehen, in welchem beständig unsere innere Vorstellungswelt begriffen ist, die festeste und bequemste Unterlage. Auf ihr geht die spontane oder inwendige Thätigkeit des Bewußtseins an, nach Trieb, Willen und Neigung das durch die Wahrnehmung immer nur an den einen Ort einer Scale geknüpfte Element auch zugleich an einen der unzählig vielen andern Oerter derselben zu knüpfen, ein Act, zu welchem der Stoff jedes mal durch das Gesetz der Verschmolzenheit des Aehnlichen sich von selbst vorfindet, worauf sodann der Act durch ein einfaches Heften der Aufmerksamkeit auf die gewollte Stelle des sich darbietenden Stoffs erfolgt. Da aber eine jede inwendige Wahrnehmung eines sich bei solcher Gelegenheit darbietenden Stoffs, und sei sie eine noch so flüchtige, schon ein Haften der Aufmerksamkeit enthält, weil sie selbst gar nichts Andres ist als ein solches, so wird in der Ausübung die verworfene Vorstellung immer ebenso wohl gebildet als die gewählte, und die gewählte hat vor der verworfenen nichts weiter voraus, als daß sich der Trieb oder die Neigung des Willens mit der erwählten verbindet und eben dadurch von der verworfenen abwendet. Man kann hiernach die Schnelligkeit und Geläufigkeit der inwendigen Production, und die schwindeln machende Fruchtbarkeit derselben an zergehenden Vorstellungen ermessen.

In der Ganzheit seines Phänomens muß nun aber dieser Proceß

ei- che überraschend erscheint. Es besteht diese in dem Durcheinander vielen der vielen Räume, in denen die Vorstellungselemente ihre Oerter einnehmen, indem eine und dieselbe Vorstellung, welche, in dem einen Raume angeschaut, eine vielfache Weite der Ausbreitung einnimmt, sich doch währenddeß im Gebiet eines andern Raumes mit einem einzigen Platze begnügen muß. So z. B. nehmen das reguläre Dreieck, Viereck, Fünfeck, Sechseck u. s. f. desselben Kreises verschiedene Plätze ein im Zergehungsraum der Scale möglicher planimetrischer Gestalten, während sie sich doch im engen Bezirk desselben Kreises mit einem und demselben Platze begnügen müssen in dem allgemeinen Raume, in welchem der Kreis seinen Platz hat, und welcher im Gegensatz gegen den Zergehungsraum möglicher Gestalten der Zergehungsraum möglicher Oerter oder der geometrische Ortsraum genannt werden mag. Erst dann, wenn ich die Dreiecke, Sechsecke u. s. w. ihrem Kreise, dem sie angehören, enthebe, und im Raum ringsumher verstreue, nehmen sie in beiden Räumen, welche das Vehikel ihrer Existenz sind, verschiedene Plätze ein. Das Bild dreier einander gleicher weißer Marmorsäulen muß sich im Farben- sowol, als im Gestaltenraum mit einem einzigen Platze begnügen, während es im geometrischen Ortsraum drei Oerter in Anspruch nimmt. Sobald ich es auch in diesem auf einen einzigen Platz reducire, ist es auch im geometrischen Ortsraum dasselbe, was es schon früher in den andern beiden Räumen war, ein einziges Bild. Ist aber eine Vorstellung einmal zergangen, so wird sie auch in allen den Räumen als eine zergangene erscheinen, wo ihr nur ein einziger Platz vergönnt ist. Z. B. das Weiß der drei Säulen wird, obgleich es dasselbe Weiß ist, doch dreifach erscheinen, der Ort, auf welchem das Dreieck und Sechseck im Kreise gezeichnet sind, wird, obgleich er derselbe Ort ist, doch zweifach erscheinen. Aehnlich wird dasselbe Roth, wenn ein Theil davon im Lichte, ein anderer im Schatten steht, obgleich es dasselbe Roth ist, doch in seinem eigenen Raum nuancirt erscheinen. Und dieselbe Gestalt desselben Orts wird, wenn ich mir den Platz, welchen sie einnimmt, vergrößert oder verkleinert denke, obgleich sie dieselbe Gestalt desselben Orts bleibt, dennoch vielfach erscheinen, wodurch wir dann im geometrischen Raum neben der Gestaltscale und der Ortscale noch eine Größenscale zu unterscheiden

bekommen, sowie es im Farbenschema neben den drei eigentlichen Farbenscalen und ihren Mischungen auch noch die Scale des Hellen und Dunkeln zu unterscheiden gibt. Eine jede einzelne dieser vielen Scalen genügt für sich allein, einen Vorstellungsinhalt dermaßen zergehen zu machen, daß er auch im Raume einer jeden andren Scale, worin er gleichwol nur einen einzigen Ort einnimmt, als ein zergangener erscheint, obwol er darin nicht ein zergangener ist. Denn einen und denselben Ort einnehmen im Raum einer gewissen Scale, heißt im Raum dieser Scale unzergangen sein.

Wenn nun aber, wie aus dem Bisherigen erhellet, das Zergangensein oder Nichtzergangensein der Vorstellungen etwas Relatives ist, indem dieselbe Vorstellung zugleich zergangen und nichtzergangen genannt werden muß in Beziehung auf die verschiedenen Räume, an denen sie Theil nimmt, so geht daraus hervor, daß die Entfernungen eines jeden Zergehungsraums für die darin erscheinenden Vorstellungen immer nur relative sind, oder daß die in irgend einem Zergehungsraum auseinander gestreuten gleichen Vorstellungen immer ebenso sehr verschmolzen sind, nämlich im Felde desjenigen Raums, in welchem sie vermöge der in ihnen gesetzten gleichartigen Elemente nur einen einzigen Platz einzunehmen vermögen.

Das abstracte Schema für das Verhältniß einer Vorstellung zu dem Felde einer gewissen Zergehungsscale, in welchem sie vervielfacht erscheint, ist die Zahl. Eine jede solche Scale bildet ein Continuum von unendlich vielen ineinander übergehenden Gliedern, welche eine unendliche Anzahl oder eine Größe $= \infty$ bilden. Diese Größe ist der Ausdruck einer gradweisen Verschmelzung des Gleichen mit dem Ungleichen. Tritt nun ein disparates Element $= 1$ aus einem andern Vorstellungsraum ein, so zergeht es in so viele gleiche Größen, als es Punkte aus der Größe ∞ an sich zu ziehen vermag, und erscheint so als $1 + 1 + 1 + 1 + 1$ u. s. w. Und denke ich es mir sodann wieder verschwindend aus diesem Raume, so schwebt mir sein leergewordener Platz $= 0$ über der unendlichen Fülle $= \infty$ des Zergehungsraums. Daher sind ∞ und 0 die Urzahlen, d. h. die Zahlen, welche existiren, bevor noch ein Raum den andern berührt, und welche allein existiren würden, wenn es nur allein eine Verschmelzung des Aehnlichen ohne Complication des Disparaten gäbe. Denn eine jede aus ähnlichen Elementen zusammengeschmolzene Zer-

gehungsſcale iſt in ihrer eigenen Fülle = ∞, während eine jede andere für ſie gar nicht exiſtirt, alſo = 0 iſt. Erſt durch Complication des Disparaten, alſo durch die Gewalt des Bewußtſeins, ſchließt ſich das ∞ mit dem 0 oder die Erſcheinungsſcale mit dem disparaten Element zum Producte einer erſcheinenden Einheit zuſammen, deren erſte Eigenſchaft iſt, in ſo viele Oerter zergehen zu können, als die unendliche Größe = ∞ in ſich enthält. Es geht aber in Beziehung auf ſeine Erkennbarkeit dem Zahlenſyſtem als dem Gemeinbegriff des ganzen Zergehungsverhältniſſes ebenſo wie jedem andern zergangenen Begriff. Es exiſtirt trotz ſeiner Zergangenheit in ſo viele einzelne Scalen, in denen es von jeder zu jeder auf dieſelbe Art iſt, doch auch ebenſo ſehr in ſeiner Einheit und Ungetrenntheit für ſich und gleichſam in ſeinem eigenen Raum. Da dieſer Raum den anderen Zergehungsſcalen nicht coordinirt iſt, ſondern als ihre gemeinſchaftliche Form durch alle hindurch exiſtirt, ſo kann er natürlich nicht ſelbſt die Rolle einer Zergehungsſcale für den Inhalt aus irgend einer andern ſpielen. Er kann dies nicht, weil ihm kein Inhalt irgend einer Scale disparat, ſondern der Inhalt einer jeden völlig adäquat iſt, weil nicht der Inhalt irgend einer einzelnen Scale, ſondern nur der Inhalt ſämmtlicher Scalen auf einmal, in denen allen er von jeder zu jeder exiſtirt, ſein entſprechendes Correlat ſein kann.

Das Reſultat der Unterſuchung iſt dies: Wir haben in der Zergehbarkeit des Vorſtellungsinhalts keine neue Eigenſchaft deſſelben entdeckt, ſondern nur ein Product des Verſchmelzungs- und Complicationsproceſſes, durch welches ein Einfluß der innern Bewegungen des Bewußtſeins, welche von Willensneigungen und Trieben regiert ſind, auf den Vorſtellungsinhalt möglich wird, indem der Trieb das eine Element einer wahrgenommenen Complication mit einem andren aus derſelben Scale zu vertauſchen ſucht, und dadurch die Vorſtellungen zergehen läßt, oder, wie man in der Sprache des Lebens ſich ausdrückt, Vergleichungen anſtellt. In der Vergleichung iſt dann entweder ſogleich enthalten oder es folgt auf ſie die Begehrung (Bejahung) der einen, und die Verwerfung (Verneinung) der andern Vorſtellung. D. h. die der bejahten Complication widerſprechende wird, obgleich ſie im Gedächtniß und vielleicht ſogar in der Wahrnehmung fort exiſtirt, doch für den Willen als

eine nicht mehr existirende, als eine aufgelöste oder aufzulösende angenommen, die man, wenn es angeht, im Innern zu vergessen, im Aeußern zu zerstören trachtet. Weiter reicht die Gewalt der Seele zur Zernichtung einer Complication nicht, dies ist aber auch hinreichend für alle vorkommenden Fälle. Ihre Gewalt zur Zernichtung einer Verschmelzung liegt in den Grenzen des Zergehungsgesetzes eingeschlossen.

Hiermit sind alle Fälle, welche dem Verschmelzungsgesetze als Hindernisse in den Weg treten können, erschöpft. Das Complicationsgesetz aber kennt kein andres Hinderniß als Schwäche der Aufmerksamkeit.

§. 23.

Von der Bildung der abstracten Begriffe.

Aristoteles als Beobachter im innern Sinn. Positive und negative Abstracta. Stammbegriffe und Zweigbegriffe. Wechselbegriffe. Correlata.

Durch eine Combination der im Bisherigen vorgetragenen Lehre von den Disjunctionsscalen und vom Vehikel mit der von den Begriffen mit beweglichen Merkmalen, entspringen die bereits von Aristoteles mit großer, obgleich einseitiger, Genauigkeit angestellten Beobachtungen über den Zusammenhang der Begriffe, welche den Inhalt Dessen bilden, was man gewöhnlich Logik genannt hat, bis zuerst Hegel wieder diesem Worte eine ausgedehntere Bedeutung gab. Diese Aristotelischen Beobachtungen bewegen sich zwar in einem engen Felde, sind aber darum nicht minder werthvoll. Sie sind das erste Beispiel einer in ihrer Art vollkommenen psychologischen Analyse (gegründet auf ein Beobachten im innern Sinn), welches in der Geschichte der Wissenschaften vorkommt. Daher das richtige, wenn auch dunkle Gefühl des Mittelalters, in dieser Logik den Anfang werthvoller Selbsterkenntniß zu besitzen, an welchem man um so eifriger fest hielt, je weniger man sich selbst im Stande sah, die Arbeit fortzusetzen. Da wir bereits zu den tiefern Gründen gelangt sind, aus denen die Aristotelischen Gesetze nur zufällige Combinationen darstellen, so wird die Darstellung dieser Gesetze, welche ganz an diesen Ort gehört, kurz sein können. Wir werden dabei ebenso sehr des Aristoteles Genie der Beobachtung in so früher Zeit zu bewundern haben, als es uns deutlich

werden wird, wie der Fortschritt der Wissenschaft gehemmt werden mußte durch den Glauben, daß man in diesem engen Kreise von Formeln höchst abgeleiteter Natur den wirklichen Urgesetzen des Denkprocesses auf den Grund sähe. Der Irrthum war nicht geringer, als wie der eines Mannes sein würde, welcher die Bewegungen des Stunden- und Minutenzeigers an der Uhr einer Spontaneität derselben zuschriebe, weil er keine Ahnung von dem durch das Zifferblatt verdeckten Getriebe des Räderwerks hätte.

Die Function, von welcher die Aristotelische Logik als einer angeblich ursprünglichen ausgeht, ist die des *Abstrahirens* oder des *Bildens abstracter Begriffe*. Der abstracte Begriff, z. B. Blatt, paßt auf alle Blätter, sie mögen Farbe und Gestalt haben welche sie wollen. Die Spontaneität des Denkens schien also hier die Merkmale von *Farbe* und *Gestalt* ausgestoßen zu haben, während sie die der begrenzten Flächenausdehnung, des Angeheftetseins an einen Stiel oder Stamm, des Wachsens, des Einsaugens der Luft u. s. f. in einem abgerundeten, aber *hohlen* und durch individuelle Anschauungen auszufüllenden *Schema* vereinigte. So sieht die Sache aus auf dem Zifferblatt, anders im Räderwerk. Hier werde ich inne, daß das Zusammenschmelzen der Merkmale in einen Begriff allerdings von einer Function der Aufmerksamkeit in der synthetischen Apperception abhängt, nach dem Gesetz, daß die Complication der Vorstellungselemente sich genau richtet nach den Graden der Aufmerksamkeit. Aber ich sehe ebenso deutlich, daß es bei dieser Zusammenschmelzung schlechterdings nicht in meiner Macht steht, nach Willkür gewisse Merkmale in den Complicationsproceß nicht mit eingehen zu lassen; sondern sobald ein gewisser Grad von Aufmerksamkeit vorhanden ist, compliciren sich blindlings alle vorhandenen Elemente ohne Ausnahme, ich mag wollen oder nicht. Ich muß also das *Blatt am Baume* entweder gar nicht betrachten, oder ich muß mir seine ganz bestimmte Gestalt und Farbe gefallen lassen. Es folgt hieraus, daß in der einfachen synthetischen Apperception oder in der einfachen Wirkung der Fragethätigkeit auf die Vorstellungselemente noch nicht die Fähigkeit zu abstracten Begriffen vorhanden liegt, sondern daß etwas Neues hinzutreten muß. Der Act dieser hinzutretenden *Umformung* oder *Metamorphose* der Begriffe ist von der alten Logik ebenso wol mit dem Acte der ersten Begriffbildung vermischt und verwechselt worden, als sie ferner

auch wieder die bei jener Metamorphose entspringenden sehr verschiedenartigen Producte untereinander gewirrt und nicht gehörig unterschieden hat. Wir gehen auch hier Schritt vor Schritt.

Gesetzt den Fall, es sei mir an einem gesehenen Blatte vorzüglich die Gestalt auffallend, wie ich sie mir nicht gedacht hätte, so wird die Folge davon sein, daß sich die Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Gestalt heftet. Das ganze Blatt bleibt nun im Felde der Aufmerksamkeit ruhen, aber seine Gestalt wird ihr specieller Focus, wovon die nothwendige Folge ist, daß die der Gestalt des Blatts nach dem Gesetz der Aehnlichkeit angeschmolzene Gestaltscala dem Bewußtsein hell wird. Damit zergeht nun im Einbildungsraum das Blatt in der Scala der Gestalten, oder, was Dasselbe sagt, das Merkmal der Gestalt wird zum beweglichen Merkmal. Fest wird es dagegen bleiben, wenn uns nicht die Gestalt, sondern z. B. die Farbe auffällig ist und zum Focus der Aufmerksamkeit wird. Denn dann zergeht das Blatt in der Scale der Farben, wobei es, obgleich in dieser zergangen, in der Gestaltscale als ein unzergangenes fortwährend ergriffen wird, nach den oben erläuterten Gesetzen. Durch solches Heften der Aufmerksamkeit auf einzelne Merkmale zerlegt sich nun der Begriff des Blatts in zwei verschiedene Bestandtheile, einen fixen und einen beweglichen. Ein Begriff mit lauter fixen Merkmalen ist ein concreter Begriff; je mehre Merkmale beweglich werden, desto abstracter wird er. Denn die Logik dachte sich den Begriff als den übrig bleibenden Rest fixer Merkmale, welcher immer kleiner und dabei hohler und lückenhafter wird, je mehr Merkmale als beweglich abgezogen werden. Die abgezogenen Begriffe der Logik sind daher keine lebendigen Producte der Denkfunction, sondern sie sind der trübe Rest der unmittelbaren Anschauung, welcher unverwandelt und fix als Residuum im bloßen Felde der Aufmerksamkeit bleibt, während das Denken als die erhöhte Thätigkeit der Aufmerksamkeit sich in den Focus der beweglichen, d. h. der in die Disjunctionsscalen des Einbildungsraums eingeschmolzenen Merkmale vertieft. Man würde daher diese Art von Begriffen weit richtiger Residua als Abstracta nennen, indem die Thätigkeit des Abziehens oder Abhebens sich nicht auf ihren Inhalt, sondern im Gegentheil auf den Inhalt der ihnen entnommenen beweglichen Merkmale bezieht. Wir wählen daher zu ihrer Bezeichnung den Namen des negativen Ab-

stractums oder des abstracten Residuums. Dieses ist die wahre Hefe des Begriffs, welche als träg und unverwandelt übrig bleibt, während das Denken den abstrahirten Inhalt des Focus verwandelt und steigert. Sie ist das Hohle.

Ihr gegenüber gibt es aber nun die wirklichen und positiven Abstracta, welche diesen Namen in der That verdienen, und deshalb mit jenen fälschlich so genannten Residuis niemals verwechselt werden dürfen. Sie sind die Begriffe der als beweglich abstrahirten Merkmale, welche immer als Ausschnitte bestimmter Disjunctionsscalen gedacht werden, wie der Begriff des Cirkels, des Sechsecks, der purpurrothen Farbe, u. dgl. Der sprüchwörtlich gewordene Ausdruck des hohlen Abstractums, welcher in Beziehung auf jene fixen Residua so überaus passend ist, wird hier zur sinnlosen Bezeichnung. Denn es gibt nichts Bestimmteres und Befriedigenderes im Denken als die präcisen Begriffe eines Cirkels, eines regulären Sechsecks, einer reinen Purpurfarbe u. dgl., mit einem Wort, als die Begriffe, welche sich im Focus der Aufmerksamkeit bilden, während in ihrem bloßen Felde das Residuum der negativen Abstraction übrig bleibt. Denn gerade in solchen Begriffen des Focus, und in ihnen ganz allein, ist alles Hohle und Schwankende ausgeschlossen. Die Roheit des Standpunkts der alten Logik ist ganz dadurch charakterisirt, daß sie beide Producte des Abstractionsprocesses (d. h. des Processes der Trennung von Focus und Feld der Aufmerksamkeit) ungeachtet ihrer entgegengesetzten Entstehung und ihres entgegengesetzten Werthes nicht voneinander unterschied, sondern beide unter dem Namen abgezogener Begriffe zusammenwarf, Gold und Stroh. Wir haben im Vorigen einen Grundriß Dessen, was im Denken einzig präcis und werthvoll ist, nämlich der Disjunctionsscalen und ihrer Vehikelverhältnisse, zu entwerfen gesucht, woraus sich mit der Zeit eine vollständige Lehre von den positiven Abstractis oder wissenschaftlich brauchbaren Denkbegriffen entwickeln kann. Denn sämmtliche positive Abstracta zeigen sich Ausschnitte aus Disjunctionsscalen zu sein. Hiervon wußte Aristoteles nichts, und ihm kam daher auch das eigentliche reine Feld, worauf sich das Denken als eine Function der Aufmerksamkeit bewegt, nie als solches zur Anschauung. Seine Lehre charakterisirt vielmehr ihren Standpunkt und Rang dadurch, daß sie sich mit Vorliebe auf das Feld der negativen Abstracta oder hohlen Residua begab.

Betrachtet man das negative und positive Abstractum im Zusammenhange, so heißt jenes der Subjectbegriff, dieses der Prädicatbegriff oder die Eigenschaft, und die Zusammenfügung beider ein Urtheil, z. B. diese Rose ist roth, dieser Tisch ist rund. Die Copula Ist, welche hierbei die Sprachen anwenden, ist ungenau, und verführt leicht zu falschen Vorstellungen. Vielmehr besitzt die Sprache ein anderes Wort, welches das Verhältniß völlig und untadelhaft aussprechen würde, indem man sagte: diese Rose hat roth, dieser Tisch hat rund. Denn es wird hier dem negativen Abstractum das positive Abstractum als ein verlorener Theil aufs neue hinzugefügt, um aber das Umfaßtwerden des Theiles durch das Ganze auszudrücken, gebrauchen die Sprachen in allen übrigen Fällen niemals den Ausdruck des Seins, sondern immer den des Habens. Dabei steht es bei uns, das positive Abstractum aufs neue als das Feld der Aufmerksamkeit anzusehen, und von hier in einen noch engern Focus zu steigen, sagend z. B.: die Röthe der Rose ist purpurfarbig oder hat Purpurfarbe, die Rundung des Tisches ist elliptisch oder hat Ellipsenform. Diese Steigerung des Focus der Aufmerksamkeit zu ihrem Felde ist die Function der exacten Beobachtung, welche nicht eher ruht, als bis in ihrem Focus lauter einfache und letzte Begriffe erscheinen, d. h. Begriffe, welche schlechterdings nicht aufs neue zum Felde des Aufmerkens gemacht werden können. Dies ist der einzig mögliche Weg, zu Begriffen zu gelangen, welche wirkliche klare Erkenntniß in sich schließen, wogegen die Wissenschaft so lange sicher in der Irre geht, als sie noch glaubt, in den negativen Residuis des Denkprocesses irgendwie taugliche Substrate ihrer Constructionen vor sich zu haben.

Die misbräuchliche Einführung der Copula Ist erklärt sich wol am besten durch Uebertragung aus anderartigen Urtheilsformen, in denen sie paßt. Sie wird nämlich dann passend, wenn ich z. B. anstatt: dieser Mensch ist schwarz, sage: dieser Mensch ist ein schwarzer Mensch, oder: dieser Mensch ist ein Neger. Hier ist das Subject Mensch zwar nach wie vor das abgeschnittene todte Residuum, aber das Prädicat Neger ist nicht mehr der isolirte Focusbegriff, sondern der vollständige concrete Anschauungsbegriff, in welchem beide, positives und negatives Abstractum, als Bestandtheile zusammenschmelzen. Die erste Urtheilsform (die des Habens) enthält das Grundverhältniß von negativem und positivem Abstractum, die zweite Form

(die des Seins) deutet ein zweites Verhältniß an, welches aus jenem als seine Folge entspringt. Sobald sich nämlich die Aufmerksamkeit in den Focus des Merkmals Schwarz richtet, so öffnet sich ihr die Farbenscala, in welcher das Residuum Mensch anfängt zu zergehen in einen schwarzen, weißen, rothen Menschen u. s. f. Das Residuum Mensch, welches in der ersten Stellung erschien als ein einfacher Begriff mit beweglichen Merkmalen (schwarz, weiß, roth u. s. f.) erscheint in der zweiten Stellung als ein zergangener Begriff mit untergeordneten Exemplaren, in welche es zergangen ist, und welche seinen Umfang bilden. Das zergehende Residuum verdient in Beziehung auf die zergangenen Exemplare den Namen eines Stammbegriffs. Denn die aus ihm geborenen Exemplare verhalten sich zu ihm ähnlich wie Zweige zu einem gemeinsamen Stamm.

Das Wichtigste, was der Stammbegriff zu beobachten gibt, ist das umgekehrte Verhältniß, worin sein Umfang und sein Inhalt stehen, indem je größer der Umfang eines solchen Begriffes, desto kleiner sein Inhalt ist und umgekehrt. Nämlich unter Inhalt werden die am Stammbegriff zurückgebliebenen Merkmale verstanden, während man unter dem Umfange den ganzen lebendigen Begriff mit Einschluß auch seiner beweglichen Merkmale versteht. So ist z. B. im Inhalt des Begriffs Mensch der Begriff Neger nicht enthalten, wol aber in seinem Umfang. Denn auch die Neger sind Menschen, d. h. ihr Begriff kommt als eine mögliche Combination in den beweglichen Merkmalen des Stammbegriffs Mensch vor. Man hat das gewöhnlich so ausgedrückt: sie gehören zu den Objecten, auf welche sich der Begriff Mensch bezieht. Denn natürlich vermehrt sich mit der Anzahl der durch die Beweglichkeit der Merkmale möglichen Combinationen auch die Anzahl der Objecte der Anschauung, die denselben congruiren. Die Anzahl dieser möglichen Combinationen wächst aber, sobald die Beweglichkeit der Merkmale wächst, nimmt ab, sobald die Beweglichkeit der Merkmale abnimmt. Denn sobald ein neues Merkmal beweglich wird, wird sein Inhalt dem Inhalt des Stammbegriffs abgezogen, sobald ein beweglich gewesenes Merkmal fix wird, wird sein Inhalt dem des Stammbegriffs hinzugefügt. Daher liegt es in der Natur der Sache, daß durch die Vergrößerung der Combinationsthätigkeit beweglicher Merkmale der Inhalt des Residuums Abbruch leidet, und umgekehrt.

Man hat das Verhältniß der im Umfange enthaltenen Begriffe zum Inhalt des Stammbegriffs eine Subordination, das der Begriffe des Umfangs unter ſich eine Coordination genannt. So ergeben ſich z. B. durch die beweglichen Merkmale im Begriff des Säugethiers die Combinationen Löwe, Pferd, Maus, Hund, Tiger, Katze, Rind u. ſ. f. Von dieſen wird geſagt, daß ſie dem Stammbegriff des Säugethiers ſubordinirt, einander aber coordinirt ſeien. Sobald ich dieſes Combinationsſpiel länger andauern laſſe, werde ich bemerken, daß ſich unter den beweglichen Merkmalen wieder einzelne fixe Punkte anſetzen, daß z. B. Löwe, Tiger und Katze in gewiſſen Merkmalen überein kommen, d. h. daß in Beziehung auf ſie dem Begriff des Säugethiers ein gewiſſes Merkmal als fix anſchießt, wodurch ſein Inhalt ſich vergrößert, ſein Umfang ſich verkleinert. Daſſelbe wird mir begegnen mit Pferd und Rind u. ſ. f. Umgekehrt werde ich wieder aus dem Begriff des Säugethiers verſchiedene Merkmale als bewegliche entlaſſen können, wodurch dann das Combinationsſpiel der ſubordinirten Glieder des immer hohler werdenden Stammbegriffs ſich ſo vermehrt, daß auch Vögel, Amphibien, Fiſche in ſeinen Kreis gezogen werden. Mache ich neue Merkmale beweglich, wird die Combination auch Inſekten, Mollusken und Infuſorien, zuletzt ſogar das Reich der Pflanzen mit befaſſen, und ſo ins Unabſehliche. Was bei ſolchem Claſſificiren nie aus dem Auge verloren werden darf, iſt dies, daß es bei allem Werth, den es ohne Zweifel für das vorläufige Orientiren in der Wiſſenſchaft hat, doch nur immer ein oberflächliches Thun iſt, darum, weil es in lauter Stammbegriffen als unaufgeklärten Reſiduen ſich bewegt, und den Mangel an Einſicht in die objectiven Disjunctionsſcalen des Naturbegriffs durch die aufs Gerathewohl herbeigezogenen ſubjectiven Disjunctionsſcalen, durch ſogenannte Nominal-Definitionen kümmerlich zu verdecken ſucht. Der Anfang einer Einſicht in die Naturbegriffe ſelbſt ſtellt ſich dagegen zuerſt dort ein, wo man forſcht, wie die Natur ſelbſt bei der Umwandlung ihrer Bildungsformen ineinander verfährt, wie ſie ſelbſt ihre Begriffe in ſich zergehend und beweglich macht. Dies iſt die Methode, welche man in der Botanik und Zoologie die morphologiſche nennt.

Die coordinirten Begriffe heißen auch die disjunctiven. Denn ein jeder von ihnen fügt dem Stammbegriff ein Merkmal bei,

welches ihm der andre abspricht. Sie bilden daher immer untereinander eine Disjunctionsscala, aber wir können oft zweifelhaft darüber sein, welche unter den verschiedenen Merkmalen es seien, durch welche ihre Disjunctionsscala gebildet wird. So z. B. hat Linné die Disjunctionsscala der Pflanzeneintheilung aus der Zahl und Gestalt ihrer Generationswerkzeuge gebildet, während Jussieu dieselbe aus den Formen des Wachsthums entnahm. Die morphologischen Disjunctionsscalen, nach welchen die Natur selbst den Begriff der Pflanze combinirt, sind uns noch unbekannt.

Man hat wol gefragt, wie weit man das Unterordnen und Ueberordnen der Begriffe treiben könne, und dann als Antwort auf die Frage gemeint, daß alle Begriffe nach unten im Begriffe des Individuums, nach oben im Begriffe des reinen Seins endigten. Dies ist aber eine ganz falsche Ansicht. Denn nach untenhin bildet das Individuum darum nicht die Grenze der Spaltung in den Begriffen, weil dasselbe, wie z. B. Cäsar, Alexander, immer noch in sich selbst ein zergehender Stammbegriff ist. Denn Alexander zergeht in einen jüngern und ältern, in einen Reiter des Bucephalus und einen Zuhörer des Aristoteles. Sodaß nicht das Individuum, sondern nur ein bestimmter einzelner Lebensmoment eines Individuums als die Grenze nach unten angesehen werden kann. Um hingegen die Grenze nach oben zu finden, ist es nöthig, das hohle Residuum so weit zu evacuiren, bis nur ein einzelnes Merkmal übrig bleibt. Zu diesem Merkmale taugt nun zwar das des Seins oder seienden Dinges, es taugt aber ebenso gut dazu ein jedes andere, welches in dem todten Residuo angetroffen wird, z. B. Roth, Ausgedehnt, Gut, Schlecht, Zehnjährig u. s. f. nach Belieben. Ein solches willkürlich herausgerissenes Merkmal steht dann als völlig ausgehöhlter Stammbegriff einer Wüstenei von Subordinationen vor, welche ihm in beliebiger Ordnung untergestellt werden. So wird der ausgehöhlte Stammbegriff Roth ebenso bequem an die Spitze unabsehbarer Disjunctionsscalen rother Naturproducte, Phänomene und Kunstobjecte, seiender und nicht seiender, treten, als der Begriff Gut an die Spitze ebenso unabsehbarer Scalen seiender und nicht seiender Begebenheiten und Handlungen, oder als der Begriff des Seins an die Spitze unabsehlicher Scalen von seienden Dingen. Durch diese Ansicht der Sache läßt sich jedes positive Abstractum sogleich in einen gänzlich hohlen

Stammbegriff oder in ein negatives Abstractum umwandeln, und die Gewandtheit des dialektischen Denkens besteht darin, daß diese Umwandlung in allen Fällen sogleich mit Leichtigkeit erfolgt, daß das Prädicat Roth sich sogleich in den Stammbegriff des Rothen, das Prädicat Sein in den Stammbegriff des Seienden, Süß in den des Süßen, Gut in den des Guten, Wahr in den des Wahren umsetzt.

Die Aristotelische Betrachtungsweise der Verhältnisse unter den Begriffen ist von der Art, daß dem einfachen Prädicatbegriff immer sogleich der entsprechende hohle Stammbegriff substituirt wird, sodaß z. B. das Urtheil: diese Rose ist roth, bedeutet: diese Rose ist ein Rothes, oder gehört zu den rothen Dingen.

Durch diese künstliche Vorstellungsweise erzeugt sich nun eine gegenseitige Subordination von lauter Stammbegriffen oder todten Residuis. Denn es gehört nun sowol zu den Rosen einiges Rothe, als zu den rothen Dingen einige Rosen gehören. In der rothen Rose werden die Stammbegriffe der Rose und des Rothen einander gegenseitig zum Vehikel, aber nicht auf nothwendige Weise oder in allen Fällen, sondern in einigen Fällen oder auf zufällige Art. Auf ähnliche Weise wird in den Individuen Linné, Berzelius, der Schwede dem Naturforscher, und der Naturforscher dem Schweden zum Vehikel des Erscheinens, sodaß nun sowol einige Schweden Naturforscher, als auch einige Naturforscher Schweden zu nennen sind. Auf engere Art äußert sich ein solches Vehikelverhältniß gegenseitiger Subordination in den sogenannten Wechselbegriffen. Unter ihnen versteht man Begriffe von verschiedenem Inhalt, aber gänzlich gleichem Umfang, welche gegenseitig voneinander ausgesagt werden können, wie z. B. gleichseitiges Dreieck und gleichwinkliges Dreieck, Peripherie eines Centrums und gleichmäßig gekrümmte Linie, Begründer des Systems der Botanik und größter der schwedischen Naturforscher, dritter in der Reihe der Planeten und einmondiger Planet, u. dgl. m. Hier sind die Verhältnisse so, daß eine doppelseitige Nothwendigkeit des Vehikels eintritt. Denn die Vorstellung der Peripherie um ein Centrum kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die Vorstellung der gleichmäßig gekrümmten Linie zum Vehikel dient und umgekehrt; die Vorstellung der drei gleichen Seiten im Triangel kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die Vorstellung seiner drei gleichen Winkel zum Vehikel dient; die Vorstellung des größten der schwedischen Naturfor-

scher kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die des Begründers der Botanik zum Vehikel dient und umgekehrt; die Vorstellung des dritten Planeten kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die Vorstellung seiner Umgebung von einem Monde zum Vehikel dient und umgekehrt. Dieses Verhältniß der Wechselbegriffe, sowie überhaupt der gegenseitigen Subordination unter den Begriffen, läßt sich nicht aus tiefern Gründen erklären, sondern es ist selbst einer der Punkte, welche bis in den tiefsten Grund der Existenz unmittelbar hineinreichen. Das merkwürdige Verhältniß des Vehikels, die Grundthatsache alles Vorstellens und Anschauens, liegt darin nackt zu Tage. Wenn wir z. B. beobachten, daß die Farbe nicht vorgestellt werden kann ohne das Vehikel der Fläche, die Fläche aber wol ohne das Vehikel der Farbe, weil es hierfür außer der Farbe noch andere Vehikel gibt (z. B. das Gefühl der Glätte und Rauhigkeit), so können wir nicht weiter fragen, warum es so sei, sondern haben eine Grundthatsache des Vorstellens vor uns, die sich gleichwol nicht von selbst versteht, und die man deshalb billig ein Urereigniß unsers Lebens nennen dürfte. Der richtige und rein wissenschaftliche Ausdruck für dies Verhältniß wäre in diesem Fall: Farbe hat nothwendig oder immer Fläche, Fläche hingegen hat zufällig oder vielleicht Farbe. Statt dessen sagt die alles in hohle Stammbegriffe umkehrende Aristotelische Manier: Alles Farbige ist flächig, einiges Flächige ist farbig, und sodann in noch weiterer Steigerung: Alles Farbige ist ein Flächiges, einiges Flächige ist ein Farbiges. Aehnlich sehen wir bei der Construction des Cirkels, des Triangels beständig Begriffe einander gegenseitig zum Vehikel des Vorstellens dienen, welche nicht denselben Inhalt haben, gleichwol so ineinander verkettet sind, daß wir nur im Stande sind, sie innerhalb des Products ihrer Verkettung, aber niemals außerhalb desselben vorzustellen. Kant stützte auf die Beobachtung solcher nothwendiger Verkettungen heterogener Vorstellungselemente seine Lehre von der aprioriſchen Synthesis, Plato stützte auf dieselbe Grundlage seine Ideenlehre. Kant beruhigte sich bei dem Factum solcher aprioriſchen Unauflöslichkeiten, Plato strebte über dies Factum hinaus in eine weitere Tiefe, indem er bemüht war, durch schlechthinnige Trennung des Heterogenen jede Qualität in ihrer Reinheit gesondert von allen übrigen aufzufassen, eine Foderung, welche das strenge Nachdenken ebenso wenig umgehen und ablehnen, als in allen Fällen vollziehen kann. Es

muß hier eine Schwäche unsers Vorstellungsvermögens obwalten, welche nicht zugibt, daß wir verschiedenartige Vorstellungselemente, die nach der Organisation unsers Sinnes sich nun einmal in einer für uns unauflöslichen Verkettung befinden, auseinander sondern und in ihre letzten Elemente auflösen können, obgleich wir deutlich erkennen, daß das hier miteinander Verkettete nicht ein Identisches sei.

Auf einer ähnlichen Verkettung von Vehikelverhältnissen beruhen auch die Correlata in den Begriffen. Die Hälfte ist nur vorstellbar als Hälfte eines Ganzen, der Herr nur als Herr eines Dieners, der Sohn nur als Sohn eines Vaters u. s. f. Auch hier ist Vehikelverhältniß als unauflösliche Verkettung Dessen, was nicht identisch ist, dennoch in der Organisation unsers Sinnes sich nicht trennen läßt.

So geschieht es, daß kein Begriff in unserm Anschauen und Vorstellen vereinzelt dasteht, sondern jeder sogleich seine eingeschlossenen und angeschlossenen, seine Neben- und Hinterbegriffe mit sich bringt. So bringt der Lautenton den Hinterbegriff der Saitenschwingung, die Pflanze den Hinterbegriff des Ackers, der Mensch den Hinterbegriff seiner Abstammung mit sich.

Wenn unter deutlichen Vorstellungen diejenigen verstanden werden, welche man nicht nur von andern genau unterscheiden, sondern auch in ihre innern Unterschiede oder Bestandtheile zerlegen kann, so leiden vermöge des Vehikelverhältnisses unsere sämmtlichen Vorstellungen mehr oder weniger an einer Undeutlichkeit, nämlich an jener Unfähigkeit unsers Vorstellungsvermögens, Dasjenige zu sondern, was doch an sich selbst nicht identisch ist. Die Foderung Plato's und der Megarischen Schule, alles nicht Identische in den Begriffen trennbar zu machen, stieß auf so große Schwierigkeiten, daß schon Aristoteles wieder gänzlich von derselben abstand.

§. 24.

Von der Bildung der Urtheile und Schlüsse.

Quantität, Qualität, Relation und Modalität der Urtheile. Die neunzehn Figuren der Aristotelischen Schlußbildung in ihren vier Modis.

Das Aristotelische Urtheil hebt aus den dem Stammbegriff subordinirten Zweigbegriffen irgend einen besonders hervor, daher Urtheil im Aristotelischen Sinn so viel ist als Heraushebung des Besondern

aus dem Allgemeinen, oder Hervorkehrung irgend einer besondern Combination beweglicher Merkmale aus dem Umfange des Stammbegriffs, wie wenn ich aus dem beweglichen Begriff Mensch die Combination Neger hervorhebe und sage: Der Neger ist Mensch. Das allgemeine Schema aller Aristotelischen Urtheile ist daher das Verhältniß, worin einige Vorstellungen irgend einer Art zu allen derselben Art stehen. So z. B. kann ich anstatt Neger sagen: einige Menschen. Denn die Neger sind ein Ausschnitt aus der in sich beweglichen Sphäre Mensch. Will ich aber die Sphäre Mensch schlechthin ausdrücken, so muß ich sagen: alle Menschen. Einige Menschen sind auch Menschen, denn sie gehören zu den Allen und daher sind auch die Neger Menschen, weil ich statt Neger auch einige Menschen sagen darf. Hier leuchtet sogleich die Quantität des Urtheils in ihrem Grundverhältniß ein. Das universelle Urtheil (alle M. u. s. w.) betrifft den Stammbegriff, das particuläre Urtheil (einige M. u. s. w.) betrifft einen Zweigbegriff, läßt es aber dabei unbestimmt, welchen der Zweigbegriffe man aus dem Stammbegriffe hervorheben will. Es können z. B. Neger, es können auch Chinesen hervorgehoben werden. Und ich kann dann z. B. das Urtheil: alle Neger sind schwarz, umwandeln in das gleichbedeutende: einige Menschen sind schwarz.

Die Eigenschaften oder Prädicate, z. B. schwarz, roth, werden daher im Aristotelischen Urtheil niemals in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung von einfachen Qualitäten oder positiven Abstractis, sondern immer in der abgeleiteten und künstlichen Form von negativen Abstractis oder hohlen Stammbegriffen genommen. Und dadurch wird hier dem natürlichen Standpunkte der Beobachtung, nach welchem die Begriffe des Denkprocesses Complicationen gewisser Ausschnitte aus gewissen Disjunctionsscalen sind, der abgeleitete und künstliche vorgezogen, nach welchem diese Complicationen als ein hohles Fachwerk von lauter Stamm- und Zweigbegriffen (hohlen Residuis) unter dem Grundgesetz des Allgemeinen und Besondern sich präsentiren. Daher gibt es im Felde des Aristotelischen Urtheils, streng genommen, gar keine Prädicate oder Eigenschaften, sondern nur lauter verstümmelte Stammbegriffe, welche nach der Sphäre ihres Umfangs aneinander gemessen werden, wobei der specifische Naturunterschied zwischen Complication (Subject) und hervorgehobenem Merkmal (Prädicat) ganz wegfällt und man unter Subject nichts weiter versteht als

den untergeordneten, unter Prädicat nichts weiter als den übergeordneten Begriff. Obgleich es z. B. so aussieht, als ob im Urtheil: einige Menschen sind schwarz, das Subject eine Complication und das Prädicat ein einfaches Merkmal bedeute, so sieht man doch sogleich an der von Aristoteles zugelassenen Umkehrung: einiges Schwarze ist Mensch, daß jenem Urtheil von vornherein ein ganz anderer Sinn untergelegt wurde, nämlich der Sinn, daß der Begriff Mensch in einigen seiner Exemplare sich als Zweigbegriff zum Stammbegriff der schwarzen Objecte verhalte, ebenso wie umgekehrt der Stammbegriff der schwarzen Objecte in einigen seiner Exemplare sich als Zweigbegriff zum Stammbegriff des Menschen verhält. Obgleich aber das Subject des Aristotelischen Urtheils die Bedeutung hat, dem Prädicat untergeordnet zu sein, und sich daher Subject zu Prädicat immer wie Zweig zum Stamm verhält, so gibt es doch auch Fälle, in denen es erlaubt ist, den Stammbegriff seinem eigenen Zweigbegriffe unterzuordnen nämlich durch Einschränkung, wie wenn ich sage: einige Menschen, oder die in Neu-Guinea lebenden Menschen sind Neger. Denn hier wird durch die Einschränkung (einige) hervorgebracht, daß der Stammbegriff (Mensch) nicht mehr sich selbst, sondern nur noch einen Zweig seines Zweiges (Neger) bedeutet.

Das einfache Verhältniß des Subjects zum Prädicat heißt das kategorische Urtheil. Das kategorische Urtheil als Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine hat seit Aristoteles für das Grundverhältniß alles wissenschaftlichen Denkens gegolten und gilt auch bei Kant und Hegel fortwährend fälschlich dafür. Das Verhältniß des Allgemeinen und Besondern ist ein ganz richtiges Verhältniß in unserm Denken, aber ein abgeleitetes. Das Verhältniß der reinen Disjunctionsscalen und ihrer Vehikel-Zusammenhänge ist ein viel ursprünglicheres und aus ihm fließt jenes andre erst als Folge hervor. Denn die Disjunctionsscalen enthalten weder besondere, noch universelle Begriffe, sondern die Grundlagen und Voraussetzungen, aus denen sich sowol das Allgemeine als das Besondere in unsern Begriffen, was in jenen noch gar nicht vorkommt, allererst erzeugt. So z. B. ist aus der Farbenscale die Vorstellung Roth an und für sich weder ein Allgemeines, noch ein Besonderes, sondern ein Einfaches, Ungetheiltes. Erst wenn sie in einer fremden Scale, z. B. der des Raums, zergeht, etwa auf Veranlassung des Anblicks von einer Schüssel Krebse, be-

kommt sie den Charakter der Allgemeinheit oder des Befassens mehrer Exemplare unter einen gemeinsamen Begriff. Nun habe ich es nicht mehr mit der einfachen psychischen Qualität Roth, sondern mit dem negativen Abstractum des Rothen oder der rothen Objecte als solcher Ausschnitte aus heterogenen Disjunctionsscalen zu thun, welche sich mit dem Prädicat Roth im Verhältnisse des Vehikels befinden. Mit einem Wort, die Kategorie des Allgemeinen oder des Universale bezeichnet den künstlichen Anschein, welchen ein Begriff dadurch gewinnt, daß er nicht in seiner eigenen, sondern in einer fremden Disjunctionsscale oder in Complexen fremder Disjunctionsscalen angeschaut wird. Das Grundverhältniß dieser künstlichen Gegenscheine unter den Begriffen ist das kategorische Urtheil. Das hypothetische Urtheil unterscheidet sich von diesem nur dadurch, daß es eine Umschreibung desselben ist, wobei man das Subject in einen Vordersatz, das Prädicat in einen Nachsatz auflöst. Statt zu sagen: alle Neger sind schwarz, kann ich auch sagen: wenn ein Mensch ein Neger ist, so hat er eine schwarze Haut. Dies ist das Schema, wonach sich alle kategorischen Urtheile in hypothetische umwandeln lassen, und umgekehrt. Sage ich: wenn es regnet, so werden die Pflanzen frisch, so heißt das: der Regen erfrischt die Pflanzen, oder: unter Dem, was die Pflanzen erfrischen kann, kommt auch Regen vor. Diese Unterschiede gehen blos die Form und Einkleidung, nicht aber die Sache an. Daher hat in Praxi der Vordersatz des hypothetischen Urtheils stets die Function des Subjects oder der Unterordnung, der Nachsatz die des Prädicats oder der Ueberordnung. Der übergeordnete Begriff heißt die Folge, der untergeordnete der Grund, weil, sobald der untergeordnete (z. B. Neger) gesetzt wird, darin der übergeordnete (z. B. Mensch) immer zugleich mitgesetzt ist.

Das Verhältniß des Urtheils wird sehr verwickelt durch den Unterschied zwischen bejahenden und verneinenden Urtheilen. Es handelt sich hier darum, ob das angegebene Subordinationsverhältniß zwischen Subject und Prädicat in einem bestimmten Falle behauptet oder geleugnet wird. Daher ist der materielle Inhalt des bejahenden Urtheils von dem des verneinenden gar nicht unterschieden und der Unterschied besteht lediglich darin, daß das bejahende Urtheil diesen Inhalt setzt, um ihn stehen zu lassen, das verneinende aber, um ihn aufzuheben, d. h. um sich im Willen ihm feindselig zu widersetzen. Hier wird es wiederum als an einem anschaulichen Bilde recht klar, wie das Denken

als ein fortwährendes Spiel in bejahenden und verneinenden Urtheilen nichts ist als das Spiel der gehemmten Triebe, welche in der Hemmung unaufhörlich ihre Neigung und ihren Abscheu spielen lassen. Die Zuneigung heißt bejahendes Urtheil, die Abneigung verneinendes Urtheil.

Ein Mittelding zwischen beiden ist das problematische Urtheil, welches weder bejaht noch verneint, sondern eine Combination als möglich setzt. Unter dem Möglichen wird Das verstanden, was sich nicht widerspricht, und daher gesetzt oder combinirt werden kann, sobald es uns gefällt. Das Mögliche ist das sich nicht Widersprechende, sowie das Unmögliche Das ist, was an einem Widerspruch leidet. Es geht hieraus hervor, daß die problematischen Urtheile entgegengesetzt sind den Urtheilen, welche Etwas nicht blos verneinen, sondern dasselbe auch als unmöglich setzen. Und zwar verhalten sich die unmöglichen oder widersprechenden Urtheile zu den möglichen wie die bejahenden Urtheile zu den verneinenden. Denn wenn das unmögliche Urtheil einen Widerspruch zwischen Subject und Prädicat behauptet, so ist das problematische Urtheil die Leugnung dieses Widerspruchs. Es gibt daher kaum etwas Complicirteres im Denken als den Begriff der Möglichkeit. Denn er ist die Ableugnung oder Negation des Begriffs eines gesetzten Widerspruchs oder einer nicht zu vermeidenden Negation, entspringt also aus einer doppelten Verneinung, wovon die erste mit dem Begriff des Unvermeidlichen oder Nothwendigen zum Begriff des Unmöglichen (Dessen, was nothwendig *nicht* ist) umschmilzt, um durch neue Verneinung in den Begriff des Möglichen umzuspringen. Denn die Setzung des Widerspruchs ist die Setzung der Nothwendigkeit, daß Etwas *nicht* sei. Man muß sich daher nicht durch den Sprachgebrauch irre machen lassen, als ob das Mögliche der positive Begriff sei und das Unmögliche der negative, von jenem abgeleitete. Eine genauere Untersuchung zeigt, daß das Gegentheil der Fall ist. Dem problematischen Urtheil gegenüber heißt das im einzelnen Fall bejahende Urtheil das assertorische, das überhaupt oder nothwendig bejahende das apodiktische.

Eine andere Art von Mittelgliedern zwischen den bejahenden und verneinenden Urtheilen sind die *unendlichen* Urtheile. Sie haben ganz die Bedeutung der verneinenden, geben aber dem verneinenden Urtheil eine bejahende Form. Z. B. statt von allen Negern das Prädicat der Gelehrsam-

keit zu verneinen, kann ich auch allen das Prädicat der Ungelehrsamkeit geben. So bekomme ich den unendlichen, d. h. unbestimmten und imaginären Begriff der Nichtgelehrsamkeit, welcher sich freilich wie die imaginären Größen der Mathematik nicht anders vollziehen läßt als durch Auflösung in seine Function. D. h. die ganze Bedeutung der Ungelehrtheit des Negers besteht lediglich darin, daß ich leugne, er sei gelehrt. Die imaginären Größen unendlicher Urtheile lösen sich daher in eine bloße Formenspielerei auf.

Die fixen Merkmale, welche den Inhalt des Stammbegriffs bilden, heißen die wesentlichen, die beweglichen, welche den Stammbegriff in seinen Umfang zergehen machen, heißen die außerwesentlichen oder zufälligen. Denn unter Wesen oder Substanz wird überall das Beharrende und Feste verstanden, unter dem Zufälligen Das, was entweder so oder auch anders sein kann. Daher verhält sich der übergeordnete Begriff immer als die nothwendige Folge von der Setzung des untergeordneten, weil er aus lauter unabtrennlichen oder wesentlichen Merkmalen besteht, welche in jenem vorkommen. Wenn nun nach dem Grunde eines Begriffs geforscht wird, so bedeutet dies jedesmal eine Frage nach einem untergeordneten Begriff, in welchem der fragliche Begriff (die Folge) als ein übergeordneter oder als ein Complex wesentlicher Merkmale vorkomme. So ist der Neger ein Grund zur Setzung des Begriffs Mensch, die Rose ein Grund zur Setzung des Begriffs der Pflanze, ferner der Neger ein Grund zur Setzung des Begriffs des Schwarzen, welchem er als Zweigbegriff untergeordnet ist, u. s. f. Denn da die Zweigbegriffe immer aus einer Combination der beweglichen Merkmale des Stammbegriffs entstehen, so entlehnen sie aus dem Stammbegriff immer den ganzen Inhalt seiner fixen Merkmale.

Wenn ich nun ein wesentliches Merkmal am Stammbegriff hervorhebe, z. B. die Vernunft am Menschen, so bildet diese einen höhern Stammbegriff, zu dem der Mensch sich (neben Engeln und Geistern) als Zweigbegriff verhält: vernünftiges Wesen zu sein. Daher läßt sich jedes Merkmal ansehen als Stammbegriff, zu dem die Sache, woran das Merkmal ist, den Zweigbegriff bildet und umgekehrt verhält sich der Stammbegriff zu seinen sämmtlichen Zweigbegriffen als Eigenschaft. So z. B. ist Mensch eine Eigenschaft des Negers, und vernünftig sein eine Eigenschaft des Menschen. Und

weil die Eigenschaften des Stammbegriffs auch den Zweigbegriffen zukommen, oder weil die Stammbegriffe der Stammbegriffe auch die Stammbegriffe der Zweigbegriffe sind, so gilt der Satz: Nota notae est nota rei ipsius, und Quod repugnat notae, repugnat rei ipsi. Man darf jedoch das Merkmal hierbei nie im Sinn eines positiven Abstractums (z. B. roth, grün), sondern immer nur im Sinn eines negativen (z. B. Rothes, Grünes) verstehen.

Für die Beilegung einer Eigenschaft (Stammbegriff) den Grund (Zweigbegriff) angeben, nennt man schließen. Wenn ich z. B. von meiner Befürchtung, Cajus werde durchs Examen fallen, den Grund angebe, daß er wenig Kenntnisse besitze, so entdeckt der Hörer das wahrscheinliche Fallen durchs Examen als Eigenschaft oder Folge im Begriffe des Besitzes weniger Kenntnisse, und weil dieser Begriff eine Eigenschaft des Cajus ist, so wird nun jene Folge als wesentliches Merkmal im Begriff des Cajus entdeckt. Die Angabe des Grundes (Mittelbegriffs) beim Schließen dient dazu, den Hörer auf die Fährte zu bringen, den kleinsten Begriff (Terminus minor) als Zweigbegriff unter den möglichen Combinationen des Stammbegriffs (Terminus major) zu entdecken. Die Thätigkeit des Denkens, durch welche Schlüsse zu Stande kommen, besteht hier darin, daß wir den Stammbegriff in Zweigbegriffe (Gründe) zergehen lassen durch eine Heftung der Aufmerksamkeit auf die beweglichen Merkmale, wobei nach dem Gesetze der Aehnlichkeit der in den kleinsten Begriff (Terminus minor) als Eigenschaft einschmelzende Zweigbegriff als Grund (Terminus medius) hervorgehoben wird. Die Fähigkeit des Schließens beruht daher hier auf der Fähigkeit, die Aufmerksamkeit aus ihrem natürlichen Felde in einen künstlichen Focus zu concentriren und hier von Punkt zu Punkt (von Eigenschaft zu Eigenschaft) fortzubewegen. Jedes Wesen, dessen Aufmerksamkeit auf diese Art beweglich geworden ist, besitzt das Schlußvermögen.

Der Terminus medius oder Grund verhält sich zum Terminus minor oder Subject hier als Stammbegriff, dessen Zweigbegriff das Subject, dessen Merkmal das Prädicat ist. Z. B. der Stein sinkt im Wasser unter, nämlich als schwer, oder weil er schwer ist. Die Flamme erhebt sich in die Luft, nämlich als leicht, oder weil sie leicht ist. Stein und Flamme sind hier Subjectbegriffe (S), Sinken und Steigen Prädicatbegriffe (P), aber Schwer und Leicht Mittelbegriffe

(M) oder Gründe. Man ſucht nun eine Stellung der Begriffe, worin das Prädicat (Sinken, Steigen) am Subject erſcheint als Merkmal eines Merkmals, nämlich der Merkmale Schwer und Leicht. Man legt den Merkmalen, die man beweiſen will, Merkmale unter, als deren Eigenſchaften ſie erſcheinen.

M : P.	Das Schwere ſinkt.	Das Leichte ſteigt.
S : M.	Der Stein iſt ſchwer.	Die Flamme iſt leicht.
S : P.	Der Stein ſinkt.	Die Flamme ſteigt.

Das Verhältniß des Grundes zum Prädicat (M : P) heißt der Oberſatz (Propositio major), das des Subjects zum Grunde (S : M) heißt der Unterſatz (Propositio minor), und das des Subjects zum Prädicat (S : P) heißt der Schlußſatz (Conclusio).

Nun ergeben ſich durch die verſchiedenen Stellungen, die der Mittelbegriff einnehmen kann, folgende vier Modi des Schließens:

1)	2)	3)	4)
M : P	P : M	M : P	P : M
S : M	S : M	M : S	M : S
S : P.	S : P.	S : P.	S : P.

Das allgemein bejahende Urtheil heiße A, das particulär bejahende I, das allgemein verneinende E, das particulär verneinende O. So ergibt ſich durch Verſuche Folgendes:

Der erſte Modus umfaßt vier Figuren: AAA, EAE, AII, EIO (barbara, celarent, darii, ferio).

Der zweite Modus umfaßt vier Figuren: EAE, AEE, EIO, AOO (cesare, camestres, festino, baroco).

Der dritte Modus umfaßt ſechs Figuren: AAI, EAO, IAI, AII, OAO, EIO (darapti, felapton, disamis, datisi, bocardo, ferison).

Der vierte Modus (der Galeniſche) umfaßt fünf Figuren: AAI, AEE, IAI, EAO, EIO (bamalip, calemes, dimatis, fesapo, fresison).

Erſter Modus.

M : P
S : M
S : P

1) Barbara.

Schema der Subordination (S M P)

Die Pflanzen (S) thun dem Auge wohl (P), weil ſie grün ſind (M).

Denn das Grüne (M) thut dem Auge wohl (P),
Und da die Pflanzen (S) grün sind (M),
So thun sie (S) dem Auge wohl (P).
Dichte Bäume (S) schaden den Blumen (P) wegen ihres starken Schattens (M).
Denn starker Schatten (M) schadet den Blumen (P),
Dichte Bäume (S) aber geben starken Schatten (M),
Also werden sie (S) den Blumen schaden (P).
Die Planetarien (S) müssen aufgezogen werden (P), nämlich als Uhren (M).
Denn da alle Uhren (M) aufgezogen werden müssen (P),
Die Planetarien (S) aber Uhren sind (M),
So müssen auch sie (S) aufgezogen werden (P).

2) Celarent.

Schema der Subordination (S M)

Kein Hottentott (S) ist Astronom (P), nämlich als ungelehrt (M).
Denn kein Ungelehrter (M) ist Astronom (P),
Und weil alle Hottentotten (S) ungelehrt sind (M),
So ist keiner von ihnen (S) Astronom (P).
Kein Mensch (S) ist frei von Irrthum (P), indem er einen beschränkten Geist hat (M).
Denn kein beschränkter Geist (M) ist frei von Irrthum (P).
So gewiß also der Mensch (S) einen beschränkten Geist hat (M),
So gewiß ist er (S) nicht frei von Irrthum (P).
Die Walfische (S) legen keine Eier (P), denn sie sind Säugethiere (M).
Kein Säugethier (M) aber legt Eier (P),
So gewiß demnach die Walfische (S) Säugethiere sind (M),
So gewiß legt keiner (S) unter ihnen Eier (P).

3) Darii.

Schema der Subordination (M P)

Einige Menschen (S) kommen immer zu spät (P), weil sie träge sind (M).
Denn der Träge (M) kommt immer zu spät (P).
Sind folglich einige Menschen (S) träge (M),
So werden sie (S) sicher immer zu spät kommen (P).
Sie (S) gefällt mir (P) wegen ihrer Schönheit (M).
Denn das Schöne (M) gefällt mir (P).
Sie (S) aber ist schön (M),
Und so kommt es, daß sie (S) mir gefällt (P).

4) Ferio.

Schema der Subordination (S)(M)

Einige Schelme (S) betrügen dich nicht (P), weil sie Schaden daraus fürchten (M).
Denn wer dabei Schaden fürchtet (M), wird dich nicht betrügen (P),
Welche Schelme (S) also Schaden daraus fürchten (M),
Die (S) betrügen dich sicher nicht (P).

Dieses Rasirmesser (S) ist nicht mehr brauchbar (P), indem es Scharten bekommen hat (M).
Denn was schartig ist (M), ist nicht brauchbar (P),
Dieses Rasirmesser (S) hat aber Scharten (M),
Es (S) ist also nicht brauchbar (P).

Zweiter Modus.

$$\frac{P : M \quad S : M}{S : P}$$

5) Cesare.

Schema der Subordination (S)M

Kein Geist (S) ist materiell (P), wegen seines freien Willens (M).
Denn kein Materielles (P) hat freien Willen (M),
Alle Geister (S) haben aber freien Willen (M),
Folglich ist kein Geist (S) materiell (P).

Kein Hottentott (S) ist Astronom (P), nämlich als ungelehrt (M).
Denn kein Astronom (P) darf ungelehrt sein (M),
Alle Hottentotten (S) aber sind ungelehrt (M),
Daher ist Niemand unter ihnen (S) Astronom (P).

6) Camestres.

Schema der Subordination (P)M

Kein Sündenloser (S) ist Mensch (P), denn kein solcher ist dem Tode unterworfen (M).
Alle Menschen (P) aber sind dem Tode unterworfen (M),
Weil nun kein Sündenloser (S) dies ist (M),
So ist auch kein solcher (S) ein Mensch (P).

Kein Hottentott (S) ist Astronom (P), weil kein solcher gelehrt ist (M).
Denn alle Astronomen (P) sind gelehrt (M),
Und da nun kein Hottentott (S) dieses ist (M),
So ist auch kein Hottentott (S) Astronom (P).

7) Festino.

Schema der Subordination (S)(M)

Einige Schelme (S) betrügen dich nicht (P), weil sie Schaden daraus fürchten (M).

Denn Niemand, der dich betrügt (P), fürchtet Schaden aus seinem Betrug (M).

Einige Schelme (S) aber fürchten solchen Schaden (M).

Folglich werden einige Schelme (S) dich nicht betrügen (P).

Dieses Siegellack (S) ist nicht von guter Sorte (P), weil es schlecht brennt (M).

Denn kein Siegellack von guter Sorte (P) brennt schlecht (M).

Da nun dieses Siegellack (S) schlecht brennt (M),

So ist es (S) nicht von guter Sorte (P).

8) Baroco.

Schema der Subordination (P)M)

Einige Vornehme (S) können nicht Pasteten essen (P), weil sie kein Geld dazu haben (M).

Denn wer Pasteten essen will (P), muß viel Geld haben (M).

Da nun einige Vornehme (S) nicht viel Geld haben (M),

So können sie (S) nicht Pasteten essen (P).

Ich (S) kann das Bret nicht nageln (P), weil ich keinen Hammer dazu habe (M).

Denn wer das Bret nageln will (P), muß einen Hammer haben (M).

Weil ich (S) nun keinen Hammer habe (M),

So kann ich (S) das Bret nicht nageln (P).

Dritter Modus.

M : P
M : S

S : P

9) Darapti.

Schema der Subordination (S)(M)(P)

Einiges Vergnügen (S) ist moralisch (P), z. B. Musik (M).

Denn die Musik (M) ist eine vollkommen moralische Beschäftigung (P).

Da nun die Musik (M) ein Vergnügen ist (S),

So ist einiges Vergnügen (S) moralisch (P).

Einige Blumen (S) sind schwarz (P), nämlich die schwarzen Hyacinthen (M).

Denn dieſe Art von Hyacinthen (M) iſt wirklich ſchwarz (P),
Und da dieſelben (M) Blumen ſind (S),
So ſind einige Blumen (S) ſchwarz (P).
Einige Menſchen (S) wußten Zukünftiges (P), weil ſie Propheten waren (M).
Denn alle Propheten (M) wußten Zukünftiges (P),
Und indem alle Propheten (M) Menſchen waren (S),
So haben einige Menſchen (S) Zukünftiges gewußt (P).

10) Felapton.

Schema der Subordination (MS)

Einige Pflanzen (S) ſind nicht grün (P), z. B. der wilde Wein im Herbſt (M).
Denn der wilde Wein im Herbſt (M) iſt nicht grün (P),
Und weil der wilde Weinſtock (M) eine Pflanze iſt (S),
So ſind einige Pflanzen (S) nicht grün (P).
Einige Thiere (S) haben keine Füße (P), wie die Schlangen (M).
Denn die Schlangen (M) haben keine Füße (P),
Und da die Schlangen (M) Thiere ſind (S),
So haben einige Thiere (S) keine Füße (P).

11) Diſamis.

Schema der Subordination (MS)

Einiges Tödtliche (S) ſtammt aus dem Pflanzenreich (P); denn es gibt darin Gifte (M).
Weil nun einige Gifte (M) aus dem Pflanzenreich ſtammen (P),
Und weil alle Gifte (M) tödtlich ſind (S),
So ſtammt einiges Tödtliche (S) aus dem Pflanzenreich (P).
Einige Blumen (S) ſind ſchwarz (P), nämlich gewiſſe Hyacinthen (M).
Denn gewiſſe Hyacinthen (M) ſind ſchwarz (P),
Und da die Hyacinthen (M) Blumen ſind (S),
So ſind einige Blumen (S) ſchwarz (P).

12) Datiſi.

Schema der Subordination (MP)

Einigen Guten (S) geht es ſchlecht (P), z. B. einigen verkannten Genies (M).
Denn allen verkannten Genies (M) geht es ſchlecht (P),
Und da einige verkannte Genies (M) gute Menſchen ſind (S),
So geht es einigen Guten (S) ſchlecht (P).

Einige Süßigkeiten (S) ſind tödtlich (P); denn einige Gifte (M) ſind ſüß,
Alle Gifte (M) aber ſind tödtlich (P),
Und da nun einige Gifte (M) ſüß ſchmecken (S),
So ſind einige Süßigkeiten (S) tödtlich (P).

13) Bocardo.

Schema der Subordination (M S)

Einige Thiere (S) haben keine Füße (P), z. B. einige Amphibien (M).
Denn einige Amphibien (M) haben keine Füße (P),
Und weil alle Amphibien (M) Thiere ſind (S),
So haben einige Thiere (S) keine Füße (P).
Einige Thiere (S) leben ohne Nahrung (P), nämlich gewiſſe Schmetterlinge,
Welche (M) gänzlich ohne Nahrung leben (P).
Da nun alle Schmetterlinge (M) Thiere ſind (S),
So nehmen einige Thiere (S) keine Nahrung zu ſich (P).

14) Feriſon.

Schema der Subordination (M S)

Einige empfindliche Seelen (S) nehmen dennoch keine Rache (P), weil ſie zu edelmüthig dazu ſind (M).
Denn kein Edelmüthiger (M) rächt ſich (P),
Und da einige Edelmüthige (M) empfindlicher Natur ſind (S),
So rächen ſich einige Empfindliche (S) dennoch nicht (P).
Einige Waſſerthiere (S) legen keine Eier (P), weil ſie Säugethiere ſind (M).
Denn kein Säugethier (M) legt Eier (P),
Aber einige Säugethiere (M) leben im Waſſer (S),
Folglich legen einige im Waſſer lebende Thiere (S) keine Eier (P).

Vierter Modus.

P : M
M : S
S : P

15) Bamalip.

Schema der Subordination (P M S)

Zu Dem, was dem Auge wohlthut (S), gehören die Pflanzen (P) wegen ihres Grüns (M).
Denn alle Pflanzen (P) ſind grün (M),
Alles Grüne (M) aber thut dem Auge wohl (S),

Und folglich iſt Einiges, was dem Auge wohlthut (S), Pflanze (P).
Zu Dem, was den Blumengärten ſehr ſchadet (S), gehören auch die dichten Bäume (P) wegen ihres ſtarken Schattens (M).
Denn alle dichten Bäume (P) geben ſtarken Schatten (M),
Und aller ſtarke Schatten (M) ſchadet den Blumengärten (S).
Daher gehören zu den Schädlichkeiten der Blumengärten (S) die dichten Bäume (P).
Zu den harten Körpern (S) gehört auch das Waſſer (P) wegen ſeiner unbedeutenden Comprimirbarkeit (M).
Denn das Waſſer (P) iſt ſehr wenig comprimirbar (M),
Was aber wenig comprimirbar iſt (M), heißt hart (S).
Daher wird unter den harten Körpern (S) auch das Waſſer angetroffen (P).

16) Calemes.

Schema der Subordination (P M)

Kein Sündenloſer (S) iſt Menſch (P) wegen der menſchlichen Schwäche (M).
Denn alle Menſchen (P) ſind moraliſch ſchwach (M),
Und da kein moraliſch Schwacher (M) ſündenlos iſt (S),
So kann kein Sündenloſer (S) Menſch ſein (P).
Kein Hottentott (S) iſt Aſtronom (P), weil kein Gelehrter (M) Hottentott iſt.
Denn alle Aſtronomen (P) ſind Gelehrte (M),
Aber kein Gelehrter (M) iſt Hottentott (S),
Und folglich kein Hottentott (S) Aſtronom (P).
Keinem Zauberer (S) iſt zu trauen (P), weil ein ſolcher kein Guter iſt (M).
Denn wem man trauen ſoll (P), muß immer ein guter Menſch ſein (M).
Nun aber treibt kein guter Menſch (M) die Zauberei (S).
Folglich iſt keinem Zauberer (S) zu trauen (P).

17) Dimatis.

Schema der Subordination (M S)

Einiges Tödtliche (S) ſtammt aus dem Pflanzenreich (P), nämlich das Giftige darin (M).
Denn gewiſſe Pflanzen (P) ſind giftig (M),
Alles Giftige (M) aber iſt tödtlich (S),
Und ſo ſtammt einiges Tödtliche (S) aus dem Pflanzenreich (P).
Zu den nervenanſtrengenden Agentien (S) gehören auch Wohlgerüche (P), nämlich die betäubenden (M).

Denn einige Wohlgerüche (P) betäuben (M),
Alles Betäubende aber (M) greift die Nerven an (S),
Und daher sind unter den nervenanstrengenden Agentien (S) auch Wohlgerüche (P).

18) Fesapo.

Schema der Subordination (M S)

Gewisse Krankheiten (S) kann der Arzt nicht heilen (P), z. B. Schwindsucht (M).
Denn heilen kann kein Arzt (P) die Schwindsucht (M),
Alle Schwindsucht (M) aber ist eine Krankheit (S),
Und so gibt es gewisse Krankheiten (S), die der Arzt nicht heilen kann (P).
Nicht alles Vergnügen (S) wird sich der Edle erlauben (P), z. B. nicht das Hazardspiel (M).
Denn kein Edler (S) erlaubt sich das Hazardspiel (M),
Das Hazardspiel (M) aber ist ein Vergnügen (S).
Einiges Vergnügen (S) erlaubt sich demnach der Edle nicht (P).

19) Fresison.

Schema der Subordination (M S)

Einige Ritter (S) waren nicht edelmüthig (P), indem manche von ihnen wilde Rache nahmen (M).
Denn kein Edelmüthiger (P) nimmt wilde Rache (M),
Und da einige sich wild Rächende (M) Ritter waren (S),
So zeigten einige Ritter (S) sich nicht edelmüthig (P).
Nicht alle Kaufleute (S) sind ehrlich (P), z. B. die Schmuggler nicht (M).
Denn kein ehrlicher Mann (P) schmuggelt (M),
Und da unter den Schmuggelnden (M) Kaufleute angetroffen werden (S),
So sind nicht alle Kaufleute (S) ehrlich (P).

§. 25.

Fortsetzung der Lehre von den Schlüssen.

Verhältniß von Begriff, Urtheil und Schluß. Function der Aufmerksamkeit beim Urtheilen und Schließen. Schlüsse aus Wechselbegriffen und Correlaten. Unterordnungsschlüsse. Entgegensetzungsschlüsse. Hypothetische, disjunctive Schlüsse. Umkehrungsschlüsse. Modalitätsschlüsse.

Die im Vorigen angeführten Beispiele werden es zur Genüge bewiesen haben, daß die vierzehn von Aristoteles aufgestellten nebst den fünf von Galen hinzugefügten Schlußfiguren keine leeren Spitzfindigkeiten sind, sondern lauter Formen der Begründung unserer Urtheile enthal-

ten, wie sie die alltägliche Praxis fortwährend bietet. Und es ist keine einzige unter ihnen anzugeben, von welcher nicht ein mehr oder weniger häufiger Gebrauch in der täglichen Lebendigkeit des Räsonnements vorkäme. Daher bewies Kant dadurch, daß er jenen bekannten Tadel derselben (im Aufsatz von der falschen Spitzfindigkeit der syllogistischen Figuren) unvorsichtig in die Welt hinaus schickte, nur dies, daß er sich mit ihnen nicht gründlich beschäftigt hatte. Zwar kann man dem Aristoteles bei seiner Arbeit wol mit Recht eine falsche Spitzfindigkeit vorwerfen. Diese bezieht sich aber nicht auf seine verdienstvolle, ja bewunderungswürdige Entdeckung dieser Grundschritte der sich in ihrem Felde bewegenden Aufmerksamkeit, unter denen Bamalip und Baroco ebenso wenig entbehrt werden kann als Barbara und Camestres. Sie bestand vielmehr in der gänzlich überflüssigen Arbeit einer Ableitung der folgenden Figuren aus den vier ersten, die er sich machte, hierzu verleitet, wie es scheint, durch das Beispiel der Mathematik, welche ihre Stärke darin hat, das Unbekannte aus dem Bekannten zu beweisen. Solches Beweisen aber hat nur dann Sinn, wenn das zu Beweisende, wie in der Mathematik, ein erst zu Erfahrendes, ein wirklich Unbekanntes ist, nicht aber, wenn dasselbe zu seiner Evidenz gar keines Beweises bedarf. Nun liegen in jeder Schlußfigur die Subordinationsverhältnisse der drei vorkommenden Begriffe von selbst und unmittelbar in völliger Klarheit dem innern Auge vor, und es hat folglich ihre Reduction auf eine andere Nachfolge in der Nennung der Namen, wobei sich in den gleich von Anfang klaren Subordinationsverhältnissen nichts als die Aussprache ändert, nur den Werth einer Spielerei. Aristoteles hat seiner großen Erfindung durch sie den Schaden zugefügt, daß sich der irrige Wahn erzeugte, als werde in den funfzehn folgenden Figuren nicht ebenso unmittelbar und häufig gedacht und räsonnirt als in den vier ersten. Das Räsonnement der Scholastiker bekam seine steifen und verhaßten Schnürstiefeln blos durch die Caprice, eine jede Beweisform, welche ihnen unter der Gestalt irgend eines der drei andern Modi einfiel, sogleich in den ersten Modus zu übersetzen. Manchmal geht dies leicht, es gibt aber auch Fälle (z. B. bei Baroco im zweiten Modus), wo diese Uebersetzung einen unerträglichen Zwang mit sich führt, und wo die Figuren des ersten Modus das Allerletzte sind, was uns im natürlichen Laufe unserer Gedanken einfällt. Von diesem scholastischen Vorurtheile ließ sich Kant bei seinen Angriffen

gänzlich leiten. Kant verdient daher schlechten Dank dafür, daß er die drei letzten Modi, welche schon bei den Aristotelikern selbst mehr als billig im Schatten standen, vollends aus der Theorie zu verdrängen suchte.

Der erste Punkt demnach, worin in Betreff der Schlußfiguren den Aristotelikern widersprochen werden muß, ist die Priorität des ersten Modus vor den drei übrigen, sowol in Beziehung auf die unmittelbare Klarheit der Einsicht, als die unmittelbare Geläufigkeit der Ausübung. Ein zweiter ebenso irriger Punkt dieser Art, bei welchem Kant ebenfalls das Aristotelische Vorurtheil nicht nur theilte, sondern eher noch wol steigerte, ist die Priorität des Begreifens vor dem Urtheilen und des Urtheilens vor dem Schließen. Es ist gezeigt worden, daß, um einen Schluß zu bilden, nichts weiter erfodert wird als die Heftung der Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Merkmal in irgend einer Complication, wodurch immer sogleich die Disjunctionsscale desselben dem innern Blicke hell wird als eine Scale beweglicher Merkmale des Stammbegriffs. Daß in dieser Scale der Stammbegriff in eine Reihe von Zweigbegriffen zergeht, welche nun seine möglichen Gründe heißen, ist dann eine nothwendige Folge, die sich von selbst ergibt, und zu deren Hervorbringung es also gar nicht einer neuen Thätigkeit von unserer Seite bedarf. Eine einzige und einfache Concentration der Aufmerksamkeit bringt unausweichlich diese complicirte Folge hervor, deren sprachlicher Ausdruck eine so lange Reihe von Urtheilen ist, als Zweigbegriffe oder Gründe entstehen. Hiermit ist nun zwar einestheils noch kein Schluß, anderntheils aber auch schon bedeutend mehr als ein bloßer Schluß entstanden. Die Aufmerksamkeit hat nämlich hier mit einem Schlage eine ganze Reihe von Subordinationsverhältnissen vor sich, deren jedes zu Dem dienen kann, was wir in der Darstellung der Schlußfiguren das Schema der Subordination genannt haben. Damit nun ein Einfall, eine interessante Bemerkung u. dgl. entstehe, bedarf es nichts weiter als eines Zusammentreffens unter den Vorstellungen, daher uns auch solche Einfälle immer blitzartig und oft zur eigenen Ueberraschung entstehen, indem unsere Aufmerksamkeit weiter gar nichts zu ihnen beizutragen vermag als jene Concentrirung, ohne welche sie freilich nicht möglich sind. Die Situation gleicht der eines zielenden Schützen, welchem beim Zielen das Gewehr von selbst los geht, ohne daß er etwas Andres dabei zu thun vermag, als den Grad des Zielens oder seine Intensität zu verschärfen. Alles Uebrige erfolgt

ohne sein Zuthun, indem nach dem Gesetze der Verschmelzung sich zwischen der entstandenen Reihe von Subordinationen und andern zugleich mitgegebenen Vorstellungen Gruppen bilden, welche in den Kreis jener Subordinationen und folglich in den Kreis des Bewußtseins hineinfallen und dort von der Aufmerksamkeit entdeckt werden. Eine solche Entdeckung (Conception, Aperçu, Einfall) gibt jedesmal eine Schlußfigur, welche entweder blitzartig vorüber schlüpft oder von der Aufmerksamkeit fixirt wird. Dieses Fixiren (Concentration der Aufmerksamkeit auf eine einzige unter den vielen zugleich erscheinenden Combinationen) ist zwar ein zweiter Act der Aufmerksamkeit, aber keine neue Thätigkeit derselben, sondern nichts weiter als eine zweite Verengung ihres Feldes. Woraus also hervorgeht, daß eine Aufmerksamkeit, welcher es gelingt, aus dem Felde eines Complexes von Merkmalen in den verengten Focus eines einzelnen Merkmals sich zu concentriren, auch sogleich durch eine zweite Verengung ihres Feldes von ähnlicher Art der 19 Aristotelischen Figuren mächtig wird.

Das Schlußvermögen besteht also in der Fähigkeit, die Aufmerksamkeit aus ihrem natürlichen Felde in einen künstlichen Focus zu sammeln. Sogleich bei der ersten Sammlung bilden sich mit einem Schlage die sämmtlichen Subordinationsverhältnisse, welche die Figuren des Aristoteles abbilden, und zwar um so reicher und vollkommener, je reiner und schärfer die Sammlung (Anstrengung) der Aufmerksamkeit ist. Sie liegen aber bald innerhalb, bald außerhalb des Feldes der Aufmerksamkeit, und werden durch die beständige Unruhe derselben in ihrem Felde bald erhellt, bald wieder verdunkelt. In dieser Situation spielen demnach Begriffe, Urtheile und Schlußfiguren in unerschöpflichem Reichthum bereits durcheinander, auf vollkommene und helle Art, wenn die Aufmerksamkeit eine gespannte, auf fragmentarische und dunkle Art, wenn sie eine ermüdete und erschlaffte ist. Daher ist das Urtheil nicht vor dem Schluß, d. h. es gibt durchaus keine geistige Beschaffenheit, wobei gut geurtheilt und schlecht geschlossen würde, sondern die Grade des einen sind genau die Grade des andern. Auch gehört, um nur einen einzigen Denkbegriff zu Stande zu bringen, sei es als positives Abstractum, sei es als negatives Residuum, dazu die ganze Concentration der Aufmerksamkeit, welche, sobald sie vollzogen wird, uns sogleich den ganzen Reichthum der Schlußfiguren, wir mögen nun wollen oder nicht, zur Disposition stellt. Wie verkehrt es also

sei, nach Kantischer Weise einen Verstand als Vermögen der Begriffe, eine Urtheilskraft als Vermogen der Urtheile, und eine Vernunft als Vermögen der Schlusse nicht allein zu sondern, sondern auch in eine Rangordnung zu stellen, leuchtet ein.

Auf der andern Seite reichen die Aristotelischen Figuren auch lange noch nicht hin, den ganzen Reichthum der Combinationen, welche durch Sammlung der Aufmerksamkeit sich bilden, zu erschöpfen. So z. B. werden die Aristotelischen Figuren, wenn man sie auf mathematische Schlüsse anwendet, theils als etwas Erzwungenes, theils als etwas Ueberflüssiges erscheinen, theils Das, worauf es ankommt, gar nicht ausdrücken. Der Grund davon ist der, daß in mathematischen Beweisen immer alles auf Wechselbegriffe hinausläuft, und in den Aristotelischen Figuren auf Wechselbegriffe gar keine Rücksicht genommen wird. Sind z. B. die drei Seiten eines Triangels gleich, so wird daraus geschlossen, daß auch seine Winkel gleich sind, und umgekehrt. Hier wird geschlossen aus unmittelbarer innerer Anschauung oder Construction ohne allen Mittelbegriff, und es paßt daher hier keine der Aristotelischen Figuren. Auf ähnliche Art entstehen auch die mathematischen Gleichungen, denn die beiden Seiten einer Gleichung verhalten sich immer als Wechselbegriffe. Setze ich z. B. das Ganze, so bekomme ich ohne allen Mittelbegriff als Folge seine sämmtlichen Theile, setze ich die sämmtlichen Theile, so bekomme ich als Folge das Ganze, setze ich das Ganze doppelt, so bekomme ich als Folge die sämmtlichen Theile doppelt. Und wenn ich beim Handel z. B. eine Elle Zeug gegen den Wechselbegriff von 1 Thaler austausche, so ist die Waare ebenso sehr die Folge des Geldes, als das Geld die Folge der Waare ist, und zwar immer im reinen Wechselbegriffe, sodaß auf 2 Thaler 2 Ellen, auf 3 Thaler 3 Ellen u. s. f. erfolgen. Hiermit verwandt ist das Schließen nach correlativen Begriffen. Denn diese sind eine complicirtere Art von Wechselbegriffen. Wenn z. B. A die Hälfte von B ist, so folgt, daß B das Doppelte von A ist, wenn Cajus der Vater des Sempronius ist, so folgt, daß Sempronius der Sohn des Cajus ist, wenn dagegen Cajus der Bruder des Sempronius ist, so folgt, daß Sempronius ebenfalls der Bruder des Cajus ist u. s. f. Hierbei ist immer eine gegenseitige Subordination des Habens, welche sich nach den verschiedenen Vehikelverhältnissen verschieden gestaltet. Hat Sempronius den Cajus zum Vater, so ist darin gesetzt, daß Cajus den

Sempronius zum Sohn hat, daß dagegen Cajus den Sempronius unmöglich zum Vater oder Bruder haben kann. Daher sich denn ein jeder correlative Schluß sowol positiv als negativ ausdrücken läßt. Hat der Triangel drei gleiche Seiten, so wird geschlossen, daß jeder seiner Winkel 60 Grad hat, nicht 90, nicht 30, sondern grade 60. Ist Jemand der Sohn eines Mannes, so wird geschlossen, daß er nicht sein Vater sein kann, wol aber sein Schwager. Das letztere würde aber in der Construction der Begriffe vorausseţen, daß er die Schwester seines Vaters oder seiner Mutter zur Ehe genommen habe, und so folgt, wenn jenes Schwagersein geseţt wird, dieses Eheverhältniß wiederum als ein richtiger Schluß. Das alles beruht unmittelbar auf den Verhältnissen des Vehikels, wonach der Vater unausweichlich den Sohn, der Sohn unausweichlich den Vater fodert, der Bruder vielleicht, aber nicht unausweichlich den Bruder fodert (indem er auch Bruder einer Schwester sein kann), die Farbe unausweichlich die Fläche, aber die Fläche nicht unausweichlich, sondern nur vielleicht die Farbe fodert, u. s. f.

In die Kategorie der einfachen Correlata gehört ferner Das hinein, was die Aristoteliker unter der Lehre von den unmittelbaren Schlüssen oder Schlüssen des ersten Grades der Lehre von den 19 Figuren vorauszuschicken pflegten. Zuerst die Unterordnungsschlüsse.

Das allgemein bejahende Urtheil heiße A, das particulär bejahende aber I, so folgt aus der Position von A (=pA) als unausweichliches Correlat oder Vehikel der Vorstellung die Position von I (=pI). Sind alle Neger schwarz, so sind es auch diese und jene.

Das allgemein verneinende Urtheil heiße E, das particulär verneinende aber O, so folgt aus der Position von E (=pE) immer die Position von O (=pO). Ist keine Blume schwarz, so ist es auch diese und jene nicht.

Dagegen folgt aus der Negation von I (=nI) die Negation von A (=nA). Zeigt sich auch nur von einigen Negern (z. B. den Albinos) als falsch, daß sie schwarz seien, so ist der Saţ von der Schwärze der Neger umgestoßen.

Diese drei durch pApI, pEpO, nInA zu bezeichnenden Fälle hat man die Unterordnungsschlüsse genannt. Die Formel pApI ist zugleich Das, was man als modus ponens der hypothetischen Schlüsse hervorgehoben hat, nämlich als denjenigen Modus derselben, welcher von der Seţung des Grundes auf die Seţung der Folge übergeht. Wenn ich z. B. weiß, daß wenn man im Abendnebel spazieren geht,

dies der Gesundheit schädlich ist, und nun, im Begriff dies zu thun, die Gefahr für mich fürchte, so setze ich zuerst diesen Zusammenhang im Allgemeinen (pA), und sehe mich nun gezwungen, ihn auch in einem einzelnen Falle zu setzen (pI). Ob ich das Subject: Spazieren gehen im Nebel, und das Prädicat: Schadet der Gesundheit, in einem geschlossenen Urtheil zusammenfüge (kategorisch), oder in zwei zusammengefügte Sätze auflöse (hypothetisch), ist ein bloßer Formunterschied. Wenn ich dagegen sage: Niemals wenn ein starker Wind geht, erscheint Regen, und dies auf einen vorkommenden Fall anwende, so tritt die Formel pEpO ein. Denn dieses hypothetische Urtheil ist eine Umschreibung von: Kein starker Wind duldet das Ausbrechen des Regens (pE), und folglich auch dieser nicht (pO).

In die Kategorie der einfachen Correlata gehören ferner die Entgegensetzungsschlüsse:

Wird A behauptet (=pA), so müssen O und E geleugnet werden (=nOnE). Wird behauptet, daß alle Menschen fünf Finger an der Hand haben, so ist zu leugnen, daß einige dies nicht sollen gehabt haben, oder gar, daß keiner dies habe.

Wird E behauptet (=pE), so müssen I und A geleugnet werden (=nInA). Wird behauptet, daß kein Volk dankbar sei, so ist zu leugnen, daß einige oder gar alle sich so erwiesen haben.

Wird I behauptet (=pI), so muß E geleugnet werden (=nE). Wird behauptet, daß einige Blätter roth seien, so ist zu leugnen, daß keine dies seien.

Wird O behauptet (=pO), so muß A geleugnet werden (=nA). Wird behauptet, daß einige Neger nicht schwarz sind, so ist zu leugnen, daß alle dies seien.

Wer hingegen A leugnet (=nA), der ist gezwungen, O zu behaupten (=pO). Wer leugnet, daß jede Wirkung ihre Ursache habe, der ist gezwungen, einige Wirkungen ursachlos zu setzen.

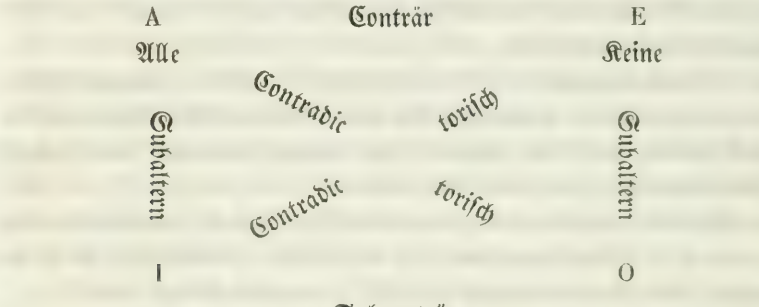
Wer E leugnet (=nE), der ist gezwungen, I zu behaupten (=pI). Wer leugnet, daß kein Mensch seinem Schicksal entrinne, der muß behaupten, daß einige Menschen demselben entronnen seien.

Wer I leugnet (=nI), der ist gezwungen, E und O zu behaupten (=pEpO). Wer leugnet, daß einige Blumen schwarz seien, der muß behaupten, daß keine Blume dies sei, und also auch nicht diese und jene.

Wer endlich O leugnet (=nO), der ist gezwungen, A und I zu

behaupten (=pApI). Wer leugnet, daß es Soldaten gebe, die nicht tapfer seien, der ist gezwungen, sie alle als tapfer zu setzen, und also auch diesen und jenen.

Wer nun in den Formeln pAnOnE, pEnInA, pInE, pOnA, nApO, nEpI, nIpEpO, nOpApI die hier vorkommenden Fälle schließlich vergleicht, der erblickt eine völlige Regelmäßigkeit darin, daß der Fortgang immer ist entweder von A zu O und umgekehrt, oder von E zu I und umgekehrt, woraus folgt, daß A und O, sowie E und I sich allemal contradictorisch verhalten, nämlich so, daß die Setzung des einen die Leugnung des andern in sich schließt und umgekehrt. Dies hat die Veranlassung gegeben, die berühmte Tafel der logischen Gegensätze folgendermaßen zu entwerfen:



In dieser Tafel, welche die Correlativverhältnisse der Urtheilsformen nach Quantität und Qualität abbildet, hüpfen die Urtheile der Entgegensetzungsschlüsse in den beiden Diagonalen hin und her, während sich die der Unterordnungsschlüsse in perpendiculärer Richtung auf und nieder bewegen.

Aus den Figuren pAnOnE und pEnInA geht hervor, daß aus der Wahrheit eines Urtheils die Falschheit nicht nur des contradictorischen, sondern auch des conträren folgt. Aus pA folgt nE, aus pE folgt nA. Wer behauptet, daß alle Neger schwarz seien, leugnet, daß keiner dies sei, und wer behauptet, daß keiner, leugnet, daß alle. Dagegen folgt aus der Falschheit eines Urtheils noch nicht die Wahrheit des conträren. Denn wer leugnet, daß alle Neger schwarz seien, behauptet damit noch nicht, daß keiner es sei. Es gibt aber Fälle, wo man nur die Wahl hat zwischen zwei Gegensätzen, die in strenger Alternative stehen. In diesen Fällen bekommen dann die sonst verbotenen

Figuren pApE und nEpA Gültigkeit. Dies sind die disjunctiven Schlüsse. Wer z. B. gerecht sein will, hat nur die Alternative, entweder alle Schuldige zu bestrafen (A) oder keinen (E). Weigert er sich nun, sie alle ungestraft zu lassen (nE), so ist er gezwungen, sie alle zu strafen (pA). Ist ihm das Letztere nicht genehm (nA), so folgt, daß keiner gestraft werden darf (pE). Dies ist anwendbar auf jede Alternative von zwei oder mehren Gliedern. Aus der Setzung des einen folgt dann immer die Leugnung aller andern, aus der Leugnung des einen die Setzung von irgend einem der übrigen. Ist ein Triangel rechtwinklig, so ist er weder spitz- noch stumpfwinklig, ist er aber nicht rechtwinklig, so ist er entweder spitz- oder stumpfwinklig. Jenes heißt der modus ponens, dies der modus tollens der disjunctiven Schlüsse.

Wo Begriffe sich gegenseitig subordinirt sind, da kann man das Urtheil umkehren. So fanden wir es bei den Wechselbegriffen. Aus der Gleichheit der Seiten eines Triangels folgt die Gleichheit seiner Winkel, und aus der Gleichheit seiner Winkel die Gleichheit seiner Seiten. Demnach dienen die Begriffe von Gleichseitigkeit und Gleichwinkligkeit einander wechselseitig zum Subject und Prädicat. Auf ganz ähnliche Weise findet eine wechselseitige Subordination der Begriffe statt in den particulär bejahenden Urtheilen (I), was man die Umkehrungsschlüsse nennt. Wenn einige Naturforscher Schweden sind, so sind einige Schweden Naturforscher. Der Unterschied von den eigentlichen Wechselbegriffen ist hier der, daß die Begriffe Naturforscher und Schwede sich nicht schlechthin, sondern nur auf dem Boden gewisser Individuen (Linné, Berzelius) als Wechselbegriffe begegnen, im übrigen aber das eingetretene Vehikelverhältniß fahren lassen. Sind einige Neger gelehrt, so halten in diesen Individuen die Begriffe Gelehrt und Neger einander als gegenseitige Vehikel fest. Neger sind nun gelehrt, Gelehrte sind negerfarb, aber beiderseitig mit der Beschränkung, daß dies nur ist in einzelnen hervorgehobenen Individuen, daß sich außerhalb derselben beide Begriffe nicht mehr begegnen. Ferner fungirt in den Umkehrungsschlüssen die allgemeine Verneinung (E) ebenfalls als Wechselbegriff. Denn löse ich durch Verneinung den Zusammenhang der Subordination auf, indem ich sage, daß kein Neger gelehrt sei, so berühren sich die Begriffe nicht mehr, sodaß auch kein Gelehrter mehr als Neger gedacht werden kann.

Anders verhält es sich bei der einseitigen Subordination, oder den

allgemein bejahenden Urtheilen (A). Hier findet keine Umkehrung statt, sondern A springt, sobald man das Urtheil umdrehen will, in I über. Wenn alle Neger Menschen sind, so sind einige Menschen Neger. Daher die scholastische Regel der Umkehrungsschlüsse lautete.

E I simpliciter vertendo signa manebunt,
Ast A cum vertis, signa minora cape.

Jedoch läßt sich A umkehren vermöge der conversio per contrapositionem, wenn man nämlich den Kunstgriff gebraucht, dem Prädicatbegriff eine Verneinung zu appliciren, welche sich dann durch Umkehrung auch dem Subjectbegriff mittheilt. Wenn alle Blumen Pflanzen sind, so ist, was keine Pflanze ist, auch keine Blume. Es ist dies nichts weiter als die Anwendung der Regel: Quod repugnat notae, repugnat rei ipsi.

Diese conversio per contrapositionem ist zugleich Das, was man den modus tollens der hypothetischen Schlüsse genannt hat. Der modus tollens schließt nämlich aus der Leugnung des Nachsatzes oder Prädicats auf die Leugnung des Vordersatzes oder Subjects, aus dem Nichtvorhandensein der Folge (des Merkmals) auf das Nichtvorhandensein des Grundes (der Ursache). Sobald das Wasser kocht, wirft es Blasen. Folglich so lange es noch keine Blasen wirft, kocht es auch noch nicht. Einfacher: Alles kochende Wasser wirft Blasen. Was nicht Blasen wirft, ist nicht kochendes Wasser. Oder: Wenn die Sonne scheint, sieht man keine Sterne. Folglich sobald man Sterne sieht (nicht keine Sterne sieht), scheint die Sonne nicht. Einfacher: Der Sonnenschein macht die Sterne unsichtbar. Die Sichtbarkeit (Nichtunsichtbarkeit) der Sterne hebt den Sonnenschein auf. Dagegen läßt sich von der Setzung der Folge oder des Merkmals nicht schließen auf die Setzung des Grundes oder der Sache. Denn dies wäre eine reine Umkehrung des allgemein bejahenden Urtheils, welche nicht erlaubt ist. Wenn alles kochende Wasser Blasen wirft, so ist darum doch alles blasenwerfende Wasser noch nicht kochendes Wasser.

Ist hingegen das hypothetische Urtheil nicht ein gewöhnliches, sondern ein stringentes, so gilt auch der Uebergang von der Setzung der Folge auf die Setzung des Grundes. Wenn ich sage: nur allein wenn es regnet, erscheint der Regenbogen, so werde ich vom Erscheinen des Regenbogens auch auf das Vorhandensein des Regens zurückschließen können. Denn Regen und Erscheinen des Regenbogens sind nun Wech

selbegriffe, deren Subordination man umdrehen kann. Ich kann daher dann auch vom Nichtvorhandensein des Regens auf das Nichtvorhandensein des Regenbogens schließen. Setze ich aber nur einfach: allemal wenn es regnet, erscheint irgendwo ein Regenbogen, so darf ich aus dem bloßen Erscheinen des Regenbogens noch keinen Regen ableiten. Denn der Regenbogen könnte auch noch eine andere Ursache haben, sobald der Regen nicht als die einzig mögliche Ursache gesetzt ist. Und ebenso wenig darf ich dann von dem Nichtvorhandensein des Regens auf das Nichtvorhandensein des Regenbogens schließen. Setze ich hingegen das stringente Urtheil: nur allein dann, wenn es regnet, erscheint der Regenbogen, so darf ich es. Es heißt dann: wenn es nicht regnet, erscheint auch kein Regenbogen. Und nun kann ich aufs neue contraponiren: Wenn nicht kein Regenbogen erscheint (d. h. wenn einer erscheint), so regnet es nicht nicht (d. h. so regnet es.)

Auf Contraposition beruhen auch die sogenannten Modalitäts-Schlüsse, d. h. das in Schlußform gefaßte Verhältniß der Kategorieen des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen. Was nicht möglich ist, kann nicht geschehen, oder: das nicht Mögliche ist nicht wirklich, und folglich ist (durch Contraposition) alles Wirkliche zugleich möglich. Was nicht geschehen ist, das hat nicht sein gemußt, oder: das nicht Wirkliche ist nicht nothwendig, und folglich ist (durch Contraposition) alles Nothwendige zugleich wirklich. Daher: was nothwendig ist, das ist, und was ist, das ist möglich. Aber was möglich ist, das ist darum noch nicht, und was ist, das ist darum noch nicht nothwendig. Was aber nicht möglich ist, das ist auch nicht, und was nicht ist, ist auch nicht nothwendig. Aber was nicht nothwendig ist, kann doch sein, und was nicht ist, kann doch noch möglich sein. Darum:

Ab oportere ad esse	valet		A posse ad esse	non	
Ab esse ad posse			Ab esse ad oportere		
Ab oportere ad posse	conse-		A posse ad oportere	valet	
A non posse ad non esse	quen-		A non oportere ad non esse	conse-	
A non esse ad non oportere	tia		A non esse ad non posse	quen-	
A non posse ad non oportere			A non oportere non ad posse	tia	

Das höchst wichtige Endergebniß dieser Einsicht in die Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse ist dies, daß in diesen sämmtlichen Formen gar nichts vorkommt, was nicht in den allgemeinen Eigenschaften des sämmtlichen Vorstellungsinhalts, nämlich in den Gesetzen

der Verschmelzung und Complication, sodann der Disjunctionsscalen und des Vehikels seine Begründung findet. Es geht aus dieser Einsicht hervor, daß ein jedes Vorstellungselement, sei es Gefühl, Trieb, Bild, Anschauung, aprioriſches Schema oder von welcher Art es irgend möge, fähig ist, in den Proceß des Begreifens, Urtheilens oder Schließens aufgenommen zu werden, wozu es seinerseits nichts bedarf, als daß es in irgend eine Begriffscomplication eingehe, in welcher durch ein spontanes Concentriren der Aufmerksamkeit gewisse Elemente beweglich werden. Jedes Vorstellungselement oder jeder Naturbegriff ohne Ausnahme kann daher nach Umständen und Gelegenheit auch zugleich als logischer Denkbegriff fungiren, und umgekehrt sind die Begriffe des Denkens keine besondern Producte der Denkthätigkeit, welche sich als solche etwa von Phantasiebildern, Gefühlen, Trieben, Anschauungen ihrem Material und ihrer Entstehungsart nach unterschieden, wie die alte Logik geglaubt hat, sondern ein jedes irgend vorkommende Vorstellungsmaterial ist dazu tauglich, braucht auch gar nicht erst zu diesem Zwecke verändert oder umgeschmolzen zu werden. Sondern was das denkende Wesen vom undenkenden Wesen unterscheidet, ist allein eine gewisse Art der spontanen Verengung des Focus der Aufmerksamkeit, deren das denkende Wesen mächtig ist, während sie dem undenkenden noch nicht gelingt. Alles Uebrige ist bloße Folge aus den allgemeinen Grundgesetzen alles Vorstellungsinhalts, wie sie denkenden und undenkenden Wesen gemeinsam sind.

Daher beschäftigt sich die Aristotelische Logik auch gar nicht mit der Function des Denkens als einer solchen, specifischen, sondern vielmehr blos mit ihrem Um- und Nebenwerk, mit ihren Folgen im Vorstellungsinhalt. Ein ganz Andres ist es, die Function des Denkens selbst bei der Wurzel zu fassen, d. h. näher zu untersuchen, auf welche Art die Aufmerksamkeit ihre Sammlung im engern Focus und die Schritte ihrer Bewegungen in demselben vollzieht. Erst diese Untersuchung würde die Grundzüge einer Denklehre gewinnen lassen, anstatt daß die Aristotelische Logik eine bloße Denkproductlehre ist. Diese Untersuchung setzt aber, weil die Aufmerksamkeit eine Triebhemmung ist, eine genauere Orientirung im speciellen Wesen der Triebe voraus, und kann daher erst im Folgenden an einem Orte begonnen werden, wo diese bereits erfolgt ist. Es ist daher jetzt Zeit, zur Untersuchung über die speciellen Eigenschaften des Vorstellungsinhalts zu schreiten.

Drittes Capitel.

Von den besondern Eigenschaften am Vorstellungsinhalt.

§. 26.

Singulärer und universeller, primärer und secundärer Inhalt.

Von den Gefühlen und Trieben. Aller universelle Inhalt wird singulär in der Erinnerung. Verhältniß von Disjungirbarkeit und Zergehbarkeit. Die Sinnhorizonte.

Nachdem im Vorigen die allgemeinen Eigenschaften der Vorstellungen abgehandelt worden sind, möge sich nun die Aufmerksamkeit auf ihre besondern Eigenschaften lenken.

Der erste große Unterschied, welcher sich hier bemerkbar macht, ist der von singulären und universellen Vorstellungen. Wenn wir nämlich das Wahrnehmungsfeld des Bewußtseins mit einem Spiegel vergleichen, in welchem die Vorstellungen als Bilder angetroffen werden, so fällt in den Eigenschaften dieser Bilder zunächst der Unterschied auf, daß einige von ihnen den ganzen Raum dieses Spiegels gleichsam ausfüllen, indem sie schlechterdings keine andere Vorstellung ihres Gleichen neben sich vertragen, während andere doch dieses ganz wohl erlauben. So z. B. erlaubt die Vorstellung eines fröhlichen Zustandes meiner eigenen Person, wie etwa die Erinnerung an eine gehabte lebhafte Freude, sehr wohl, daß sich ihr zugleich in Gedanken die Vorstellung eines zu einer andern Zeit gehabten schmerzlichen Zustandes

zur Seite stelle, ohne daß die eine Vorstellung durch die andere Abbruch zu leiden hat. Im Gegentheil werden durch den Contrast beider entgegengehaltenen Bilder sich die in ihnen enthaltenen Empfindungen, hier der Freude, dort des Schmerzes, nur noch mehr schärfen und reinigen. Aehnlich wird sich auch eine Lust, in der ich mich eben gegenwärtig befinde, durch den Gedanken an einen Schmerz, der mich statt ihrer könnte betroffen haben, noch schärfen und erhöhen. Ein ganz anderer Fall tritt aber ein, sobald sich neben der wirklichen Lust ein wirklicher Schmerz in mein Bewußtsein drängt. Denn da muß entweder eins von beiden gänzlich weichen, oder beide Gefühle werden zu einem dritten Mittlern verschmelzen. Folglich ist unter ähnlichen Vorstellungen, d. h. unter Vorstellungen, welche sich innerhalb eines gewissen Zergehungsraums disjunctiv verhalten, der Unterschied, daß bei einigen die ganze Disjunction zugleich, bei andern aber nur ein einziges Glied derselben zugleich im Felde des Bewußtseins erscheinen kann. Solche unduldsame Vorstellungen gewinnen dadurch den Anschein, als ob jede von ihnen schon für sich allein den ganzen Spiegel des Wahrnehmungsfeldes in Anspruch nehme, obgleich sie den unähnlichen oder disparaten Vorstellungen dennoch hierbei nicht den Platz verwehrt. Wegen dieses Anscheins mögen die unduldsamen Vorstellungen die universellen, die duldsamen aber die singulären Vorstellungen heißen.

Das gegebene Beispiel ist aus derjenigen Gruppe ähnlicher oder comparater Vorstellungen entnommen, welche Stimmungen oder Grundgefühle der Seele zu nennen sind, und zu denen noch, außer Lust und Schmerz, Wehmuth, Gram, Furcht, Hoffnung, Staunen, Scham, Stolz u. s. f. gehören. Ja man kann sich nicht zurückhalten, auch sogleich Liebe, Zorn, Haß, Neugierde, Wetteifer u. s. w. als zu derselben Gruppe gehörig zu denken, obgleich wir die letztern Vorstellungselemente nicht mehr Stimmungen und Gefühle, sondern Triebe des Begehrens und Verabscheuens zu nennen pflegen. Denn auch diese sind universelle Vorstellungen. Die Verabscheuung einer Sache muß einer Liebe zu derselben entweder weichen oder mit ihr zu einem neuen mittlern Gemüthszustande sich ausgleichen und verschmelzen, und so in allen Fällen. Ueber die Verwandtschaft der Gefühle mit den Trieben wird weiter unten näher gehandelt werden. Hier muß noch besonders dies ange-

merkt werden, daß nicht alle Gefühle und auch nicht alle Triebe zu den universellen Vorstellungen gehören, indem z. B. Schmerz im Finger mit dem Gefühle behaglicher Wärme eines Fußbades, ebenso wie der Uebelgeruch des Limburger Käse mit seinem Wohlgeschmack sehr gut miteinander bestehen kann, oder die Liebe zur Sache A mit dem Hasse zur Sache B sich ungestört im Gemüthe verträgt. Hieraus entspringt die Regel, daß von den Gefühlen nur diejenigen gegenseitig als universelle Vorstellungen agiren, welche die allgemeinen Grundgefühle oder Stimmungen der Seele ausmachen, und von den Trieben nur diejenigen, welche sich auf einen und denselben Gegenstand beziehen.

Beide Classen von universellen oder unduldsamen Vorstellungen verwandeln sich in singuläre oder duldsame, sobald sie zum Eigenthum des Gedächtnisses oder der Erinnerung werden. Der Schmerz in der Erinnerung ist die Vorstellung von dem Schmerze, mit welcher die denkende Reflexion agiren kann wie mit jedem andern singulären Begriffe. Im Gedächtniß existiren daher schlechterdings keine universellen Vorstellungen, sondern nur singuläre, indem auch die universellen dort sogleich zu singulären Begriffen werden. Damit aber dies geschehe, braucht die universelle Vorstellung nicht erst aus dem Bewußtsein zu verschwinden. Denn während eine Stimmung sich von Moment zu Moment erneuert, werden ihre vergangenen Elemente zugleich Gedächtnißeigenthum, und so wird es möglich, daß ich, während ich an einem bestimmten Gefühle, z. B. an Schmerz leide, dabei recht wol darüber reflectiren kann, wie mir nun sein würde, wenn ich statt dessen Freude hätte, ohne daß dadurch der Schmerz im geringsten zu weichen braucht, sich sogar in manchen Fällen durch die Reflexion noch schärfen kann. Denn es ist nicht er selbst, sondern sein verschwundener aber im Gedächtniß zurückbleibender Theil, welcher mit einem entgegengesetzten Gedächtnißbilde in Disjunction tritt, und so die reflectirende Thätigkeit in Bewegung setzt.

Universelle Vorstellungen sind also solche, welche nicht an sich selbst, sondern nur als Gedächtnißbilder in Disjunction treten können, sie sind mit einem Worte undisjungirbare Vorstellungen. Und weil alle Zergehbarkeit der Vorstellungen auf Disjunction beruht, und selbst ein nur complicirteres Disjunctionsverhältniß ist, so scheint hieraus die nächste Folge, daß die universellen Vorstellungen auch unzer-

gehbar seien. Dieser Schein dürfte indessen trügen, und verdient jedenfalls eine nähere Untersuchung.

Die primären Vorstellungen des äußern Sinnes ordnen und gruppiren sich in Raum und Zeit. Raum und Zeit bestehen, wie wir gesehen haben, aus Disjunctionsscalen. Hier besteht also eine Disjunction von Vorstellungen, welche auf primäre Art dem Bewußtsein als Sinnwahrnehmung gegeben wird. Was aber in eine Disjunctionsscale fällt, das wird dadurch auch unumgänglich als zergehbar eingesehen. Wenn z. B. derselbe Ton eine lange Zeit angehalten wird, so zergeht er in so viele Partikeln seiner selbst oder seines Gleichen, als die Zeit, welche er ausfüllt, Momente oder Gegenwarten enthält. Auf diese Art sehen wir alle primitiven Vorstellungen, nicht allein die äußerlich-sinnlichen, sondern auch die Gefühle und Triebe, vermöge der Zeit in einem steten unaufhaltsamen Zergehen begriffen. Was aber die Räumlichkeit der Sinneindrücke betrifft, so läßt sich nur sagen, daß sie gewöhnlich nicht im Raume zu zergehen pflegen, oder daß wir es gewöhnlich nicht in unserer Gewalt haben, sie darin zergehen zu lassen. Daß sie aber die Fähigkeit dazu an sich wol haben, zeigt das schon oben angeführte Beispiel des Zergehens der Gesichtsbilder beim Schielen, sowie auch das zergehende Kugelbild des Getastes beim querichten Uebereinanderlegen der Finger. Hieraus folgt, daß es unzergehbare Vorstellungen im Kreise unserer Erfahrung gar nicht gibt. Denn nur was gar nicht in der Zeit erschiene, würde ein schlechthin Unzergehbares heißen dürfen.

Das nächste Ergebniß, das hier festgehalten werden muß, ist die Unterscheidung zwischen einer blos scheinbaren und einer wirklichen Unzergehbarkeit. Die wirkliche Unzergehbarkeit ist im Kreise unsers Erfahrens nirgends unbedingt, überall nur beziehungsweise vorhanden nach dem Gesetze, daß eine Vorstellung immer zergehbar ist in denjenigen Disjunctionsscalen, worin sie erscheint. Erscheint sie z. B. in Raum und Zeit, so wird sie in beiden zergehen können, erscheint sie allein in der Zeit, so wird sie in Beziehung auf den Raum eine unzergehbare genannt werden müssen. Aber der Begriff der Zergehbarkeit verengert sich beiweitem, wenn wir nach dem bloßen Anschein gehen. Denn da kommt uns nur allein Dasjenige als zergehbar vor, was wir nach Belieben können zergehen lassen. Gedächtnißbilder z. B. und Gesichtsanschauungen werden wir zergehbar

nennen, weil wir jeden Augenblick im Stande sind, jene durch Reflexion, diese durch Schielen, zergehen zu machen. Dagegen werden wir Anschauungen des Getastes und allgemeine Gefühlsstimmungen unzergehbar nennen, weil wir die Zergehbarkeit jener im Raume wenig oder gar nicht in unserer Gewalt haben, und das unaufhörliche Zergehen der Gefühle in der Zeit darum nicht für ein solches zu rechnen pflegen, weil es ganz und gar nicht in unser Belieben gestellt ist. Es ist aber hieraus klar, daß die scheinbare Unzergehbarkeit unserer Vorstellungen, welche beim ersten Blick, den wir in unsere Seele thun, einen wichtigen Unterschied zu begründen scheint, wissenschaftlich von gar keinem Nutzen und keiner Anwendung sein kann. Denn die Wissenschaft interessirt in Dem, was da scheint, einzig und allein nur Das, was da ist.

Ganz anders verhält es sich mit dem Unterschiede von disjungirbaren Vorstellungen und solchen, die dies nicht sind. Denn es gibt, wie wir uns oben überzeugt haben, undisjungirbare Vorstellungen, obgleich es unzergehbare nicht gibt. So paradox dies auch anfangs lauten mag, so klar und einleuchtend wird es uns doch sogleich, sobald wir uns nur überzeugen, daß die Zergehbarkeit zwar ein Verhältniß des Vorstellungsinhalts an sich selbst, die Disjungirbarkeit hingegen nur ein Verhältniß des Vorstellungsinhalts zum wahrnehmenden Bewußtsein betrifft, und daß daher die Disjungirbarkeit sich nicht auf das Vorhandensein wirklicher Disjunctionsverhältnisse im Vorstellungsinhalt, sondern lediglich auf die Bedingungen bezieht, unter denen dieselben im Felde des Bewußtseins erscheinen können. So z. B. stehen Lust und Schmerz als allgemeine das ganze Bewußtsein occupirende Gefühlsstimmungen in einem disjunctiven Verhältniß gegeneinander, und werden auch, sobald sie zu Gedächtnißbildern wurden, in diesem Verhältnisse vom Bewußtsein erkannt. Sobald man sie aber in ihrer Ursprünglichkeit als primäre Vorstellungen betrachtet, hat das Bewußtsein immer für nicht mehr als eine einzige unter ihnen, und also niemals für ihre ganze Disjunction, Raum in sich, während es doch für andre disjungirte oder conträre Vorstellungselemente, wie für den Gegensatz des Schwarzen und Weißen am Schachbrete u. dgl., vollkommenen Raum hat.

Und doch hat auch wieder die Disjungirbarkeit der singulären Vorstellungen ihre Grenze. Es ist z. B. unmöglich, daß ein grünes

Blatt, welches ich am Baum erblicke, für meine Wahrnehmung zugleich grün und zugleich roth sei, obgleich beim Gedächtnißbilde dieses Blattes diese Disjunction ohne Schwierigkeit vor sich geht, indem ich mir eben jetzt, indem ich darüber reflectire, das Blatt ebensowol grün als auch roth denke, und so in zwei denselben Raum ausfüllende Blätter auseinander gehen lasse vermöge der angebrachten Disjunction von Grün und Roth. Zwar kann das Blatt, welches dem gesunden Auge ein grünes ist, dem kranken Auge recht wol ein rothes sein; jedoch ist in diesem Falle die objective Disjungirbarkeit schlechterdings an die Existenz verschiedener Erkenntnißvermögen, d. h. an das Gegebensein einer Mehrheit von Wahrnehmungsfeldern geknüpft. Denn ein Blatt, welches in einem und demselben Bewußtsein oder Wahrnehmungsfelde zugleich sowol roth als grün gesehen würde, wäre so wenig ein wirkliches Blatt, daß es sogar nicht einmal den Rang einer lebhaften und deutlichen Traumvision zu behaupten vermöchte, sondern sofort in die Region der blassen Bilder des reflectirenden Denkens herabsinken müßte. Sodaß sämmtliche Vorstellungen des äußern Sinnes, ebensowol als die Stimmungen und Triebe, für undisjungirbare oder universelle Vorstellungen gehalten werden müssen.

Man kann sich das Gesagte besonders gut so veranschaulichen, daß man sich das Feld eines jeden Sinnes als ein Continuum von Vorstellungen, z. B. von Farben und Gestalten denkt, welche, insofern sie integrirende Theile ihres Continuums sind, zwar untereinander in Disjunctionsverhältnissen stehen, aber in der Gesammtheit ihrer Continuität das Bewußtsein dermaßen ausfüllen und occupiren, daß darüber hinaus nun auch nicht mehr an die Disjungirbarkeit irgend eines kleinsten Theiles von ihnen zu denken ist. Sodaß also die Sinnanschauungen zwar nicht in ihrer Einzelnheit als singuläre Bilder oder Gestalten, wol aber in ihrer Continuität als Sinnhorizonte, das Bewußtsein mit eben derselben Universalität occupiren, womit es die Stimmungen und die Triebe thun. Eine Stimmung, ein Trieb, ein Totalblick des Auges, füllt gleichsam die ganze Seele aus, sodaß eine entgegengesetzte Stimmung, ein widerstreitender Trieb, ein anders modificirter Totalblick, entweder nur in einem andern Bewußtsein außer dem meinigen, oder in einem andern Bewußtsein außer dem gegenwärtigen, Raum hat.

Dem Vorigen zufolge ist also ein Sinnhorizont ein Continuum singulärer Vorstellungen, welches sich zum Bewußtsein als eine einzige universelle Vorstellung verhält. Hierbei ist aber im Einzelnen noch einiges zu bemerken. Den Vorstellungen des Geruchs muß alle Singularität abgesprochen werden, weil z. E. der Geruch des Kamphers und der des Mistes sich in ihrer simultanen Wahrnehmung nicht gleich den Gedächtnißbildern dieser Gerüche trennen und sondern lassen, sondern jedesmal in eine aus beiden bestehende Mischung dermaßen verschmelzen, daß wer nie das eine oder das andere gesondert zuvor gerochen hat, gar nicht einmal auf die Vermuthung kommen kann, daß hier zwei Gerüche anstatt eines einzigen gegeben sind. Bei den Vorstellungen des Geschmacks findet dasselbe Verhältniß statt, sobald die Zunge nur, wie gewöhnlich, gleichmäßig durch die schmeckenden Körper afficirt ist. Wirkt hingegen auf ihre ganze Fläche die Süßigkeit des Zuckers, während an der vordern Spitze ein Essigtropfen seine Kraft geltend macht, so wird der Oertlichkeit der voneinander gesonderten Zungentheile gemäß auch der Inhalt der Geschmacksvorstellungen eine Trennbarkeit erlangen, welche ihm als solchem nicht beiwohnt, sondern welche er borgt von der Anschauung des Raumes, mit welcher er unabtrennbar verknüpft ist. Man kann hiervon sogleich eine lehrreiche Anwendung machen auf die Gesichtsvorstellungen. Bei ihnen sehen wir nämlich die klare Gesondertheit der Farben ebenso von nichts Anderm abhängen als von dem Umstande, daß es verschiedene Theile der Netzhaut sind, mit denen sie aufgefaßt werden. Die Farben, welche mit einem und demselben Theile derselben gesehen werden, fließen untrennbar ineinander, wie wenn mir z. B. der blaue Himmel, durch ein gelbes Glas gesehen, grün erscheint. Farben sind daher, ebensowol, als Geschmäcke und Gerüche, an und für sich selbst universelle Vorstellungen zu nennen, welche ihre Singularität, die sie besitzen, erst auf künstliche Art durch den Antheil bekommen, welchen sie an der Vorstellung des Raumes haben, mit welcher sie unabtrennlich verknüpft sind. So auch halten sich beim Sinne des Gefühls die simultanen Anschauungen eines Kalten und eines Warmen, eines Nassen und eines Trockenen, eines Schmerzes und einer angenehmen Empfindung nur allein dadurch in klarer Getrenntheit, daß sie sich an verschiedene Gliedtheile des im Raume ausdehnten Leibes angeknüpft finden. Eine merk-

würdige Ausnahme bilden hierin ganz allein die Vorstellungen des Gehörs oder die Töne. Denn wenn z. B. zwei Töne im Verhältniß der Quinte erschallen, oder wenn Geige und Flöte miteinander denselben Ton angeben, so werden in beiden Fällen trotz dem, daß beide Töne auf gewisse Weise in ein neues Product verschmelzen, doch auch dabei beide fortwährend als singuläre Vorstellungen aus diesem Producte heraus erkannt, und bekunden sich so als primäre sinnliche Vorstellungen, welche, um singulär zu erscheinen, nicht erst der Beihülfe eines zugleich miterscheinenden Raumschemas bedürfen. Hierdurch treten die Töne in eine weit nähere Verwandtschaft zu den Figuren und Raumgestalten, welche ebenfalls ihre Singularität nicht erst zu borgen brauchen, als zu den Farben und Geschmäcken, welche, an und für sich genommen, rein universeller Natur sind. Daher auch die gegliederte Singularität der Töne Mannichfaltigkeit genug besitzt, die Grundlage für eine allein auf sie gegründete unerschöpfliche schöne Kunst abzugeben, was die verschwimmende Universalität der Farben ohne alle Verbindung mit Figuren und Gestalten nicht vermögen würde. Als Resultat aus diesen Bemerkungen ist fürerst nur dieses festzuhalten, daß es unter den primären Vorstellungen des äußern Sinnes sowol universelle, als singuläre, und sodann drittens solche gibt, welche, an und für sich universell seiend, erst durch ihre Verschmelzung mit singulären Vorstellungen selbst Singularität bekommen.

Je mehr die in den Sinnhorizonten eingeschmolzenen Vorstellungen an sich selbst einen universellen Charakter tragen, desto mehr muß ihre Verwandtschaft mit Gefühlen und Affecten, d. h. mit absolut universellen Vorstellungen merkbar werden, und sie müssen nach den Graden dieser Verwandtschaft mit den Gefühlen, Affecten und Trieben verschmelzen, oder wie es die gewöhnliche Redeweise ausdrückt, die verwandten Gefühle in uns erwecken und mitklingen machen. Hierauf beruht das Phänomen der durch die Sinnempfindungen hervorgebrachten ästhetischen Eindrücke. Besonders deutlich springt dies bei den Farben ins Auge, wo man es bis in höchst feine Schattirungen verfolgen kann. Es verlohnt sich der Mühe, ein wenig näher hierauf einzugehen. Zunächst ist der aufregende Charakter des Rothen in die Augen springend, einer Farbe, welche auf Puterhähne und Kampfthiere zornerregend wirkt, und deren Eindruck man nicht unpassend mit der

Wirkung des aufregenden Trompetentons verglichen hat. Der Purpur war zu allen Zeiten das Symbol des kriegerischen Triumphes und der daraus entsprungenen fürstlichen Macht, aber ebenso sehr auch des hell aufflammenden Liebesaffects, wie denn das Volk eine Art hochrother Blumen nach diesem Eindrucke die brennende Liebe benennt. Umgekehrt empfindet Jedermann die blaue Farbe als beschwichtigend, ein Eindruck, der mit dem Hellen im Hellblau in eine beschwichtigende Heiterkeit, mit dem Dunkeln im Dunkelblau in eine Niedergeschlagenheit, wie sie aus versagten Genüssen entspringt, übergeht. Denn Weiß für sich bringt ruhige Heiterkeit, Schwarz für sich ruhigen Ernst, ruhige Trauer, feierliches Pathos mit sich. Im Gelben wohnt das Gefühl der Sättigung, des Genusses, des üppigen, warmen Behagens. Die gelblichen Farbentöne nennen die Maler die warmen, die bläulichen die kalten. Wie wahr dies gesprochen sei, wird man besonders lebhaft inne, wenn man eine Aussicht abwechselnd durch ein gelbes und durch ein blaues Glas beschaut. Da im Grünen die Sättigung des Gelben mit der Entbehrung und Genußlosigkeit des Blauen verschmilzt, so melden sich hier als verwandt die Gefühle des unvollendeten Genusses, der Sehnsucht ohne Aufregung, einer Wehmuth im Hinblick auf vergangene Freuden, einer Hoffnung auf zukünftige. Auch das Gefühl der Barmherzigkeit als einer spät kommenden Linderung langer Schmerzen ist dem Grünen verwandt, welches dem Auge auf so sanfte Art wohlthut. Dem gedämpften Genusse des Grünen tritt der aufgeregte und gleichsam sich selbst übersteigende des Orangefarbigen entgegen, durch einen Zusatz des Rothen zum Gelben. Doch tritt zugleich im Orange der gelben Ueppigkeit ein actives, edles, gleichsam spanisches Element hinzu, welches dem Gelb fehlt. Von seltsamem Charakter ist die Mischung von Aufregung und Stillung im Violetten. Ringender Schmerz, Todeskampf ebensowol, als niedergekämpfte Leidenschaft, Selbstüberwindung, und auch wieder das strapazirte Gefühl, das sich sentimental aufregt, im Grunde aber beschwichtigt ist, schlummern in dieser Farbe des Widerspruchs und der Charakterlosigkeit. Doch hat sie auch einen Weg in die sanfte Aufregung des Rosenrothen, wo sich das Blau allmälig ganz zur ruhigen Heiterkeit des Weißen herabstimmt. Gelbschwarz entspricht dem Genusse, welcher in Trauer umschlägt durch Uebersättigung und Ekel, besonders wenn das Schwarze ins Blaue geht, wodurch ein schmuziges Grün erzeugt wird. Tritt statt des Blauen Roth hinzu,

wie in der frechen Farbe der gelben Wurzeln und Klatschrosen, so entsteht der Eindruck gemeiner und verstimmter Lustigkeit, Branntweinlaune. Im Carmoisin klingt aufgeregter, sich umwälzender Schmerz, im Grauen eine erblichene Trauer, eine erschlaffte Heiterkeit, eine fade Langeweile u. s. f. Man könnte an diese aus universellen Vorstellungen des Farbenkreises entlehnten Eindrücke leicht ganz ähnliche aus dem Kreise der Geschmäcke und Gerüche anknüpfen, wo sich die Gefühle zwischen den Gegensätzen des Süßen als des Genußreichen und Sanften, des Bittern als des Aufregenden und Stechenden, und des Sauern als des zusammenziehenden, niederschlagenden und abspannenden Elements gruppiren würden. Hier werden die Verschmelzungen so stark und unwiderstehlich, daß sie auch in den gewöhnlichsten Sprachgebrauch eindringen bei den Redensarten von bittern Schicksalen, sauerm Broterwerb, süßen Hoffnungen u. s. f.

Aber auch in räumlichen Formen schlummern Empfindungen von universeller Natur. Niemand wird z. B. das Aufregende und Beunruhigende spitzwinkliger Figuren, sowie die Beschwichtigung und Ruhe des rechten Winkels, das Genußreiche und Sanfte der runden Formen und Wellenlinien verkennen. Diese Eindrücke legen schon vorläufig Zeugniß davon ab, daß auch der Raum, wie wir später genauer sehen werden, kein absolut singuläres Vorstellungsganze ist, sondern ebensowol als Farben und Geschmäcke, nur auf versteckterer Art, seine Gefühls- und Triebelemente in sich beherbergt. Auf ganz ähnliche Art, wie der Raum, schließen auch Zahlen- und Tonverhältnisse, welche, wie die Accordlehre in der Musik zeigt, aufs engste miteinander verwandt sind, gewisse universelle Elemente ein, welche nach den Gesetzen der Aehnlichkeit allgemeine Gefühle und Triebe in Wirksamkeit setzen. So finden wir, daß sich das Gefühl der Strenge, des Ernstes und Zwanges kettet an das Verhältniß der Octave oder Zweizahl, das der Unbefriedigung und des Bangens an die Quinte oder Dreizahl, das des Genusses und der Süßigkeit an die große Terz oder Fünfzahl u. s. w.

§. 27.

Die äußerste Grenze der Universalität.

Alle universellen Vorstellungen sind primär, alle secundären sind singulär. Zusammenhang von Bewußtsein, Singularität der Vorstellungen und Gedächtniß. Das schlechthin Undisjungirbare. Das schlechthin Unvergehbare. Das schlechthin Disjungirbare und Vergehbare.

Außer den Gefühlen und Trieben einerseits und den Perceptionen des äußern Sinnes andererseits werden keine universellen Vorstellungen angetroffen. Diese beiden Felder, wo man sie antrifft (obgleich auf beiden, wie wir gesehen haben, nicht durchgängig), sind die Felder der primären Vorstellungen, d. h. der Vorstellungen in ihrem erstmaligen Erscheinen. Den primären Vorstellungen stehen als Gegensatz gegenüber die Vorstellungen in ihrem wiederholten Erscheinen, nebst den aus dem Bewußtsein selbst sich entwickelnden Vorstellungen. Diese sind singulär. Denn singulär ist Alles, womit das Bewußtsein, dessen Thätigkeit eine Thätigkeit der Disjunction ist, fungiren kann. Von solcher Art aber sind sowol die Gedächtnißvorstellungen als auch die durchs Bewußtsein selbst construirten, wie Zahlen, Figuren u. dgl. Es folgt hieraus, daß ein Wesen, welches nur allein universelle Vorstellungen besäße, unmöglich ein bewußtes Wesen sein könnte, indem in solchem Falle der fragenden Thätigkeit alle gegebene Disjunction mangelte, auf welcher sie ihre Functionen gründen könnte. Und umgekehrt würden in einer bewußtlosen Seele die singulären Primitivvorstellungen des Gesichts und Gehörs immer nur die Rolle von universellen und ganz unbestimmten Eindrücken spielen können, weil sich nur unter dem Focus des Bewußtseins die verschiedenartigen Vorstellungselemente zu derjenigen Articulation verknüpfen, ohne welche gar keine Singularität der Vorstellungen denkbar ist. Daher denn auch das Wiedererkennen eines Gegenstandes nicht ohne Bewußtsein gedacht werden kann, und ein unbewußt vorstellendes Wesen nichts wiedererkennen würde. Denn nur durch die synthetische Apperception der Aufmerksamkeit bilden sich deutliche Gedächtnißbilder. Es folgt hieraus, daß das Vorhandensein von Bewußtsein, singulären Vorstellungen und Gedächtniß aufs genaueste gegenseitig aneinander geknüpft ist. Ein unbewußt vorstellendes Wesen, ein Wesen ohne Gedächtniß und ein Wesen mit nur universellen Vor-

stellungen sind gleichbedeutende Ausdrücke, und ebenso bedeuten ein bewußtes Wesen, und ein Wesen begabt mit singulären Vorstellungen und Gedächtniß dasselbe. Die Universalität der Vorstellungen erscheint in dieser Art jedenfalls als Etwas, wodurch dem Bewußtsein eines Wesens Abbruch geschieht. Denn ein Wesen, welches schlechterdings keine andren Vorstellungen besäße als nur bewußte Vorstellungen, würde schlechterdings keine universellen besitzen, indem es unter den in einer solchen Seele vorhandenen ähnlichen Vorstellungen keine solchen geben dürfte, welche einander im Bewußtsein nicht duldeten. Und weil nun alle Universalität der Vorstellungen eine Beschränktheit des Bewußtseins in sich schließt, so erscheint das Gedächtniß, in welchem sich sämmtliche universelle Vorstellungselemente sogleich in singuläre verwandeln, als ein Werkzeug und Mittel, das Bewußtsein in Beziehung auf alle universellen Primitivbilder von einem Druck zu befreien, welcher sonst mit unüberwindlicher Schwere auf demselben lasten würde. Durch das Gedächtniß gelingt es dem Bewußtsein, aus seinem Versunkensein in die universellen Primitivvorstellungen wenigstens einen kleinen Schritt dem entgegengesetzten Zustande entgegen zu thun, dessen Vollendung die sein würde, sämmtliche Vorstellungen gleichsam in unwandelbarem Lichte dem Bewußtsein stets gegenwärtig zu behalten.

Wir haben im Bisherigen gesehen, daß in unserer Seele keine Vorstellung gefunden wird, welche nicht durch ein Uebergehen ins Gedächtniß disjungirbar würde, so wie auch keine, welche nicht in der Zeitreihe zerginge. Dadurch wurden uns nun alle Vorstellungselemente unter Umständen sowol disjungirbar oder singulär, als auch zergehbar oder vielfältig. Wohl zu beobachten ist hierbei aber die Bedeutung des gemachten Zusatzes, daß dies alles nur unter Umständen geschehe. Der Umstand, welcher eine jede universelle Vorstellung zur singulären macht, ist das Uebergehen derselben ins Gedächtniß, oder, was dasselbe sagt, das Zergehen derselben in die Zeitreihe. Sie wird singulär dadurch, daß sie zergeht. Denn ist sie sich selbst einmal gegenüber getreten, so kann sie auch statt dessen eine entgegengesetzte Vorstellung sich gegenüber treten lassen zum Zweck einer Disjunction. Der Umstand aber, welcher eine jede Vorstellung zur zergehbaren macht, ist ihr Erscheinen in der Zeit, d. h. ihr Erscheinen in der durch die Disjunction eines vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Vorstellens gebildeten Scale. Es käme also nur darauf

an, Vorstellungselemente zu entdecken, welche ausgeschlossen wären vom Gedächtnisse und von der Zeitscale, um dennoch einen sowol absolut universellen als auch absolut unzergehbaren Vorstellungsinhalt aufzuweisen.

Das Athmen z. B. wird von einem Triebe beherrscht, welcher gewöhnlich auf unbewußte Weise seine Wirksamkeit vollbringt. Aber sowie der Hunger stärker empfunden wird, je länger ihm Befriedigung mangelt, und dasselbe auch beim Durst, beim Zorn und allen Trieben überhaupt wahrgenommen wird, so kann man auch den Trieb nach Luftschöpfung dadurch für die Empfindung verstärken, daß man ihm eine zeitlang seine Befriedigung verweigert. Er tritt dann mit dem Gefühle einer universellen Beklemmung, und zuletzt sogar der Todesangst auf das lebendigste und anschaulichste ins Bewußtsein. Dasjenige nun an diesem Triebe, was ins Bewußtsein fällt, ist nur so lange undisjungirbares oder universelles Element, als es unter der Form einer primären Vorstellung erscheint. Sobald es anfängt, unter der Form eines Gedächtnißbildes in der Zeitreihe zu zergehen, ist derselbe Inhalt nicht mehr ein universeller, sondern zu einem singulären geworden. Daraus folgt, daß Dasjenige am Triebe, was nicht zum Bewußtsein kommt, z. B. der Trieb, wie er wirkt während des ruhigen Schlafs, ein schlechthin universeller Vorstellungsinhalt ist, d. h. ein solcher, bei welchem keine Verwandlung in ein singuläres Vorstellungsbild stattfindet.

Mehr Schwierigkeit bietet die Frage nach dem schlechthin Unzergehbaren. Ein solches dürfte, wie wir gesehen haben, nicht in eine Zeitreihe auseinandergezogen erscheinen. Der Trieb des Athmens z. B., selbst als ein ganz unbewußter Trieb genommen, wäre ein solcher Inhalt nicht, weil er vermöge des Zeitbegriffs in eine Menge gleicher Elemente zergeht, oder mit andern Worten bei einem jeden Athemzuge immer aufs neue als derselbe wieder und wieder wirkt. Nennen wir den Trieb, insofern er ein wirkender ist, einen Act, so erscheint er in seiner Gesammtheit als ein vermöge des Zeitbegriffs in viele einzelne Acte zergehender sich selbst gleichförmiger Act. Dieser Act ist ein nicht disjungirbarer, und dennoch zergehender Vorstellungsinhalt, und zwar ein unbewußter Vorstellungsinhalt. Weil nun aber die Wirkungen des Acts, wovon hier die Rede ist, in eine dem Bewußtsein aufgehellte Zeitreihe zergehen, so geht damit auch der wirkende

Act des Triebes in eine Zeitscale von Acten auseinander. Unfehlbar ist hierdurch ein Vorstellungsinhalt gesetzt, welcher in eine Zeitscale zergehen kann, und sofern er dies nur erst kann, noch nicht nothwendig zergangen ist. Mit andern Worten, es muß der Existenz des Triebes innerhalb der Zeit ein Dasein desselben vor und über der Zeit vorausgesetzt werden, aus welchem sein Zergehen in der Zeitscale sich nach dem Gesetze der Zergehbarkeit entwickelt. Da aber selbst dieser überzeitliche Inhalt des Triebes, als das äußerste Anschauniß unsers Denkens auf diesem Wege, zwar als ein unzergangener, aber durchaus nicht unzergehbarer sich erweist, so ist damit auf diesem Wege alle Hoffnung, auf einen absolut unzergehbaren Inhalt zu stoßen, abgeschnitten.

Auf der andern Seite sehen wir uns hingegen überrascht, im Kreise unserer Erfahrung ein wirklich Unzergehbares anzutreffen. Dies wirklich und schlechthin Unzergehbare ist freilich kein Vorstellungsinhalt, sondern im Gegentheil Dasjenige, welchem aller Vorstellungsinhalt auf unmittelbare oder mittelbare Weise erscheint, nämlich das Bewußtsein oder die fragende Thätigkeit. Sie ist in jedem Augenblick in Verbindung mit den verschiedenen Sinnhorizonten als ebenso vielen universellen Vorstellungen, von denen eine jede keine andere ihres gleichen neben sich duldet. Nun wird zwar das Gedächtnißbild einer jeden von diesen zur singulären Vorstellung, aber beim Bewußtsein selbst kann dieser Fall nicht eintreten, weil das Bewußtsein gar keine Vorstellung, sondern das Gegentheil alles Vorstellungsinhalts, nämlich die Thätigkeit des Wahrnehmens dieses Inhalts ist. Mache ich nun die Foderung, daß die Thätigkeit des Wahrnehmens solle mit einer Vielheit von universellen Vorstellungen in Verbindung sein, sodaß sie also, sofern sie mit der einen verbunden ist, es mit allen übrigen nicht ist, und umgekehrt: so kommt die fragende Thätigkeit dadurch in eine Lage, in welcher ein Vorstellungsinhalt in ebenso viele homogene Theile zergehen würde, als einander ausschließende Glieder vorhanden sind, mit denen er in Verbindung zu treten hat. Da nun aber die Thätigkeit des Wahrnehmens selbst nicht Vorstellungsinhalt ist, so fällt hier die Verwandlung in Gedächtnißeigenthum lediglich auf das Verhältniß der unzergehbaren Wahrnehmungsthätigkeit zu dem darin erscheinenden Vorstellungsinhalt, welches ein fragender Act genannt wird. So viele universelle Vorstellungen oder Gegenwarten es daher im Bewußtsein

gibt, so viele verschiedene Frageacte oder Fragebeziehungen gibt es in ihm unbeschadet seiner Unzergehbarkeit. Sofern der eine Frageact vorhanden ist, sind alle übrigen damit ausgeschlossen, sie alle aber sind Acte (Beziehungen) derselben fragenden Thätigkeit. Soll nun die fragende Thätigkeit in ihren sämmtlichen Acten erscheinen, während sie doch nur in einem einzelnen Acte erscheinen kann, so folgt daraus, daß sie dergestalt in ihnen allen erscheinen muß, daß, sofern sie in einem dieser Frageacte erscheint, sie eben dadurch in allen übrigen ganz und gar nicht gesehen wird. Der Act nun, in welchem sie ganz und gar gesehen wird, heißt die Gegenwart, während die Acte, worin sie schlechterdings nicht gesehen werden kann, die ungegenwärtigen heißen. Die vergangenen und zukünftigen Acte haben demnach Das miteinander gemein, daß in beiden die Thätigkeit des Wahrnehmens mangelt, sie unterscheiden sich aber dadurch voneinander, daß bei den vergangenen Acten ein Vorstellungsinhalt (genannt Gedächtniß) gegeben ist, welcher den zukünftigen Acten fehlt. Es muß deshalb wohl unterschieden werden zwischen dem nicht erinnerbaren (weil sich stets selbst gegenwärtigen) Bewußtsein und seinen erinnerbaren und folglich aus Vorstellungsinhalt bestehenden Acten oder Beziehungen. Die Acte als wirksame Verhältnisse des Bewußtseins zum Vorstellungsinhalt bleiben dem letztern eingeprägt. Das scheinbare Zergehen des Bewußtseins in der Zeit hat keinen andern Inhalt als den einer ausschließlichen Verknüpfung mit einem jeden von vielem möglichen Vorstellungsinhalt. Die eine Verknüpfung zerreißt, während die andere sich bildet, der gegenwärtige Vorstellungsinhalt geht als ein wechselnder vorüber im gegenwärtigen Bewußtsein als dem stehenden Wahrnehmungsfelde, an dessen Unveränderlichkeit sich aller Wechsel erst messen muß, um als solcher empfunden zu werden. Daß nun dem fremden Blicke, welcher nicht in mein Bewußtsein schauen kann, sondern nur auf den Wechsel der von mir ausgehenden sinnlichen Vorstellungsbilder gerichtet ist, mein Bewußtsein in so viel Theile auseinander springt, als dieser zeitliche Wechsel Glieder zeigt, ist der Trug der Erscheinung, welchem das Innere der Sache verschlossen bleibt. Ihm steht entgegen das Wesen des Bewußtseins, oder, was dasselbe sagt, sein Sichselbsterscheinen, worin es sich erkennt, nicht wie es Andern in indirecten Wirkungen von außen erscheint, sondern wie es in sich selbst für sich selbst ist. So ist

es ein schlechthin Unzergehbares. Unzergehbarer Vorstellungsinhalt wird demnach nicht gefunden. Wohl aber wird ein Unzergehbares gefunden. Dieses aber ist nicht Vorstellungsinhalt, sondern Bewußtsein.

Nun ist aber, wie früher bewiesen wurde, das Bewußtsein eine Triebhemmung. Daraus folgt, daß die darin vorkommenden Triebe, welche jeder an und für sich zergehbar sind und wirklich in der Zeitscale zergehen, vermöge ihrer Hemmung oder Latenz in den Zustand der Unzergehbarkeit hinaufgehoben oder transfigurirt werden. Da demnach ein solcher transfigurirter Trieb, als Ingrediens des Bewußtseins, wirklich ein sowol undisjungirbarer, als auch unzergehbarer Vorstellungsinhalt ist, so ist in ihm gefunden, was wir suchten, und die Aufgabe gelöst.

So zergeht denn das Bewußtsein in eine Zeitreihe, ohne doch in sich selbst dadurch zu einer Mehrheit von Bewußtseinsfeldern, zu einer Mehrheit von Ichen oder Personen zu werden, weil das Ich oder die fragende Thätigkeit nur als eine schlechthin einmalige, einheitliche und unzertrennliche Größe in der Erfahrung des innern Sinnes gefunden wird.

Und doch ist hier noch ein Punkt unerörtert zurückgeblieben, welcher nicht übersehen werden muß. Es wurde oben das Gesetz aufgestellt, daß ein jeder Vorstellungsinhalt in derjenigen Scale zergehen kann, in welcher er erscheint. Das Bewußtsein, welches in der Zeitscale erscheint, ohne darin zergehbar zu sein, bildet hier die eine Ausnahme. Eine andere wird gefunden in denjenigen Vorstellungen, die wir schon oben auf S. 126 unter dem Namen der relativ unvorstellbaren Vorstellungen oder auch der Vorstellungsherde besprochen haben. Mit dem Namen eines Vorstellungsherdes wird nämlich ein bestimmter Ort in der Welt des äußern Sinnes bezeichnet, von welchem aus sich sämmtlichen mit äußern Sinnen begabten Wesen gewisse Vorstellungen mittheilen, sodaß jedes zwar die Vorstellung des Herdes vorstellt, aber nur in seinem eigenen nachgebildeten Vorstellen, wobei die sich an alle vorstellenden Wesen der Umgebung nach gewissen Gesetzen mittheilende Vorstellung des Herdes dennoch dabei als eine für alle die umgebenden Wesen an sich selbst unvorstellbare Vorstellung zurückbleibt. Dieser Inhalt eines Vorstellungsherdes erscheint allerdings in räumlicher Ausdehnung, ohne jedoch an sich selbst genommen im allermindesten an der Fähigkeit, im Raume zergehen zu können, Theil zu nehmen. Wenn mir z. B. durch

Schielen die farbige Figur eines vor mir liegenden Buches in zwei völlig ähnliche Bilder zergeht, oder durch das Beschauen mit einem in Facetten geschliffenen Glase sich zu einem zwanzigfachen Bilde auseinander wirft, so werde ich dennoch durch Ueberlegung und mit Zuhülfenahme des Tastsinnes den Herd dieser sämmtlichen Bilder nur für einen und denselben halten, und ihn als einen solchen für schlechthin unzergehbar im Raume erklären, alles scheinbare Zergehen im Raume aber, das mir etwa bei ihm begegnet, auf Rechnung meiner eigenen ihm nachgeformten und an ihm entzündeten Vorstellungen setzen, sodaß er selbst davon völlig unberührt bleibe. In dieser Gestalt widerspricht allerdings der Fall dem oben aufgestellten Gesetze, und gibt gewissermaßen einen schlechthin unzergehbaren Vorstellungsinhalt zu Tage. Doch ist das letztere auch wieder nur gewissermaßen der Fall. Denn so unzergehbar der Inhalt des Vorstellungsherdes auch ist in Beziehung auf den Raum, so sehr zergeht er doch in alle Momente der Zeitscale, wobei die Theile, in welche er zergeht, theils dieselben bleiben, theils auch eine Verschiedenheit oder einen Wechsel in sich zulassen. Der Vorstellungsherd theilt also mit dem schlechthin universellen Vorstellungsinhalt oder dem Triebe die gemeinschaftliche Eigenschaft, zwar nicht im Raume, wol aber in der Zeit zergehbar zu sein, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Trieb darum nicht im Raume zergehen kann, weil er gar nicht in ihm erscheint, der Herd aber ebenso wenig in ihm zergehen kann, trotz dem daß er in ihm erscheint. Man kann sich auch so über dies merkwürdige Verhältniß ausdrücken: Die Vorstellungen der Herde spielen, obgleich sie singuläre Vorstellungen sind, durch ihre Unzergehbarkeit im Raum die Rolle von universellen Vorstellungen. Die universellen Vorstellungen sind aber nicht allein die im Raume unzergehbaren, sondern auch die im Bewußtsein undisjungirbaren. Auch diese Eigenschaft trifft zu bei den Vorstellungen der Herde. Denn die rothe Farbe des Einbands schließt beim Buche die schwarze, das Octavformat schließt das Quartformat ebenso sehr aus, als eine traurige Stimmung von einer fröhlichen, oder ein Begehren desselben Gegenstandes von einem Verabscheuen desselben im Bewußtsein ausgeschlossen wird. Wir haben oben in den Feldern des äußern Sinnes universelle Vorstellungen durch eine Theilnahme an singulären Bildern selber Singularität bekommen sehen. Hier

sehen wir singuläre Vorstellungen mit den Eigenschaften der universellen behaftet. Ob diese Behaftung ebenfalls aus einer Vermischung der singulären mit den universellen entspringt, muß einer spätern Untersuchung aufbehalten bleiben.

Hiermit hat die Untersuchung zuerst ihren Schwerpunkt erreicht. Denn so kann man wol die aufgefundenen Grundbegriffe eines schlechthin Undisjungirbaren und eines schlechthin Unzergehbaren nennen, um welche sich alle übrigen aus Singularität und Universalität gemischten Gegensätze der Vorstellungsgruppen drehen wie um eine letzte Grundaxe. Der eine Pol dieser Grundaxe heißt das schlechthin undisjungirbare Wesen oder der blinde Trieb, der andre heißt das schlechthin unzergehbare Wesen oder das Wahrnehmungsfeld des Bewußtseins. Diese beiden Extreme des Vorstellens haben eine große Verwandtschaft darin, daß die in einer jeden bewußten Aufmerksamkeit rege seienden Bewegungen des Ja und Nein die Wirkungen eines gehemmten Trieblebens sind.

Dieser Grundaxe oder Grundpolarität alles Vorstellens stehen als äußerste Peripherie gegenüber diejenigen Vorstellungen, welche schlechthin und in jeder beliebigen Weise sowol disjungirbar, als auch zergehbar sind. So aber sind die sämmtlichen Vorstellungen des Gedächtnisses und der Erinnerung, an denen wir oben die Gesetze der Disjunction und der Zergehbarkeit in die verschiedenen Disjunctionsscalen erläutert haben. Dennoch findet hier auch wieder ein Unterschied statt in Beziehung auf ihren Ursprung. Das Gedächtnißbild eines Triebes, eines Gefühls, einer gesehenen Landschaft, so disjungirbar und zergehbar sich dasselbe auch in aller Art erweisen mag, ist doch bei allem dem nur der in der Zeit zergehende Ueberrest einer an sich selbst undisjungirbaren und auch relativ unzergehbaren Primitivvorstellung, ist also selbst ursprünglich undisjungirbar und relativ unzergehbar gewesen, und erst durch ein verstattetes Zergehen in der Zeitscale disjungirbar und absolut zergehbar geworden. Sind nun solche Vorstellungen mit völligem Rechte schlechthin disjungirbare und zergehbare zu nennen? Gewiß doch nicht! Gibt es denn aber Vorstellungen, welche wirklich und in jeder Art diesen Namen verdienen? Dies ist eine Frage, welche jetzt ihre Antwort fodert.

Wenn die Thätigkeit des Fragens beim Nachdenken einen gewissen Fall als möglich bejaht, und nun bedenkt, was aus diesem Falle

folgen würde, so sind zwar die Vorstellungen des möglichen Falls und seiner möglichen Folgen Gedächtnißbilder von der bisher beschriebenen Art, und also keineswegs von absolut disjungirbarer Natur, dagegen ist die Vorstellung der Bejahung selbst als eine solche, welche nur dadurch vorhanden ist, daß ihr die Vorstellung der Verneinung als ebenfalls möglich zur Seite steht, allerdings eine Vorstellung von schlechthin disjungirbarer Natur zu nennen. Denn sie ist nur dadurch vorhanden, daß sie ihren Gegensatz sogleich zur Seite hat, daß sie selbst gleichsam ganz Disjunction ist, daß sie in ihrer primitivsten Gestalt die Disjunction sogleich mit zur Welt bringt. Sie ist aber ein Gedächtnißbild, das Bild des ungehemmten und noch nicht durch die Hemmung in eine Bewegung der Aufmerksamkeit verwandelten Triebes, welches in dieser Gestalt das Bild des gehemmten Triebes als Nein zur nothwendigen und unumgänglichen Disjunction sich gegenüber hat. Im Lichte des Bewußtseins wird das Ja mit dem Nein, das Gleiche mit dem Ungleichen verträglich, und diese Verträglichkeit des Entgegengesetzten oder Ungleichen heißt die Disjunction. Für das Ungleiche von jeglicher Art läßt sich als allgemeiner Ausdruck das Ja und Nein als Unterscheidungs- oder Gegensatzwort des das Ungleiche als ein Verträgliches behandelnden Willens gebrauchen. Geht man dabei näher in die Natur disjungirter (d. h. ungleicher und doch vertragsamer) Vorstellungen ein, so bilden sich die Disjunctionsscalen als Stufenleitern oder Spannungen von untereinander ähnlichen, d. h. zum Theil gleichen, zum Theil ungleichen Vorstellungen, welche nach dem Maße ihrer Aehnlichkeit einander nahe, nach dem Maße ihrer Unähnlichkeit einander ferne stehend erblickt werden. So entstehen die Scalen der Zeit, der Farben, der Töne, der Gestalten u. s. f. Auf einer solchen Stufenleiter unendlich vieler Glieder kann die bejahende und verneinende Aufmerksamkeit nach Lust und Liebe auf und abwandeln, indem durch die Bejahung des einen Gliedes immer die sämmtlichen übrigen verneint werden, oder indem der Wille dadurch, daß er sich dem einen Gliede zuwendet, sich eben darin von allen übrigen abwendet. Denn der Wille ist der durch Hemmung in Aufmerksamkeit verwandelte Trieb. Eine jede fremde Vorstellung bekommt aber dadurch, daß sie in eine solche Scale eintritt, die Eigenschaft der Zergehbarkeit, deren allgemeines Schema, wie wir bereits oben gesehen haben, das Zahlensystem ist.

Wir begreifen hieraus, wie ein Vorstellungsinhalt, welcher schlechterdings undisjungirbarer Natur ist, wie z. B. ein Trieb, oder auch ein Vorstellungsherd, dennoch zergehbar sein kann. Denn er braucht sich zu diesem Ende nur mit einer Scale von disjungirten Vorstellungen, wie z. B. denen, welche in uns die Zeitanschauung bilden, zu verknüpfen. Die Folge davon wird sein, daß er in diesem Falle selbst in die Zeitscale zergeht.

Wenn daher nun die auf irgend einer beliebigen Scale bejahend und verneinend auf und abwandelnde Aufmerksamkeit alle Schritte, die ihr hier zu thun möglich sind, zählt und abmißt, so entstehen dadurch die Zahlen als Vorstellungen, deren Stoff weder das Ja und Nein des Willens allein, noch auch der Vorstellungsinhalt irgend einer bestimmten Scale ist, sondern nur die Verhältnisse des einen zum andern, die sich als Zergehungs- und Disjunctionsverhältnisse ausweisen, d. h. als die reinen Verhältnisse einer möglichen Vertragsamkeit des Entgegengesetzten, oder als die reinen Verhältnisse eines möglichen Bewußtseins. Denn nur im Bewußtsein findet die Vertragsamkeit des Entgegengesetzten statt. Nur auf die Gesetze der reinen Vertragsamkeit oder des reinen Bewußtseins, welche durch und durch nichts weiter, als Zergehungen und Disjunctionen sind, paßt der Name von einem absolut disjungirbaren, absolut zergehbaren Vorstellungsinhalt. Die Antwort auf unsere obige Frage ist also hiermit im Allgemeinen gefunden, aber diese Antwort ist nur die Eröffnung einer nähern Untersuchung über das Wesen der absoluten Zergehbarkeit und Disjungirbarkeit, welche uns im nächsten Abschnitte beschäftigen soll.

§. 28.

Die äußerste Grenze der Singularität.

Vom Zergehen in der eigenen Scale. Zergehungsbilder und Totalbilder. Vom Proceß der Verlängerung einer Linie ins Unendliche. Von der Zahl. Von der Zeit. Von der Natur der Vertauschungsbilder.

Wenn ich die Entfernung irgend eines gesehenen Ortes von mir nach dem Augenmaße bestimme, so lege ich nach gewissen Regeln der Muthmaßung einen im Gedächtniß vorhandenen Maßstab, z. B. die Länge eines Schuhes, zu so wiederholten malen in die Ausbreitung zwischen die beiden zu bestimmenden Orte, als erfoderlich ist,

um dieſelbe auszufüllen, mit andern Worten, ich laſſe die Länge eines Schuhes in diejenige Scale des Ortraums, welche Linie genannt wird, zergehen, indem ich dabei die Zergehungsacte mit den aus dem allgemeinen Zergehungsſchema entnommenen Begriffen, d. h. mit den Zahlen 1, 2, 3 u. ſ. f. benenne. Vergleiche ich dieſen Fall mit andern Fällen von räumlichen Zergehungsacten, wie wenn ich etwa eine einzelne Säule in eine Colonnade von 100 Säulen, ein einzelnes Haus in eine Straße von 100 Häuſern zergehen laſſe, ſo fällt dabei der Unterſchied in die Augen, daß im erſten Falle das zergehende Bild und die Scale, worin es zergeht, dem Begriffe nach eins ſind, was in den andern Fällen nicht ſtattfindet. Denn wenn hier das ſich linienweiſe nebeneinander Stellende eine Säule oder ein Haus iſt, ſo iſt daſſelbe dort ſelbſt eine Linie. Es tritt alſo dort zur Scale nichts Neues hinzu, während hier allerdings etwas Neues zu ihr hinzutritt. Folglich haben wir dort einen ſchlechthin zergehbaren Begriff, welcher die Scale, worin er zergehen kann, ſchon bei ſich ſelbſt trägt, während wir es hier mit relativ zergehbaren Begriffen zu thun haben, welche, um zu zergehen, ſich erſt mit einer fremden Scale verknüpfen müſſen, und es bietet ſich hierdurch ein ſicheres Kennzeichen an, wodurch ſich abſolut zergehbare Begriffe von relativ zergehbaren in allen Gebieten des Vorſtellens ſogleich auf den erſten Blick unterſcheiden laſſen. Man kann zwar hiergegen einwenden, ob nicht dieſes Kennzeichen auf einer blos willkürlichen Unterſcheidung beruhe. Denn ſo gut man die Linie als eine Scale annimmt, worin die Linie zergeht, ebenſo gut kann man ja die Colonnade, die Straße ſelbſt für Scalen annehmen, in welche die Säule, das Haus als Theile derſelben zergehen. Daß ich dabei den Theil mit einem andern Namen benenne, als das durch ſein Zergehen gewonnene Ganze, iſt ebenſo willkürlich, als ob ich zwar für die Linie, mit welcher eine Entfernung gemeſſen wird, den Namen der Linie beibehalten, für das durch ihr Zergehen gewonnene Ganze der Entfernung aber einen andern, z. B. den der Strecke, einführen wollte, ſodaß dann z. B. eine Strecke immer aus Linien beſtände, eine Linie aber niemals wieder aus Strecken beſtehen könnte. Dieſer Einwand würde aber, ſo ſcheinbar er iſt, doch darin einen harten Fehler begehen, daß er die Scale, worin Etwas zergeht, erſt zum Producte Deſſen macht, was darin zergeht, wovon die Abſurdität am beſten in den Fällen einleuchtet, wo das Zergehungsbild, das bei dieſer Annahme

auch immer die Zergehungsscale heißen müßte, ein nie gesehenes, vielmehr erst nach einer abstracten Regel componirtes ist, wie bei der Construction unbekannter Curven aus ihren Gleichungen, oder beim regelrechten Aufriß eines Architekturwerks nach den Gesetzen der Perspective. In den letztern Fällen, wo das Auge mit gespannter Erwartung auf dem Papiere umherirrt, weil es noch nicht weiß, an welchem Orte der fragliche Punkt der Curve oder des architektonischen Gewölbes erscheinen wird, obgleich ich denselben nach den gewöhnlichen mathematischen Zergehungsgesetzen selbst entwerfe, ist es klar, daß nicht in allen Fällen die Zergehungsscale mit dem Zergehungsbilde sich verwechseln läßt. Und hieraus erhebt sich nun erst die wichtigste Frage: bis zu welcher Grenze diese Verwechselung, wie wir sie uns z. B. beim Begriffe der Linie erlauben, gestattet oder auch nur überhaupt möglich ist.

Die Frage läßt sich beantworten durch den Unterschied, welcher stattfindet zwischen einem Zergehungsbilde und einem bloßen gleichtheiligen Totalbilde. Wenn ich z. B. den planimetrischen Ort zur einen Seite einer Linie, auf welchem in meiner Phantasie ein Haus gebaut steht, nach gewissen Zwischenräumen vervielfältige, und dadurch das Bild einer Straße in die Phantasie bekomme, so ist die Straße ein durch Umhertragen des Bildes vom Hause in der Zergehungsscale vom Ortsraume entstandenes Zergehungsbild. Wenn ich hingegen in der Wirklichkeit eine Straße sehe, so entsteht ihr Bild nicht in mir auf dem eben beschriebenen Zergehungswege, und verdient folglich auch nicht den Namen eines Zergehungsbildes. Vielmehr würde der Name eines aus gleichen Theilen bestehenden Totalbildes insofern hier besser passen, als hier das Ganze mit allen seinen Theilen zugleich und in demselben Nu aufgefaßt wird, während beim Zergehungsbilde die Auffassung des Theils der Construction des Ganzen immer vorangeht. Ich habe es nun zwar auch in der Gewalt, bei vorausgesetztem sinnlich erfaßten Totalbilde der Straße, ein beliebig herausgerissenes Haus im Bilde des Ganzen so umherzutragen, als ob es darin zerginge, obgleich es doch dieses ganz und gar nicht thut, sondern nur in jedem einzelnen Theile des Ganzen wiedergefunden wird. Hierdurch wird also der Unterschied zwischen einem Zergehen in der eigenen Scale und einem Zergehen in einer fremden Scale so wenig aufgehoben oder zu einem blos willkürlichen gemacht, daß nur das Zergehen in fremder Scale

den Namen eines wirklichen Zergehens verdient, wogegen das Zergehen in der Scale des eigenen Totalbildes durchaus nicht ein Zergehen, sondern umgekehrt ein Wiederfinden genannt werden muß.

Hieraus ergibt sich sogleich eine fruchtbare Anwendung auf den Begriff der Linie. Wenn die Zergehungsscale, worin der Maßstab eines Fußes in viele Fuße zergeht, die Linie selbst ist, so zergeht der Theil der Linie in sein Totalbild, d. h. er zergeht wirklich nicht, sondern wird nur in dem Totalbilde wiedergefunden, in welchem er schon bisher vielfältig vorhanden war. Und ebenso wenig zergeht der Punkt in der Linie, durch welche man ihn sich bewegen läßt, sondern er wird nur in den schon vorher in der Linie vorhanden gewesenen Punkten, ohne welche sie gar nicht Linie sein würde, wiedergefunden. Ein Andres ist es, wenn ich eine Linie über meinen Gesichtskreis hinaus in einen Raum sich verlängern lasse, in welchem es zuvor für mich noch keine Linien gab, oder wenn ich einen Punkt nach arithmetischer Formel in eine Curve zergehen lasse, welche zuvor noch nicht in meiner innern Anschauung existirte. Das, worin dort die Linie zergeht, kann nicht der Raum sein, weil dieser, ohne daß Linien oder Entfernungen gegeben sind, gar nicht gegeben ist, und Das, worin hier der Punkt zergeht, kann nicht die Curve sein, welche noch nicht in der innern Anschauung vorhanden ist. Man darf daher, will man richtig reden, auch nicht sagen, daß der Punkt in der Curve, und auch nicht, daß die Linie im Raum zergeht. Denn man kann nicht zergehen in einem noch nicht Vorhandenen, wohl aber zu einem noch nicht Vorhandenen, nämlich so, daß das noch nicht Vorhandene als Product hervorgeht. So zergeht allerdings die Linie über die Grenze unsers Gesichtskreises hinaus nicht in, sondern zur unendlichen Ausdehnung, und so zergeht allerdings der Punkt nach arithmetischer Formel nicht in, sondern zu einer Curve. Der Maßstab aber zergeht gar nicht, weder in der gemessenen Entfernung, noch zur gemessenen Entfernung, sondern wird nur in ihr vervielfältigt wieder gefunden als in seinem Totalbilde.

Das Nächste, was sich hieraus ergibt, ist dies, daß bloße gleichtheilige Totalbilder, wie z. B. eine Linie, eine Colonnade, eine Straße, allerdings ein Vorstellungsinhalt sind, welcher nicht erst durch einen Uebergang ins Gedächtniß disjungirbar und zergehbar wird, sondern welcher schon in seiner ersten Wurzel als Primitivbild

in der Sinnanschauung Disjunctions- und Zergehungsverhältnisse in sich hat. Aber ein solcher Inhalt ist ein bereits auf bestimmte Art zergangener, nicht ein nach Lust und Liebe zergehbarer, er ist ein bereits auf bestimmte Art disjungirter, nicht ein nach Lust und Liebe disjungirbarer. Er steht daher auch nicht auf der Stufe der eben hier erst zu suchenden Begriffe, als deren vorläufiges allgemeines Schema wir das Zahlensystem aufstellten, mit der Foderung, daß darin eben nichts durch und durch als lauter Disjungirbarkeit und Zergehbarkeit enthalten sei.

Die im Vorigen ausgesprochene Warnung, das Totalbild nicht mit dem Zergehungsbilde zu verwechseln, trifft nun aber das Zahlensystem ebenfalls mit. Denn wenn ich die Eins zergehen lasse in der unendlichen Zahlenreihe, so ist dies ein Zergehungsproceß von der gerügten falschen Art. Denn die Eins zergeht ganz und gar nicht in der Reihe als in einer Zergehungsscale, sondern wird nur in ihr als ein Theil in seinem schon als fertig vorausgesetzten Totalbilde immer und immer wiedergefunden. Ja wir sind sogar insofern hier mit der Zahlenreihe noch übler daran als mit den Totalbildern der Linie und der Straße, inwiefern die letztern doch wenigstens zu Zergehungsscalen für fremde Vorstellungen taugen, wie wenn ich an der Linie entlang die Häuser einer Straße in der Phantasie aufbaue, oder wie wenn ich aus den Schornsteinen der zur Straße gehörigen Häuser Rauch aufsteigen lasse. An der Ausbreitung der abstracten Zahlenreihe kann ich aber ohne die Zuhülfenahme der Zergehungsscalen des Raumes oder der Zeit u. s. w. nicht das Mindeste befestigen oder aufbauen, ausgenommen wieder Zahlenverhältnisse selbst. Wenn daher alle übrigen Totalbilder doch noch dieses Lebendige an sich haben, daß sie für fremden Vorstellungsinhalt zu Zergehungsscalen dienen können, so ist die Zahlenreihe oder das allgemeine Schema sämmtlicher gleichtheiliger Totalbilder darin gleichsam erst ganz erstorben, daß sie auch dieses nicht einmal kann.

Es sind nun zweierlei Fälle möglich. Entweder alles Zergehen findet statt im Verhältniß von einem fremden Vorstellungsinhalt zu einem schon fertigen gleichtheiligen Totalbilde, sodaß der Begriff einer Zergehungsscale in allen Fällen nichts weiter bezeichnet als das Verhältniß eines schon fertigen gleichtheiligen Totalbildes zu einem fremden Vorstellungsinhalt, der darin zergehen kann. In diesem

Falle lassen sich einige Totalbilder in Zergehungsbilder übersetzen, andere aber lassen dies nicht zu. (Die Linie z. B. würde einer solchen Uebersetzung nicht fähig sein, und ebenso wenig die Zahlenreihe, während die Colonnade, die Straße sich vermöge der Zergehungsscale der Linie aus Totalbildern in Zergehungsbilder übersetzen lassen.) Oder — und dieses ist der zweite Fall — es finden sich unter den Zergehungsbildern solche, deren Zergehungsscalen sich nicht reduciren auf fertige Totalbilder, sondern immer wieder auf Zergehungsbilder, die sich ohne Aufhören ins Unendliche erweitern lassen. Im letztern Falle würde man zuletzt irgendwie einen Inhalt in die Anschauung bekommen, welcher aus lauter Zergehbarkeit gleichsam zusammengesetzt wäre, indem er nie fertig würde.

Daß in einigen Fällen die Zergehungsscalen sich ganz und gar auf sinnlich erfaßte unübersetzbare Totalbilder reduciren, unterliegt keinem Zweifel. Ein solches unübersetzbares Totalbild ist z. B. die Zergehungsscale des Farbenschemas, deren einzelne Elemente aus sinnlicher Anschauung stammen, und sich im Gedächtniß nach dem Gesetze der Verschmelzung des ähnlichen Vorstellungsinhalts zu einem vollständigen Systeme aller möglichen Farbennuancen gruppiren, welches dann einem fremden Vorstellungsinhalt als Zergehungsscale dienen kann. Aehnlich dient auch der aus den gehemmten Grundtrieben meines Wesens stammende Inhalt von Ja und Nein, sobald er im Bewußtsein zum disjunctiven Totalbilde des Gegensatzes oder der Polarität geworden ist, als eine einfache Zergehungsscale für Begriffe, welche dadurch in ihre hohlen oder unendlichen Gegentheile umschlagen, wie z. B. das Ich ins Nichtich, der Mensch in den Nichtmenschen, das Sterbliche ins Unsterbliche, die Zeit in die Ewigkeit. In diesen Fällen ist die Zergehungsscale nicht wiederum ein Zergehungsbild, sondern nur ein mit innerer Disjunction versehenes Totalbild, ein unübersetzbares und fertiges.

Dagegen erscheint diese Unübersetzbarkeit bei der Linie schon beiweitem zweifelhafter. Denn wenn ich die Linie über meinen Gesichtskreis hinaus ins Unendliche fortschießen lasse, so liegt darin etwas ganz Andres als ein bloßes Wiederfinden der Linie als Theil in ihrem größern Totalbilde. Denn sie kann nicht als Theil in einem Ganzen erscheinen, welches noch nicht vorhanden ist. Ist aber die Linie in diesem Falle ein nicht blos im Totalbilde Wiedergefundenes,

sondern ein wirklich zum Totalbilde Zergehendes, so muß eine Scale dasein, worin sie zergeht. Eine solche ist aber schlechterdings nicht vorhanden. Denn es müßte unter ihr verstanden werden ein Begriff, welcher dann entstände, wenn man die Totalität der Linie ihrer sämmtlichen Theile, welche Linien genannt werden, entkleidete. Thut man aber dies, so bleibt entweder gar nichts, oder nur ein ganz wüstes und unbestimmtes Bild von Ausdehnung überhaupt, auf welches zum mindesten der Begriff einer Scale ganz und gar nicht paßt, und von dem man sich nur unter der Bedingung eine deutliche Vorstellung machen kann, daß man es mit wirklichen Zergehungsscalen für beliebigen Vorstellungsinhalt, nämlich mit Linien, Flächen, Oertern, Gestalten u. s. w. ausfüllt. Wenn also die Linie in ein solches wüstes Chaos von Ausdehnung, dessen Existenz man überhaupt noch dahingestellt sein lassen muß, zergeht, so ist dies ein Zergehen in einem ganz andern Sinne, als wenn z. B. der Begriff der Säule oder des Hauses am Begriff der Linie zum Begriff der Colonnade oder Straße sich auseinander gibt. Deutlicher wird die Sache, wenn wir sie von einer entgegengesetzten Seite betrachten.

Der Maler zeichnet ein Porträt mit derselben Geschicklichkeit und Leichtigkeit in verkleinertem Maßstabe wie in Lebensgröße. Dies kann auch keinen Augenblick Wunder nehmen, sobald man bedenkt, daß ein Gemälde nichts ist als das getreue Abbild einer durchsichtigen zwischen dem Auge des Malers und seinem Gegenstande ausgespannten Fläche, welche vermöge der Lichtstrahlen, die vom Gegenstande nach dem Auge gehen, die Farben genau an den Orten durchscheinen läßt, wo das Gemälde sie wiedergibt. Je näher man sich die Fläche ans Auge des Malers gerückt denkt, desto kleiner wird der Maßstab der Zeichnung. Da nun jeder wirkliche Blick unsers Auges diese sämmtlichen Bilder eines jeglichen Maßstabes mit einem Schlage enthält, so folgt, daß beim Sehen kein einziger Gegenstand eine bestimmte Größe hat, sondern ein jeder nur die, welche wir ihm zu geben Lust haben oder aus Nebenumständen uns gedrungen fühlen. Es geht daraus das Vermögen der Einbildungskraft hervor, den Verhältnißbegriff einer räumlichen Totalanschauung auf einen jeden ihrer Theile zu übertragen. Sei z. B. das Totalbild ein Kreis, so wird innerhalb desselben es nicht an Raum mangeln, das Bild desselben beliebig vielmal in verjüngtem Maßstabe zu wiederholen, oder

ihn beliebig vielmal in sich selbst hineinzusetzen. Hieran ist nun nichts, was in Verwunderung setzt, weil Raum innerhalb des Kreises genug gegeben ist, denn die Theile eines Raumganzen sind ebenfalls wieder Raumganzheiten von kleinerer Art. Wenn es nun aber vermöge des angegebenen Gesetzes in meiner Gewalt steht, das ganze Totalbild auf einen jeden Theil zu übertragen oder einen jeden Theil fürs Ganze anzusehen, so muß es auch in meiner Macht sein, das Ganze für einen jeden seiner Theile anzusehen, und so es selbst zu überschreiten mit gar keinem andern Raume, als seinem eigenen Totalraum, welcher, sobald ich das Ganze zu seinem eigenen Theile mache, gleichsam anfängt über die Grenze der bisherigen Totalität überzufließen, ohne daß es hierzu irgend einer Zergehungsscale bedarf, da er in nichts hineinfließt als in sich selbst. Hiernach würde der Proceß der Verlängerung einer Linie ins Unendliche auf folgende Art vor sich gehen. Ich hebe an beim gegebenen Totalbilde einer Linie, z. B. bei der unmittelbar empfundenen Entfernung zwischen meinen Schultern. Ich fahre fort damit, daß ich mir einbilde, dieser Raum betrage nur die Hälfte seines wirklichen Betrages, und in Folge dieser Einbildung z. B. die linke Schulter an ihrer Stelle lasse, an die Stelle der rechten Schulter aber meinen Hals setze, so wird der Raum, mit welchem die Linie nach rechts hin aus meinem Körper hinausfährt, der Raum zwischen Hals und rechter Schulter sein, welcher gar keines Platzes, wohin er sich ausbreite, erst bedarf. Er breitet sich in nichts Anderm aus als in sich selbst, indem der ganze Proceß auf einem Spiele der Einbildung beruht, wonach mein eigener Leib mir größer erscheint, als er wirklich ist, einem Spiele der Einbildung, das ich natürlich ins Unendliche fortsetzen kann, ohne eines andern Stoffes dabei zu bedürfen, als des innerhalb meiner eigenen Glieder wahrgenommenen Totalbildes räumlicher Ausdehnung. Hierdurch wird also der Begriff der Linie gar nicht befreit von dem Prädicate, ein bloßes gleichtheiliges Totalbild zu sein, sondern es wird dies Prädicat nur näher dahin bestimmt, daß sie zu derjenigen Classe gleichtheiliger Totalbilder gehört, in denen der Theil dem Ganzen durchaus ähnlich, und daher beide in der Einbildungskraft vermöge des Verschmelzungsgesetzes des Aehnlichen miteinander vertauschbar sind. Diese Classe von Totalbildern möge, um einen kurzen Namen dafür festzusetzen, im Folgenden unter dem Ausdrucke der Vertauschungsbilder verstanden werden.

Ein solches Vertauschungsbild ist nun auch die Zahlenreihe. Denn eine jede beliebige Zahl ist vertauschbar mit der Eins, und weil die Eins ebenso vertauschbar ist mit jeder andern Zahl, so ist eine jede Zahl vertauschbar mit jeder. Habe ich z. B. ein Totalbild von 10 aufgefaßt, so steht es mir frei, eine jede darin vorkommende Zwei als eine Eins zu denken, und so das Bild der 10 in ein Bild der 5 einschrumpfen zu lassen, und habe ich umgekehrt ein Totalbild von 5 aufgefaßt, so steht es mir frei, eine jede darin vorkommende Eins als eine Zwei zu denken, und so das Bild der 5 zu einem Bilde der 10 auszudehnen und zu erweitern. Auch hier gibt es daher ebenso wenig, wie bei der Linie, eine vorausgesetzte Zergehungsscale, in deren Raum die Zahl als ein Zergehungsbild sich ergießen könnte. Auch hier geschieht die Ausbreitung, ohne daß sich irgend ein Raum für sie zu eröffnen brauchte, in der bloßen Einbildung, d. h. durch eine Vertauschung des Ganzen mit seinem Theile, oder durch eine Verschmelzung des Verschmelzbaren. Jedes Zahlenbild ist daher in sich selbst und gleichsam auf eigene Kosten ins Unendliche vergrößerbar. Die einfache Eins in allen Theilen eines gegebenen Zahlenbildes wiedererkennen, heißt zählen.

Nicht minder gehört in die Classe der Vertauschungsbilder auch die Zeit. Es kommt nämlich die Anschauung einer Zeitreihe dadurch zu Stande, daß ich mich an vergangene Gegenwarten erinnere, oder daß ich Gedächtnißbilder, welche ihren Charakter als primäre Vorstellungen bereits verloren haben, doch wieder für die Einbildung in diesen Charakter eintreten lasse. Hierzu gehört nothwendig, daß dieselben im Bewußtsein erscheinen, dies aber ist auch schon vollkommen hinreichend, den Proceß der Zeitanschauung einzuleiten, und es bedarf dazu weiter nichts als dies. Denn indem die secundären Vorstellungen oder Gedächtnißbilder dem Bewußtsein wieder gegenwärtig werden, umgeben sie die wirkliche Gegenwart, d. h. die Totalität der primären Vorstellungen mit so vielen falschen oder blinden Gegenwarten, als ihre Anzahl ist. Die Ordnung, in welcher diese verschiedenen blinden Gegenwarten untereinander stehen, heißt die Vergangenheit, und da sich die primäre Vorstellung der Gegenwart mit den Vergangenheitsbildern als ihr letztes oder als das Bild, das die meisten Voraussetzungen hat, auf eine ähnliche Art verknüpft findet, als unter ihnen selbst immer je eins mit einer

Reihe, welche seine Vergangenheit heißt, verknüpft ist, so sieht sich die Einbildung im Stande, zufolge dieses Aehnlichkeitsbegriffs die wirkliche Gegenwart sich ebenfalls als eine blinde Gegenwart vorzustellen, welches aber nur dadurch gelingen kann, daß sie dieselbe durch eine andere eingebildete Gegenwart, z. B. eine solche, welche sie erst selbst hervorzubringen den Trieb hat, zur Seite schiebt. Eine solche nicht vorhandene und doch in der Einbildung als vorhanden ergriffene Gegenwart heißt eine Zukunft. Ist die Anschauung so weit gediehen, so nivellirt sich durch eine Vertauschung von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit alles zum Bilde einer a parte ante und a parte post unendlichen Reihe. Denn indem die Zukunft als gegenwärtig, und die Gegenwart als vergangen angeschaut wird, erscheint auch die Zukunft der Einbildung schon als vergehbar gegen eine neue Zukunft, und so fort ins Unendliche, und dieses Spiel läßt sich auch wieder auf jeden Punkt der Vergangenheit rückwärts anwenden, sodaß nun jedes Gedächtnißbild in der Einbildung zugleich mit dem Charakter eines primären sowol als eines erst erwarteten Bildes behaftet wird.

Vergleicht man nun das Vertauschungsbild der Zeit mit den Vertauschungsbildern der Zahlenreihe und der Linie, so ist der Unterschied freilich ein großer. Denn anstatt daß es in der Zahl und der Linie die Begriffe von Ganzem und Theil sind, welche einer Vertauschbarkeit unterliegen, sind es in der Zeit die Begriffe von primären und secundären, d. h. von undisjungirbaren und disjungirbaren Vorstellungen, denen dieses begegnet. Zwar läßt sich, sobald die Zeitanschauung sich erst zu einer unendlichen Reihe nivellirt hat, auch die Vertauschbarkeit von Ganzem und Theil auf diese Reihe anwenden, aber dies doch auf keinen Fall eher, als bis ich gelernt habe, mir die Zeit unter dem Bilde einer Linie zu denken, und also die Zeitanschauung mit der Anschauung einer Linie vermöge der in beiden enthaltenen verwandten Elemente zu vertauschen. Findet aber ohne die letztere Vertauschung die erstere gar nicht statt, so folgt daraus, daß die Messung der Zeit als einer Totalvorstellung von theilbaren Distanzen etwas der Zeit selbst als einer solchen fremdes ist, welches ihr erst durch ihre Verschmelzung mit dem Begriffe der Linie zum Begriffe der Bewegung oder des Rhythmus hinzugesetzt wird.

Ausgezeichnet ist die Zeitanschauung dadurch, daß ihre ersten

Elemente, aus denen sie sich durch Vertauschung zusammensetzt, so klar vor Augen liegen. Das Undisjungirbare wird als disjungirbar gedacht, dies ist die Vorstellung der Zeit. Das Undisjungisbare wird zu einem Disjungirbaren, dies ist die Zeit selbst, nämlich das Verhältniß, daß aus primären Vorstellungen Gedächtnißbilder werden. Die Vorstellung der Zeit verhält sich demnach zur wirklichen Existenz der Zeit wie eine Vertauschung der Vorstellungen in der Einbildung zu einer Vertauschung derselben in der Wirklichkeit, oder wie eine Anticipation des Ueberganges der Gegenwart in die Vergangenheit zu diesem Uebergange selbst. Da aber dieser Uebergang, sobald ich ihn anticipiren will, auch schon immer von selbst mit erfolgt, so fällt hier der Unterschied von Einbildung und Wirklichkeit ganz weg, indem die Vertauschung von primären und secundären (undisjungirbaren und disjungirbaren) Vorstellungen desselben Inhalts nicht blos meinem Belieben überlassen ist, sondern ich zu ihr vermöge der Einrichtung meiner Natur fortwährend gezwungen bin. Denn alles, was in das Feld des Bewußtseins eintritt, wird sogleich und ohne daß sich ein Zwischenraum angeben ließe, zum Gedächtnißbilde oder zur disjungirbaren Vorstellung, und sollten Vorstellungen gegeben werden ohne die Fähigkeit ins Gedächtniß überzugehen, oder disjungirbar zu werden, so dürften dieselben eben nicht ins Bewußtsein fallen. Alles, was ins Bewußtsein fällt, wird eben damit aber auch sogleich zergehbar. Denn es verhält sich damit gegen den ihm vorangegangenen und an Inhalt gleichen primären Bildhorizont als ein in der Zeitreihe Zergehendes.

Die Zeit zergeht folglich ebenso wenig, als die Zahlenreihe und die Linie, in eine ihr vorauszusetzende Zergehungsscale, dergleichen man sich wol unter dem Bilde der Ewigkeit erträumt hat, sondern sie entwickelt den ganzen Raum, welchen sie zu ihrer Ausbreitung nöthig hat, aus sich selbst. Denn das Gesetz ihres Zergehens besteht in nichts weiter, als daß ein jeder undisjungirbare Vorstellungsinhalt, sobald er in den Spiegel des Bewußtseins eintritt, sogleich disjungirbar wird, und fortan auch außerhalb des Bewußtseins ebenso bleibt. Von einem absolut zergehbaren und disjungirbaren Vorstellungsinhalt, welcher als solcher einen Urbestandtheil unsers Vorstellens bilde, ist also hier in demselben Sinne die Rede wie bei der Zahlenreihe und der Linie. Alles reducirt sich

auf Totalbilder mit mehr oder weniger gleichartigen Theilen, welche untereinander nach dem Gesetze ihrer Gleichartigkeit dermaßen verschmelzen, daß dadurch im Spiegel der Einbildung oder des Bewußtseins unendliche Reihen entstehen, von denen die wahre Wirklichkeit, d. h. der im Bewußtsein noch unzergangene und undisjungirte Vorstellungsinhalt nichts weiß.

§. 29.

Aeußerer und innerer Sinn.

Alle schlechthin singulären Vorstellungen gehören dem innern, aber nicht alle universellen dem äußern. Schwankungen des Sprachgebrauchs. Vorstellungsherde des äußern. Dreifacher Vorstellungsherd des innern. Die Vorstellungen des äußern gehoren ebenfalls zum innern. Definition der äußern Sinnlichkeit.

Die bisherige Untersuchung hat uns vorbereitet, über das Verhältniß des äußern zum innern Sinne etwas Näheres bestimmen zu können.

Wenn man sich an den gemeinen Sprachgebrauch hält, und unter dem äußern Sinne die Vorstellungen des Sehens, Hörens, Fühlens, Riechens und Schmeckens, unter dem innern aber alles übrige Wahrnehmbare versteht, so leuchtet zunächst ein, daß es nur primäre Vorstellungen sind, welche zum äußern Sinne gehören, und also aller secundäre Vorstellungsinhalt, d. h. der ganze Inhalt des Gedächtnisses, dem innern Sinne anheimfällt. Unter primären Vorstellungen werden, wie wir gesehen haben, die entweder absolut oder relativ universellen Vorstellungen verstanden, d. h. diejenigen, welche entweder überhaupt nicht, oder innerhalb gewisser Grenzen nicht erlauben, daß andere von ihnen verschiedene jedoch ihnen ähnliche Vorstellungen zugleich mit ihnen im Spiegel des Bewußtseins erscheinen. Wir haben uns überzeugt, daß die Vorstellungen der äußern Sinne, sobald man sie in ihren Ganzheiten oder Totalbildern auffaßt, durchaus sich als universelle Vorstellungen verhalten. Daher fallen alle schlechthin singulären Bilder, d. h. alle Vorstellungen, welche nach jeder Seite hin und auf jede Art andere ihnen ähnliche Vorstellungen mit sich zugleich im Bewußtsein dulden, dem innern Sinne anheim. Wir haben ferner gesehen, daß keine Vorstellung diese absolute Duldsamkeit oder Singularität erlangt, als nur

dann, wenn sie im Spiegel des Bewußtseins zum Gedächtnißbilde wird, daß aber auch umgekehrt keine Vorstellung, sobald sie unter diesen Spiegel fällt, sich diesem Schicksale einen Augenblick entziehen kann, sich in ein absolut duldsames Gedächtnißbild umzuwandeln. Im Spiegel des Bewußtseins wird alles Unverträgsame verträglich, alles Widersprechende vermöge der Form der Disjunction vorstellbar, und folglich sind singuläre Vorstellungen solche, welche dadurch, daß sie das Feld des Bewußtseins passirten, den Charakter der Duldsamkeit annahmen, welcher ihnen fortan auch dann, wenn sie in den unbewußten Zustand zurücksinken, erhalten bleibt. Es würde hiernach der innere Sinn die Singularität der Vorstellungen nebst dem Principe, welches dieselbe hervorbringt, dagegen der äußere Sinn die sowol absolute, als auch relative Universalität der Vorstellungen in sich fassen.

Diese Unterscheidung, welche dem Gegensatze von äußerm und innerm Sinne einen wissenschaftlichen Werth von großer Höhe ertheilen würde, läßt sich indessen nicht consequent durchführen. Denn es würden ihr zufolge sämmtliche Stimmungen und Triebe mit zum äußern Sinne gezählt werden müssen. Es würde der religiöse und moralische Sinn, so gut als der Hunger, das Schönheitsgefühl und der Ehrgeiz, so gut als der Trieb nach Fortpflanzung, zur äußern Sinnlichkeit gerechnet werden müssen. Da dies aber ganz dem Sprachgebrauche widerstreitet, so muß sich bei dieser Gelegenheit am besten ausweisen, nach welchem Principe derselbe die verschiedenen primären Vorstellungen dem äußern Sinne entweder zuspricht oder abspricht. Hunger und Trieb nach Fortpflanzung des Geschlechts z. B. wird die gewöhnliche Rede keinen Anstand nehmen, der äußerlichen Sinnlichkeit zuzuschreiben, und unter das körperliche Gemeingefühl zu subsumiren. Den Trieb der Bienen zum Honigsammeln und Zellenbau, die Sorge der Vögel um ihre Brut und ein gutes Nest für dieselbe wird er hingegen schon nicht zur äußern Sinnlichkeit rechnen, weil er sie nicht unter Fühlen, Riechen, Schmecken u. s. w. zu subsumiren weiß. Zwar befriedigt sich das Leben der Bienen ebenso vollkommen und unwiderstehlich im Honigsammeln, das Leben der Vögel ebenso vollkommen und unwiderstehlich im Nesterbau, wie der Hunger in dem Ergreifen der Nahrung und der Fortpflanzungstrieb in seinen Liebkosungen. Aber

da die Triebe des Zellen- und Nesterbaues noch nebenbei Wirkungen des Gedächtnisses und der Vergleichungsgabe in sich schließen, so ist hierin Etwas enthalten, was das gemeine Urtheil irre und schwankend macht. Ebenso sehr schwankt es nach der andern Seite hin, wenn ihm die Pflanze einen ebenso starken Trieb nach Licht, Luft und Nahrung zeigt, als er bei den Thieren angetroffen wird. Denn hier wagt es keine sinnlichen Triebe vorauszusetzen, weil es keine Sinnorgane, keine beweglichen tastenden Gliedmaßen, keine von Nervengewebe durchzogene Haut u. s. w. entdeckt. Und so würde derselbe Trieb, z. B. der Trieb nach Fortpflanzung, in seiner untersten Manifestation in Blüte und Frucht bei den Pflanzen noch nicht zum äußern Sinne gerechnet werden, nämlich darum nicht, weil er nicht von animalischen Sinnorganen begleitet ist; sobald diese Begleitung eintritt, würde derselbe Trieb als thierische Brunst einen integrirenden Theil des Gefühlssinns ausmachen; wiederum aber in seinen höhern Wirkungen, wie im Nesterbaue und dem Brüten der Vögel aus der Region des äußerlichen Gefühlssinnes in die Region der innerlichen Instincte erhoben werden. Eintheilungen, welche auf eine so auffallende Weise mit dem wesentlichen Inhalte der Wissenschaft nach bloßen Nebenrücksichten umspringen, sind natürlich wissenschaftlich nicht brauchbar, und soll der Name des äußern Sinnes für die Wissenschaft irgend eine entschiedene und brauchbare Bedeutung erlangen, so kann er sich nur an das Kennzeichen anschließen, welches von der gemeinen Rede bei allen ihren Schwankungen als constant festgehalten wird. Dieses Kennzeichen sind die animalischen Sinnorgane.

Die Sinnorgane sind die Mittel, durch die wir die mittheilbaren Vorstellungen, welche mit fremden Vorstellungsherden verknüpft sind, gewinnen und uns zu eigen machen. Wenn ich z. B. in Gesellschaft von mehren Menschen ein Gemälde anschaue, und die Bemerkungen, welche mir die Nebenstehenden über das Gesehene mittheilen, mir es unzweifelhaft machen, daß vom Bilde aus eine Mittheilung derselben Farben- und Gestaltenbilder an sie, wie an mich, erfolgt ist, so kann dieses nicht anders gedacht werden als so, daß der Vorstellungsinhalt, welcher sich an einen jeden Beschauer des Bildes als eben derselbe mittheilt, auch auf irgend eine Art im Bilde vorhanden oder mit dem Bilde als unzertrennlich verknüpft sei. Sowie aber das Bild den Be-

schauern ein gemeinschaftlicher Vorstellungsherd ist, so sind es auch diese wieder füreinander gegenseitig, indem sie einander sehen und hören, oder dabei durch Druck der Hand, Schlag auf die Schulter u. dgl. einander noch stärker ihre Nähe zu erkennen geben. Endlich bin ich auch mir selbst ein eben solcher Vorstellungsherd, wie ich es andern bin, indem ich sehend von der Gestalt meiner Hände, von der Setzung meiner Füße, von meinem Bilde im Spiegel dieselben Vorstellungen gewinne, welche andre ebenfalls davon gewinnen, indem ich beim Singen den mir entschlüpften falschen Ton ebenso höre, wie ihn andre hören, indem mir die Geschwulst an einem verletzten Gliede ebenso selbst anzufühlen ist, dieselben Grade der Elasticität und Hautspannung kund thut, die sie dem betastenden Arzte zu erkennen gibt. Dasselbe ist der Fall mit dem Geruche meines eigenen Schweißes, mit dem Geschmacke meines eigenen aus einer frischen Wunde aufgesogenen Blutes u. s. w. Sodaß also eine Erkenntniß meiner selbst durch die Sinnorgane eine Erkenntniß von solcher Art ist, wie sie ein andrer von mir selbst ebensowol, und in vielen Fällen noch leichter und bequemer gewinnt als ich selbst, oder eine Erkenntniß meiner selbst, bei welcher ich vor andern nichts voraus habe als die Nähe des Orts.

Sobald dieses als charakteristisches Unterscheidungszeichen festgehalten, damit aber auch alles Entgegengesetzte ausgeschlossen wird, gewinnt die Kategorie des äußern Sinnes einen wissenschaftlichen Werth, welcher sich am deutlichsten so aussprechen läßt: Diejenigen unter den primären Vorstellungen, welche in ihrer ursprünglichen Form als primäre Vorstellungen nicht nur in einem einzigen, sondern in einem jeden beliebigen Bewußtsein nach Gesetzen und Umständen vorhanden sind oder sein können, heißen Vorstellungen des äußern Sinnes. Diejenigen unter den primären Vorstellungen, welche nur in einem einzigen Bewußtsein vorhanden sind oder sein können, heißen primäre Vorstellungen des innern Sinnes. Die primären Vorstellungen des innern Sinnes zusammt dem einzigen Bewußtsein, worin dieselben erscheinen können und wirklich erscheinen, heißen Ich oder meine eigene Person.

Hieraus läßt sich nun eine klare, weil auf consequent logische Eintheilung gegründete, Gesammtanschauung des innern Sinnes gewinnen, worin die Grundlage die eben beschriebene Person ist, welche

ihre primären Vorstellungen theils als solche, welche nur für sie sind, in sich selbst findet (weil sie sie selbst ist), theils als solche, welche auch für andre Personen sind, hinzugewinnt. Beides nun, selbstseiendes wie hinzugewonnenes Eigenthum, geht beständig dadurch, daß es ins Bewußtsein tritt, miteinander vermischt in die Form des Gedächtnisses über, dessen Vorstellungen mit den primären Vorstellungen des innern Sinnes Das gemein haben, daß sie ebenfalls nur mit meinem eigenen Bewußtsein in Verbindung stehen oder stehen können, wofern sie nämlich nicht durch Sprache an andre Personen mitgetheilt werden, ein Proceß, welcher durch Sehen oder Hören vermittelt ist und folglich über die Natur der Gedächtnißbilder als solcher hinausgeht. Darum nun, weil die Bilder des Gedächtnisses ebenso sehr als die primären Vorstellungen des innern Sinnes für Niemanden andres als für mich selbst da sind, nenne ich mit vollem Recht die Vorstellungen des Gedächtnisses ebenso sehr integrirende Theile meiner eigenen Person oder meines innern Sinnes, als ich meine Stimmungen und Grundtriebe so nenne. Der Unterschied ist nur der, daß ich vermöge des Gedächtnisses zu meiner Person, d. h. zu dem nur für dieses Eine Bewußtsein daseienden Vorstellungsinhalt, Bestandtheile hinzufüge, welche nicht ursprünglich in ihm enthalten waren, freilich nur Bestandtheile von secundärer Art, aber dennoch zu mir gehörig.

Gehen wir nun mit unserm logischen Maßstabe ans Detail der Erscheinungen, so ergibt sich uns zunächst eine Ausscheidung gewisser Elemente aus dem äußern Sinne, welche man nach einer blos herumrathenden Manier wol lieber zu ihm rechnen würde. Der Hunger z. B., so enge derselbe mit den Organen des Geschmacks- und des Gefühlssinnes in Verbindung sein mag, kann doch nicht zu den Empfindungen des äußern Sinnes gezählt werden. Denn sollte dies geschehen dürfen, so müßte ich unter Umständen den Hunger andrer Wesen ebenso wol empfinden können als meinen eigenen. Dieses kommt aber nicht allein niemals vor, sondern enthält auch etwas ganz Unmögliches und Sinnloses in sich. Denn es wäre gerade so, als ob ich neben den Farben und Gestalten eines Gemäldes, die ich gemeinschaftlich mit einem andern anschaue, nun auch noch die Spannung des ganz speciellen Interesses herauszuschauen mich bemühte, welche jenen auf eine mir unbegreifliche Weise an das Gemälde fesselt.

Dieſes in ſeinen Neigungen und Erinnerungen begründete Intereſſe gehört ſeinem innern Sinne an, und enthält nichts für die anſchauenden Weſen Gemeinſchaftliches, ebenſowie der Appetit des Löwen nach Fleiſch etwas dem Stiere, und der des Stieres nach Gras etwas dem Löwen ganz Unanſchauliches iſt. Zwar könnte man hiergegen einwenden, daß der Fleiſchappetit für das Geſchlecht der fleiſchfreſſenden Thiere, und der Grasappetit für das Geſchlecht der grasfreſſenden inſofern allerdings ein gemeinſchaftlicher äußerer Sinn genannt werden könnte, als beim Anblicke des Fleiſches, des Graſes an ein jedes Individuum derſelben Art ſich dieſelbe Empfindung des Appetits mittheilen wird. Man muß aber die bedeutenden Unterſchiede, welche hierbei ſtattfinden, nicht außer Acht laſſen. Erſtlich geht der Erweckung des Appetits ſchon eine Empfindung des äußern Sinnes, ein Sehen, Riechen oder Schmecken, wodurch er geweckt wird, voran, und der Appetit iſt folglich keine Wirkung des Verhältniſſes zwiſchen meiner Perſon und dem fremden Vorſtellungsherd, ſondern eine Wirkung des Verhältniſſes zwiſchen meiner Perſon und einer von ihr gewonnenen äußerlich ſinnlichen Anſchauung. Für ein ſolches Product iſt das Bild meiner ſinnlichen Anſchauung, mein Sehen, Riechen, Schmecken ebenſo das erweckende Agens, wie es für mein Sehen, Riechen, Schmecken der objective Vorſtellungsherd iſt, und folglich iſt der auf dieſe Weiſe ſich weckende Appetit eine ſinnliche Vorſtellung, deren Vorſtellungsherd innerhalb gewiſſer ſchon meiner eigenen Perſon angehörigen Vorſtellungen liegt, d. h. eine Vorſtellung des innern Sinnes. Zweitens kehrt der Hunger immer nach verdauter Speiſe von ſelbſt von innen her wieder, ohne daß es dazu erſt eines äußern Erweckungsmittels, d. h. einer angenäherten Speiſe bedürfte. Zwar bedarf es zum Hunger auch in dieſem Falle noch eines andern Erweckungsmittels, nämlich eines leeren Magens. Aber dies Erweckungsmittel liegt nicht außerhalb, ſondern innerhalb meiner Perſon, und ſeine Nothwendigkeit kann daher auch für nichts weiter als für das Vorhandenſein eines innern Sinnes ſprechen. Und ſo unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß der Hunger nicht zu den Empfindungen des äußern Sinnes gezählt werden darf, ſondern den innerlichen Gefühlen angehört. Weil nun die Erkenntniß unſerer Gliederarticulation, vermöge deren wir von einem leeren und vollen

Magen u. dgl. reden, aus dem äußerlichen Sinne stammt, so enthält das Herschreiben des Hungers aus dem leeren Magen schon eine Ueberordnung des äußern Sinnes über den innern, deren Berechtigung durch das Bisherige bereits sehr zweifelhaft geworden ist. Man redet daher weit richtiger und der Thatsache angemessener, wenn man sagt, daß Das, was in der Vorstellung des innern Sinnes Hunger heißt, sich in denen des äußeren als Leerheit des Magens kund zu geben pflegt.

Die Grundthatsache, woran hier alles hängt, ist diese, daß eine und dieselbe Person ein Gegenstand des äußern und des innern Sinnes sein kann. Als Gegenstand des innern Sinnes ist sie ein Vorstellungsherd für sich selbst, als Gegenstand des äußern Sinnes ist sie ein solcher ebenmäßig für sich und andre. Es können daher die äußerlich sinnlichen Eigenschaften, welche sie sich bei ihrer Selbstbeurtheilung zuschreibt, nicht weiter reichen als zu den Vorstellungen, welche sie ebenso wol in Beziehung zu fremden Vorstellungsherden als in Beziehung zu ihrem eigenen zu bilden im Stande ist. Solche Vorstellungen sind Farben, Töne nnd Gestalten, Geschmäcke, Gerüche, Härte, Schwere, Rauheit, Druck, Näſſe, Wärme u. dgl. Ausgeschlossen sind schon alle Empfindungen des sogenannten Vitalsinnes, z. B. der Ekel, welcher mich befällt bei einer Speise, welche einem Andern Vergnügen verursacht, und das Vergnügen, welches der Andere dabei empfindet, während ich mich ekele; der rheumatische Schmerz, welchen mir ein Zugwind verursacht, der von einer gehärteten Constitution nur angenehm empfunden wird, und die angenehme Empfindung von jenem, welche mir fremd ist; die Ermüdung, welche ich nach einer körperlichen Anstrengung empfinde, die einen andern Stärkern nur auffrischt, und seine Auffrischung, welche mir fremd ist. Das unterscheidende Kennzeichen des innern Sinnes vom äußern ist in diesen Fällen nicht die Verschiedenheit der Empfindung, denn sonst würde auch das Sehen des Thurms, welcher dem fern Stehenden klein, dem nahe Stehenden groß erscheint, dem innern Sinn angehören; sondern es besteht in dem Umstand, ob der Vorstellungsherd, von welchem der Anlaß oder Anreiz zur Gewinnung einer Vorstellung ausgeht, sich jedenfalls innerhalb des Umfanges meiner Person befinden müsse, oder auch möglicher Weise außerhalb ihrer Grenzen entrückt gedacht werden könne, mit andern Wor-

ten, ob die Vorstellungen nur für ein einziges bestimmtes Bewußtsein oder für mehre verschiedene Bewußtseinsfelder gewinnbar seien. Die Ermüdung, welche mir eine körperliche Arbeit verursacht, ist nur allein für meine eigene Person empfindbar, weil ihr Vorstellungsherd, die Anstrengung, dergestalt innerhalb meiner Person liegt, daß er gar nicht daraus in eine andere Person verlegt gedacht werden kann. Denn die Anstrengung des Andern macht mir so wenig jemals Ermüdung, als ihm die meinige, und wenn aus gegenseitigem Mitgefühl sich die Ermattung von Einem auf den Andern überträgt, so ist diese Mitempfindung darum ebenfalls dem innern und nicht dem äußern Sinn angehörig, weil sie ihren Herd in der jämmerlichen Gestalt des Ermatteten hat, die in mein Auge fiel, in seinem Stöhnen und Aechzen, das mein Ohr traf. Sollte es aber Zustände geben, in denen die Ermüdung, der Hunger und die übrigen Vitalempfindungen des einen Wesens wirklich vom andern unmittelbar empfunden werden könnten, so würden in solchen Zuständen auch die Vitalempfindungen dem äußern Sinn hinzugerechnet werden müssen. Der Zustand unsers wachen Bewußtseins ist aber nicht von dieser Art. Sondern in ihm wird die Bedürftigkeit meiner Person nach Speise, Ruhe u. s. w. nur von mir selbst empfunden.

Die Vorstellungsherde für den innern Sinn sind demnach dreifach. Sie sind entweder unmittelbare, sogenannte leibliche, Zustände innerhalb meiner Person, wie wenn auf Anstrengung Ermüdung, auf Entleerung des Magens Hunger folgt. Oder sie sind sinnliche Empfindungen, wie wenn ein zu stark überhand genommenes Gefühl der Kälte oder ein zu schneller Wechsel zwischen Warm und Kalt rheumatische Schmerzen nach sich zieht. Oder sie sind endlich Gedächtnißbilder, wie wenn ich bei einer Speise nur darum Ekel empfinde, weil ich an ihre Zubereitung mich erinnere. Es kann sich auch wol treffen, daß eine und dieselbe Empfindung von allen drei Herden aus erweckbar ist. Der Hunger kann z. B. unmittelbar aus einem leeren Magen aufsteigen, er kann aber auch am Geruch einer entgegengehaltenen Speise sich wecken, sowie nicht minder an der Beschreibung eines leckern Gastmahls, die so lebhaft ist, daß uns dabei, wie man zu sagen pflegt, das Wasser im Munde zusammenläuft. Um den kürzesten Ausdruck dafür festzusetzen, mögen diejenigen Gefühle des innern Sinnes, welche

vom unmittelbaren Herde meiner Person stammen, Gefühle des ersten Grades, die, welche vom Herde der äußerlich sinnlichen Anschauung fließen, Gefühle des zweiten Grades, und die, welche sich am Gedächtniß entzünden, Gefühle des dritten Grades heißen.

Da alle Sinnempfindungen des äußern Sinnes auf die Stimmungen und Triebe des innern mehr oder weniger einwirken, so müssen auch alle äußerlich sinnlichen Empfindungen von Gefühlen des zweiten Grades mehr oder weniger durchdrungen sein, welche abgetrennt gedacht werden müssen, wenn wir auch diesen Trennungsproceß nicht wirklich zu vollziehen im Stande sein sollten. Wer z. B. sehr die blaue Farbe liebt, sodaß ihm die Empfindung des Blauen ohne die Empfindung des Angenehmen, und zwar eines ganz specifisch Angenehmen, welches in seiner Empfindungsscale selbst die Bläue heißt, gar nicht möglich ist, wird doch an dieser Empfindung Etwas zu subtrahiren finden, sobald er bemerkt, daß einem Andern die blaue Farbe unter allen die unangenehmste sei. Das Verbrennen des Fingers im heißen Wasser ist eine äußerlich sinnliche Empfindung. Denn Jedermann wird durch Eintauchen seines Fingers in den siedenden Topf dasselbe empfinden. Der Schmerz des verletzten Nerven aber, welcher tagelang hinterher dauert, ist eine Empfindung des innern Sinnes. Denn sein Gegenstand, der Zustand meines eigenen Nerven, ist mit einer solchen Empfindung Niemandem sonst empfindbar als nur mir selbst. Nun aber bestand das Specifische der Empfindung des Verbrennens eben in dem Beginn dieses Schmerzes, der daher von der Sinnempfindung des heißen Wassers subtrahirt werden muß, obgleich ich diese Subtraction in der Sinnempfindung selbst vorzunehmen nicht im Stande bin, und obgleich Jedermann in der Berührung mit demselben kochenden Wasser eben dasselbe würde empfunden haben, was ich empfand. Ist dem nun aber so, so muß jede Affection des Nerven ohne Ausnahme als eine Empfindung des innern Sinnes gelten. Denn jede solche Affection schließt einen Nervenzustand in sich, welcher mit zu meiner Person gehört, und auf eine solche Weise, wie ich ihn empfinde, von keinem andern empfunden werden kann als nur von mir. Durch diesen Umstand fallen die Vorstellungen des äußern Sinnes geradezu und nothwendig dem innern Sinn ebenfalls zu, und lassen sich ganz und gar nicht mehr von ihm trennen, sondern nur noch

als eine besondere Classe aus seinen übrigen Vorstellungen aussondern.

Jetzt erst ist in Beziehung auf das Verhältniß der beiden Sinne zueinander ein fester und consequenter Standpunkt gewonnen. Von ihm aus lautet nun die Definition des äußern Sinnes: Er besteht aus denjenigen meiner Vorstellungen, welche außerdem daß sie die meinigen sind, auch noch die Vorstellungen sowol anderer Personen als derjenigen Vorstellungsherde sind, von denen aus sie sich den anschauenden Personen mittheilen. Hiermit sind alle Verlegenheiten der Unterscheidung mit einem male aus dem Wege geräumt. Denn die Entdeckung von Bestandtheilen des innern Sinnes kann uns nicht mehr irre machen bei Vorstellungen, welche sowol in meiner Person als in der Person des andern, ganz und gar dem innern Sinne selbst angehören, und nur Das vor den übrigen inneren Vorstellungen voraus haben, daß sie von einem gemeinschaftlichen Orte aus im innern Sinn eines jeden Anschauenden gewonnen worden sind.

Auf welche Art nun aber diese mittheilbaren Vorstellungen des innern Sinnes an ihren dritten Orten oder Vorstellungsherden aufbewahrt liegen, und als mittheilbares Gut vorhanden sind, dies ist das Räthsel, welches unsere Sprache mit dem Namen eines Körpers bezeichnet.

§. 30.

Verhältniß beider Sinne zueinander.

Verhältniß der äußerlichen (objectiven) und der innerlichen (subjectiven) Vorstellungsherde. Das Verbindungsglied ist der Trieb, dessen Erscheinung der Raum ist. Formel des Triebes. Lusttrieb und Unlusttrieb. Das Handgreifliche der Körperlichkeit. Einbildungsraum und Bewegungsraum.

Da sich uns alle sinnlichen Empfindungen, insofern sie gewissen Affectionen und Zuständen der Nerven entsprechen, als Bestandtheile der innern Sinnlichkeit erwiesen haben, so würden wir über den äußerlich sinnlichen Vorstellungsinhalt als einen solchen, d. h. als einen in den objectiven Vorstellungsherden aufbewahrten und von ihnen aus gewinnbaren, überaus rathlos sein, wenn es sich nicht glücklicherweise träfe, daß der Ort meines innern Sinnes oder der meinem Bewußtsein gegebenen Anschauungen zugleich als ein sol-

cher objectiver Vorstellungsherd sich verhielte, gegen andre wie gegen mich selbst.

Freilich lautet die Bezeichnung des Ortes meiner Person als eines objectiven und derselben als eines subjectiven Vorstellungsherdes sehr verschieden. In jenem Sinn ist diese Person ein Gliedergestaltiges, Farbiges, Elastisch weiches, Schweres, Warmes u. dgl. m. In diesem Sinne ist sie ein Hungerndes, Durstendes, Anschauendes, Bewußtes, sich Erinnerndes u. s. f. Doch fehlt es nicht ganz an Uebertragungen aus einer Sphäre in die andre. Z. B. sie schämt sich und wechselt die Farbe, sie zürnt und schreitet heftig einher, sie eifert und wird heiß, sie leidet Schmerz und weint, sie ist vergnügt und lächelt, sie hungert und führt die Speise mit der Hand zum offenen Munde, sie verlangt ihr Inneres zu offenbaren und bringt einen Strom beredter Worte hervor.

Zunächst sind die Punkte näher zu bestimmen, an denen sich Uebergänge aus der innern Sphäre in die äußere entdecken lassen und diejenigen, an denen dies nicht angeht. Die Empfindung des Hungers, als diese specifische Empfindung genommen, hat mit einer Oeffnung des Mundes, einer Bewegung der Hand nicht die mindeste Aehnlichkeit, dagegen findet sich eine solche, sobald ich den Hunger als einen Trieb nach Speise auffasse. Denn da Speise etwas nicht zu meiner Person Gehöriges ist, welches dieselbe in ein zu ihr Gehöriges zu verwandeln strebt, so muß der Trieb nach Speise entweder eine Bewegung der Speise zu meiner Person, oder, wo dies nicht der Fall ist, eine Bewegung meiner Person zur Speise, und eine Offenheit meiner Person, oder wo dies nicht der Fall ist, eine Oeffnung derselben für die Aufnahme der Speise, in sich schließen. In dem Grade also, als der Hunger nicht blos als dies specifische Gefühl, sondern auch dabei als ein Trieb nach Speise empfunden wird, in eben dem Grade findet eine Aehnlichkeit statt zwischen der innern und der äußern Erscheinung des Hungers. Ebenso hat der Zorn nicht als diese specifische Empfindung, wol aber als der Trieb, einem schädlichen Hergange in der Außenwelt, von welchem für meine Person Schaden ausgeht oder zu befürchten ist, entgegenzutreten, eine Aehnlichkeit mit dem drohenden Vorwärtsschreiten und dem Ausstrecken der Fäuste, welche dem Ge-

genstande des Zorns Gewalt anzuthun begehren. Und ebenso hat auch die Liebe und Freundschaft, zwar nicht als diese specifische Lustempfindung, wol aber als der Trieb, sich mit einer andern Person näher zu vereinigen, eine Aehnlichkeit mit dem Küssen und Händedrücken, mit den Umarmungen und dem Wandeln Arm in Arm, worin sie sich auszusprechen liebt. Und so zeigt sich in allen den Fällen, in welchen eine Aehnlichkeit der Vorgänge der innern Sphäre mit denen der äußern als auffallend ins Auge springt, daß das einander Entsprechende auf der einen Seite ein Trieb, auf der andern Seite eine durch den äußern Sinn wahrnehmbare Bewegung meines Leibes ist.

Jeder Trieb, welcher meinen Leib zu irgend einer sich auf die Außenwelt beziehenden Bewegung auffodert, bezieht sich auf ein Verhältniß meiner Person zu etwas Anderm, das außerhalb ihrer ist, und zwar auf ein Verhältniß, das noch nicht vorhanden ist, sondern erst eintreten soll. Ein solches Verhältniß setzt aber immer die beiden Glieder voraus, zwischen denen es eintreten soll, und enthält daher immer die Existenz einer Außenwelt als Voraussetzung oder Anticipation. So z. B. enthält der Hunger die Anticipation der Speise, und würde sie enthalten, wenn auch der äußere Sinn sie verweigerte oder statt ihrer ein unrichtiges Surrogat unterschöbe; so enthält der Geschlechtstrieb des männlichen Thieres die Anticipation der Existenz des Weibchens, und würde sie enthalten, wenn auch durch ungünstigen Zufall der Anblick des Weibchens oder überhaupt seines Gleichen dem männlichen Thiere entzogen bliebe. Ein Trieb, welchem die Anticipation seines Gegenstandes mangelte, ein Hunger, welcher sich nicht als eine zu verschluckende Speise, ein Zorn, welcher sich nicht als einen durch mich zu zerstörenden Gegenstand, eine Liebe, welche sich nicht als einen mit mir zu vereinigenden Gegenstand empfände, würde nur für den fremden Zuschauer in der Anschauung des äußern Sinnes als Trieb erscheinen, in der Anschauung des innern Sinnes und für sich selbst aber nichts sein als ein specifisches Gefühl von einer bestimmten, entweder der Lust oder dem Schmerze mehr verwandten Art.

Jeder so geartete ins Bewußtsein tretende Trieb enthält also zwei Bestandtheile, nach deren einem er specifisches Gefühl ist und mit der äußerlich sinnlichen Sphäre nicht im unmittelbaren Aehnlich-

keitsverhältniß steht, nach deren anderm er Anticipation ist und gegen die äußerlich sinnliche Sphäre ein Verhältniß der Aehnlichkeit und sogar der Gleichartigkeit offenbart. Jede Anticipation enthält in sich das Verhältniß meiner Person zu einer sie umgebenden Außenwelt. Dieses Verhältniß heißt der Sinnenraum. Die Bewegungen der äußerlichen Sphäre, bei denen wir die nächste Aehnlichkeit zwischen dem Aeußern und Innern wahrnahmen, sind Raumbewegungen. Es fragt sich also hier über das Erscheinen des Sinnenraums im inneren Sinn.

Auf der einen Seite haben wir Alles, was im innern Sinn enthalten ist, in die Grenzen unserer eigenen Person eingeschlossen gefunden. Die Gefühle und Triebe wirken nur Bewegungen in unserm eigenen Leibe und nur allein durch sie vermittelt Bewegungen in der Außenwelt. Und was unsere Gefühle und Triebe in Bewegung setzt, sind ebenfalls wieder nur Bewegungen und Zustände im eigenen Blut, in den eigenen Nerven und Sinnorganen, und die Bewegungen und Zustände der Außenwelt thun dies nur, insofern sie es durch die Vermittelung unserer Nerven und Sinnorgane thun. Um so mehr müssen wir gespannt sein, in den Anticipationen der Triebe die Anfänge und Elemente Dessen zu erkennen, was unsere äußerlich sinnlichen Anschauungen aus Anschauungen des innern Sinnes oder bloßen Nervenaffectionen allererst zu Erkenntnissen macht, die über die Sphäre unserer eigenen Person in die Außenwelt hinausreichen.

Der Trieb des Hungers als das Streben, in den Umfang meiner Person Etwas, das nicht sie ist, so aufzunehmen, daß es zu ihr wird, empfindet meine Person mit einem Mangel behaftet oder im unvollständigen Zustande. Denn er empfindet die Speise, sobald sie in den Leib eintritt, nicht als eine Vermischung meiner Person mit etwas Fremdartigem, sondern nur als eine Bejahung und Herstellung derselben. Die Person heiße A und die Speise B, so ist die Person nach ihrer Speisung $A = A + B$, und vor ihrer Speisung $A = A - B$. Will man den Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, vermeiden, so setze man für die gesättigte Person $A = a + B$, und für die hungernde $a = A - B$. Nur vergesse man dabei nicht, daß diese Unterscheidung von A und a nicht der Sache selbst, sondern dem interpretirenden Verstande angehört.

Auf dem Reflexionsstandpunkte, der hier mit dem des äußern Sinnes zusammenfällt, ist A nicht mehr dieselbe Person wie a. Denn a hat eine wirkliche Vermehrung bekommen. Auf dem reinen Standpunkte des innern Sinns hat die Person nicht eine wirkliche Vermehrung Dessen, was sie ist, bekommen, sondern sie scheint sich noch dieselbe Person, welche sie war, nur daß sie aus dem Zustand eines Schmerzgefühls in den eines Lustgefühls überging. Der Standpunkt des Triebes steht nun hier so in der Mitte zwischen dem Standpunkt des reinen Gefühls einerseits, und dem Standpunkt des äußern Sinnes und der Reflexion andererseits, daß in ihm der Widerspruch beider eine Vermittelung findet. Denn im reinen Gefühl ist darum nichts von einer Vermehrung oder Verminderung meiner Person enthalten, weil es im reinen Gefühl gar nichts außer ihr gibt, oder weil im reinen Gefühl Person nichts weiter ist als eben alles Wahrnehmbare schlechthin, oder Inbegriff aller Vorstellungen des innern Sinnes. In der Anschauung des äußern Sinnes aber ist meine Person nur ein kleiner Theil von der Gesammtmasse des Daseienden. Dem Triebe ist die Person sowol das Ganze als auch der Theil, als Ganzes der Theil, und als Theil das Ganze, und so müssen wir doch nach reiflicher Ueberlegung wieder zum erstgewonnenen Ausdrucke des Triebes als dem reinsten zurückkehren: $A = A + B$ und $A = A - B$. [1])

Es wird nützlich sein, ehe wir eine weitere Anwendung dieser Formel suchen, zuzusehen, ob dieselbe in andern Fällen immer dieselbe bleibt, oder ob sie sich noch gewissen Modificationen zu unterwerfen hat. Hier treten sogleich zwei verschiedene Fälle vors Auge. Im einen Fall ist der Zustand, welcher erstrebt wird, eine Vergrößerung oder auch eine Wiederherstellung meiner Person durch Hinzunahme eines Fremden, im andern ist der erstrebte Zustand eine

1) Die Formel $A = A - B$ ist, wie sich an diesem Orte wol von selbst versteht, jedoch an spätern leicht Misverständnisse erregen könnte, vor allen Dingen nicht zu lesen: $A = A$ weniger B, sondern vielmehr: $A = A$ ohne B, oder bei fehlendem B. Sie ist also eine Abkürzungsformel anstatt: $A = A + B - B$, und könnte daher auch geschrieben werden: $A = A +$ zero. Weil aber die letzte Schreibart das Unbequeme hat, daß das hinweggeräumte oder fehlende B darin gar nicht angedeutet ist, die Schreibart $A = A + B - B$ als die eigentlich richtige aber an zu großer Weitläuftigkeit leidet, so mag statt ihrer die obige Abkürzung gestattet sein.

Verminderung oder auch eine Befreiung meiner Perſon durch Hinwegnahme eines Fremden. Im erſten Falle iſt das Fremde für die Perſon ein nicht in ſich gefundenes Begehrtes, im zweiten Fall hingegen ein irgendwie in ſich gefundenes Verabſcheutes. Wenn das männliche Thier nach dem abweſenden weiblichen zum Behuf des Actes der Fortpflanzung ſtrebt und begehrt, und das weibliche umgekehrt, ſo verhalten ſich beide Individuen gegenſeitig nach der Formel des Hungers und der Speiſe, denn jedes fühlt ſich durch das Erſcheinen des andern erſt in ſeiner eigenen Perſönlichkeit hergeſtellt, oder, nach der Empfindung des Sinnes zu reden, mit der Luſt ſeines Lebens erfüllt. Der Schmerz, den es empfindet, iſt ein Schmerz des Mangels, ein Schmerz nach der Formel $A = A - B$, wobei alſo A zu ſein ſtrebt oder ſich ſelbſt im Triebe weiß als $A + B$. Die Luſt bezeichnet ſich alſo hier gerade wie beim Hunger als $A = A + B$. Umgekehrt verhält es ſich bei der Rachſucht, wo das Individuum ſich nicht eher befriedigt fühlt, als bis der Feind aus dem Wege geräumt iſt. Hier iſt der empfundene Schmerz ein Schmerz des Zuviel nach der Formel $A = A + B$, und nach der Formel der Befreiung von einem läſtigen Uebermaß, $A = A - B$, wird die Luſt empfunden. Daſſelbige Verhältniß findet ſtatt bei den Entleerungen des Körpers im Erbrechen u. ſ. w., wo er ſich von Stoffen befreit, welche er als fremde auf ſeine Perſon drückend empfand. Es kann alſo das $A + B$ der Luſt ſowol innerhalb des Umkreiſes meiner Perſon fallen, wie beim Hunger, als auch darüber hinausgehen, wie beim Fortpflanzungstrieb, und es kann das $A + B$ der Unluſt ſowol innerhalb des Umkreiſes meiner Perſon fallen, wie beim Erbrechen, als auch darüber hinausreichen, wie bei der Rachſucht. Dagegen das $A - B$ ſowol der Luſt als auch der Unluſt beſtändig mit dem Umkreiſe meiner Perſönlichkeit zuſammenfällt.

Wo nun der Trieb nach der Formel $A = A + B$ ein außer meiner Perſon liegendes Fremdes anticipirt, wie z. B. nach dieſer Formel im Hunger die Speiſe, im Fortpflanzungstriebe das entgegengeſetzte Geſchlecht anticipirt wird, da ruht der innere Sinn einestheils auf dem A, d. h. auf ſich ſelbſt, anderntheils ſchweift er darüber hinaus zum B mit der Foderung, daß entweder A ſich zum $A + B$ erweitere, wie im Fortpflanzungstrieb, oder daß $A + B$ zum

A einſchmelze, wie im Nahrungstrieb. Im Nahrungstrieb wird A + B als die Hälfte ſeiner ſelbſt, nämlich als A, im Fortpflanzungstrieb wird A als das Doppelte ſeiner ſelbſt, nämlich als A + B empfunden. Dieſe Empfindungen ſind aber in der Sphäre des innern Sinnes nur eitle und hohle Foderungen, welche in ihm ſelbſt nicht die mindeſte Anſchaulichkeit haben können, indem Alles, was er nur irgend produciren kann, immer nichts Andres als die Sphäre A ſelbſt iſt, ſie ſelbſt ganz und gar und weiter nichts als ſie. Iſt alſo eine Anſchaulichkeit dieſer Foderungen gegeben, ſo gehört dieſe einem andern Sinne als dem innern an. Die Anſchaulichkeit der Foderung beſteht aber darin, daß ſich in Dem, was einzig erſcheinen kann, nämlich in dem A oder innern Sinn (zu welchem auch wie bewieſen wurde die Vorſtellungen des äußern Sinnes, ſofern ſie die meinigen ſind, gehören) die Möglichkeit zeige, außerhalb ſeiner noch etwas Andres zu ſetzen. Von dieſer Möglichkeit würden wir uns freilich aus ihr ſelbſt heraus keinen Begriff machen können. Aber wir finden ſie ganz übereinſtimmig mit der Foderung des Triebes in uns vor, und nennen ſie den Raum. Es liegt im Begriff des Raums enthalten der Begriff der Theilbarkeit. Denn ſowol A als B verhalten ſich zu A + B als Theile. Es liegt ferner darin der Begriff der Vertauſchbarkeit von Ganzheit und Theilheit. Denn wenn A ſich zu A + B zu erweitern ſtrebt, ſo ſetzt ſich der Theil in der Einbildung als das Ganze, und wenn A ſich B zu aſſimiliren ſucht, ſo ſetzt es in der Einbildung das Ganze A + B als den bloßen Theil, nämlich als A. Man kann die letzte Eigenſchaft auch ausſprechen als eine vollkommene Aehnlichkeit zwiſchen Ganzem und Theil. Denn der Vorſtellungsinhalt iſt in der Einbildung vertauſchbar gemäß ſeiner Aehnlichkeit, ſodaß: einander ähnlich ſein, und: miteinander vertauſchbar ſein, ſchlechthin eins und daſſelbe bedeutet. Zu den Eigenſchaften des Raums gehört aber ferner noch, daß er nicht das bloße Schema der vertauſchbaren Ganzheit und Theilheit ſei, ſondern dies Schema angeſchaut unter der ganz ſpeciellen Bedingung, daß darin das A oder der Wohnort des innern Sinnes als ein ganz beſtimmtes, ebenſowol als Ganzes wie auch als Theil Anſchaubares, d. h. mit andern Worten als eine ganz beſtimmte Größe, und zwar als eine mit den Anſchauungen des in-

nern Sinnes durch und durch verschmolzene Größe gegeben sei. Diese Verschmelzung zeigt sich besonders darin wirklich und aufs engste vollbracht, daß diejenigen Vorstellungen des innern Sinnes, welche Triebe heißen, diejenigen Foderungen eines Uebergreifens meiner Person in die Außenwelt, welche in ihnen liegen, durch eine Veränderung in den Dimensionen der in meine Person eingeschmolzenen Raumgröße für den äußern Sinn an den Tag legen.

Die Raumgröße, welche in unsern Trieben wurzelt, ist demnach die eigentliche Eröffnerin einer Außenwelt, zu welcher es, wenn die Gefühle und Stimmungen des innern Sinnes nicht zu Trieben würden, niemals kommen könnte. Denn wenn die den Affectionen meiner Nerven entsprechenden universellen Vorstelluugen der Geschmäcke, Gerüche und Farben nicht in das Raumschema zur Bezeichnung bestimmter Oerter einschmölzen, so würden sie nichts an sich haben, was sie von bloßen entweder mehr der Lust oder mehr dem Schmerz verwandten Gefühlen und Stimmungen des innern Sinnes unterschiede. Man sollte nun in den Specialitäten der sinnlichen Raumanschauung Etwas erwarten, was entschieden und im starken Gegensatz über die Sphäre des innern Sinnes hinauswiese. Dergleichen wird aber nicht gefunden.

Denn fragen wir zuerst nach der Eigenschaft, welche man sprüchwörtlich als die stärkste Bejahung der Körperlichkeit außer uns anwendet, nämlich nach der Eigenschaft der Handgreiflichkeit oder des Gegendrucks, welchen die Dinge der Außenwelt einem auf sie ausgeübten Versuch, in ihren Raum einzudringen, entgegensetzen, so leuchtet ein, daß hier nichts stattfindet als ein gehemmter Trieb. Der Trieb (in diesem Fall Wille genannt), irgend ein Glied meiner Person nach einer gewissen Richtung hin auszustrecken, fühlt eine Hemmung, welche mit einer eigenthümlichen Empfindung am Ende des ausgestreckten Gliedes verbunden ist. Dieser Fall gehört also unter diejenigen Fälle des Triebes, wo meine Person ein ihr Fremdes aus dem Wege zu räumen sucht, oder wo ein $A = A + B$ mit Unlust empfunden wird. Die gefoderte Lustempfindung in der Vollziehung des Willens ist hier ein $A = A - B$. Dieses tritt sowol durch Fortschiebung des Hindernisses ein, als auch dann, wenn die Glieder meiner Person sich nach Lust uud Trieb ohne Hinderniß bewegen, wie sie mögen. Es leuchtet hieraus ein,

daß in diesem Falle Dasjenige, was die Wahrnehmung einzig zu einer äußerlichen macht, in nichts Anderm begründet ist als in dem Gefühl entweder eines hindernißlos sich vollziehenden oder eines in seiner Ausübung gehinderten Triebes. Die Messung der Distanzen durch das Auge verhält sich dabei nur als eine Fortsetzung der Messung durch den Tastsinn. Denn der Blick schweift von Natur in die Ferne, und es ist ihm so sehr eine Lust, ins Weite zu schweifen, daß er sich in dieser Hinsicht sogar gern und mit Vergnügen durch Landschaften und gemalte Perspectiven hintergehen läßt, welche ihm dasselbe nur zum zweiten male und künstlich gewähren, was er in der Landschaft auf der Netzhaut des Auges von Natur besitzt, eine Gelegenheit, sich einen Raum über eine gewisse Grenze hinüber einzubilden. Diese Grenze, welche mein Einbildungstrieb jedesmal genau nach dem Maße der ihm hierzu gebotenen Gelegenheit überschreitet, ist hier die Netzhaut des Auges, dort die Wand mit der gemalten Perspective. Andre Arten von Raumanschauung kommen aber außer den beiden besprochenen im äußern Sinn nicht vor. Denn beim Gehör und beim Geruch findet ebenfalls, wie beim Gesicht, eine Projection des Raums durch Einbildung statt, nur mit dem Unterschiede, daß dieselbe weit unvollkommener von statten geht. Der Geschmack ist mit den Raumempfindungen der tastenden Zunge verschmolzen, ähnlich wie die Empfindungen von Zahnweh, Kopfschmerz, Gicht u. dgl. in die Raumwahrnehmungen der übrigen tastenden Glieder einschmelzen. Denn ein jedes mit einer sensibeln Haut umgebene Glied des Leibes kann sich unter Umständen tastend verhalten, und trägt so bei zu einem Gesammtbilde der innerhalb meiner Person befindlichen Raumausdehnung. Auch unterscheidet sich die Empfindung von einem Oben und Unten, wie sie im Gefühl der Schwere beim Gehen, Heben u. s. w. vorkommt, nur dadurch, daß sie die Vollziehung des Bewegungstriebes meiner Glieder nicht von einzelnen Orten meiner Hautfläche aus (also nicht local), sondern von innen her (also universell) nach einer gewissen Richtung hin erschwert, nach der entgegengesetzten aber erleichtert.

Der Raum meiner äußerlich sinnlichen Wahrnehmung besteht demnach in einem vollständigen System aller möglichen Vollziehungen und Hemmungen zweier Triebe, eines Bewegungs- und eines Einbildungs-

triebes. Die Luſt des Bewegungstriebes hat die Formel A = A — B, ſeine Unluſt die Formel A = A + B. Umgekehrt iſt die Formel A = A + B beim Einbildungstriebe, welcher immer auf Gelegenheiten wartet, ſich vollziehen zu können, die Formel der Luſt, und folglich die Formel A = A — B die der Unluſt. Die äußerlichen Sinne zerfallen demnach ihrem Raumgehalt nach in zwei Claſſen, in ſolche, welche vorzugsweiſe auf Production von Einbildungsraum ſich gründen, nämlich Geruch, Geſicht und Gehör, und in ſolche, welche vorzugsweiſe auf die Production von Bewegungsraum ſich ſtützen, nämlich Geſchmack und Gefühl. Vergleichen wir nun dieſen äußerlich ſinnlichen Raum in ſeiner zwiefachen Production durch Einbildung und durch Bewegung mit dem Raum, welchen wir in den Trieben des innern Sinnes als Poſtulat entdeckten, ſo ſehen wir die beiden Beſtandtheile dieſes Poſtulats A + B, von denen der Beſtandtheil A auf den innern Sinn meiner Perſon und der Beſtandtheil B darüber hinaus fällt, im äußern Sinn als einen Bewegungstrieb und einen Einbildungstrieb iſolirt. Man würde daher dieſe beiden iſolirten Triebe nicht unpaſſend als Hülfstriebe zur Vollziehung der Grundtriebe bezeichnen, indem zur Vollziehung eines jeden ſich auf einen mir fernen Gegenſtand beziehenden Triebes gehört, daß der Gegenſtand durch Geruch, Geſicht oder Gehör ſeine Nähe kund gebe, damit ſodann durch eine Bewegung meiner Perſon gegen den Gegenſtand hin eine Vollziehung des Triebes erfolge.

Es geht aus dem Geſagten hervor, daß der Raum, welchen der Einbildungstrieb, und der, welchen der Bewegungstrieb kund gibt, nicht dieſelben ſind. Denn der Raum des Bewegungstriebes iſt der Raum in ſeiner Verſchmolzenheit mit dem A, d. h. mit dem innern Sinn. Der Raum des Einbildungstriebes aber iſt das B, alſo der Raum als ſolcher ohne die Vermiſchung mit dem innern Sinn. Könnte man alſo das reine B iſoliren, ſo würde man darin den reinen Raum der äußern Sinnlichkeit haben. Dieſe Iſolation kann aber darum niemals gelingen, weil der Einbildungstrieb kein Trieb des bloßen B iſt, ſondern nur ein Trieb des vorherrſchenden B, oder ein Trieb, deſſen Luſt die Expanſion oder die Aufnahme des B ins A iſt nach der Formel A = A + B. So wie umgekehrt auch der Bewegungstrieb kein Trieb des bloßen A iſt, ſon-

dern nur ein Trieb des vorherrschenden A, oder ein Trieb, dessen Lust die Repulsion oder die Abstoßung des B vom A ist nach der Formel A = A — B. Die Lust des Bewegungstriebes ist der reine Bewegungsraum. Dieser heißt A = A — B, welches so viel ist als A ganz allein ohne B. Die Lust des Einbildungstriebes ist der reine Einbildungsraum. Dieser aber heißt nicht B, sondern A = A + B, d. h. der über seine Grenzen erweiterte Raum A, jedoch diesen selbst mit eingeschlossen. Es gehört also der sämmtliche Bewegungsraum immer zugleich mit zum Einbildungsraum, aber nicht umgekehrt, oder der Einbildungsraum begreift stets die Ganzheit der sinnlichen Raumwahrnehmung in sich, von welcher der Bewegungsraum einen einzelnen Theil ausmacht. Dabei stehen diese Räume in dem Verhältniß miteinander, daß dem Einbildungsraum dann, wann er auf die Sphäre seiner vollkommenen Unlust, also auf das A = A — B reducirt wird, noch immer die ganze Sphäre des Bewegungsraums als ein Spielraum oder Wohnort bleibt, in welchem sich auch seine Triebe und Strebungen, wenn sie nur stark genug sind, als Körperbewegungen ausprägen. Soll aber der Bewegungsraum, welcher mit dem A zusammenfällt, durch einen fremden Raum, d. h. durch ein A = A + B eine Störung oder eine Unlust leiden, so kann diese nicht im bloßen Hinzukommen eines B zum A bestehen, sondern nur darin, daß ein B in den Raum des A einzudringen strebt, und zwar entweder in einen Raum, welchen A schon wirklich einnimmt, oder in einen Raum, welchen A erst vermöge eines in ihm wirksamen Triebes einzunehmen bestrebt ist.

Es geht aus diesem allem hervor, daß der Raum überhaupt nichts als ein Triebphänomen ist, bei welchem es sich von den Trieben eines innern Sinnes = A handelt, in sofern dieselben eine Außenwelt = B anticipiren, und von außen her entweder Förderungen oder Hemmungen erfahren.

§. 31.

Analyse der Sinnanschauung.

Formel der Wahrnehmung. Uebergang aus dem Einbildungsraum in den Bewegungsraum. Definition des Bewegungsraums. Formel des Einbildungsraums und der Sensation. Ein Bewegungsraum ist ein Leib. Anschauung seiner selbst durch den äußern Sinn. Primärer und secundärer Bewegungsraum. Grundtriebe und Hülfstriebe. Expansive und repulsive Triebe.

Der Raum ist die Anschauung meines innern Sinnes = A, in seinem Verhältniß zu einem möglichen B. Tritt ein Verhältniß zwischen A und B wirklich ein, d. h. fühlt sich A durch B wirklich in seiner eigenen Sphäre = A entweder gehemmt oder gefördert, so heißt dies eine Empfindung des äußern Sinnes. So z. B. wenn auf meinen Leib ein Druck geschieht, gegen den ich vergebens mich anzustemmen bemühe, wo A sich in seinem Streben nach A = A − B gehemmt fühlt, oder wenn eine vor mir sich eröffnende Landschaft den Blick fröhlich in die Ferne trägt, wo A sich in seinem Streben nach A = A + B durch die Weite der Aussicht gefördert fühlt. Die Formel einer jeden Wahrnehmung des äußern Sinnes ist daher A = A + B. Tritt dieses A = A + B als eine Empfindung hervor in der Sphäre des Bewegungsraums, so wird es in A als eine Hemmung gefühlt, tritt es dagegen, ohne die Sphäre des Bewegungsraums merklich zu verändern, unmittelbar mit seinem Eintritt ins A in der Sphäre des Einbildungsraums hervor, so wird es in A als eine Förderung seines Triebes empfunden. In den Trieben ist dagegen das Verhältniß des A zum B nicht als ein wirklich eingetretenes, sondern als ein gefodertes gesetzt. Die Anschauung dieser Foderung heißt der Raum. Der Raum ist die Anschauung von einem wirklichen A in seinem Verhältniß zu einem blos erst gefoderten oder möglichen B. Sofern nun durch das wirklich eintretende A + B der Sinnempfindung die Foderung des A, nämlich die Erweiterung über seine Sphäre hinüber, nicht allein nicht zugelassen, sondern dasselbe in seiner eigenen Sphäre noch dazu gestört wird, heißt die Anschauung des Verhältnisses der Bewegungsraum. Einbildungsraum und Bewegungsraum sind daher Verhältnisse der Raumanschauung zu der Art und Weise, wie eine wirkliche Empfindung des äußern Sinnes (ob hemmend, ob fördernd) in die Sphäre A eintritt.

Wenn ich mit Willkür, d. h. nach einem durch das Bewußtsein modificirten Bewegungstriebe, meine Hand zum Schreiben in Bewegung setze, so stehen die Buchstaben, d. h. die Bewegungen, welche die Hand machen wird, zuvor im Einbildungsraum verzeichnet, ehe sie von da in den Bewegungsraum treten. Der Einbildungstrieb ist also hier der Trieb, die Bewegungen in der Sphäre der Möglichkeit vorzubilden, der Bewegungstrieb aber der Trieb, dieselben in der Sphäre der Wirklichkeit nachzubilden. Ebenso auch zeichnet der Knabe, welcher mit einem Steine nach einer Frucht am Baume werfen will, ehe er den Wurf thut, sich die dabei zu machende Bewegung des Arms prüfend im Einbildungstriebe vor, was man Zielen nennt. In diesen Fällen scheinen beide Räume abgesondert zu existiren. Denn es wird aus dem ersten in den zweiten hinein förmlich übersetzt, es existirt aus dem ersten in den zweiten ein schroffer Uebergang. Aber dieser Gegensatz mildert sich, sobald wir das Phänomen genauer ins Auge fassen, und auf die einfachsten Fälle zurückgehen. Will ich z. B. meine Hand willkürlich von der Stirn zum Knie führen, so ist der Raum, worin die Orte von Stirn und Knie, zwischen denen die Bewegung der Hand erfolgt, und dann auch wieder der Ort der bewegenden Hand selbst, verzeichnet stehen, eben sowol ein Bewegungsraum als ein Einbildungsraum zu nennen, indem sie dem Bewegungstriebe und dem Einbildungstriebe gemeinschaftlich sind. Der Unterschied ist nur der, daß die Bewegungen, welche der Einbildungstrieb mit den drei durch Sinnempfindung gegebenen Oertern vornimmt, auf die Sinnempfindung keinen Einfluß haben, von dem Augenblicke an aber, wo sie Einfluß darauf gewinnen, nicht mehr Bewegungen des bloßen Einbildungsraums, sondern wirkliche Bewegungen der äußerlichen Sinnlichkeit heißen. Ob sie aber Einfluß darauf gewinnen, das hängt in einigen Fällen von meiner Willkür, in andern aber auch vom bloßen Vorhandensein gewisser Bewegungen im Einbildungsraum ab, wie wenn die lebhafte Vorstellung eines fechtenden Kriegers Den, welcher von ihm erzählt, unwillkürlich verleitet, bei der Erzählung seine Gesten nachzuahmen. Im letzten Fall fällt der Unterschied zwischen Einbildungs- und Bewegungsraum, und ebenso zwischen Einbildungstrieb und Bewegungstrieb, ganz hinweg. Ist der Unterschied aber ein solcher, daß er auch nur in einem einzigen Falle

völlig aufgehoben werden kann, so folgt daraus, daß der Unterschied zwischen den beiden Hülfstrieben (der Einbildung und Bewegung) und ihren Räumen, nicht sowol in ihnen selbst, als in ihrem Verhältniß zur gegebenen Sinnempfindung gesucht werden müsse.

Auf der andern Seite reicht der bloße Unterschied zwischen Einbildungsraum und Bewegungsraum noch nicht hin, um alle Grundunterschiede unserer Raumanschauung zu bezeichnen. Wenn ich z. B. in finsterer Nacht mir eine weite Landschaft vor das Auge hin träume, oder wenn ich am hellen Tage eine solche Landschaft wirklich sehe, so ist in beiden Fällen der weite Raum vor mir eine Projection meines Einbildungstriebes, welche das eine mal durch eine Sensation des äußern Sinnes, das andere mal durch einen Trieb des innern Sinnes modificirt und geregelt wird. Es zerfällt mir dadurch der Raum des Einbildungstriebes in einen Raum der Sensation und einen Raum des reinen Triebes, oder in einen Raum des äußern und einen Raum des innern Sinnes. Ist der Raum als solcher ein Triebphänomen, wie oben ist bewiesen worden, so ist der Raum des reinen Triebes oder des innern Sinnes der einfache und erste, der ursprüngliche Raum. Er ist der Raum, dessen Trieb der reine Einbildungstrieb ist, bestimmt und modificirt durch den bloßen innern Sinn oder das reine A. Ihm tritt entgegen der Trieb der Einbildung, sofern derselbe bestimmt ist durch Sensationen, oder (da eine Sensation, wie gezeigt worden, immer das Eindringen einer Sphäre B in die Sphäre A ist) durch ein wirkliches B. Der Einbildungsraum des äußern Sinnes ist bestimmt durch B oder den Zwang der Sensation. Der Einbildungsraum des innern Sinnes ist bestimmt durch A oder das Belieben des Triebes. Setzen wir nun den oben erwähnten Fall, wo die Bewegungen, welche der Trieb im Einbildungsraum des innern Sinnes verursacht, auch sofort im Einbildungsraum des äußern Sinnes erscheinen, so zeichnet sich der Ort, wo sie erscheinen, dadurch aus vor den Oertern, wo sie nicht erscheinen. Denn an diesem Ort existirt nicht allein ein x der Sensation, sondern die Raumverhältnisse dieses x sind genau die Raumverhältnisse meines Triebes oder die Raumverhältnisse des reinen A. Hierdurch ist zuerst eine genaue Definition des Bewegungsraums gewonnen. Der

Bewegungsraum ist der Einbildungsraum des innern Sinnes, sofern derselbe zugleich Einbildungsraum des äußern Sinnes ist. Oder: der Bewegungsraum ist der Einbildungsraum des A, sofern derselbe zugleich Einbildungsraum sowol für A als für B, sowol für meine eigene Person als auch für die des andern ist. Dies thut sich in der Anschauung so kund, daß der Raum, welchen der Einbildungstrieb des A erzeugt, zugleich auch für den Einbildungstrieb des B miterzeugt ist, durch einen Zwang, welcher die Sensation heißt, und daß der Raum, welchen der Einbildungstrieb des B erzeugt, zugleich auch für den Einbildungstrieb des A miterzeugt ist durch eben diesen Zwang. Der von A erzeugte Raum heiße, sofern er ein Raum in A ist, = a, und derselbe heiße, sofern er ein Raum in B ist, = α. Der von B erzeugte Raum heiße, sofern er ein Raum von B ist, = b, und derselbe heiße, sofern er ein Raum in A ist, = β. Dann ist zunächst α in B als ein von ihm nicht producirter Raum, und β in A als ein von diesem nicht producirter Raum. Erlaubt sich nun B den Widerspruch, den von ihm nicht producirten Raum = α, dennoch als ein b = β produciren zu wollen, so wird es diesen Widerspruch zwischen Wollen und Können empfinden, und zwar genau in dem Umfang, welchen der Raum α einnimmt, mit andern Worten, der Raum a = α wird dem Raum b = β genau nach der Figur seines Umfangs Widerstand leisten, sobald derselbe den Unterschied zwischen ihnen aufzuheben trachtet. Dieser Widerstand muß sich kundgeben als ein Zwiespalt zwischen dem b und dem β. Denn da das b gar nicht in der Sphäre des A existirt und folglich auch von keiner vom A ausgehenden Wirkung betroffen werden kann, weil ohne allen Zusammenhang keine Einwirkung denkbar ist, so trifft der Widerstand allein auf das β, während das b als reiner Einbildungstrieb für sich ungestört die Bewegung fortsetzt, welche als b = β oder als einen Bewegungsraum zu vollziehen die Person den Trieb hatte und noch immer hat. Bei einer solchen theilweisen Hinderung des Bewegungstriebes stellt sich nun jedesmal eine Vorstellung von der Art ein, welche man Sensationen nennt, und zwar immer an dem Orte in der Sphäre β, an welchem der Widerstand der Sphäre α sich am meisten geltendmacht. Von dem Orte der Sensation aus producirt sodann der fortdauernde Einbildungstrieb = b wirklich den Raum der Sphäre α, welches ihm als

einem mit A in gar keiner Berührung seienden unverwehrt bleibt. Bei dieser ideellen Production ist der abgesonderte Einbildungstrieb entweder ganz sich selbst überlassen, wie beim Getast, oder die Sensation enthält gewisse Spuren des Weges in sich, den er fernerhin zu nehmen hat, wie beim Gesicht. Jedenfalls erscheint der Einbildungstrieb in derjenigen Wirkung, welche er bei der eintretenden Sensation vollzieht, als ein Residuum des Bewegungstriebes, welcher sich bei Gelegenheit einer jeden Sensation in zwei Factoren zerlegt, einerseits in den reinen Einbildungstrieb $= b - \beta$, und andererseits in die Sensation $= \beta + \alpha$. Sobald man die Factoren aus ihrer Differenzirung wieder in die Indifferenz des Products zurückbewegt, bekommt man den Bewegungstrieb als $b = \beta$. Und wenn nun $b = \beta$ und $a = \alpha$ die Bewegungstriebe von B und A heißen, so heißen β und α ihre Bewegungsräume oder ihre Leiber.

Wenn wir daher oben fanden, daß sich bei der Sinnanschauung der Einbildungstrieb als ein expansiver verhält, welcher seine Vollziehung oder seine Lust im $A = A + B$, in der Ausdehnung über die Grenze meines Leibes findet, daß sich dagegen der Bewegungstrieb dabei als repulsiver erweist, welcher seine Vollziehung oder seine Lust im $A = A - B$, oder in der ungestörten Bewahrung der Grenze meines Leibes findet, so sind wir nunmehr schon im Stande, den Grund dieses Verhältnisses einzusehen. Zwar sind beide Triebe ursprünglich und von selbst expansiv, indem das Thun beider die Raumerzeugung ist. Aber da die Erzeugung des Raums für andre, sofern dieselbe von A ausgeht, schlechthin in die Sphäre α eingeschlossen ist, so findet von hier aus keine Expansion des Triebes mehr statt, sondern derselbe ist in seiner Festung gleichsam auf die Defensive beschränkt, seine einmal occupirte Sphäre gegen das unter der Form des β eindringende B zu affirmiren. Daher muß dem Bewegungstriebe die Erweiterung zum $A = A + B$, d. h. zum $\alpha = \alpha + \beta$ die feindselige Stellung sein, von welcher er zu seiner größtmöglichen Expansion, d. h. zum $A = A - B$, oder zum $\alpha = \alpha - \beta$, zur ungehinderten Bewegung hinwegzukommen trachtet. Andererseits hindert den Einbildungstrieb die Sensation so wenig an seinem Expansionsdrange, daß sie demselben vielmehr erst eine Auffoderung zur

Production des β iſt. Hier nun zertheilt ſich das von A angeſchaute β in ein doppeltes, in eine Senſation und eine Expanſion des Einbildungstriebes. Als Senſation iſt es eine Spur des wirklichen B oder $b = \beta$, im innern Sinne des A, als Expanſion des Einbildungstriebes iſt es ein von dieſer Spur aus im Innern des A producirtes β, aber ein ſolches, welches mit B außer aller Verbindung iſt. Daher nun die Luſt des Einbildungstriebes in der Sinnanſchauung in der Extenſion oder dem $A = A + B$ beſtehen muß, wobei das B der Formel indeſſen gar nicht das wirkliche, ſondern ein von A lediglich nachgemachtes iſt. Die Unluſt des Einbildungstriebes kann aber lediglich im Hinwegfallen aller Veranlaſſung zur Extenſion beſtehen, wie beim Auge in der Dunkelheit, beim Ohre in der Todtenſtille, überhaupt beim Ausbleiben der Senſationen, d. h. beim $A = A - B$.

Bis hierher iſt alſo die Conſtruction, vom Begriffe des Bewegungstriebes aus, der Erfahrung völlig zu folgen im Stande geweſen. Doch überbietet die Erfahrung die Conſtruction noch dadurch, daß der Widerſtand des $a = \alpha$ gegen das $b = \beta$, und die dadurch herbeigeführte Möglichkeit der Senſation als eines $\alpha + \beta$ oder $\beta + \alpha$, ſich nicht allein auf das Verhältniß der Perſon zur Außenwelt, ſondern auch auf das der einzelnen Glieder derſelben Perſon untereinander bezieht. Dieſes Phänomen kann in Uebereinſtimmung mit dem bisher Eingeſehenen nur darauf beruhen, daß ein jedes Glied $= \alpha$ ſeinen ihm eigenthümlichen Bewegungstrieb als ein eigenthümliches $a = \alpha$ beſitzt, wie es ſich denn auch in der Erfahrung erweiſt in allen den Bewegungen der Glieder, welche dieſelben ohne Mitwirkung des Bewußtſeins auf die ihnen begegnenden Reize aus ſich ſelbſt hervorbringen, wie wenn der Magen verdaut, die Lunge athmet, die Haut ſchwitzt, die Hand bei ſchmerzhafter Berührung unwillkürlich zuckt oder bei geſtörtem Blutumlauf krampfhafte Bewegungen verrichtet. Hieraus iſt die unumgängliche Folge, daß die verſchiedenen Bewegungstriebe, oder die verſchiedenen $a = \alpha$, welche in der Perſon A gleichzeitig miteinander gegeben ſind, ſich auch als ſolche gegeneinander verhalten müſſen, die ſie ſind, nämlich als gegenſeitig verſchiedene, ſodaß α^1 dem α^2 verwehrt, innerhalb ſeines Umfangs deſſen Bewegungstrieb ſpielen zu laſſen und umgekehrt. Dieſe vielen urſprünglichen Bewegungstriebe mei-

ner Person gelangen als solche, wie sie in ihrem ursprünglichen Thun jeder für sich sind, gar nicht zu meinem Bewußtsein, sondern sie werden mir nur bewußt, insofern der eine in die Sphäre des andern einzudringen strebt und Widerstand findet, ferner insofern sie in die Sphäre andrer Leiber außer mir einzudringen streben und Widerstand finden, endlich insofern andre Leiber oder von andern Leibern ausgehende Bewegungen in sie einzudringen streben und Widerstand in ihnen hervorrufen. Denn in allen diesen Fällen erfolgen Sensationen, welche die Kunde von den Bewegungsräumen der unbewußten Urtriebe in das Bewußtsein bringen. Sobald aber eine Sensation im Bewegungsraum irgend eines Triebes mit Bewußtsein erfolgt, wird auch der Trieb, in dessen Bewegungsraum die Sensation ihren Sitz hat, nothwendig zum Bewußtsein erwachen müssen. Denn da jede dieser Sensationen die Bedeutung einer Hemmung im Bewegungsraum oder eines $\alpha + \beta$ hat, so wird bei einer jeden ein vergebliches Streben oder ein $a - \alpha$ rege, welches, im Fall die Sensation eine bewußte ist, sich als ein frei werdender Einbildungstrieb geltendmacht, der die Bewegung fortsetzt, welche der unbewußte Bewegungstrieb zu machen vergeblich bestrebt ist. Hieraus folgt, daß von einem unbewußten Bewegungstriebe nur immer der Theil in die Sensation eingeht, welcher dem als Einbildungstrieb frei gewordenen $a - \alpha$ entspricht, und daß folglich alle ursprünglichen Bewegungstriebe unsers Leibes bei ihrer völligen Ungestörtheit, d. h. bei ihrer völligen Befriedigung, gänzlich aus der Sensation verschwinden, oder, als gestillt, schlummern und schweigen.

Demnach ist der Raum, welchen meine Person in der Anschauung ihrer eigenen Glieder von sich gewinnt, nicht zu verwechseln mit den Bewegungsräumen ihrer Urtriebe. Denn die letztern dienen den Sensationen zur Voraussetzung, der erstere aber ist eine Zusammensetzung der sämmtlichen bei Gelegenheit der Sensationen frei werdenden Einbildungsräume. Diese Summe von Einbildungsräumen ist dasjenige Product, von welchem unter Einfluß des Bewußtseins die willkürlichen Bewegungen unserer Glieder abhängen. Das Bewußtsein verknüpft nämlich diese einzelnen Einbildungsräume von höchst verschiedenem Ursprung und höchst verschiedenen Bewegungstrieben zu einem einzigen gemeinschaftlichen

Schema der Raumanschauung, und übt von diesem allgemeinen Schema aus auf die einzelnen unbewußten Bewegungstriebe seinen Einfluß. So entsteht für die Person A ein Bewegungsraum der zweiten Potenz als ein Bewegungsraum des Bewußtseins, welcher zusammengesetzt ist aus den durch Sensation frei gewordenen Einbildungsräumen der unbewußten Urtriebe. Dieser Bewegungsraum der zweiten Potenz bildet endlich, sofern er in jedem Augenblicke ins Gedächtniß übergeht, die unzähligen Gedächtnißräume, von denen bereits bei einer andern Gelegenheit weitläufig ist gehandelt worden. Auf ihnen beruht die Möglichkeit der Geometrie. Denn alle Functionen der Geometrie sind Functionen im Gedächtnißraum.

Was soeben als ein System von unbewußten Grundtrieben meiner Person ist angesehen worden, verdient, genauer angesehen, diesen Namen doch wieder nur in einer eingeschränkten Bedeutung. Denn sie zeigen sich entweder allesammt oder doch einem großen Theile nach als Hülfstriebe, um den bereits oben besprochenen allgemeinen Trieben, welche das Ganze meiner Person betreffen, ihre Vollziehung zu bereiten. Der Magen und der Darm vollziehen durch die Befriedigung ihres inwohnenden Bewegungstriebes zugleich einen Trieb von weit allgemeinerer Natur, nämlich den Trieb des Ersatzes verloren gegangener Kräfte des Gesammtorganismus durch Assimilation von Nahrung, dessen Wirksamkeit die Erneuerung des ganzen Organismus in allen seinen Theilen ist, und der daher nicht, wie der specielle Bewegungstrieb des Magens oder Darms, in einer abgesonderten Sphäre des Leibes seinen abgesonderten Bewegungsraum haben kann. Ebenso wird durch die Befriedigung des in der Lunge wohnenden Bewegungstriebes zugleich die Assimilation der Luft, durch die Befriedigung der Bewegungstriebe der Gebärmutter u. s. w. zugleich die Fortpflanzung des Geschlechts, und durch die Befriedigung der in den äußern Gliedmaßen vorhandenen Bewegungstriebe zugleich alle allgemeinern Triebe meiner Person, wie z. B. im Aufsuchen und Ergreifen der Nahrung, im Fliehen vor dem Feinde, im Nesterbau für die Jungen u. s. w. mit befriedigt.

Man kann die allgemeinen Grundtriebe meiner Person als einer ganzen am bequemsten unter vier Rubriken bringen: 1) Assimi-

lation des Assimilirbaren; 2) Ausscheidung des nicht Assimilirbaren; 3) Zerstörung des Feindlichen; 4) Vereinigung mit dem Freundlichen. Der erste und vierte Fall sind von *expansiver* Natur, d. h. die Formel ihrer Lust lautet $A = A + B$, die Formel ihrer Unlust hingegen $A = A - B$. Der zweite und dritte Fall hingegen sind von *repulsiver* Natur, d. h. die Formel ihrer Lust lautet $A = A - B$, die Formel ihrer Unlust hingegen $A = A + B$. In den beiden ersten Fällen liegt das B *innerhalb* der Sphäre des A, in den beiden letzten Fällen *außerhalb* derselben. Man bezeichnet daher am genauesten und gründlichsten die genannten vier Fälle, als: 1) einen Trieb der *innerlichen Expansion*; 2) einen Trieb der *innerlichen Repulsion*; 3) einen Trieb der *äußerlichen Repulsion*; 4) einen Trieb der *äußerlichen Expansion*. Die Triebe 1) und 4) haben Das mit dem *Einbildungstriebe* gemein, daß sie nach der Sensation eines Objects streben als nach einem Erwünschten und Begehrten. Die Triebe 2) und 3) hingegen haben Das mit dem *Bewegungstriebe* gemein, daß sie *erst durch eine Sensation* rege werden, von welcher sie suchen befreit zu werden. Da nun Sensationen, wie wir gesehen haben, die Existenz von Bewegungstrieben voraussetzen, so setzen auch die *Repulsionstriebe* ihrem Begriffe nach schon die Existenz von *Bewegungstrieben* voraus, welches bei den Expansionstrieben keinesweges der Fall ist. Ob aber der Raum dieser beiden im Begriff einfachsten Triebe ein *bloßer Einbildungsraum* ist, oder ob in und mit ihm schon nothwendig *Bewegungsräume* sich setzen, ist eine Frage, welche erst an einem andern Orte entschieden werden kann.

Der Unterschied zwischen *äußerm* und *innerm* Sinn ist durch das Vorige klar geworden. Der Inhalt des äußern Sinnes sind die *einzelnen Bewegungsräume*, aber nicht insofern dieselben für sich selbst, sondern nur *insofern sie für andre ihres Gleichen vorhanden sind*. Insofern dieselben aber für sich sind und in diesem Fürsichsein durch ihre *gegenseitigen Hemmungen* die *Sensationen* entwickeln, gehören dieselben zum innern Sinn, weil sie nur der Sphäre meiner Person zugänglich, nicht aber schlechthin Gemeingut für alle Personen sind. Denn den Inhalt des *äußern* Sinns bildet nur Dasjenige, welches schlechthin *Gemeingut* für die Anschauung aller Personen ist. Dies aber ist genau *Das, was wir oben als*

das α und β bezeichnet haben, das hohle Phantasma der mit Absehen von ihrem eigenen Fürsichsein lediglich in ihrem Sein-für-Andres aufgefaßten und festgehaltenen Bewegungsräume. Hierin ist auch zugleich der Umstand durchaus klar geworden, wie sämmtliche Anschauungen des äußerlichen Sinnes dadurch, daß sie zunächst nur Anschauungen des innern sind, dennoch nichts von ihrer Aeußerlichkeit, d. h. von ihrem Dasein für sämmtliche Personen, verlieren. Denn es sind zwar sämmtliche Anschauungen der äußerlichen Sinnlichkeit nichts weiter, als durch Sensationen bestimmte und motivirte Einbildungsräume. Diese Einbildungsräume (Räume für A) erweisen sich aber bei genauerer Untersuchung als integrirende Theile des auf die zweite Potenz erhobenen Bewegungsraums von A, welcher die zwei Seiten hat, sowol ein von der Sensation aus projicirter Einbildungsraum, als auch ein von den ursprünglichen Bewegungstrieben projicirter Bewegungsraum, und folglich ein Raum sowol für A als für B, sowol ein Raum des innern, als auch damit zugleich ein Raum des äußern Sinnes zu sein. Durch die Einschmelzung der Bestandtheile dieses Bewegungsraums der zweiten Potenz bekommen diejenigen Theile der Sensation, welche an und für sich genommen schlechthin universelle Vorstellungen im Bewußtsein bilden würden, wie z. B. Farben, Geschmäcke und körperliche Schmerz- oder Lustempfindungen, ihre künstliche Singularität mitgetheilt.

Die Unterscheidung von A als Person und von $a + b + c + d$ als ihren Bewegungstrieben oder Organen ihres Organismus ist von höchster Bedeutung. Als Organe sind diese Bewegungstriebe Triebräume für andre, also $\alpha + \beta + \gamma + \delta$, als Triebe für sich sind sie $a + b + c + d$. Daß ihre Triebräume verschiedene Orte einnehmen, macht sie für den innern Sinn nicht zu verschiedenen Trieben, wol aber ihre qualitative Verschiedenheit. Denn da der Raum nicht eine Vorbedingung, sondern ein Erzeugniß des Trieblebens ist, so wird alles Homogene in den Trieben unsers Wesens sich immer trotz eines Erscheinens derselben in verschiedenen Räumen oder Organen als ein nach den Graden seiner Homogeneität verschmolzenes und identisches erweisen müssen. Dem äußern Sinn stellt sich nichts dar als die Mannichfaltigkeit der Bewegungstriebe $a + b + c + d$ u. s. f. in ihren Triebräumen oder Organen $\alpha + \beta + \gamma + \delta$ u. s. f., während hingegen

dem innern Sinn in ihnen und mit ihnen die Anschauung der Grundtriebe der innerlichen und äußerlichen Expansion und Contraction sich eröffnet, von denen der äußere Sinn als solcher gar nichts zu erkennen gibt. Der äußere Sinn erkennt nur den Bewegungsraum durch seine Umwandlung in einen Einbildungsraum, welche Sinnanschauung heißt. Dahingegen eröffnet sich dem innern Sinn der Blick in die dem äußern verschlossenen Grundtriebe des Subjects, und durch sie in die Tiefen der eigenen Person, deren Existenz und Grund, verglichen mit der Existenz und dem Grunde desjenigen Anschaulichen, was sich im äußeren Sinn abspiegelt, gleichsam um ein ganzes Stockwerk weiter in die Tiefe reicht.

In diese Tiefe müssen wir nun zu dringen suchen. Der Begriff, welcher uns führt, ist der Begriff des Triebes. An diesem Begriff hängt gleichsam die ganze Welt. Denn ihre beiden Grundvesten, Raum und Zeit, ruhen ganz und gar auf diesem Begriff, der Raum, wie gezeigt ist worden, unmittelbar, die Zeit aber mittelbar. Insofern nämlich Zeit auf Gedächtniß, Gedächtniß auf Bewußtsein, und dieses auf eine Hemmung der Triebe sich gründet.

§. 32.

Von den Trieben.

Triebe des Begehrens und Abscheus. Erfoderniſſe des Triebes. Die Unluſt ſtrebt nach Abänderung ihres Zuſtandes. Die Luſt ſtrebt nach Fortdauer ihres Zuſtandes. Vom anſteigenden Begehrungstrieb. Gegenſatz der ſcharfen und ſanften Triebe.

Was sich uns bisher von besondern und speciellen Eigenschaften am Vorstellungsinhalt kundgegeben hat, gründet sich alles zuletzt auf den großen und auffallenden Gegensatz von universellem und singulärem oder von undisjungirbarem und disjungirbarem Vorstellungsinhalt. Wir sahen diesen zwiefachen Inhalt dermaßen gruppirt, daß seine beiden reinen Gegensätze, nämlich der schlechthin singuläre Inhalt oder die Gedächtnißvorstellungen von der einen Seite, und der schlechthin universelle Inhalt oder die Triebe und Stimmungen von der andern Seite, ganz und gar dem innern Sinn oder der einbewußten Sphäre anheimfallen, welcher der äußere Sinn oder die vielbewußte Sphäre mit einem Vorstellungsinhalt entgegentritt, der auf eine höchst zusammengesetzte Art aus universellem und sin-

gulärem Inhalt gemiſcht iſt. Wir ſahen ferner, daß die ſchlechthin univerſellen Vorſtellungen wiederum beſondere Eigenſchaften offenbaren, je nachdem dieſelben entweder Triebe oder Gefühle ſind, und daß die ſchlechthin ſingulären Vorſtellungen beſondere Eigenſchaften offenbaren, je nachdem dieſelben zum Zergehen erſt einer fremden Zergehungsſcale bedürfen, oder aber in ihrer eigenen Scale zergehbar ſind, was wiederum eintritt, je nachdem dieſelben gleichtheilige oder verſchiedentheilige Ganzheiten darſtellen. Der letztere Gegenſatz, welcher dadurch wichtig wird, daß aus ihm die unendlichen und ſogenannten aprioriſchen Zergehungsſcalen entſpringen, iſt bis in ſeine Tiefen herab bereits beleuchtet worden. Auf der andern Seite liegt der Gegenſatz von Trieb und Gefühl noch roh und unerörtert vor.

Der Trieb ſtrebt nach einem gewiſſen nicht vorhandenen Zuſtande, welcher, ſobald er mit Bewußtſein eintritt, als Luſt empfunden wird. Die Luſtempfindung heißt die Befriedigung des Triebes. Statt ſeiner iſt nun die Luſtempfindung vorhanden, welche vorher nicht vorhanden war. Als eine noch nicht vorhandene Luſt, nach welcher geſtrebt, oder welche vermißt wird, verdient der Trieb den Namen einer Unluſt, und tritt auch ſtets, ſobald er ins Bewußtſein fällt, von Gefühlen begleitet auf, welche ein gewiſſes Unbehagen mit ſich führen, obgleich ſie mehrentheils zu den den Luſtempfindungen direct entgegengeſetzten Schmerzgefühlen nicht gezählt werden können. Sie bewegen ſich vielmehr in einer zwiſchen entſchiedenem Schmerz und entſchiedener Luſt die Mitte haltenden Scale, auf welcher die Unruhe und das Unbehagen einerſeits durch Vertiefung in Bangen, Schmachten und Angſt ſich den poſitiven Schmerzgefühlen ſehr nähert, und andererſeits durch Erhebung in ein ſehnſüchtiges Verlangen, welches die Wonnen der Erfüllung bereits vor ihrem wirklichen Eintritt gleichſam vorausgenießt, der erwarteten Luſtempfindung ſelbſt ſchon auf halbem Wege entgegenkommt. Von dieſer Beſchaffenheit ſind die ſämmtlichen Triebe des Verlangens oder begehrenden Triebe. Ihnen gegenüber ſtehen die Triebe des Abſcheus, welche nicht nach der Herbeiführung eines beſtimmten Zuſtandes, ſondern nach der Befreiung von einem ſolchen trachten. Bei ihnen wird der Zuſtand, auf deſſen Hinwegräumung der Trieb geht, als Unluſt, dagegen die wirklich erfolgende Hinwegräumung als Luſt empfunden. Hierbei iſt ein noch größerer Spielraum des Gefühls gegeben als im vorigen

Fall. Denn den Zuſtänden, von denen hinweggeſtrebt wird, ſteht die ganze Scale der Unluſtempfindungen offen vom geringſten Unbehagen an bis zum poſitivſten durchdringendſten Schmerz hinauf. Die Luſtempfindung aber wird wachſen nach den Graden des Schmerzes, von welchem eine Befreiung erfolgt iſt. Denn die Befreiung von geringem Schmerz weckt geringe, die Befreiung von großem Schmerz weckt große Luſt.

Zum bewußten Triebe als ſolchem gehören alſo: 1) gewiſſe Gefühle der Luſt und der Unluſt, von welchen derſelbe begleitet iſt; 2) gewiſſe Zuſtände, von denen derſelbe entweder hinweg oder zu denen er hinſtrebt; 3) die Zeitanſchauung, in welcher der verabſcheute Zuſtand die Gegenwart, der begehrte die Zukunft bildet; 4) gewiſſe Bewegungen, entweder im innern oder äußern Sinn, durch welche der verabſcheute gegenwärtige Zuſtand entfernt, oder der begehrte zukünftige herbeigeführt wird.

Jeder Schmerz, ſei derſelbe von welcher Art er wolle, wirkt in der Seele als ein Trieb des Abſcheus gegen den Zuſtand, an den der Schmerz geknüpft iſt. Denn was nicht den Wunſch erregt, daß es vorüber gehen möge, wird eben nicht mit dem Namen eines Schmerzes bezeichnet. Zum beſten Beweiſe dient, daß Schmerzen, deren Fortdauer wir wünſchen, weil ſie uns lieb und theuer geworden ſind, eben dieſes Umſtandes wegen ſüße Schmerzen genannt werden. In dieſem Ausdruck liegt bezeichnet, daß ſolche Schmerzen nicht mehr als Schmerzen von uns empfunden werden, ſondern ſich durch gewiſſe eingetretene Umſtände in eine eigenthümliche Art von Wohlgefühlen umgewandelt haben, in denen man, wie man zu ſagen pflegt, ſchwelgen kann. Und auch der wirkliche Schmerz, z. B. der Folter, wird vom Manne nur dann ertragen und nicht blindlings geflohen, ſogar wol unter Umſtänden begehrt, wenn der Wille ſtark genug iſt, den den Körperſchmerz an Stärke übertreffenden Luſtempfindungen der Ehre und des politiſchen oder religiöſen Enthuſiasmus Raum zu geben, oder auch dann, wenn der in der bevorſtehenden Scham und Schande liegende noch größere Schmerz den Körperſchmerz beſiegt. Folglich heißen Schmerzen die Empfindungen, welche geflohen werden oder Abſcheu erregen, und eine Empfindung iſt in dem Grade, als ſie Abſcheu einflößt, eine unangenehme oder widerwärtige Empfindung. Dies iſt die einzige Definition, welche vom

Schmerz als vom Gefühle der Unluſt überhaupt möglich iſt, indem außerdem nichts, als die rein äſthetiſche Qualität des Gefühles vorhanden iſt, welche gar nicht weiter bezeichnet und beſchrieben werden kann. Der Schmerz iſt eben das Unerträgliche, und die Grade, nach denen es ertragen werden kann, ſind eben ſeine eigenen Grade. Man würde dabei auch zu ſchlaff im Definiren ſein, wenn man die Unerträglichkeit oder den Trieb des Abſcheus blos als eine Wirkung oder einen nothwendigen Anhang des Schmerzes bezeichnete. Dies würde dann geſtattet ſein, wenn im Bereiche unſers Bewußtſeins irgend ein Trieb des Abſcheus nachweisbar wäre, welcher ohne eine Unluſtempfindung von ſtatten ginge. Da aber dieſe Annahme in ſich ſelbſt zerfällt, ſo zeigen ſich Unluſt und verabſcheuender Trieb als reine Wechſelbegriffe, d. h. als Begriffe, welche genau ebendaſſelbe ausſagen, aber von verſchiedenen Seiten her, wie z. B. der Begriff des gleichſeitigen Dreiecks genau daſſelbe bezeichnet wie der des gleichwinkligen Dreiecks, obgleich ein jeder die Sache von einer andern Seite nimmt.

Man könnte vielleicht darauf denken, ob nicht die unbewußten Bewegungstriebe des phyſiologiſchen Lebens, welche wir bereits oben ins Bereich unſerer Unterſuchung gezogen haben, gegen das behauptete Wechſelverhältniß von Unluſt und Abſcheu einen Widerſpruch begründeten. Die Acte des phyſiologiſchen Abſcheus, wie z. B. das Ausathmen der Luft, das Schwitzen der Haut, das Ausſondern des Urins u. dgl. erfolgen in Zuſtänden, welche, ſobald ſie ins Bewußtſein treten, allerdings mit den Unluſtgefühlen einer beklemmenden Vollheit in der Bruſt, einer Hitze unter der Haut, eines unerträglichen Reizes in der Harnblaſe verbunden ſind. Aber ſobald dieſelben Bewegungen (was ja auch vorkommt) ſich ohne Bewußtſein vollziehen, wirken ihre Triebe ohne von Unluſtgefühlen begleitet zu ſein, oder im phyſiologiſchen Ausdruck, ohne daß den Bewegungen der motoriſchen Nerven eine Senſation in den entſprechenden ſenſibeln Nerven für das Bewußtſein zur Seite ſteht. Die Abſicht, aus dieſer Thatſache auf Triebe des Abſcheus ohne Unluſtempfindung zu ſchließen, ſcheitert indeſſen an der Bemerkung, daß für das Bewußtſein in dieſem Fall nicht nur die Senſation im ſenſibeln Nerven, ſondern auch die Wahrnehmung des Triebes im motoriſchen Nerven mangelt. Denn das beobachtende Bewußtſein iſt hier ein frem-

des, und die Thatsache ist eine von außen beobachtete Bewegung fremder und unbewußter Triebräume, nicht meines eigenen bewußten Triebraums. *Für sich selbst* ist hier eine Wahrnehmung des Triebes ebenso wenig vorhanden als eine Wahrnehmung der Unlust. *Für andre* ist hier allerdings zwar eine Wahrnehmung des Triebes ohne eine Wahrnehmung von Unlust vorhanden, dies aber würde auch bei vorhandener Unlust der Fall sein müssen, weil überhaupt der Trieb zwar im fremden Raum, das Gefühl aber nur in seinem eigenen wahrgenommen werden kann, oder weil der Trieb seiner Natur nach *vielbewußt*, das Gefühl aber schlechthin *einbewußt* ist. Das Verhältniß von Gefühl und Trieb kann also nur aus den Zuständen geschöpft werden, in denen beide, wenn sie vorhanden wären, *auch dem Bewußtsein erscheinen könnten*, und schlechterdings nicht aus solchen Zuständen, in denen in den Fällen, wo beides vorhanden ist, *dennoch nur immer das eine erscheinen kann*. In allen Fällen nun, wo das Verhältniß beider wirklich beobachtet werden kann, zeigt es sich von der oben beschriebenen Natur, die daher als seine wahre und wirkliche Natur behauptet werden muß.

Unlust und *Abscheu* sind demnach Wechselbegriffe oder Begriffe für denselben Vorstellungsinhalt, nur mit dem Unterschiede, daß derselbe in ihnen von verschiedenen Seiten her oder nach verschiedenen Beziehungen betrachtet wird. *Unlust* bezeichnet den Inhalt, sofern er ein schlechthin *einbewußter* ist, *Abscheu* oder abwehrender Trieb bezeichnet denselben, sofern er ein sowol einbewußter als *vielbewußter* sein kann. Der Trieb muß demnach wiederum in zwei Beziehungen zerfallen, nämlich in den Trieb, sofern derselbe ein *einbewußter* und denselben, sofern derselbe ein *vielbewußter* ist. Die letztere Seite des Triebes heißt eine *räumliche Bewegung* oder eine Bewegung *für den äußern Sinn*, die erstere Seite heißt eine *innere Strebung* oder eine Strebung *für den innern Sinn*. Sofern in der letztern kein anderer Inhalt ist, als das einfache Gefühl des Abscheus, ist sie von der Unlustempfindung nicht zu unterscheiden, insofern aber noch eine sonstige *Veränderung* im innern Sinn durch sie hervorgebracht wird, wird sie vom bloßen Gefühle der Unlust als ein *Trieb* unterschieden. Viele Triebe scheinen *bloße Strebungen* zu sein, denen kein directer Weg in die äußerliche Sinnlichkeit offen steht, z. B. die Triebe des Nachdenkens.

Es ist demnach ein verabscheuender Trieb eine entweder innere Strebung oder äußere Bewegung, sofern dieselbe mit einer Unlustempfindung identisch ist, oder, was ganz dasselbe sagt, eine Unlustempfindung, sofern dieselbe sich entweder als innere Strebung oder äußere Bewegung kund gibt. Folglich besteht in diesem Fall die Basis oder Substanz des Triebes aus einem Gefühl, sofern man nämlich unter Basis oder Substanz in einer Erscheinung das sich Gleichbleibende, die constante Größe versteht, welche sich auf verschiedene Arten kundzugeben fähig ist.

Diese erst aus Einem Fall gewonnene Einsicht in das Verhältniß von Gefühl zu Trieb läßt sich leicht durch Anknüpfung der übrigen Fälle verallgemeinern. Zuerst zeigt sich nämlich, daß wir in demselben Grade wie wir den Zustand eines gegenwärtig vorhandenen Schmerzes als solchen verabscheuen, den Zustand einer gegenwärtig vorhandenen Lust zu verlängern streben, so lange dies nur angeht. Man wird Fälle, in denen wir die Lust fliehen, weil sie uns zum Ekel wird, oder anfängt uns zu langweilen, ebenso wenig dagegen anführen wollen als solche, in denen wir sie als unedel und verweichlichend meiden, oder von ihr Schaden für unsere Gesundheit befürchten. Eher könnte man das reine Pflichtgebot eines moralischen Imperativs entgegenwerfen wollen, welches die Lust überhaupt als ein gleichgültiges zu behandeln befiehlt, in einigen Fällen aber ein wahres Fliehen der Lust aus reinem Begriff der praktischen Vernunft vorschreibt. Nur lasse man dabei nicht aus den Augen, daß die praktische Vernunft Den, welcher ihren Geboten nicht nachkommt, mit einem der stärksten Schmerzen, die es gibt, wenn es nicht der allerstärkste ist, mit Verachtung seiner selbst bedroht. Nur in dem Maße, als die Fähigkeit dieses Schmerzes und die Furcht vor ihm (die wahre moralische Gottesfurcht) in der Seele wach ist, wird sie ihren Leib zu Handlungen bewegen, welche mit dem Pflichtgebot übereinstimmen, wenn ihr nicht noch sonstige andere Triebe dabei zu Hülfe kommen [1]). Es muß demnach der Satz, daß eine jede Lust

1) Wir haben hierbei mit Fleiß ganz abgesehen von dem beim Halten des Pflichtgebots ebenfalls, nur nicht so gleichmäßig und sicher, als das besprochene Motiv, mitwirkenden moralischen Enthusiasmus, obgleich Kant selbst auf diesen ein großes Gewicht zu legen geneigt war. „Es ist eine ganz irrige Besorgniß, daß, wenn man die Vorstellung des moralischen Gesetzes und der Anlage zur Me-

in sich selbst und als eine solche nach ihrer eigenen Verlängerung strebt, ebenso sehr affirmirt werden als der entgegengesetzte, daß ein jeder Schmerz einen Abscheu und eine Flucht vor sich selbst in sich schließt. Der Zorn des Thieres, das man beim Fressen stört, der Schmerz des Kindes, dem man ein angenehmes Spielzeug aus der Hand nimmt, das widerwärtige Gefühl einer plötzlichen Unterbrechung bei einer angenehmen Beschäftigung sind lebendige Belege dazu. Hierdurch wird der aus dem Anscheine gewisser Fälle scheinbar einleuchtende Satz, daß der Trieb in seiner Befriedigung erlischt oder gestillt wird, als ein in sich falscher eingesehen. Der Trieb erlischt nämlich nur dann, wenn die Lust seiner Befriedigung in Sättigung, Gleichgültigkeit oder Ueberdruß sich verwandelt. Daher Triebe, bei denen nicht so leicht Ueberdruß zu befürchten ist, z. B. der Trieb, in einem wohleingerichteten Hause, in hellen luftigen Zimmern u. s. f. zu wohnen, auch nicht leicht ein momentanes Erlöschen zu erfahren haben. Ein Trieb, dessen Befriedigung reine Lust ohne alle Sättigung in sich schlösse, würde sich daher auch durch keine Befriedigung stillen, sondern in vollkommenster Befriedigung würde die Lust unaufhörlich nach sich selber begehren. Folglich ist die Lust derjenige einbewußte Vorstellungsinhalt, welcher sich theils in der Sphäre der einbewußten Strebungen, theils in der Sphäre der vielbewußten Bewegungen zu erkennen gibt als einen Trieb, den vorhandenen Zustand festzuhalten, zu verlängern oder zu erneuern.

Von hieraus fällt zugleich wieder auf den Schmerz oder die Unlust ein helleres Licht. Denn da derselbe in allen Fällen einen Abscheu vor dem vorhandenen Zustande, zu dem er selbst gehört, und folglich einen Abscheu vor sich selbst bekundet, so entwickelt sich daraus als eine genaue und völlige Definition der Unlust die, daß sie

---

ralität in uns alles Dessen beraubt, was sie den Sinnen empfehlen kann, sie alsdann keine andre, als kalte leblose Billigung und keine bewegende Kraft oder Rührung bei sich führen würde. Es ist gerade umgekehrt; denn da, wo nun die Sinne nichts mehr vor sich sehen, und die unverkennliche und unauslöschliche Idee der Sittlichkeit dennoch übrig bleibt, würde es eher nöthig sein, den Schwung einer unbegrenzten Einbildungskraft zu mäßigen, um ihn nicht bis zum Enthusiasmus steigen zu lassen, als, aus Furcht vor Kraftlosigkeit dieser Ideen, für sie in Bildern und kindischem Apparate Hülfe zu suchen." Kritik der Urtheilskraft, §. 29. Anm. (Ausg. von 1792. S. 123).

derjenige einbewußte Vorstellungsinhalt ist, welcher sich theils in der Sphäre der einbewußten Strebungen, theils in der Sphäre der vielbewußten Bewegungen zu erkennen gibt als einen Trieb, den vorhandenen Zustand abzuändern [1]).

Es ist im Bisherigen schon Einiges enthalten, welches zur Erklärung des zusammengesetztern Zustandes, wenn eine noch nicht vorhandene Lust begehrt wird, dienen kann. Insofern nämlich in einem solchen Zustande des Begehrens unter der Form einer Sehnsucht, eines Bangens, einer Unruhe u. dgl. eine Unlust gefunden wird, insofern ist darin auch nothwendig eine Flucht vor sich selbst, und ein Trieb nach einem entgegengesetzten Zustande enthalten, nur daß darin eine nähere Bestimmung des erstrebten Zustandes ebenso wenig gefunden wird als in einer jeden andern Empfindung des Unbehagens, welche nur von sich selbst wegstrebt ohne ein Ziel zu haben, wohin sie strebt. Es kann daher Dasjenige, was den Begehrungstrieb seinem Ziele zulenkt, nicht in der mit ihm verknüpften Unlust enthalten sein, welche als eine solche kein Ziel hat, sondern das dem Ziele Zutreibende kann nur diejenige Anticipation des erstrebten Zieles sein, welche in der Gestalt einer Ahnung, einer Hoffnung, einer Erwartung, einer Vorempfindung, eines Anzeichens, eines Traumbildes, einer Erinnerung, oder sonstigen irgend welchen Vorstellung von dem zu erstrebenden Ziele enthalten liegt. Ist aber eine solche Anticipation des Zieles von irgend welcher Art vorhanden, so bedarf es auch nichts weiter mehr außer ihr zur Erklärung des ganzen Processes. Denn eine jede solche Anticipation enthält irgend etwas von dem Zustande in sich, welchen sie anticipirt, und da dieser ein Zustand der Lust ist, so führt die Anticipation als eine solche immer einen Grad von Lustempfindung mit sich, welcher in gewissen Fällen sogar eine bedeutende Höhe zu erreichen fähig ist. Es muß daher der Anticipation als einer Lustempfindung derselbe Beharrungstrieb einwohnen, welcher einer jeden Lust als solcher eigen ist. Ist nun also dem Be-

1) Die hier ausgeführte Theorie findet sich bereits von Kant in ihren Grundzügen entworfen in folgenden Worten der Kritik der Urtheilskraft (§. 10): „Das Bewußtsein der Causalität einer Vorstellung in Absicht auf den Zustand des Subjects, es in demselben zu erhalten, kann hier im Allgemeinen Das bezeichnen, was man Lust nennt; dagegen Unlust diejenige Vorstellung ist, die den Zustand der Vorstellungen zu ihrem eigenen Gegentheile zu bestimmen den Grund enthält."

wußtſein zugleich ein Zuſtand A gegeben, in welchem es zu beharren, und ein Zuſtand B, von welchem es hinwegzukommen ſucht, ſo wird die Folge ſein, daß es ſich aus dem Zuſtande B immer mehr in den Zuſtand A hineingetrieben fühlt. Denn da der Zuſtand A als ein ſolcher empfunden wird, in welchem das Bewußtſein beharren möchte, ſo wird darin der Zuſtand B, abgeſehen davon, daß er ein ſelbſt von ſich hinwegtreibender iſt, auch noch als ein ſolcher empfunden, welcher das Bewußtſein an ſeiner Verknüpfung mit dem Zuſtande A verhindert.

Da nun auf die beſchriebene Art ein jeder anſteigende Begehrungstrieb (d. h. ein jeder Trieb nach einer noch nicht vorhandenen Luſt) eine Oscillation des Bewußtſeins zwiſchen zwei Zuſtänden, einem Zuſtande A und einem Zuſtande B, oder einer Anticipation und einem Unbehagen iſt, ſo ſchwebt das Phänomen des anſteigenden Begehrungstriebes zwiſchen den früher beſchriebenen einfachen Phänomenen der reinen Unluſt und der reinen Luſtempfindung in einer unentſchiedenen Mitte. Verſchwände die Anticipation aus dem Bewußtſein, ſo würde der Begehrungstrieb immer noch bleiben, aber nur als ein unruhiges Hinwegſtreben ohne Ziel und Zweck, als ein bloßer Trieb des Abſcheus gegen einen vorhandenen Zuſtand. Und verſchwände dieſes Unbehagen gänzlich durch Uebereinſtimmung der Gegenwart mit der Anticipation, ſo würde ſich der anſteigende Begehrungstrieb in einen gleichſchwebenden verwandeln, nämlich in eine einfache Luſt, welche ihre eigene Fortſetzung erſtrebte. Denn es würde dem Zuſtande A gar nicht mehr durch einen Zuſtand B die Exiſtenz im Bewußtſein beſtritten ſein, und es würde daher beim Zuſtande A auch alle Veranlaſſung wegfallen, über ſich ſelbſt als ein beſtrittenes A hinüber zu einem reinen A als zu einer erſt in der Zukunft liegenden Befriedigung hinzuſtreben. Je nachdem nun das eine oder das andre dieſer Extreme in einem Begehrungstriebe vorherrſcht, je nachdem iſt der Trieb entweder ein ſcharfer und ungeſtümer, oder ein ſanfter und milder Trieb. Beim ſcharfen und ungeſtümen herrſcht das Hinwegſtreben von der Gegenwart vor, dagegen tritt die Anticipation mit ihrer Luſtempfindung zurück. Das Gemüth iſt daher leicht zu Wankelmuth, d. h. zu einer Vertauſchung ſeiner ihm nur dunkel vorſchwebenden Strebeziele disponirt. Auf der andern Seite genügt ihm nicht leicht irgend eine gebotene Befriedigung,

ſondern es ſtrebt über alle hinweg zu raſtloſer Steigerung der Luſtempfindungen. Umgekehrt tritt beim ſanften und milden Triebe das Hinwegſtreben von der Gegenwart mehr in den Hintergrund gegen die gewaltig wachſende Anticipation und ihre Luſtempfindungen [1]). Die ruhig angeſtrebte und deutlich vorgeſtellte Befriedigung wird in der Erwartung ſchon im hohen Grade vorgenoſſen, und je höher und luſtreicher der Vorgenuß iſt, deſto weniger gewaltſam ſtrebt derſelbe von ſich hinweg zur völligen Befriedigung, deſto mehr gleicht ſich der Gegenſatz von Vorgenuß, Genuß und Nachgenuß zur gleichſchwebenden Temperatur eines fortdauernden Wohlbehagens aus, welches nach nichts Anderm ſtrebt als ſeiner eigenen Fortdauer. Damit muß Behagen und Zufriedenheit, treues Feſthalten am einmal feſtgeſteckten Ziele zunehmen, das Streben nach immer größerer Steigerung der Luſt aber weichen. Dies diene, um einen beiläufigen Blick werfen zu laſſen in die Mannichfaltigkeit der Phänomene, die ſich auf dieſem Gebiete aus den einfachſten Elementen entwickeln. Zugleich ſieht man hieran, warum Ungeſtüm und Zähigkeit des Begehrens ſich ſo ſelten miteinander vereinigt finden. Auch hat hierin der Platoniſche Sokrates ſeine Widerlegung gefunden, wenn er im Sympoſion gegen Agathon behauptet, man begehre nur Das, was man nicht habe [2]). Denn es iſt nicht die kleinſte und ſchwächſte Art des Begehrungstriebes, welche darin beſteht, den Zuſtand, welchen man für die Gegenwart beſitzt, ſich auch für die Zukunft erhalten zu wollen. Die gewaltige Liebe zum Leben, welche ſich bei allen empfindenden Creaturen findet, legt davon Zeugniß ab. Die Platoniſche Vorſtellung, als ob allem Verlangen und allem Begehren als ſolchem ein ſchmerzhaftes Element beigemiſcht ſei, iſt eine erträumte.

Wir dürfen demnach die Identität von Trieb und Gefühl, welche wir zuerſt in Beziehung auf die verabſcheuenden Triebe entdeckten, auf das ganze Gebiet des Trieblebens ausdehnen. Thun wir dies, ſo theilt ſich das Gebiet in drei Theile, von denen der erſte die

1) Wie Novalis treffend ſagt:

Ein Vorgefühl zukünftiger Luſt
Beſprach die wilde Glut.

2) Ἄλλο τί ἐστιν ὁ Ἔρως πφῶτον μὲν τίνων, ἔπειτα τούτων ὧν ἂν ἔνδεια παρῇ αὐτῷ. ἐνδεὴς ἄρ' ἔστι καὶ οὐκ ἔχει ὁ Ἔρως κάλλος. εἰ ἄρα ὁ Ἔρως τῶν καλῶν ἐνδεής ἐστι, τὰ δὲ ἀγαθὰ καλά, κ' ἂν τῶν ἀγαθῶν ἐνδεὴς εἴη. (p. 200—1).

Phänomene begreift, welche sich mit dem Vorherrschen einer reinen Unlust, der zweite die, welche sich mit dem Vorherrschen einer reinen Lust, und der dritte die, welche sich mit einer Oscillation des Gemüthes zwischen einer Lust und einer Unlust verknüpft zeigen. Hiermit ist zuerst ein Weg angebahnt, auf welchem eine genauere Untersuchung weiter schreiten kann.

§. 33.

Von den Grundtrieben der Sinnlichkeit.

Sowol die expansiven als die repulsiven Triebe sind ansteigende Begehrungstriebe mit Anticipation ihrer Lust. Von der Basis der Triebe oder dem Selbst. Das Selbst ist an und für sich reine Lust. Triebe des Egoismus und der Humanität. Von den Selbstverlusten. Was Streben oder Wollen sei im Gegensatze zu Kraft oder Können.

Es hat sich herausgestellt, daß Begierde und Abscheu nur dann einen reinen Gegensatz gegeneinander bilden, wenn die Begierde auf die Fortdauer eines schon vorhandenen Zustandes geht. Zunächst fällt hierdurch ein Licht auf dasjenige bereits oben betrachtete Triebleben zurück, in welchem die Anschauung des Raumes und damit die Existenz einer äußerlichen Sinnlichkeit begründet steht. Dieses Triebleben zeigte sich in zwei Gebiete gesondert. Auf dem einen Gebiete, wo der Zustand der Unlust nach der Formel $A = A + B$ darin besteht, daß meine Person sich von dem Vorhandensein eines andern nicht zu ihr gehörigen Wesens irgendwie gedrückt fühlt, zeigt sich der Trieb der Unlust in Form eines Abscheus vor dem B, welches als ein Zustand des Schmerzes oder Unbehagens empfunden wird. Auf dem andern Gebiete, wo der Zustand der Unlust nach der Formel $A = A - B$ darin besteht, daß meine Person ein andres Wesen in ihrer Nähe oder in ihrem Bereiche vermißt, zeigt sich der Trieb der Unlust in Form eines Verlangens nach dem B, welches durch irgend eine dem Triebe beiwohnende Anticipation des B erregt und wach erhalten wird. Es ist also hier, wie es scheint, die Rede von einem reinen Unlustprocesse einerseits und einem gemischten andrerseits. Doch modificirt sich dieser Unterschied, sobald man ihn genauer untersucht. Denn jedenfalls würde der Unlustproceß nur dann ein vollkommner und reiner sein, wenn der der Befriedigung $A = A - B$

vorangehende Zustand A = A + B ein durch und durch verabscheuter wäre. Dies ist er aber nicht, sondern das Verabscheute ist in ihm blos das durch B verursachte Unbehagen im A, welches daher in dem noch immer vorhandenen Gefühle seiner selbst eine Lust empfindet, zu welcher die vom B verursachte Unlust den Gegensatz bildet. Daher ist nun dieser Proceß nicht ohne Anticipation des Zustandes A = A — B, nach welchem sein Streben geht. Denn die bezeichnete immer vorhandene Lust an sich selbst, gegen welche der Eingriff der fremden Sache als ein Unbehagen empfunden wird, ist eben die Anticipation des von diesem Unbehagen befreiten Zustandes. Ginge die Verminderung dieser Lust im A durch das B von statten ohne alle Unlust, so würde die Folge sein, daß sich der Zustand der verminderten Lust fortzusetzen begehrte nach dem Gesetze der Beharrung, wonach jede gegenwärtige Lust sich selbst für die Zukunft begehrt. Da aber die Verminderung der Lust durch eine Unlustempfindung vor sich geht, so wirkt die Unlustempfindung nebenbei selbstzerstörerisch, d. h. sie wirkt repulsiv auf das B und dadurch erhöhend auf die Selbstlust des A, welches durch die Entfernung des B aus dem Zustande der getrübten in den der reinen Lust emporgehoben wird. Es herrscht folglich auf beiden Gebieten, die hier in Sprache sind, vollkommener Begehrungstrieb mit Anticipation des künftigen Zustandes, und der Unterschied besteht blos darin, daß derselbe das eine mal als Trieb nach Selbsterhaltung, das andre mal als Trieb nach Selbsterweiterung auftritt. Da der Selbsterhaltungstrieb nach nichts als dem eigenen Selbst trachtet, so trägt er in dem ihn nie verlassenden Gefühle des Selbst seine Anticipation immer von selbst bei sich, dagegen kann seine Unlust sich nur auf Etwas beziehen, das nicht ich selbst bin. Da der Selbsterweiterungstrieb hingegen nach einer Vergrößerung des eigenen Selbst trachtet, so ist das unvergrößerte Selbst diesem Triebe ein Zustand der Unlust, welcher von sich selbst hinwegtreibt, und die Anticipation ist nicht eine schon im Selbst als einem solchen enthaltene, sondern eine ihm hinzukommende. Im ersten Falle hat das Selbst, welchem der Trieb innewohnt, Lust an sich selbst, im zweiten Falle aber Unlust. Wir haben bereits oben den Trieb, welchem Selbstlust zum Grunde liegt, und welcher daher die Anticipation des Ziels in sich selbst hat, einen repulsiven, den Trieb hingegen, welchem Selbstunlust zum Grunde

liegt, und welcher daher die Anticipation des Ziels nicht in dem eigenen Selbst findet, einen expansiven genannt. Der repulsive Trieb ist ein solcher, bei welchem das Gefühl der Lust die Grundlage bildet, welche durch eine zu entfernende Unlust zum Theile getrübt wird. Der expansive Trieb ist ein solcher, bei welchem das Gefühl der Unlust die Grundlage bildet, welche durch eine hinzukommende Lust in einen höhern Zustand hinauf erhoben und dadurch selbst in eine Lust verwandelt werden soll. Der repulsive Trieb ist daher ein Trieb mit basischer Lust, der expansive Trieb ein Trieb mit basischer Unlust.

Das Lehrreiche dieser neugewonnenen Definitionen besteht darin, daß sie uns auf weitere und feinere Unterschiede im Leben des Gefühls und der Triebe leiten. Vergleichen wir nämlich den repulsiven mit dem expansiven Triebe noch genauer, so finden wir in der Art, wie sich der Inhalt vorhergehender Unlust zum Inhalte nachfolgender Lust verhält, den Gegensatz, daß beim repulsiven Triebe der Inhalt der Unlust, welcher durch B bezeichnet wird, gänzlich aufgehoben werden muß, damit die reine Lust als das reine A ohne alles B, d. h. ohne alle Trübung erscheine; daß hingegen beim expansiven Triebe der Inhalt der Unlust, dessen Ausdruck ist, A ohne alles B zu sein, gar nicht aufgehoben werden kann, und dennoch dem unbeschadet durch eine Hinzunahme des B sich in die Lustempfindung A = A + B auflöst. Auf letzterm Umstande beruht allein die Möglichkeit eines Triebes mit basischer Unlustempfindung. Denn unter Basis des Triebes wird der sich im ganzen Processe gleichbleibende und unzerstörbare Inhalt verstanden. Diese Einsicht führt uns aber sogleich noch weiter. Kann nämlich die Unlust auf die bezeichnete Art Basis eines Triebes sein, so muß es auch Triebe mit doppelter Basis geben können, die immer dann entstehen werden, wenn die basische Unlust eines expansiven Triebes oder das A = A — B niemals rein auftritt, sondern bei seinem Auftreten immer schon von einer Anticipation des A = A + B begleitet ist. Ein solcher Trieb mit doppelter Basis ist z. B. der Hunger. Bei ihm würde die reine Unlustempfindung des A = A — B auf den ohnmachtähnlichen Zustand einer gänzlichen Entkräftung gehen ohne alle Anticipation von Speise, also ohne daß das Thier im Stande wäre nach Nahrung zu suchen. Ein solcher Zustand wird aber nicht geduldet, sondern ehe die Unlust diese Höhe

erreicht, wirkt immer schon die Anticipation der Nahrung als ein Instinct, dessen Inhalt der Vorschimmer von der zukünftigen Lust der Nahrungsnahme ist. Wenn nun so die expansiven Triebe mehr oder weniger als Triebe mit doppelter Basis fungiren, so scheinen sich die repulsiven Triebe dadurch vor ihnen auszuzeichnen, daß diese Eigenschaft bei ihnen nicht vorkommen kann. Aber auch hier zeigt uns, wenn wir genauer untersuchen, die Erfahrung das Gegentheil. Wenn z. B. ein im Dunkeln angegriffener Mensch gegen seinen bereits entflohenen Feind noch Luftstreiche thut, so ist er dabei von der Voraussetzung oder Anticipation der Nähe des Feindes bewegt, welche gerade so auf ihn wirkt wie diese Nähe selbst. Sein Zustand ist in der That schon A = A — B, empfindet sich aber fortwährend noch als A = A + B. Eine solche Empfindung ist aber auch überall dort vorhanden, wo das Individuum sich nach glücklich zurückgeschlagenem Feinde doch noch nicht recht sicher weiß. Man kann diese Zustände daher die Anticipationen der Furcht nennen, im Gegensatze zu den Anticipationen der Hoffnung, welche die Lustanticipationen sind. Denn eine anticipirte Unlust heißt Furcht, eine anticipirte Lust heißt Hoffnung. Da nun wenige Thiere ihres Lebens recht sicher sind, so mag auch die Lustempfindung ihrer repulsiven Triebe selten zu einer von Anticipationen der Furcht ungetrübten Höhe steigen. Wo aber beim repulsiven Triebe das Vorherrsehn der Lust über die Unlust auch nur immer ein relatives ist, da zeigt sich dieser Trieb ebensowol mit einer doppelten Basis, als der expansive Trieb in der Regel in dieser Gestalt auftritt.

Es fodert hierdurch die Bedeutung der Basis des Triebes eine Einschränkung. Basis möge nämlich nicht mehr Das genannt werden, was in dem Triebe das Beharrende ist, sondern Basis des Triebes sei Das, was gar nicht anders kann, als beharren und sich in seiner Existenz fortdauernd erhalten, im Gegensatze zu Dem, was in gewissen Fällen auch wol ganz verschwinden und aufs neue herbeikommen kann. Eine Triebbasis oder ein Inhalt, welcher im Triebproceß gar nicht anders kann, als gleichmäßig beharren, heißt ein Selbst.

Ein gleichbleibend nothwendig beharrender Zustand ist ein solcher, welcher in jedem folgenden Augenblick nach sich selbst zurückstrebt, wie er im vorigen Augenblicke war, und zwar mit absolutem Erfolge dieses Strebens. Dieser Zustand ist eben der, welcher von

uns das Selbst genannt wird. Nun haben wir oben gesehen, daß ein Zustand, welchem das Streben nach eigener Fortdauer beiwohnt, sobald ein solcher ins Bewußtsein tritt, sich in Gestalt von Lustempfindung zeigt. Hieraus folgt, daß unser Bewußtsein dann, wenn es die unserm innern Sinne zum Grunde liegende Tiefe eines sich gleich bleibenden fundamentalen Selbstbeharrungstriebes enthüllte, darin das Gefühl einer ursprünglichen Lustempfindung enthüllen würde. Dieses Ergebniß stimmt aber nur mit den Zuständen des repulsiven Triebes überein, während die des expansiven ihm zu widersprechen scheinen. Denn im repulsiven Triebe erscheint das reine A des innern Sinnes als eine sich selbst gleichbleibende selbstgetreue Lust, welche auch dann, wenn sie durch eine von dem B aus eindringende Unlust herabgedrückt wird, doch immer noch als Anticipation eines bessern Zustandes unvertilgbar bei sich selbst beharrt. Ganz im Widerspruche hiermit scheint die Selbstempfindung des innern Sinnes beim expansiven Triebe eine unbehagliche zu sein. Da dieser Satz aber in sich selbst eine Unmöglichkeit enthält, indem das nach eigener Fortdauer Strebende als ein solches unmöglich eine Unlust in sich schließen kann, so sind hier nur zwei Fälle möglich. Entweder schließt der innere Sinn in Beziehung auf sich selbst zwar ein Lustgefühl ein, aber ein Gefühl von einer nur mäßigen Höhe, sodaß dasselbe durch das Hinzukommen eines neuen lusterregenden Agens vergrößert werden kann, oder der innere Sinn hat die Fähigkeit, dem Bewußtsein in einer Lage zu erscheinen, worin sich seine nach Fortdauer ihrer selbst strebende Tiefe verbirgt, und das Bewußtsein nun mit gewissen andern Beziehungen des innern Sinnes, aus denen sich Unlust entwickelt, in eine Verbindung tritt. Eine nähere Orientirung kann nur dadurch genügend ausfallen, daß sie sich an ein bestimmtes Beispiel hält, um, wenn auch zunächst nur erst in einem einzelnen Falle, nichts, was die Erfahrung an die Hand gibt, außer Acht zu lassen.

Wir wählen zu diesem Beispiele den Hunger. Im Hunger ist der Zustand A = A — B mit einer Unlustempfindung von solcher Stärke verknüpft, daß nichts Ungereimteres gedacht werden könnte, als wenn man dieselbe für ein bloßes Lustgefühl mit dem Hinzusatze der Anticipation eines höhern Lustgefühls erklären wollte. Das Selbst empfindet im Hunger nicht den mindesten Selbstgenuß, weit eher gleicht sein Empfinden hier dem Gefühle, sich selbst verloren zu

haben, sich selbst abhanden gekommen sein, verbunden mit der Hoffnung, das verlorene kräftige und lebensmuthige Selbstgefühl beim neuen Genusse der Speise erst wiederzugewinnen. Es verbindet sich hiermit das Sonderbare, daß Das, was die Sättigung bietet, nichts Andres ist, als ein kräftiges Selbstgefühl sodaß das Ziel des Nahrungstriebes von dem der repulsiven Triebe gar nicht abweicht, indem beide nur das volle und ungetrübte Selbstgefühl aus den Trübungen, die es zu erleiden hat, wiederherzustellen suchen. Der Unterschied ist nur der, daß der Feind, welchen der repulsive Trieb überwindet, ein äußerlicher und offenbarer, der, mit dem es der Nahrungstrieb zu thun hat, ein innerlicher und schleichender ist. Denn das hungernde Selbst ist nur noch dem äußerlichen Anscheine nach ein vollständiges Selbst, im innern Gefühle weiß es sich höchst unvollständig. Und so ist auch die Speise nur dem äußerlichen Anscheine nach ein dem Selbst hinzukommendes andres Wesen, im innern Gefühle des Selbst wird das Hinzutreten derselben nur als eine Herstellung des vollständigen Selbstgefühles gewußt. Daher bezieht sich nun aber die Art und Weise, wie wir diesen Trieb bisher in seinen Formeln als einen expansiven bezeichnet haben mit der Lustformel A = A + B und der Unlustformel A = A — B, blos auf den äußern Anschein und gar nicht auf das innere Wesen des Triebes. Von hier ist die Anwendung auf die übrigen expansiven Triebe leicht gemacht. Daß die Triebe nach Vermögen, Ehre, Herrschaft und ähnlichen Erweiterungen meines Selbst kein andres Ziel bezwecken als eine Erhöhung oder richtiger gesprochen eine Wiederherstellung des unter so vielen unangenehmen Eindrücken des Lebens leidenden Selbstgefühls, kann Niemand in Frage stellen. Eher könnte man einen Zweifel hegen in Beziehung auf die Triebe der Liebe, der Freundschaft, der Geselligkeit und des Wohlwollens. Denn in ihnen, die man mit einem Worte die Triebe der Humanität nennen dürfte im Gegensatze gegen jene Triebe des Egoismus, sucht das Individuum sich mehr in andern wiederzufinden als in sich selbst. Aber da kein innerer Sinn seine eigenen Grenzen überspringen kann, so wird als Resultat dieses Suchens doch am Ende nur dies gewonnen, daß jedes Selbst seine eigene Tiefe und sein eigenes Selbst desto leichter im Spiegel des andern wiederfindet. Schiller's klarsehender Genius hat diesen Gedanken schon früh einmal in dichteri-

scher Begeisterung concipirt und ausgesprochen [1]). Seine wissenschaftliche Unumstößlichkeit hat er aber darin, daß, so hoch auch das Lustgefühl eines Selbst A durch den Hinzutritt eines andern Selbst B gesteigert werden mag, das in diesem Lustgefühle Empfundene doch immer nichts Andres ist als ein Vorstellungsinhalt von A, geweckt durch ein hinzutretendes B, folglich ein in meinem eigenen Selbst durch den Anreiz eines zu ihm hinzutretenden fremden Selbst geweckte Selbstgefühl. Wie diese Weckung vor sich gehe, ist nicht nöthig, hier genauer zu untersuchen. Es kann die Thatsache genügen, daß sie vor sich geht, und daß sie bei den humanen Trieben weit vollständiger vor sich geht als bei den egoistischen. Denn während der egoistische Trieb weit höher hinaus strebt als der humane (indem jener nach Erhebung des eigenen Selbst über andre, dieser blos nach Wiederfindung desselben in andern trachtet), und es doch dabei nur in den seltnern Fällen zu einem von Furcht, Sorge, unermüdetem Weitertrachten und vergeblichem Hoffen gereinigten Selbstgenusse bringt, dringt der humane Trieb wie auf heimlich sich öffnenden Wegen in die Tiefen des eigenen Selbst, wo sich ihm Süßigkeiten enthüllen, welche, mit Goethe zu reden, von den Menschen wenig gewußt und

1) Schiller schrieb i. J. 1783 in einem Briefe an Reinewald („Schiller's Leben" von C. von Wolzogen, Th. I. S. 100 ff.): „Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur, oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unserer Phantasie waren also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder Platonische Liebe denn anders als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unserer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. — Wenn Freundschaft und Platonische Liebe nur eine Verwechselung eines fremden Wesens mit dem unserigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: Das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern."

beachtet, in verborgenem und Niemandem zugänglichem Dunkel die Labyrinthe der Bruſt durchirren [1]).

Dieſem zufolge ſind die repulſiven Grundtriebe des innern Sinnes diejenigen, bei denen die Formel ihres äußern Erſcheinens zugleich die Formel ihres innern Beſtandes iſt, die expanſiven hingegen die, bei denen die Formel ihres äußern Erſcheinens mit der Formel ihres innern Beſtandes in Widerſpruch ſteht. Denn beim repulſiven Triebe iſt die Luſt ganz einfach durch A bezeichnet, und die Unluſt fällt auf eine Trübung des an und für ſich mit Luſt verbundenen A durch Etwas, das mit A im Widerſpruche ſteht, und, weil es ſich in der äußern Erſcheinung als ein anderes Weſen erweiſet, B genannt wird. Beim expanſiven Triebe beſteht die erſtrebte Luſt in Wirklichkeit ebenfalls in einem reinen A oder ungetrübten Selbſtgefühl, und folglich geht auch hier dem Streben, A wiederzugewinnen, ein Selbſtverluſt des A voran, welcher aber nicht mit B bezeichnet werden kann, weil ihm kein dem A fremdes Weſen entſpricht. Da dieſer Selbſtverluſt, wie er beim Hunger und allen andern Arten von Entbehrungen vorkommt, ganz aus ſich ſelbſt heraus von Minute zu Minute wächſt, ſo muß er in Geſetzen der innern Natur des A oder eigenen Selbſt begründet liegen, mit andern Worten, der Zuſtand, worin ſich unſer Selbſt befindet, muß ein ſolcher ſein, daß es, ſich ſelbſt überlaſſen und in ſich ſelbſt iſolirt, einem continuirlichen Selbſtverluſte ausgeſetzt iſt, welcher bewirkt, daß, während A noch immer ſich gleich zu ſein ſcheint, es doch an einem continuirlichen Selbſtverluſte oder Abbruch ſeiner ſelbſt leidet, welcher heißen möge $A = A - x$. Da nun dieſem Zuſtande im Anblicke des äußern Sinnes eine bloße Iſolirtheit meiner Perſon, alſo ein reines $A = A$ entſpricht, ſo fodert der wirkliche Zuſtand des $A = A$ in ſeiner äußerlichen Erſcheinung als ſein Entſprechendes ein $A = A + x$ oder, was in dieſem Falle ein und daſſelbe ſagt, ein $A = A + B$, eine Expanſion der eigenen Perſon über ihre anfänglichen Grenzen.

Es iſt an dieſer Trennbarkeit der Erſcheinung vom innern Be-

---

1) — — Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

stande beim expansiven Triebe überaus anschaulich Das zu erblicken, was oben bewiesen worden ist, nämlich daß die Anschauung einer räumlichen Sinnlichkeit den Schematismus bildet, unter welchem der innere Sinn das Leben seiner eigenen Grundtriebe anschaut. Dieser Schematismus entwickelt sich nothwendig, sobald die Unlustempfindung eines continuirlichen Selbstverlustes als vorhanden angenommen wird. Da jede Unlust eine Flucht vor sich selbst in sich schließt, so kann die Unlust des Selbstverlustes nicht anders gedacht werden, als ein Sträuben gegen den Selbstverlust oder ein Postuliren des unverlorenen Selbst an der Stelle des sich continuirlich verlierenden. Dies Postuliren ist eine Folge des in A als einem solchen enthaltenen Lusttriebes, welcher nach Fortsetzung seines eigenen Zustandes strebt. Dieses Streben muß auch in den Fällen, wo es nicht erfüllt wird, beständig in ungeschwächter Stärke fortdauern. Denn da mit der Größe des Selbstverlustes auch die Größe der Unlust wächst, so wächst diesem Streben von Seiten des Unlusttriebes beständig ebenso viel Kraft zu, als es von Seiten des Lusttriebes, welcher nach den Graden der sinkenden Lust sinken muß, beständig verliert. Hierdurch bildet sich im Processe des Selbstverlierens eine gleichbleibende Größe, welche Streben oder Wille genannt zu werden verdient, und welche an Stärke oder Intensität dem Fortsetzungstriebe der Selbstlust des reinen und ungetrübten A gleichkommt, obgleich sie nicht an Qualität damit verglichen werden kann, weil sie nicht reine Lust in sich enthält, sondern aus Lust und Unlust gemischt ist. Wir haben eine gleichbleibende Größe von dieser Art in der Anschauung unsers eigenen Leibes, dessen einzelne Organe, wie wir gesehen haben, lauter einzelne Bewegungstriebe oder Strebekräfte enthalten, welche durch allgemeine Grundtriebe unter sich zu einem Triebganzen verbunden sind. Indem nun dieses Triebganze, wie die Erfahrung lehrt, sich ausbreitet und kräftigt durch Aufnahme von Speise, so geschieht dadurch etwas ganz Neues, das gar nicht mehr aus der Natur des bloßen A erklärt werden kann, sondern unumgänglich auf einen dem ganzen A hinzu kommenden Zuwachs B hinweist, der freilich nur in der äußerlichen Sphäre der Bewegungstriebe vor sich geht, aber dennoch, wie die Erfahrung lehrt, für die innere Sphäre von A den Sinn hat, das Hinderniß seiner inwendigen Kraftentwickelung aus dem Wege zu räumen, oder seinen Selbstverlust zu ergänzen. Da nun der Erfahrung zufolge

Das, was nebeneinander im Raume gegeben ist, auf lauter Strebungen und Entgegenstrebungen beruht, so ist der Begriff des Strebens die unumgängliche Voraussetzung der sinnlichen Raumanschauung. Raumanschauung tritt dort ein, wo verschiedene Strebungstriebe miteinander in Verbindung kommen. Damit dies geschehen könne, müssen dieselben zuvor vorhanden sein. Die Strebungs- oder Bewegungstriebe sind folglich dem Begriffe nach früher als der Raum, und daher auch früher als der Einbildungstrieb. Der Einbildungstrieb ist, wie wir oben gesehen haben, $= a - \alpha$, und folglich ist der Einbildungsraum ein Product aus a und α, d. h. aus einem gewissen Strebungstriebe und dem Widerstande, welchen derselbe andern Strebungstrieben entgegensetzt. Ein Streben aber ist ein Wille oder eine Prätension im Gegensatze zu dem Können oder der wirklichen Kraft, welche dem Streben zum Grunde liegt. Wäre dem Streben die ihm zum Grunde liegende Kraft gleich, so wäre es nicht ein Streben mehr, sondern eine Vollendung, gegen die es daher auch nicht mehr ein Widerstreben geben könnte. Jedes Streben ist eine relative Kraft, d. h. eine Kraft, welche mehr prätendirt als leistet, eine Kraft, welcher widersprochen oder widerstrebt wird. Jedem Streben liegt eine verkürzte absolute Kraft zum Grunde, welche in ihrem Streben den Maßstab Dessen hat, was sie in ihrem unverkürzten Zustande sein würde. Wenn nun in den Strebungsraum, welchen ein in sich verdunkeltes Selbst mit sich identisch setzt, von außen störend oder widerstrebend eingegriffen wird, so tritt diese Willensstörung zu der innern und natürlichen Verdunkelung des Selbst noch als eine äußerliche und künstliche hinzu, zur innern Sehnsucht als ein äußerer Schmerz, und begründet so den Proceß der repulsiven Triebe. Man muß sich also nicht durch die Uebereinstimmung der Formel des äußern mit der des innern Bestandes bei diesen Trieben täuschen lassen, dieselben für einfacher und ursprünglicher zu halten als die auf dem Begriffe des innern Selbstverlustes beruhenden expansiven Triebe. Vielmehr rührt die scheinbar größere Simplicität dieses Verhältnisses bei den repulsiven Trieben daher, daß dieselben erst mit dem Raume, die expansiven hingegen schon vor dem Raume gegeben sind. Denn während die repulsiven Triebe erst in den Verhältnissen des Raumes begründet sind, sind es die expansiven Triebe (die Triebe der Wiedererstattung des

verlorenen Selbst), welche selbst erst die Existenz eines Raumes begründen.

§. 34.

Von den indirecten Gefühlen.

Jede verschwindende Unlust führt Lust, jede verschwindende Lust führt Unlust mit sich. Warum Sättigung und Gewöhnung abstumpft. Die indirecten Gefühle hängen von der Erinnerung ab. Vortheilhafte und unvortheilhafte Stellungen von Lust und Unlust. Das Platonische Gesetz. Von den künstlichen Steigerungen natürlicher Triebe. Von der Inspiration der Sinne zum Ansprechen der Reizmittel.

Ein Trieb entsteht allemal da, wo entweder ein Lustgefühl nach seiner eigenen Fortsetzung oder ein Unlustgefühl nach seiner eigenen Vernichtung strebt, oder wo dies beiderseitige Streben sich zu einem gemeinschaftlichen Producte verbindet. Das beiderseitige Streben stellt sich aber gemäß den Graden von Lust und Unlust immer von selbst ein. Denn jede Lust strebt nach Fortsetzung ihrer selbst und des Zustandes, an den sie geknüpft ist, und jede Unlust strebt nach Aufhebung ihrer selbst und des Zustandes, an den sie geknüpft ist.

Eine vollkommene Lust könnte nur die sein, bei welcher das Streben fortzudauern vollkommen gelänge. Denn ein jedes Mislingen dieses Strebens würde Unlust mit sich führen.

Eine vollkommene Unlust könnte nur die sein, bei welcher das Streben aufzuhören vollkommen mislänge. Denn ein jedes Gelingen dieses Strebens würde Lust mit sich führen.

Folglich führt ein jedes Gelingen, sowol des Lusttriebes als des Unlusttriebes, Lust, ein jedes Mislingen hingegen, sowol des einen als des andern Triebes, Unlust mit sich.

Dies alles könnte sich nicht so verhalten, wenn nicht ein Aufhören der Lust schon an sich selbst eine Unlust, und ein Aufhören der Unlust schon an sich selbst eine Lust wäre.

Wer plötzlich von einem Schmerze befreit wird, der empfängt jedesmal durch die bloße Befreiung eine Lust, deren Größe sich nach der Größe des vorhergegangenen Schmerzes richtet. Das plötzliche Aufhören eines heftigen Zahnschmerzes z. B. ist mit einem Wohlgefühle verknüpft, welchem Niemand, der dergleichen wirklich erfahren hat, den Namen einer wirklichen und zwar sehr intensiven

Luſt abſprechen wird. Von derſelben Natur iſt das Gefühl der Rettung aus Gefahr, der Ruhe und Erholung nach ſchwerer Arbeit, der Geneſung von Krankheit, der Erhebung aus Armuth und gedrückten peinlichen Lagen. Dies ſind die Zuſtände, von denen wir ſagen, daß wir in ihnen recht wieder aufleben, und ein ſolches Wiederaufleben iſt immer mit ſtarken Luſtgefühlen verbunden. Ja vermöchten wir es, von den poſitiven ſinnlichen Luſtgefühlen, z. B. Wohlgeſchmack einer Speiſe, Wohlklang einer Muſik u. dgl. die ſämmtlichen Luſtelemente abzuziehen, welche dem Wohlgeſchmacke der Speiſe durch Vertilgung der Unluſtempfindung des Hungers, dem Wohlklange der Muſik durch die angenehme Empfindung der Ruhe und Erholung, in welcher wir uns dieſem Wohlklange hingeben, hinzugeſetzt werden, wir würden die Luſt, welche mit dieſen und ähnlichen ſinnlichen Empfindungen verknüpft iſt, auf einen ungemein geringen Grad, und ſelbſt hier und da auf Null herabſinken ſehen. Dem geſtillten Hunger mundet die Speiſe nicht mehr, erregt ihm wol gar Ekel. Dies zeigt an, daß die Speiſe nur dann fähig iſt, Wohlgeſchmack auf der Zunge zu entwickeln, wenn dieſer Wohlgeſchmack zugleich als eine Vertilgung des Unluſtgefühls des Hungers empfunden wird. In dem Grade, als der Wohlgeſchmack einer Speiſe nicht mehr als eine Vertilgung des Unluſtgefühles des Hungers empfunden wird, nimmt er ab. In dem Grade, als die Luſt an der Muſik nicht mehr als eine Erholung und ein Ausruhen, alſo nicht mehr als ein Aufhören von Anſtrengung empfunden wird, nimmt dieſe Luſt ab. In dem Grade, als die wiedergewonnene Geſundheit in der Geneſung nicht mehr als ein Aufhören des Krankheitsgefühls empfunden wird, nimmt das Luſtgefühl der Geſundheit an Stärke ab. In dem Grade, als das aus Gefahr gerettete Leben die Gefahr vergißt, nimmt das Luſtgefühl, welches in der bloßen Empfindung, zu leben, enthalten iſt, an Stärke ab. In dem Grade, als das Morgenlicht nicht mehr als eine Verſcheuchung der Finſterniß, in dem Grade, als die gewürzige Frühlingsluft nicht mehr als eine Verſcheuchung der dumpfen Zimmeratmoſphäre empfunden wird, werden wir gleichgültiger gegen die Reize des Lichtes und der Luft. In allen dieſen Fällen, wo mit dem Verklingen des vorangegangenen Unluſtgefühls auch die Stärke der darauf folgenden und von ihm gleichſam getragenen Luſtempfindung ſinkt, kann

demjenigen Zustande, woran die Lust geknüpft ist, an und für sich selbst nur so viel Lustempfindung zugeschrieben werden, als er fortwährend zu bewahren im Stande ist, alles Übrige fällt auf Rechnung der hinwegweichenden Unlust. Ein solcher Zustand möge in Beziehung auf die Lust, welche ihm fortwährend beiwohnt, ein wirklicher Lustzustand, in Beziehung auf die von ihm ausgehende und wieder verschwindende Lust ein bloßes Lustmittel heißen. Das Gesetz, daß jede verschwindende Unlust eine Lust ist, zeigt sich hierdurch sogleich in seiner ausgedehntesten Anwendung und größten Bestätigung.

Ebenso gewiß ist es, daß jede verschwindende Lust als eine solche eine Unlust mit sich führt. Man muß hier nicht solche Fälle als Gegengründe anführen wollen, in denen eine sogenannte Lust, welche dies aber in der That gar nicht mehr ist, indem sie uns schon lange gleichgültig oder wol gar lästig wurde, ohne allen Schmerz von uns genommen wird. So angenehm eine Speise auch schmecken möge, der gesättigte Appetit stößt sie von sich, sie erregt ihm keine Lust mehr. So angenehm das Herumschwärmen an einem schönen Sommerabende ist, das ermüdete Kind zieht die Ruhe selbst in einer dumpfen und finstern Kammer vor, und verläßt gleichgültig Genüsse, welche es ein andermal, bei wachen Sinnen, nur mit Schmerz würde verlassen haben. Jetzt aber sind ihm wegen seiner Ermüdung diese Genüsse eben keine Genüsse mehr. Will man also erfahren, was das Aufhören einer Lust für Folgen hat, so muß man die Lust da aufhören lassen, wo sie noch wirklich Lust ist: man muß dem Thiere das Futter vom Maule wegnehmen, man muß das Kind mitten in seinem Vergnügen aufhören lassen, man muß sich in der festen Rechnung auf Gewinn und Ruhm plötzlich enttäuscht sehen. Solchergestalt wird sicher Niemand mehr das aufgestellte Gesetz in Zweifel ziehen. Seine Anwendung zeigt sich dabei von nicht minder großem Umfange als die des vorigen, indem bei sehr vielen Schmerzen und Plagen ein großer Theil des Unlustgefühls auf Rechnung des Entschwindens einer vorhergegangenen Lustempfindung fällt. So z. B. ist die Armuth an und für sich ein Schmerz, der aber weit schärfer kurz nach dem Verluste eines Wohlstandes empfunden wird als später. Ein gefahrvoller Zustand wird weit gelassener in den Stunden seiner Andauer, als in den Minuten seines ersten Eintritts ertragen. In solchen und ähnlichen Fällen scheint dann in der Fortdauer des

Schmerzes selbst eine Beschwichtigung für den Schmerz zu liegen, ähnlich wie in der Fortdauer der sinnlichen Lust eine Ermattung derselben zu liegen scheint. Die Lust stumpft sich ab durch Sättigung, der Schmerz durch Gewöhnung.

Eine Lust, welche in dem Aufhören einer Unlust besteht, möge eine indirecte Lust, eine Unlust, welche in dem Aufhören einer Lust besteht, eine indirecte Unlust heißen.

Die Größe der Fähigkeit zur indirecten Lust richtet sich nach der Größe der directen Unlust, von welcher dieselbe abhängt. Ein sehr scharfer Hunger wird sogar die schlecht zubereitete Speise mit Lust genießen, zu der sich ein mäßiger Appetit schwer versteht. Daher nimmt auch mit abnehmendem Hunger oder während der Mahlzeit die Lustfähigkeit an der Speise allmälig ab, weshalb man die leckersten Bissen, die feinsten Weine bis zuletzt verschiebt. Diese Verminderung der Unlust auf der einen Seite, sowie der Lustfähigkeit auf der andern, setzt sich so lange fort, bis beides seinen Nullpunkt erreicht hat. Bei kaum anbrechendem Frühlinge erregt ein einziges Schneeglöckchen ebenso große Lust, als im Sommer ein ganzer mannichfaltiger Blumenflor. Und so in allen Fällen.

Die Größe der Fähigkeit zur indirecten Unlust richtet sich nach der Größe der directen Lust, von welcher dieselbe abhängt. Je größer der Wohlstand ist, welcher verloren geht, desto größer ist der Schmerz des Verlustes. Wer wenig zu verlieren hat, hat wenig Schmerz zu fürchten. Je weniger im Beutel ist, desto eher gibt man das Wenige vollends preis. Der frisch gefangene Vogel tobt über seine Gefangenschaft, welche doch der lange eingesperrte geduldig erträgt. Der Zustand ist bei beiden derselbe, an sich also gleich schmerzhaft. Aber beim frischgefangenen Vogel ist die Schmerzfähigkeit größer, weil die vorhergegangene Lust größer ist als beim eingesperrten. Daher machen lange anhaltende Schmerzen den Menschen stumpf, weil die Fähigkeit zur indirecten Unlust am Ende ganz mit dem Verschwinden aller directen Lustempfindung ebenfalls dahinschwindet, und nur der directe Antheil an der Unlustempfindung bleibt, welcher häufig das Geringste daran ist.

Folglich verschwindet die Fähigkeit zu allen indirecten Gefühlen beständig und allmälig durch den wirklichen Eintritt derselben. Die Erschöpfung der Fähigkeit zeigt sich darin, daß das

Luſtmittel oder Unluſtmittel, mit einem Worte der Reiz, auf welchen die indirecte Empfindung erfolgt, nicht mehr anſpricht. Die Fähigkeit wächſt umſo mehr, auf einen je geringern Reiz eine je größere Luſt oder Unluſt erfolgt, mit einem Worte je größer die Reizbarkeit des indirecten Gefühls iſt. Die Reizbarkeit des indirecten Luſtgefühls liegt enthalten in der directen Unluſt, aus welcher es ſtammt, und die Reizbarkeit des indirecten Unluſtgefühls liegt enthalten in der directen Luſt, aus welcher es ſtammt.

Zwei entgegengeſetzte Seelenzuſtände ſpringen hierbei als möglich ins Auge, davon der eine aus einer vorwaltenden Gewöhnung an die Luſt, der andre aus einer vorwaltenden Gewöhnung an die Unluſt entſpringt. Die übermäßige Gewöhnung an die Luſt wird die Reizbarkeit der indirecten Luſt dermaßen abſtumpfen, daß die überſättigte Begierde ſtets nach directer Luſt verlangt, wodurch dann, weil dieſer ihre beſte Hülfe in der indirecten Luſtempfindung abgeht, ein leicht und häufig eintretender Luſtmangel, Ueberdruß, üble Laune und Empfindlichkeit, überhaupt eine hochgeſpannte Reizbarkeit der indirecten Unluſt entſpringt. Umgekehrt wird die harte Gewöhnung an den Schmerz und die Unluſt die Reizbarkeit der indirecten Unluſt abſtumpfen. Denn die Reizbarkeit jedes Gefühls ſtumpft ſich ab durch ſeinen wirklichen häufigen Eintritt. In dem Maße aber, als der directe Schmerz vorherrſcht in Sorge, Anſtrengung und Mühſal, wächſt die Reizbarkeit der indirecten Luſt, welche bei dem geringſten Nachlaſſen des Schmerzes gleichſam in die Lücke eintritt, weil ihr keine indirecte Unluſt den Platz verwehrt. Daher die Erfahrung, daß Menſchen, deren Lebensart hart und mühevoll iſt, mit geringern Mitteln zu vergnügen und zu erheitern ſind, während den mit Genüſſen Ueberſättigten alles anekelt. Und daher der Rath der Weiſen aller Zeiten, zur Erhöhung und Veredlung des Lebens, d. h. zum Zwecke der Zunahme an indirecter Luſtfähigkeit (heiterm Sinne) und der Abnahme an indirecter Unluſtfähigkeit (übler Laune) Genüſſe ſoviel als thunlich ſich freiwillig zu verſagen, aber Mühſal, Arbeit und Anſtrengung freiwillig zu ſuchen.

Die Art, wie eine directe Luſt in indirecte Unluſt, und directe Unluſt in indirecte Luſt umſchlägt, iſt noch näher zu unterſuchen. Der einfachſte Fall iſt hier der, wo das directe Gefühl mit einem male aufhört ohne wiederzukehren, und die indirecte Empfindung

einfach an seine Stelle tritt, wie z. B. bei plötzlich aufhörendem Zahnschmerz. Hier kann die Lustempfindung in ihrer absoluten Stärke nur auf den vorüberfliegenden Moment des Aufhörens des Schmerzes beschränkt sein. Denn mit dem vergehenden Schmerze vergeht die Fähigkeit zur indirecten Lustempfindung. Nur sofern sich der Moment des aufhörenden Schmerzes fortzusetzen vermag, wird sich die an ihn geknüpfte indirecte Lust fortzusetzen vermögen. Dies geschieht nun in jedem Falle durch die Erinnerung. In der Erinnerung an den vergangenen Schmerz entspringt ein primitives Wohlgefühl immer aufs neue, welches von der bloßen Erinnerung an die Lust, welche wir bei seinem Verschwinden empfanden, gut und höchst genau unterschieden wird. Von diesem primitiven Wohlgefühle bleibt aber nichts übrig, sobald der Schmerz ganz aus unserer lebhaften Erinnerung verschwunden ist. Ganz ähnlich ist es bei Verlusten. Wir führen den um einen geliebten Todten Klagenden, also hierin einen indirecten Schmerz um verlorenes Glück Empfindenden, aus dem Trauerhause fort, damit sich nicht durch zu lebhafte Erinnerungen des vergangenen Glücks, welche sich hier an alle Umgebungen knüpfen, der Schmerz zu sehr schärfe. Dieser Schmerz also, weit entfernt, die bloße Vorstellung von einem vergangenen Schmerze zu sein, fühlt sich vielmehr als die Fortsetzung, in manchen Fällen sogar als die Steigerung des im Momente des Verlustes angefangenen Schmerzes, dessen Stärke sich genau nach der Lebhaftigkeit der Erinnerung an die Zustände richtet, welche dem Verluste vorangingen.

Wenn es nun aber hieraus klar ist, daß das Nachklingen eines indirecten Schmerzes viel zu stark ist, um eine bloße Schmerzerinnerung zu sein, sich vielmehr als eine durch lebhafte Erinnerung des entgegengesetzten Zustandes geweckte primitive Unlust zu erkennen gibt, und ebenso umgekehrt mit dem Nachklingen eines indirecten Lustgefühls: so kann hieraus auch wieder auf das erste Auftreten der indirecten Gefühle ein Rückschluß gemacht werden. Dieser lautet dahin, daß es sich schon vielleicht beim ersten Entstehen der indirecten Gefühle ebenso verhalten könne, als bei ihrem spätern Verklingen, und ein genaueres Eingehen in die Sache zeigt, daß dies sogar die einzige Art ist, wie sie sich denken läßt. Denn die indirecte Lust kann nur dann erscheinen, wenn die Fähigkeit zu ihr vorhanden ist. Da ihr völliges Erscheinen aber die völlige Aufhebung des vorhergegangenen

directen Schmerzes ist, dessen Grade die Grade ihrer Fähigkeit bezeichnen, so würde mit dem völligen Aufhören des Schmerzes auch die Fähigkeit zu ihr völlig aufhören, und sie also gar nicht zum Vorschein kommen, wenn nicht trotz des Aufhörens des Schmerzes doch noch ein der Fähigkeit zur Lust entsprechendes Nachklingen des Schmerzes erfolgte. Dies Nachklingen, ohne welches der ganze Vorgang nicht denkbar ist, zeigt sich in der Erfahrung als die Erinnerung an den Schmerz, nach deren Graden sich genau die Grade der indirecten Lust richten und stimmen. In dem Maße als wir unsere Erinnerungen in der Gewalt haben, in demselben Maße haben wir daher auch unsere Reizbarkeit zu indirecten Gefühlen in unserer Gewalt. Diese Gewalt bezieht sich aber natürlich nur auf das Verklingen der Gefühle. Denn die absolut lebhafte Erinnerung an den vergehenden Zustand, indem und während er vergeht, zu verbannen steht uns keine Macht zu Gebot.

Hieraus begreifen sich nun auch die zusammengesetztern Vorgänge, wenn ein directes Gefühl nur langsam und allmälig vergeht. Der einfachste Fall ist hier wieder der, wo die indirecte Empfindung in völliger Reinheit auftritt, wie z. B. bei einem allmälig vergehenden rheumatischen Gliederschmerze, oder bei einem durch continuirliches Steigen der Ausgaben über die Einnahmen allmälig hinschwindenden Vermögen. Hier wird der erste Moment des eintretenden indirecten Gefühls ein schwacher sein, weil er sich nur erst auf einen geringen Gewinnst oder Verlust beziehen kann, und er würde bei gleichmäßiger Abnahme des directen Gefühls bis zu dessen gänzlichem Erlöschen in gleichmäßiger Stärke fortdauern, im Fall sich die indirecte Empfindung nur allein nach den Erinnerungsmomenten von absoluter Lebhaftigkeit richtete. Da nun aber nebenbei in die letztern auch noch die frühern Momente von minderer Lebhaftigkeit eintreten, so entsteht hierdurch ein Wachsen des indirecten Gefühls, welches aber insofern sowol meiner Willkür als auch zufälligen Umständen unterworfen ist, als z. B. beim allmäligen Verlust eines Vermögens während einer Reihe von Jahren die Erinnerung an längst vergangene angenehme Zustände durch Willkür oder Umstände sich entweder lebendiger oder unlebendiger in mir erhält. Aber auch im Falle der stärksten Anhäufung dieser indirecten Schmerzen wird ihre Höhe in keinem Augenblicke den Grad erreichen können, welcher mit einem plötzlichen Verluste der voran-

gegangenen directen Luſtempfindung verbunden geweſen ſein würde. Denn die Schmerzhöhe des plötzlichen Verluſtes entſpricht der ganzen Erinnerungsmaſſe im Zuſtande ihrer abſoluten Lebhaftigkeit, alſo einer Summe, welche durch eine Addition von einem einzigen abſolut lebhaften Erinnerungsmomente zu dem Reſte der übrigen in verſchiedenen aber immer doch minder lebhaften Zuſtänden befindlichen niemals erreicht werden kann. Es geht hieraus das Geſetz hervor, daß, abgeſehen von beſondern modificirenden Umſtänden, es in der Natur der allmälig verſchwindenden directen Gefühle liegt, daß ſie in keinem Momente die Höhe des indirecten Gefühls erzeugen können, welche ſie erzeugen würden, wenn ihr Verluſt plötzlich erfolgte. Daher es bei einem zu übernehmenden indirecten Schmerze gerathener iſt, denſelben allmälig und langſam, bei einer zu übernehmenden indirecten Luſt, dieſelbe ſchnell und plötzlich zu übernehmen. Wir beobachten auch dies Verfahren in allen Fällen nach richtigem Inſtincte, wenn wir z. B. Jemand auf eine Todesnachricht durch Zwiſchenmittheilungen vorbereiten, und ſo den indirecten Schmerz durch Allmäligkeit ſeines Eintretens zu ſchwächen ſuchen, oder wenn wir die Mußeſtunden der Erholung und des freundſchaftlichen Geſprächs, die wir uns für den Tag zu vergönnen denken, bis dahin alleſammt verſchieben, wo das Geſchäft des Tages vollendet und alſo die Unluſtſumme der Mühe und Anſtrengung auf ihren höchſten Gipfel geſtiegen iſt, wo ſie plötzlich abnehmen und dadurch eine größere Luſt erzeugen muß, als durch ein allmäliges und intermittirendes Nachlaſſen zu erwerben war. Hierdurch iſt zugleich der Satz bewieſen, welchen bereits Plato im „Timäus" aufgeſtellt hat, daß in den Lebensproceſſen, in denen durch das plötzliche Aufhören eines allmälig angewachſenen Unluſtgefühls die indirecte Luſt erfolgt, die Luſt vorwaltet und überwiegt, ſowie in Proceſſen von entgegengeſetzter Art, wo nämlich durch das allmälige Aufhören eines plötzlich eingetretenen Unluſtgefühls die indirecte Luſt erzeugt wird, die Unluſt das Uebergewicht hat [1]). Denn

1) Im „Timäus" heißt es (edit. Bip. pag. 376.. „Ein Leiden, welches gegen den Lauf der Natur uns plötzlich überkommt, iſt ſchmerzhaft; wenn die Natur aber plötzlich in den natürlichen Lauf zurückkehrt, entſteht eine angenehme Empfindung. Mit den entgegengeſetzten Fällen verhält es ſich auf entgegengeſetzte Art. — Wenn etwas allmälig ſeinen Abgang und ſeine Ausleerung im Körper vollführt, aber plötzlich und reichlich wieder zur Erfüllung kommt (und beſonders, wenn nur die

zu dem Vortheile, welchen eine plötzliche indirecte Luſt vor einer allmäligen voraus hat, tritt hier in entgegengeſetzter Stellung der Vortheil, welchen ein directer Schmerz durch ein plötzliches Auftreten vor einem allmälig ſich ſteigernden voraus hat, indem dem plötzlich auftretenden Schmerze ſich ein weit höheres indirectes Unluſtgefühl aus dem Verluſte des frühern Zuſtandes zuſetzt, als dem allmälig wachſenden. Daher im erſten Falle des Platoniſchen Geſetzes ſich die Luſt ſo günſtig und der Schmerz ſo ungünſtig als möglich, im zweiten Falle ſich der Schmerz ſo günſtig, die Luſt ſo ungünſtig als nur irgend möglich geſtellt findet.

Eine ſtärkere Verwickelung des in Rede ſtehenden Phänomens tritt aber dann ein, wenn zum allmälig ſchwindenden directen Gefühle, z. B. zum allmälig ſich ſtillenden Durſte, Mittel oder Reize einer entgegengeſetzten directen Empfindung treten, dergleichen in dieſem Falle das Luſtmittel eines wohlſchmeckenden Getränkes iſt. Da der wirkliche Durſt auch ſchon an einem gar nicht den Geſchmack ergötzenden Getränke, wie z. B. dem Waſſer, das Mittel ſeiner indirecten Luſt beſitzt, ſo kommt Alles, was von Wohlgeſchmack und Süßigkeit im Getränke iſt, auf Rechnung einer am Luſtmittel hängenden directen Luſtempfindung zu ſtehen. Statt ihrer kann dem Nahrungsmittel auch eine Unluſtempfindung, z. B. die des Bittern, ankleben, entweder in einem die Unluſt des Durſtes überwiegenden oder ihr nicht gleichkommenden Maße. Im letztern Falle wird getrunken trotz der Bitterkeit des Getränkes, im erſtern aber nicht. Jedenfalls nimmt hier die Heftigkeit des Begehrens ab, indem eine jede bittere Empfindung nach ihrem eigenen Aufhören verlangt. Mit der Annehmlichkeit des Getränkes hingegen wächſt der Durſt, weil das Angenehme nach ſeiner eigenen Fortſetzung verlangt, und bei ſeinem Aufhören eine indirecte Unluſt an ſeine Stelle tritt, welche mit der directen Unluſt des Durſtes verſchmilzt und dieſelbe da-

---

Wiedererfüllung und nicht die vorangegangene Ausleerung empfunden wird), ſo bereitet das dem ſterblichen Theile der Seele das größte Vergnügen ohne allen Schmerz. Dies erfährt man bei den Wohlgerüchen. Wenn ſich aber etwas plötzlich ſeiner Natur entäußert, und allmälig und knapp wieder in den vollſtändigen Zuſtand zurückgebracht wird, ſo kommt das Entgegengeſetzte zum Vorſcheine. Dieſes iſt deutlich an den Wunden, welche der Körper durch Brennen und Schneiden empfängt".

durch verstärkt. Wohlgeschmack in Speisen und Getränken vermag daher die Begierden des Hungers und Durstes weit über die Grenzen ihres natürlichen und gesunden Maßes auszudehnen. Ein solcher nicht mehr von innen her wacher, sondern nur noch vom Sinnorgane aus künstlich erregter Scheinhunger und Scheindurst läßt sich aber nur bis auf den Grad fortsetzen, wo am Ende aus Uebersättigung das Lustmittel schlechterdings nicht mehr anspricht. Dieses Aufhören der aus dem Lustmittel quellenden Lust zeigt sich, wie alles Aufhören directer Lust, nicht als eine bloße Empfindungslosigkeit, sondern als eine indirecte Unlust von eigenthümlicher Natur, welche Ekel genannt wird. Ekel ist das Aufhören oder Versagen der Lust bei der Anwendung des Lustmittels. Dies Versagen erfolgt beim absoluten Gestilltsein der Begierde, auf deren Beschwichtigung die Anwendung des Lustmittels gerichtet war. Es erfolgt aber um so später, eine je größere directe Lust zu entwickeln das Lustmittel die Fähigkeit hat. Hier treten also zum Processe indirecter Lust, welcher Sättigung heißt, noch die Processe der in den Lustmitteln enthaltenen directen Lust, welche nur so lange erweckbar bleibt, als aus ihrer Erweckung die indirecte Lust der Sättigung zu entspringen fähig ist. Die indirecte Lust entspringt vermöge der Erinnerung aus dem Aufhören der in der Begierde enthaltenen Unlust. Die Begierde und ihre Unlust aber hört auf durch die Anwendung des Lustmittels auf das Organ, welches durch die Begierde inspirirt ist, d. h. dessen Grade der Reizbarkeit die Grade der Begierde und ihrer wachsenden Unlust selbst sind. Denn der Hunger ist nichts weiter als ein continuirlich wachsendes Gefühl der Schwäche und Mattigkeit, welches als ein solches nach nichts Anderm verlangt als nach Sättigung, d. h. nach Aufhebung seiner selbst. Daß zu dem Gebrauche der Aufhebungsmittel dieser Schwäche sich dann noch directe Lustgefühle gesellen, ist ein fernerer Zusatz, ohne welchen die Begierde und ihre Erfüllung recht wohl bestehen könnte, wie uns das Leben von Wasser und Brot im Bilde zeigt.

So wie die wachsende Unlust des Hungers das Geschmacksorgan zur Empfängniß für gewisse Arten von Lustgefühlen inspirirt oder disponirt, so inspiriren auch manche Arten von Lustempfindungen den ganzen Menschen zu gewissen Arten von Unlustgefühlen, welche andern Zuständen verschlossen sind. Wer z. B. so

reich ist, daß er Schiffe auf dem Ocean fahren hat, der wird bei einem herannahenden heftigen Sturme Gefühle von Besorgniß hegen, von denen der Arme, dessen Besitz sich auf seine Hütte beschränkt, nichts weiß. Der General, auf dessen Befehlen das Schicksal des Kampfes beruht, wird durch das Manöver des Feindes zu ganz andern und größern Sorgen aufgestachelt als der gemeine Soldat. Der, welcher sich an einen hohen Luxus gewöhnt hat, wird durch eine kleine Disharmonie im Ameublement seiner Zimmer höchst unangenehm berührt werden, welche ein minder verwöhnter Mensch gar nicht einmal bemerken würde. In diesen und ähnlichen Fällen stört die directe Sensation eines Unlustmittels die basische oder den Menschen beherrschende Lustempfindung, und die Störung derselben verbindet sich als eine indirecte Unlust mit dem vom Unlustmittel ausgehenden Schmerz, um demselben eine Höhe zu geben, die er für sich allein nicht haben würde. Es ist hier gerade der umgekehrte Fall, wie wenn z. B. dem ausgehungerten Soldaten die von seinem verzehrten Commisbrote ausgehende Sensation den Hunger dermaßen beschwichtigt, daß die indirecte Lust des gestillten Hungers sich aufs Commisbrot überträgt, und dasselbe zum größten Leckerbissen macht, oder wie wenn, nach Mephistopheles' Ausdruck, Dem, der den Hexentrank und seine quälende Begier im Leibe hat, bald ein jedes Weib zu einer Helena wird.

Dies mag hinreichend sein zur Erkenntniß der nähern Umstände, unter denen der Satz, daß ein Aufhören der Lust schon an sich selbst eine Unlust, und ein Aufhören der Unlust schon an sich selbst eine Lust ist, seine Bestätigung findet. Nicht auf die Entstehung der directen und unmittelbaren, sondern der indirecten und mittelbaren, d. h. der durch Erinnerung gegensätzlich geweckten Gefühle bezieht sich dieses Gesetz. Dabei sind jedoch diese antithetisch hervorgerufenen Gefühle vor allen nicht mit Erinnerungsbildern vergangener Gefühle zu verwechseln, zu denen sie sich eben als Gegensatz erzeugen. Sie sind aber ebenso wenig mit den directen Gefühlen des Gegensatzes zu verwechseln, zu deren Erzeugung es erst besonderer Reizmittel bedarf. Sondern die Inspiration zur Aufnahme dieser Reizmittel beruht auf der Fähigkeit zu indirectem Gefühle oder auf der Stärke desjenigen directen Gefühls, auf dessen Vertilgung die Reizmittel gerichtet sind.

§. 35.

Grundgesetze des Trieblebens.

Lust kann nicht durch sich aufhören, Schmerz nicht durch sich bestehen. Schlechthin einfacher Triebzustand ist ein Selbst oder primitive Lust. Gegensatz von Widerstandstrieb und Angriffstrieb. Ursache der directen Schmerzen. Vom primitiven Grundschmerze. Erklärung der continuirlichen Selbstverluste.

Eine vollkommene Lust würde ein Zustand sein, dessen Streben auf nichts Andres ginge als auf die Fortsetzung seiner selbst, und dessen Streben in jedem Augenblicke vollkommen gelänge.

Ein vollkommener Schmerz würde ein Zustand sein, dessen Streben auf nichts Andres ginge als auf das Aufhören seiner selbst, und dessen Streben in jedem Augenblick vollkommen mislänge.

Der Begriff eines jeden dieser Zustände schließt folglich die Ewigkeit und Unveränderlichkeit in sich. Alle Veränderung gehört einem unvollkommenen Gelingen, einem unvollkommenen Mislingen an. Dagegen würde ein vollkommenes Mislingen des Luststrebens, sowie ein vollkommenes Gelingen des Unluststrebens, beides ein völliges Aufhören des vorhergegangenen Zustandes zur Folge haben.

Der Zustand der Lust wird, sofern er ganz allein seinem eigenen Streben überlassen bleibt, und durch nichts an der Ausübung dieses Strebens gehindert wird, fortdauern.

Der Zustand der Unlust wird, sofern er ganz allein seinem eigenen Streben überlassen bleibt, und durch nichts an der Ausübung dieses Strebens gehindert wird, sofort aufhören.

Folglich stellt die unveränderte Fortdauer der Lust den Naturzustand der Lust dar oder den Zustand, welchen sie solange nothwendig behauptet, als sie nicht durch fremde Zustände in ihrem eigenen Wesen und Streben gestört wird. Dagegen stellt die unveränderte Fortdauer des Schmerzes einen Zwangszustand des Schmerzes dar, oder einen Zustand, den der Schmerz nur dadurch behaupten kann, daß er durch ihm fremde Zustände unaufhörlich in seinem eigenen Wesen und Streben gestört wird.

Wo wir daher im Triebleben einen Zustand antreffen, welcher kraft seiner innern Natur und nicht durch eine bloße Verkettung

mit andern Zuständen, bei sich und in sich selbst verharrt, da ist es ein Zustand der Lust.

Wo wir hingegen im Triebleben einen Zustand der Unlust antreffen, welcher unverrückt fortdauert, da geschieht dies niemals kraft seiner eigenen innern Natur, sondern immer und nothwendig durch eine Verknüpfung dieses Zustandes mit andern Zuständen.

Ein lebendiges Beispiel zu diesen Grundgesetzen alles Trieblebens bieten uns die directen Unlustgefühle, welche mit den continuirlichen Selbstverlusten in Hunger, Durst, Ermüdung u. s. w. verknüpft sind. Als sich selbst forterhaltende, ja sogar vermehrende, können diese Zustände der Unlust unmöglich in und an sich selbst bestehen. Die Erfahrung stimmt hiermit vollkommen überein, indem sie lehrt, daß dieselben an die Verluste oder innern Hemmnisse meines eigenen Selbst geknüpft sind, und folglich an meinem eigenen Selbst d. h. an einem Zustande existiren, welcher für sich selbst und ohne weiteres genommen, reine Lust, d. h. reines Streben zur Erhaltung seiner selbst ist. Auch dieses lehrt wiederum die Erfahrung durch den heftigen Trieb, womit alle lebendige Wesen nach der Erhaltung ihres eigenen Selbst trachten, welches daher nothwendig sich selbst als eine Lust empfindet. Auch wenn ein andres Selbst in die Sphäre meines eigenen Selbst störend eindringt, wird die Störung meiner selbst als eine Störung meiner Lust, als ein mir zufällig widerfahrender Selbstverlust in Form einer directen Unlust empfunden.

Aus allem diesem geht hervor, ebenso sehr dem innern Begriffe der Sache als den äußern Aussagen der Erfahrung nach, daß ein Zustand der Unlust immer ein an andern und durch andre Zustände seiender Zustand ist, und daß ein Zustand, welcher an sich und durch sich selbst, für sich selbst und abgesehen von allen Beziehungen zu andern Zuständen ist, nur ein Zustand reiner Lust sein kann. Denn jede kleinste Zuthat von Unlust würde schon eine Beziehung dieses Zustandes zu andern bekunden. Könnte ein solcher Zustand reiner Lust von außen her wahrgenommen werden, so würde er in einer Beziehung zu andern Zuständen erscheinen, folglich schon gar nicht so erscheinen wie er ist. Er kann daher schlechterdings nur ein innerlich und von sich selbst aus wahrnehmbarer Zustand sein, d. h. ein innerer Sinn oder ein Selbst.

Da nun ein Zustand reiner Lust gar nicht anders gedacht wer-

den kann als in Form eines Selbst, und ein Selbst oder innerer Sinn an und für sich selbst gar nicht anders gedacht werden kann als in Form einer reinen Lust, so sind der Begriff einer reinen Lust und eines reinen Selbst vollkommene Wechselbegriffe. Und da ferner im Bereiche des Trieblebens ein an sich selbst seiender Zustand soviel als einen Zustand der Lust bedeutet, indem eine jede Unlust nur durch andre Zustände, als ihre eigenen, Bestehen und Dauer haben kann, so können im Bereiche des Trieblebens alle Zustände nur insoweit substantielle Zustände sein, als sie Zustände der Lust sind, insoweit sie hingegen Zustände der Unlust sind, sind sie nothwendig nur accidentelle, d. h. nicht an sich selbst, sondern an andern Zuständen seiende Zustände. Die unveränderte Fortdauer kann zwar allen Zuständen, sowol den substantiellen oder Lustzuständen, als auch den accidentellen oder Unlustzuständen zukommen, aber nur die erstern besitzen dieselbe aus sich und kraft ihrer sich selbst überlassenen Natur, dagegen die letztern dieselbe nicht anders besitzen können als dadurch, daß sie dieselbe von denjenigen Zuständen entlehnen, welche dieselbe an und durch sich selbst besitzen.

Die Erfahrung bewahrheitet diese Grundgesetze besonders an zwei Grundphänomenen unsers Seelenlebens, nämlich an der äußerlichen Sinnanschauung und dem Gedächtnisse. Die äußere Sinnanschauung dauert solange, als die Einwirkung des Reizmittels auf das Sinnorgan dauert. Mit dem Verschwinden des Reizmittels verschwindet auch die Anschauung. Die Anschauung entlehnt also ihre Dauer ganz und gar von einem fremden Zustande, nämlich von dem Zusammentreffen eines fremden Selbst mit meinem eigenen Selbst. Die Eigenschaft, daß die Dauer eines Zustandes rein von außen abhänge, bezeichnet ein reines Unlustverhältniß, und da die äußere Anschauung als solche nicht eine Unlust ist, sondern ebenso oft eine Lust oder ein mittlerer Zustand, so bleibt nur übrig, daß sie alle diese Eigenschaften von einem ihr zu Grunde liegenden Unlustverhältnisse entlehne. Auf der andern Seite verschwindet mit dem Reizmittel die Anschauung nicht ganz und gar, sondern es bleibt ein Theil von ihr als Gedächtnißbild bestehen. Die Eigenschaft, daß ein Zustand in sich selbst unverändert fortbestehe, bezeichnet ein reines Lustverhältniß, und da das Gedächtniß vergangener Zustände nicht als solches schon mit Lust verknüpft ist, sondern ebenso oft mit Unlust oder

mittlern Gefühlen, so bleibt nur übrig, daß die Gedächtnißbilder ihre Beharrungskraft von einem ihnen zum Grunde liegenden Lustzustande entlehnen.

Sehen wir nun genauer zu, ob sich dies wirklich so verhalte. Bei der Entfernung des Reizmittels differenzirt sich die äußere Anschauung in zwei Bestandtheile, einen, welcher verschwindet, und einen, welcher bleibt. Der verschwindende Bestandtheil enthält diejenigen Elemente des äußerlich sinnlichen Vorstellungsinhalts, welche das eigene Selbst oder der innere Sinn sich schlechterdings nicht dergestalt anzueignen vermag, daß er sie nicht, so oft sie ihm auch wiederkehren mögen, immer als ein ihm Fremdes empfinden müßte. Der bleibende Bestandtheil enthält diejenigen Elemente, welche der innere Sinn dergestalt sich angeeignet und mit seinem Wesen und Zustande verflochten hat, daß er vergeblich sie wieder zu verlieren trachten würde. Da nun das eigene Selbst oder der innere Sinn als solcher ein Zustand reiner Lust ist, so ist hiermit das Lustverhältniß, welchem die Gedächtnißbilder ihr unverändertes Bestehen verdanken, aufgewiesen, und es bleibt nur übrig, ebenso in Beziehung auf den verschwindenden Bestandtheil in das Unlustverhältniß, das ihm zum Grunde liegt, einzudringen. Hier muß man sich erinnern, daß jede äußere Sensation durch das Eindringen von äußerlichen Bewegungen in die Bewegungsräume der zu meiner Person gehörigen Triebe erfolgt. Das Eindringen ist zwar nur dann mit einem Unlustgefühle verbunden, wenn durch dasselbe meine Bewegungstriebe in den eigenthümlichen Strebungen, aus denen sie bestehen, auf eine bedeutende Weise gehemmt und gestört sind, d. h. wenn der Widerstand, welcher in meinen Bewegungstrieben durch ihre Hemmnisse und Störungen hervorgerufen wird, kaum oder gar nicht hinreicht, den Trieb von seinem Hindernisse zu befreien. Denn wo diese Befreiung mit der größten Leichtigkeit und gleichsam spielend erfolgt, da genießt in ihr der Trieb nur das Wohlsein seiner eigenen ungehemmten Thätigkeit, und zwar einer so gesteigerten Thätigkeit, wie sie ohne das Reizmittel nicht sich gesteigert haben würde. Daher aber stehen nun Lust- und Unlustgefühle der äußern Sinnlichkeit auf einem ganz entgegengesetzten Boden der Erzeugung. Die letztern gehören dem Angriffe, die erstern dem Widerstande an, die letztern sind Hemmungen, die erstern sind Steigerungen

unseres Trieblebens. Da nun aber die Stärke eines jeden Widerstandes mit der Stärke des Angriffs, auf den er erfolgt, in einer bestimmten immer wiederkehrenden Proportion steht, so verhält sich hier der Angriff jedesmal als Ursache und der Widerstand als eine genau an die Existenz der Ursache gekettete, mit ihr kommende und schwindende Wirkung. Mit andern Worten, das Substantielle oder Ursachliche in diesem Verhältnisse ist der Unlustzustand des Angriffs, auch in den Fällen, wo derselbe in einer größern Lustempfindung sich völlig absorbirt hat, und das Accidentelle oder Unselbständige und Unwesentliche in diesem Verhältnisse ist der Lustzustand des Widerstandes, auch in den Fällen, wo derselbe dem Bewußtsein ganz allein vernehmbar ist. Diese Unlustbasis, welche aller äußerlichen Sinnlichkeit untergebaut ist, drückt sich am genauesten in der bereits oben gefundenen Formel für die Sensation aus, die sich auf den bloßen Angriff des Sinnorgans beschränkt ohne auf seinen Widerstand Rücksicht zu nehmen, nämlich $A = \alpha + \beta$, oder $B = \beta + \alpha$. Denn wenn der obigen Annahme gemäß α oder β einen Bewegungsraum und a oder b den Bewegungstrieb dieses Raumes bezeichnet, so ist die Sensation das Wiederklingen eines in seinem Bewegungsraume geschmälerten Triebes oder eines von einem fremden Triebraum durchdrungenen Bewegungsraums ($\alpha + \beta$, $\beta + \alpha$), im Sensorium des A oder B, d. h. des innern Sinnes.

Aus dieser Bewahrheitung der Grundgesetze des Trieblebens an dem großartigsten Beispiele unserer Erfahrung geht ein höchst einfacher und durchgreifender Anblick der tiefsten Fundamente dieses Lebens hervor. Die Wurzel desselben ist der innere Sinn oder die primitive Lust. In diese dringen von innen her die continuirlich wachsenden Selbstverluste unter Gestalt von continuirlich wachsenden directen Unlustgefühlen, von außen her die Sensationen unter Gestalt von entweder offenbaren oder verdeckten und überholten Unlustempfindungen ein. Das Mittel, wodurch beide Arten von Unlusttrieben, sowol der in den Selbstverlusten, als der in den Sensationen enthaltene sich bethätigen, d. h. auf die Aufhebung der ihnen zum Grunde liegenden Unlustgefühle hinwirken, sind die in den Bewegungsräumen unserer Person waltenden Triebe oder Strebungen. Die Strebungen erhöhen sich zum Widerstand gegen den Angriff der Sensation,

aber zum Behuf einer Beschwichtigung der Selbstverluste machen sie sich gegen die Außenwelt selbst zum angreifenden Theile, um durch Luft, Trank und Speise ihre eigenen hinschwindenden Kräfte aufzufrischen. Beide Processe, der des Widerstandes gegen, sowie der des Angriffs auf die Außenwelt, erfolgen nach Maßgabe der Stärke des vorhergehenden Unlustgefühls und sind folglich unmittelbare Wirkungen der Unlusttriebe als solcher, von denen der Kürze wegen der eine der Widerstandstrieb, der andre der Angriffstrieb heißen mag. Der Widerstandstrieb ist der Trieb der Unlust, welche aus der Hemmung eines Triebes durch einen fremden Trieb entspringt. Der Angriffstrieb ist der Trieb der Unlust, welche aus den innern continuirlichen Selbstverlusten entspringt. Der Angriffstrieb ist der, welchen wir oben den expansiven, der Widerstandstrieb der, welchen wir oben den repulsiven genannt haben. Beide Grundtriebe unsers Organismus sind folglich gar nichts Andres als die beiden unserm Selbst und seiner primitiven Lust widerfahrenden Grundschmerzen, der innere Schmerz und der äußere Schmerz, in ihrer naturgemäßen Wirksamkeit gedacht, nämlich in dem mehr oder weniger gelingenden Streben, sich selbst aufzuheben. Weil aber diese Grundschmerzen nicht als Zustände an sich selbst, sondern nur, wie bewiesen worden, als Zustande an der Grundlust meines innern Sinnes existiren, so wirken sie stets in genauer Vereinigung mit diesem Lustzustande, sodaß nämlich ihr Streben nach Aufhebung aller Arten von Selbstverlusten mit dem Streben der primitiven Lust nach Fortsetzung ihres eigenen Zustandes zu Einem Producte verschmilzt. Dieses Product haben wir bereits kennen gelernt als eine Strebungsgröße, deren Natur es mit sich bringt, sich selbst, zwar nicht an wirklichem Selbstbestande oder ausübendem Vermögen, wol aber an Begehren, Wollen oder Prätension Dessen, was sie ausführen möchte, stets gleichzubleiben, und in dieser gleichbleibenden Größe die Summe der Kraft oder des Selbstbestandes anzugeben, welche dem Selbst bei einer völligen Restitution seiner sämmtlichen Verluste und Abschwächungen zukommen würde. In dieser constanten Strebungsgröße wird dem Selbst die Größe, die es an substantiellem Streben oder Luststreben einbüßt, an accidentellem Streben oder Unluststreben hinzugesetzt. Diese constante Größe unsers Triebganzen ist es, welche, wie wir gesehen haben,

in der Erfahrung des äußern Sinnes als ein Ganzes von Triebräumen erscheint, welche sowol untereinander als mit andern ihres Gleichen in Wechselwirkung stehen.

Was nun aber die beiden primitiven Schmerzen selbst betrifft, durch deren Hinzutritt zur primitiven und substantiellen Lust dieser ganze Proceß seinen Ursprung hat, so sind die beiden von verschiedener Deutlichkeit und Durchschaulichkeit. Daß dann, wenn ein Trieb, in welchem mein Selbst die Fortsetzung seiner eigenen Lust hat, durch einen fremden Trieb gehemmt wird, daraus für die Dauer der Hemmung ein Selbstverlust als ein Mislingen des Strebens nach Fortsetzung seiner selbst hervorgeht, begreift sich aus dem Bisherigen zur Hälfte, nämlich so weit, als dies Mislingen mit einem bloßen Lustmangel und daran haftenden indirecten Schmerze verbunden ist. Die directen Schmerzen der Triebhemmungen, wie sie beim Hauen, Stechen, Brennen, Schneiden und allen Arten von Verwundungen gefühlt werden, lassen sich nicht durch einen bloßen Lustmangel erklären, und müssen folglich auf dem Unterschiede beruhen, welcher ist zwischen einem bloßen Lustmangel oder dem bloßen Mislingen eines Lusttriebes und einer gänzlichen Expulsion des Triebes aus seinem Bewegungsraume, welche bei allen Arten von Verwundungen und heftigen Schmerzen noch außer dem Mislingen des Triebes zu befürchten ist. Daß ein mir fremder Trieb einen zu mir gehörigen Triebraum dergestalt beherrscht und einnimmt, daß mein eigener Trieb nicht mehr darin weilen kann, dies Verhältniß bewirkt directen Schmerz. Etwas Aehnliches muß der Fall sein bei den directen Schmerzen der continuirlichen innern Selbstverluste, Hunger, Ermüdung u. s. w. Denn auch sie enthalten weit mehr, als das bloße Mislingen eines Lusttriebes oder das bloße Aufhören eines Lustzustandes in sich schließt. Ihr Gefühl der Schwäche und Ohnmacht ist kein bloßes indirectes Unlustgefühl, hangend an der lebhaften Erinnerung eines vergangenen Lustzustandes. Wird ihr Schmerz gesteigert, so entsteht daraus ebensowol eine Unfähigkeit des Trieblebens, seinen Strebungsräumen noch die gehörigen Bewegungen mitzutheilen, als dies bei den directen Schmerzgefühlen der Sensation in ihrer hohen Steigerung der Fall ist.

Folglich läßt sich ein directer Schmerz noch nicht erzeugen durch eine bloße Verminderung der Selbstlust, oder ein bloßes

Mislingenmachen des Strebens dieser Lust, wobei das Streben der Lust als ein solches ungefährdet bleibt und nur die Lust in ihrer Activität oder das Gelingen dieses Strebens eine Verminderung erfährt. Sondern ein directer Schmerz entsteht erst dann, wenn dieses Streben in seiner eigenen Existenz, nämlich in den Bewegungsräumen seiner eigenen Triebe angegriffen wird, welche nicht die an den Selbstverlusten leidende Kraft des Selbstes, sondern welche im Gegentheil sein über seine geschwächte Kraft hinausgehender Wille sind, die Kraft und mit ihr die Selbstlust wieder zu ihrer ganzen ungeschwächten Höhe hinaufzutreiben. Nicht ein Angriff auf die Kraft des Selbstes, sondern ein Angriff auf den Willen des Selbstes ist es, welcher allein directe Schmerzen zu erzeugen vermag.

Und hier zeigt sich nun die Durchsichtigkeit der Sache im einen und im andern Falle von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit. Die Möglichkeit der äußerlichen Angriffe auf den Willen meiner Person, d. h. auf ihre Strebungsräume, begreift sich daraus, daß andere Strebungsräume außer den ihrigen vorhanden sind, welche mit den ihrigen in einen Zerstörungskampf gerathen können. Daß aber im eigenen Inneren unser selbst eine Macht vorhanden ist, welche durch einen continuirlich anwachsenden directen und zuletzt angstvollen Schmerz mit einer ganz ähnlichen zerstörenden Macht gegen die Existenz des eigenen Willens unserer Person in seinen Strebungsräumen gerichtet ist, dies hat allerdings etwas beiweitem Befremdlicheres. Denn es liegt hierbei eine unauflöslich scheinende Schwierigkeit in dem Cirkel, worin sich die Erklärung zu drehen anfängt. Aller directe Schmerz entsteht nämlich durch einen Angriff auf den Willen oder Strebungsraum, und setzt daher die Existenz dieses Strebungsraums voraus. Der Strebungsraum aber als ein Product von Trieben der directen Unlust, sowol der von innen, als der von außen erregten, setzt die Existenz einer directen Unlust voraus. D. h. mit einem Worte ausgedrückt, der Wille setzt zum Behufe seiner eigenen Existenz voraus, daß ein Angriff gegen seinen eigenen Zustand erfolge, ehe er noch da ist. Vernünftigerweise kann dies Verhältniß der Begriffe nur bedeuten, daß der Existenz des Willens oder Bewegungsraums ein directer Schmerz von einer ähnlichen Art zum Grunde liegen müsse, als wie er sich bei exi-

stirendem Willen oder Bewegungsraum durch äußere oder innere Angriffe auf denselben zu wiederholen pflegt.

Es bleibt also nichts Andres übrig, als einen directen primitiven Grundschmerz gegenüber der directen primitiven Grundlust im innern Sinn oder im Selbst anzunehmen. Ohne die Annahme eines solchen fortdauernden Grundschmerzes sind keine aus einem Zusammenwirken von directer Lust und directer Unlust entstehende Strebungs- oder Willensräume denkbar. Dagegen entsteht, sobald er angenommen wird, nicht allein sogleich aus ihm als Product das über den gegenwärtigen Bestand des Selbst hinausgehende Streben oder der Wille, nach der bereits oben vollständig gegebenen Beweisführung, sondern es tritt aus ihm zugleich die Nothwendigkeit und Unumgänglichkeit continuirlich wachsender Selbstverluste deutlich vors Auge. Nämlich der primitive Schmerz kann nur dadurch einen Bestand haben, daß der sein Wesen ausmachende Trieb nach Selbstaufhebung mislingt. Denn sobald dieser Trieb vollkommen gelänge, wäre sogleich der Schmerz und mit ihm der Trieb nicht mehr vorhanden. So weit also der Trieb als ein dauernder Zustand vorhanden ist, so weit ist er als ein bloßes Accidens am Lustzustande vorhanden, eben weil er, soweit er substantiell nach dem Gesetze seiner eigenen Natur in sich selbst vorhanden wäre, nicht die allerkleinste Zeitdauer mit seiner Existenz ausfüllen könnte. Da solchergestalt der Grundschmerz gar nicht als ein Zustand für sich, sondern nur als eine Eigenschaft am Lustzustande oder am innern Sinn gedacht werden kann, so trifft sein Streben nach Selbstaufhebung eben den Zustand, an den er geknüpft ist und an dem er einzig und allein seine Existenz hat. Hieraus entsteht ein Streben nach Aufhebung des Selbst oder der primitiven Lust, ein Streben, welches, so weit es gelingt, Aufhebung des ursprünglichen Selbstbestandes oder Selbstverlust, Verlust an ursprünglicher Kraft der Ausführung des Strebens nach Fortdauer der primitiven Lust, in sich schließt. Hierdurch entsteht zuerst im Selbst ein Streben im Gegensatz zu seiner Erfüllung, ein Wille im Gegensatz zur Kraft seiner Ausführung, mit anderm Wort, ein Bewegungsraum. Dieser Bewegungsraum oder dieses von der geschwächten Kraft des Selbst nur unvollständig erfüllte ungeschwächte Streben

des Selbst ist, sofern es ausgefüllt ist von der ausführenden Kraft des Selbst, identisch mit dem Selbst, sofern es aber nicht davon ausgefüllt ist, identisch mit seinem Gegentheil, dem Selbstverlust, und folglich in beider Beziehung den Angriffen des Triebes nach Selbstaufhebung ausgesetzt. Diese Angriffe erscheinen in Beziehung auf den mit dem Selbst identischen Theil (den von Kraft erfüllten Bewegungsraum oder das a und b nach früherer Bezeichnung) als Selbstverluste, in Beziehung auf den mit dem Selbstverlust identischen Theil aber (den von Kraft verlassenen Bewegungsraum oder das $\alpha - a$ und $\beta - b$ nach früherer Bezeichnung) als Sensationen mit dem Grundverhältnisse der directen Unlust. Sofern nun diese beiderseitigen Angriffe auf den Willensraum gelingen, und dabei in continuirlicher Folge fortdauern, muß dabei durch eine continuirliche Summirung der augenblicklichen Erfolge ein continuirliches Anwachsen sowol der Selbstverluste, als der mit ihnen verbundenen Sensationen erfolgen, und zwar in solcher Ordnung, daß beim Anfange dieses gemeinschaftlichen Anwachsens der Selbstverlust stärker zunimmt als die Unlust, gegen das Ende aber das Zunehmen der Unlust die Zunahme des Selbstverlustes übertrifft. Denn je geringer der vorhandene Selbstverlust ist, desto größer ist im Willensraum der Antheil des krafterfüllten Strebens, desto geringer ist in ihm der Antheil des kraftlosen Strebens, und umgekehrt, je größer der schon vorhandene Selbstverlust ist, desto größer ist im Willensraum der Antheil des kraftlosen Strebens, und desto kleiner der des krafterfüllten. Nun aber liegt im krafterfüllten Streben die Fähigkeit des Selbstverlustes, im kraftlosen Streben die Fähigkeit der Sensation. Ein gleichmäßiger Angriff auf die sämmtlichen Theile eines Products wird aber dieselben treffen nach dem Maß, als sie vorhanden sind. Folglich wird bei überwiegender Selbstkraft der Selbstverlust, bei überwiegender Selbstschwäche der Schmerz der Sensation im gelingenden Angriffe vorherrschen. Die Erfahrung bestätigt dieses vollkommen dadurch, daß eine jede directe Unlust, welche als eine Folge von Selbstverlusten auftritt, die Eigenschaft hat, anfangs in sehr geringen und fast kaum merklichen Graden, gegen das Ende hin aber mit

einer überraschenden Schnelligkeit zu wachsen und sich bis zum Unerträglichen zu steigern.

§. 36.

Von den Anticipationen der Zukunft.

Vom Verhältniß der Triebe zur Zeitanschauung. Von der dreifachen Anticipation. Vom scheinbaren und wirklichen Triebe nach Luststeigerung. Von den aus Phantasiebildern fließenden Gefühlen. Warum vergangene Lustgefühle nach Wiederholung streben. Von der Zweckthätigkeit als Combination eines conservativen und repulsiven Triebes.

Es ist endlich noch von der Beziehung der Triebe auf die Zeitanschauung zu reden.

Die Zeitanschauung ist das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen Gefühl und Trieb, welches in jedem Falle zutrifft. Denn ein jeder Trieb anticipirt auf irgend eine Art die Zukunft, das Gefühl ist aber der Trieb, sowie er dem inneren Sinn abgesehen von dieser Anticipation erscheint. Der Trieb projicirt sich in der Gegenwart eine Zukunft, das Gefühl aber ist der Zustand der Gegenwart, insofern von ihm diese Projection ausgeht, oder insofern in ihm die Thätigkeit dieser Projection vorhanden ist.

Die Anticipation oder Begehrung ist eine dreifache. Das reine Lustgefühl begehrt die Fortsetzung seines Zustandes. Das reine Unlustgefühl begehrt das Aufhören seines Zustandes. Das aus beiden gemischte Gefühl begehrt neben dem Aufhören seiner Unlust eine Vergrößerung des Lustzustandes, von dem es die Anticipation bei sich trägt. Da die reine Lustempfindung für die Zukunft nichts Andres begehrt als sich selbst, so kann man statt dessen ebenso wol sagen, daß ihr Streben sei, es möge außer der vorhandenen Gegenwart nie etwas Andres vorhanden sein, oder es möge immer nur Gegenwart sein und nie eine Zukunft erscheinen. Es würde also das Lustgefühl, wo es ganz allein waltete mit gelingendem Streben, es nie zu einer Anschauung der Zeit kommen lassen. Man kann daher den Lusttrieb auch beschreiben als den Trieb danach, daß gar kein Trieb vorhanden sei, den Trieb nach absoluter Ruhe oder zukunftloser Gegenwart. Umgekehrt strebt der Unlusttrieb nach einer Zukunft, welche der Gegenwart nicht ähnlich sehe oder von der Gegenwart so wenig als möglich an sich habe, welche also so sehr

als möglich Zukunft und nicht Gegenwart sei. Man darf aus diesem Grunde den Unlusttrieb wol den zeiterzeugenden Trieb nennen. Denn er strebt eben so sehr nach der Erzeugung dieser Anschauung hin, als der Lusttrieb von ihr hinwegzukommen begehrt. Daher ist der Trieb der Unlust der Trieb vorzugsweise, der Trieb nach Trieb, der Trieb nach Unruhe und Bewegung zu nennen.

Man darf daher für die Ausdrücke Gefühl und Trieb auch schlechtweg die Ausdrücke Gegenwart und Zukunft substituiren, mit dem Bemerken, daß in der Gegenwartsanschauung der Lust diese Anschauung rein bei sich selbst bleibt, dieselbe hingegen in der Anschauung der Unlust von sich hinwegstrebt, und daß in der Zukunftsanschauung des Abscheus diese Anschauung rein in sich selbst hinausgeht, während sie dagegen in der Anschauung des Begehrens oder Sehnens in ein von der Gegenwart projicirtes Gefühl zurückstrebt.

Wenn nun im zusammengesetzten Begehrungsproceß nichts Andres begehrt wird als eine Fortsetzung des gegenwärtigen Zustandes mit aufgehobenem Schmerz, so hat die Erklärung der Anticipation keine Schwierigkeit. Denn es wird hier nichts begehrt, als was schon in der Gegenwart vorhanden ist.

Wenn mir z. B. das Anhören einer Musik durch unterlaufende falsche Töne verdorben wird, und ich wünsche mir daher, einen bessern Vortrag derselben in der Zukunft hören zu können, so ist das Object meines Wunsches nur die Wiederholung eines gegenwärtigen Lustzustandes in der Zukunft, aber mit Hinweglassung der Unlustempfindungen, wovon derselbe in der Gegenwart begleitet ist. Wenn aber neben einer Wiederholung oder Fortsetzung des gegenwärtigen Lustzustandes nicht allein eine Reinigung, sondern auch eine Steigerung desselben für die Zukunft begehrt wird, so scheint schon ein ganz neues Element in den Proceß einzutreten. Wir wollen hier schrittweise zu Werke gehen, um zu sehen, ob dem wirklich so ist.

Wenn der Weintrinker bei einem lustigen Zechgelage sich zu immer größerer Lust bis zur tollen Ausgelassenheit hinaufsteigert, wenn dem Tabackschnupfer bei zunehmender Gewohnheit der Taback immer besser schmeckt und er nach immer häufigern, immer größern Prisen verlangt, wenn Der, welchem die Schweizeralpen

zur Gewohnheit geworden sind, nun erst noch den Chimborasso und den Himalaja sehen möchte, oder wenn der Liebhaber von seiner Geliebten von Tage zu Tage größere Gunstbezeigungen ersehnt, und in allen ähnlichen Fällen würde man Unrecht thun anzunehmen, daß der Trieb nach einer größern Lust für die Zukunft ginge, als ihm bereits wirklich gegenwärtig ist. Denn weil nach den Graden der Sättigung unserer Grundtriebe die Lustmittel weniger scharf ansprechen, und weil folglich zur Erweckung desselben Lustgrades in späterer Zeit eine schärfere und stärkere Anwendung des Lustmittels gehört als in früherer Zeit, so wird es dadurch möglich, daß alle die erwähnten Steigerungen unserer Genüsse vor sich gehen, ohne daß einer einzigen unter ihnen etwas Andres zum Grunde liegt als der Trieb, daß die gegenwärtige Lustempfindung in ihrer vollen Höhe in Zukunft fortdauern oder sich in Zukunft wiederholen möge. Diese Regel würde nur dann eine Ausnahme erfahren, wenn sich in das Begehren zukünftiger Lust ein Unbehagen an der Gegenwart einmischte, wenn z. B. der Zecher sich selbst noch zu nüchtern und trocken vorkäme, wenn der Liebhaber sich selbst zu wenig begünstigt erschiene, u. dgl. Denn ohne alle Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande wird niemals eine Aenderung desselben für die Zukunft begehrt. Die Steigerung ist aber eine Aenderung in Beziehung auf Das, was ihm hinzugesetzt wird. So groß nun das Begehren um Das ist, was dem gegenwärtigen Zustande in Zukunft hinzugesetzt werden soll, so groß muß die Unlustempfindung darum sein, daß dasselbe im gegenwärtigen Zustande noch nicht mit enthalten ist. Hieraus folgt, daß ein Lustzustand, welcher keinerlei Art von Unlust an sich selbst empfindet, auch nach keiner Steigerung seiner selbst begehrt, und daß folglich überall da, wo ohne alle Unlust dieser Art Steigerungen der Lustgefühle eintreten, dieselben dies thun, ohne daß etwas Andres begehrt war als eine bloße Fortsetzung oder Wiederholung des Lustzustandes.

Das aus dem Gesagten hervorgehende Gesetz lautet allgemein ausgedrückt: Das Streben nach einer zukünftigen in der Gegenwart nicht vorhandenen Lust ist in der Gegenwart mit einer Unlustempfindung verknüpft, deren Grade den Graden dieses Strebens proportional sind. Beobachten wir nun weiter, so finden wir, daß diese Unlust jedesmal eine indirecte Empfindung ist, welche her-

vorgerufen wird durch das Nichtvorhandensein des Zustandes, welchen wir wünschen, und welcher folglich in einem Phantasiebilde in uns vorhanden sein muß. Der Grad, in welchem dies Phantasiebild von uns begehrt wird, ist der Grad der indirecten Unlust, welche von ihm in die Empfindung der Gegenwart ausgeht, und welche aus dem Bewußtsein entspringt, daß dies Bild nur Bild oder Zukunft und nicht Wirklichkeit oder Gegenwart ist. Umgekehrt wird ein Bild in dem Grade, als aus jenem Bewußtsein Lust entspringt, einen Abscheu vor seiner Verwandlung in einen wirklichen Zustand erwecken. Da wir nun hier die Bilder der Zukunft in eben demselben umgekehrten Verhältniß zu den ihnen entsprechenden wirklichen Zuständen stehen sehen, worin wir oben die Bilder der Vergangenheit oder die Erinnerungsbilder stehen sahen, so erweitert sich hierdurch zunächst das bereits oben aufgefundene Gesetz der indirecten Gefühle dahin, daß es jetzt in seiner größern Allgemeinheit lautet: Die Bilder vergangener und zukünftiger Zustände erregen Gefühle, welche Denen, die diese Zustände in wirklicher Gegenwart hervorbringen würden, entgegengesetzt sind.

Auf der andern Seite ist es ebenso wahr, daß die Phantasiebilder von Lebenszuständen ganz in derselben, nur abgeschwächten Weise die Gefühle hervorrufen, welche die ihnen entsprechenden Zustände in Wirklichkeit mit sich führen würden. Der Anblick eines Schauspiels, das Lesen eines Romans sind darauf berechnet, daß sich durch lebhafte Darstellung von der Phantasie aus dieselben Gefühle erzeugen, welche durch die dargestellten Zustände selbst das Leben hervorzurufen pflegt. Und mitten ins Gefühl der Lust, einer Lebensgefahr entflohen zu sein, mischt sich, sobald die Vorstellung der vergangenen Gefahr an Intensität wächst durch Ueberdenken, Erzählung u. dgl., oft noch ein Unlustgefühl von solcher Höhe, daß einem daraus entspringenden unwillkürlichen Schauder nicht widerstanden wird. Sogar läßt in den Fällen, wo das zurückgebliebene Erinnerungsbild ungewöhnlich stark ist, die von ihm ausgehende Empfindung des Entsetzens das indirecte Lustgefühl der Rettung gar nicht aufkommen. In ähnlicher Art steigt bei einer zukünftigen Gefahr das indirecte Gefühl der Lust über ihr Nochnichtvorhandensein nur dann zu einer merkbaren Höhe, wenn sich unserer Einbildung die Gefahr aus einer auf der Stelle zu erwarten-

den in eine erſt einer fernen Zukunft angehörige umwandelt. In den übrigen Fällen überwiegt die vom Bilde der Gefahr direct ausgehende Empfindung von Furcht und Angſt jedes andre Gefühl. Es wäre überflüſſig, die Induction hier noch weiter vervollſtändigen zu wollen zur Befeſtigung der Einſicht, daß aus jedem Phantaſiebilde eines Lebenszuſtandes zwei entgegengeſetzte Gefühle zu entſpringen fähig ſind, ein directes und ein indirectes Gefühl, und zwar nach Umſtänden entweder einzeln, oder auch zugleich.

Was einer ſorgfältigen Erläuterung bedarf, iſt hierbei vielmehr dieſes, unter welchen Umſtänden und nach welchem Geſetz die Erzeugung des directen Gefühls über die des indirecten die Oberhand gewinnt und umgekehrt. Beim Anblick eines Schauſpiels, beim Leſen eines Romans herrſchen die directen Gefühle ſo vor, daß von indirecten Empfindungen dabei gar nicht die Rede iſt. Wir empfinden die Zuſtände der Perſonen als gegenwärtige und als unſere eigenen. Erſt dann, wenn wir unſern eigenen Zuſtand gegen einen dargeſtellten in einem auffallenden Gegenſatze empfinden, quillt aus der Anſchauung der Gegenwart im Gegenſatz zu dem im Phantaſiebilde vorhandenen directen Gefühl eine entgegengeſetzte indirecte Empfindung, wenn z. B. der Wunſch in uns entſteht, daß wir in der Gegenwart auch dergleichen erleben möchten wie der Roman beſchreibt, oder wenn wir uns gratuliren, daß die Wirklichkeit nicht oft ſo ſchrecklich zu ſein pflegt, wie das die Zuſtände vielleicht übertreibende Trauerſpiel ſie darſtellt. Sobald ſich auf dieſe Art dem directen Gefühl ein indirectes zugeſellt, entſteht damit in mir ein gewiſſes Verlangen, entweder ein Wunſch oder ein Abſcheu in Beziehung auf den Zuſtand meiner eigenen Gegenwart, während, ſo lange die indirecten Gefühle ſchweigen, mein Abſcheu, Wünſchen und Verlangen nur auf Das geht, was den Perſonen des Schauſpiels oder Romans zuſtoßen und begegnen kann. Es folgt hieraus, daß die directen Gefühle nebſt den in ihnen enthaltenen Trieben ganz dem Phantaſiebilde, hingegen die indirecten Gefühle nebſt den in ihnen enthaltenen Trieben ganz der Anſchauung der Gegenwart und ihrem wirklichen Zuſtande angehören.

Es ſtellen ſich nun die indirecten Gefühle um ſo eher und um ſo ſtärker ein, je größer der Gegenſatz zwiſchen dem Inhalte der Phan-

taſiebilder und dem der Wirklichkeit iſt. Während bei dem Leſen eines chineſiſchen Romans der Chineſe ſogleich dermaßen in lauter gewohnten Lebensbeziehungen ſich herumgeführt ſieht, daß er lauter directe Gefühle in Sympathie mit den Perſonen des Romans mitgetheilt bekommt, wird der Europäer, der dieſen Roman lieſt, von dem Fremdartigen der Sitten und der Empfindungsweiſe ſo berührt, daß er ſo lange, als er ſich noch nicht ganz und gar hineingewöhnt hat, faſt lauter indirecte Gefühle davonträgt, welche aus dem Gegenſatze der chineſiſchen Sitten mit den unſerigen entſpringen. Nach eben dem Geſetz wird ſich von der Zukunft her auf die Gegenwart hin nur ſo lange ein indirectes Gefühl reflectiren, als wir im Stande ſind, den Zuſtand der Gegenwart noch in ſeinem vollen Gegenſatze zum Bilde des zukünftigen Zuſtandes aufzufaſſen. Obgleich mit dem hinabgeſchlungenen erſten Biſſen einer Mahlzeit der Hunger noch lange nicht geſtillt iſt, fängt doch ſogleich mit ihm ſein ganzes Gefühl, ſofern daſſelbe ein uns quälendes war, zu ſchweigen an. Denn die Gegenwart der Begierde und die Zukunft ihrer Erfüllung fließen hier ſchon ſo ineinander, daß was an dem Luſtgefühl der wirklichen Erfüllung noch mangelt, ſogleich aus dem Phantaſiebilde derſelben, welche darin als eine ſchon vorhandene vorgeſtellt wird, ſeine völlige Ergänzung findet. Erſt wenn nach genoſſenem erſten Biſſen die ganze Mahlzeit fortgetragen würde, um nicht wiederzukehren, würde an ihrer Stelle das quälende Unbehagen in der Empfindung des noch vorhandenen Hungers zurückkehren. Ebenſo werden durch die Vorboten einer nahen Gefahr ſchon dieſelben Gefühle rege, womit die Gefahr ſelbſt ſchwanger geht. Denn obgleich die Gefahr in ihren Vorboten noch nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſo ſetzen doch dieſe als zu ihr gehörige Symptome ihr Phantaſiebild ſo ſtark in die Gegenwart hinein, daß die Fähigkeit, den Unterſchied von Gegenwart und Zukunft deutlich zu empfinden, verloren geht, und der mangelnde Gefühlsreiz der wirklichen Gefahr reichlich durch den ihres Bildes erſetzt wird. Erſt wenn die weichenden Vorboten das Zurückweichen der Gefahr verkündigen, macht das directe Gefühl der Angſt vor dem nicht vorhandenen Zuſtande dem indirecten Gefühl des Wohlbehagens an dem vorhandenen Zuſtande Platz.

Es folgt aus dem Bisherigen, daß ein jedes Phantaſiebild

ohne Ausnahme, sei dasselbe nun aus dem Gedächtniß oder aus einer Fiction entsprungen, in dem Grade als ein Trieb wirken muß, als es entweder directe oder indirecte Gefühle in uns zu wecken fähig ist. Denn im Fall, daß dasselbe nur directe Empfindungen weckt, welches dann geschieht, wenn kein Gegensatz zwischen der Gegenwart und dem Bilde empfunden wird, werden diese Empfindungen als ein Ingrediens des gesammten Gefühlszustandes der Gegenwart, und folglich insofern als Triebe wirken. Im Fall hingegen, daß von dem Phantasiebilde vorzugsweise indirecte Gefühle in der Gegenwart ausgehen, wird der Gefühlszustand der Gegenwart ebenfalls durch dasselbe, nur in entgegengesetzter Art, modificirt. Daher gehen nun von jedem Phantasiebilde zwei entgegengesetzte Triebe in die Gegenwart aus, ein directer und ein indirecter Trieb, nach Maßgabe der Stärke des von ihm ausgehenden directen und indirecten Gefühls. Wenn z. B. die Mitempfindung der Thaten und Zustände eines Romanhelden meinen gegenwärtigen Lebenszustand in eine erhöhte mir angenehme Gefühlsspannung versetzt, so wünscht dieser Zustand, wie jeder Zustand der Lust, seine eigene Fortsetzung, und ich sehe mich, sobald ich diesen Roman gelesen habe, nach einem neuen um, der mich in eine ähnliche erhöhte Spannung meines Gefühlslebens versetzen könne. Herrscht hingegen in meinem Gefühl der Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und dem Phantasiebilde vor, so wird ein Mismuth über meine Lebenszustände in Vergleichung zu denen des Romanhelden die Folge sein, ein Mismuth, in welchem der Trieb einer Flucht vor sich selbst enthalten ist, welcher sich auf eine zwiefache Art ins Werk setzen kann, entweder dadurch, daß ich aus meinem bisherigen Lebenszustande in einen andern zu kommen suche, oder dadurch, daß ich durch ein gänzliches Aufhören mit der Romanlectüre diesem Mismuth seine fernere Nahrung versage, und ihn so nach und nach vergesse. Im letztern Fall ist es ein einfacher Unlusttrieb, sowie durch das bloße Einwirken des directen Gefühls auf die Gegenwart nur ein einfacher Lusttrieb entsprang. Was uns daher hier einzig weiter interessiren kann, ist der mittlere Fall, nämlich das Entspringen des zusammengesetzten Triebes.

Hierbei ist Folgendes zu bedenken. Ein zusammengesetzter Trieb entspringt aus einem Phantasiebilde in dem Fall, wo aus ihm

ein directes Luſtgefühl entſpringt, welches eine ihm entſprechende indirecte Unluſt im Gefühl des gegenwärtigen Zuſtandes weckt. Und zwar iſt hierbei das eigentlich Treibende im Triebe das Gefühl der indirecten Unluſt. Denn wäre das luſterzeugende Phantaſiebild ohne alle Unluſt am gegenwärtigen Zuſtande vorhanden, ſo würde die Phantaſie blos mit der Affection der Luſt eine eingebildete Gegenwart an die Stelle der wirklichen ſetzen, ohne daß etwas Weiteres erfolgte. Wäre z. B. das Phantaſiebild der Beſitz eines Landgutes, ſo würde ich mich in einem ſolchen Beſitze reich und glücklich träumen, ohne jedoch aus dem gegenwärtigen Zuſtande des Nichtbeſitzes herausgehen zu wollen. Nur allein das Misbehagen am Nichtbeſitz iſt es, welches mich nirgendwo anders Ruhe finden läßt, als im Behagen des Beſitzes. Es beſteht daher die ganze Triebkraft zur Umgeſtaltung des gegenwärtigen Zuſtandes durch die in einem Phantaſiebilde enthaltene directe Luſt, in der von ihr ausgehenden indirecten Unluſt, welche ſich auf alle Gegenſtände ohne Ausnahme erſtreckt, die nicht mit dem Phantaſiebilde der Luſt übereinſtimmen. Nur auf dieſe Art können auch beabſichtigte Steigerungen vorhandener Luſtempfindungen ausgeführt werden vermöge der ihnen vorangehenden Phantaſiebilder geſteigerter Luſt und des von dieſen auf den gegenwärtigen Zuſtand ausgehenden Misbehagens.

Weil nun ein jeder vergangene Zuſtand der Luſt ein Erinnerungsbild zurückläßt, welches die ſpätere Gegenwart mit indirecten Unluſtgefühlen belaſtet, ſo wirken ſämmtliche vergangene Luſtgefühle den Graden ihrer Stärke gemäß als beſtändige Triebe oder Begierden zu ihrer Wiederholung, und dieſe Triebe verſtärken ſich nothwendig immer mehr, je größer die zunehmende Stärke iſt, welche die Gefühle, von denen ſie ausgehen, durch ihre immer erneuerte Wiederholung gewinnen. Auf dieſe Art entſtehen die künſtlichen Bedürfniſſe des Tabackrauchens, Weintrinkens, des Spiels und aller über den nothwendigen Bedarf hinaus reichenden Bequemlichkeiten des Lebens.

Das Geſetz, daß eine jede vergangene Luſt als eine ſolche ihre Wiederholung begehrt, hat eine große Aehnlichkeit mit dem, daß eine jede gegenwärtige Luſt als eine ſolche ihre eigene Fortſetzung begehrt. Denn was das letztere Geſetz als einen continuirlichen Zuſtand fodert, das ſucht das erſtere mit Unterbrechungen zu er-

reichen, nämlich Wiederholung deſſelben Zuſtandes. Und doch wirkt in jedem dieſer Fälle ein verſchiedener Trieb, aber ſo, daß der eine für den andern gleichſam vicarirend in die Stelle tritt. Denn das Hinſtreben zu einem gegebenen Luſtzuſtande, und das Hinwegſtreben von Allem, was nicht er ſelbſt iſt, führt nothwendig zu demſelben Reſultat.

Man nennt ein mit directer Luſt verknüpftes Phantaſiebild in Beziehung auf den zuſammengeſetzten Trieb, den es in Bewegung ſetzt, einen Zweck. Die vom Zweckbilde ausgehende directe Luſt erregt eine indirecte Unluſt in Beziehung auf alles Das im Zuſtande der Gegenwart, was dem Zweckbilde widerſpricht, aber in Beziehung auf Das, was mit ihm übereinſtimmt oder Aehnlichkeit hat, ein Luſtgefühl. Denn da dieſer ähnliche Beſtandtheil mit dem ihm entſprechenden Theile des Bildes verſchmilzt, ſo wird die vom Bilde ausgehende directe Luſt zugleich von dieſem ähnlichen Beſtandtheil ausgehend empfunden und wirkt in Beziehung auf den Theil des wirklichen Zuſtandes, von welchem ſie ausgeht, als ein conſervativer Trieb, welcher die Fortdauer des Zuſtandes begehrt, von welchem die Luſt ausgeht. Bei manchen Arten des zweckmäßigen Thuns reichen der conſervative und der repulſive Trieb ſchon ganz einfach hin, um den Zweck zu erreichen, wie wenn ich z. B. um Jemandem ein Gemälde, ein koſtbares Gefäß u. dgl. in ſeinem vollen Glanze zu zeigen, daſſelbe zuvor vom Staube reinige, wobei der realiſirte Zweck ein ſchon vollſtändig vorhandener Zuſtand iſt, welcher durch das Wirken des repulſiven Triebes nur aus ſeiner Verborgenheit ans Licht tritt. Bietet hingegen die Wirklichkeit nur weniges dem Zweckbilde Aehnliche und Gemäße, bietet ſie z. B. dem Vogel zum Bau ſeines Neſtes nur erſt den Ort, oder dem Kinde zum Binden ſeines Veilchenſtraußes nur erſt das Stöckchen ſammt dem Fädchen, ſo erſtreckt ſich die Wirkung des repulſiven Triebes nur erſt darauf, von denjenigen Zuſtänden der Wirklichkeit hinwegzutreiben, in denen das übrige Aehnliche nicht gefunden wird, zu andern hin, in denen es ſich vielleicht finden könnte. Während ſich nun der Vogel und das Kind zunächſt in eine blinde Unruhe verſetzt ſehen, die ſie von einem Zuſtande ihrer Umgebung zum andern treibt, werden ihnen dann und wann Dinge aufſtoßen, welche mit Theilen ihres Phantaſiebildes Aehnlichkeit haben, jenem Haare

und trockene Gräser, diesem Veilchen: in Beziehung auf welche nothwendig sogleich der conservative Trieb ebenso sehr erwacht, als derselbe in Beziehung auf den Ort des Nestes und den Faden des Straußes fortwährend rege ist. Indem nun das Phantasiebild mit einem jeden Gegenstande verschmilzt, auf welchen sich der conservative Trieb wirft, zergeht es in so viele Bilder seiner Art, als solcher Gegenstände aufgefunden sind. Da nun das Bild, von welchem die Lust ausgeht, nur ein einzelnes ist, so wird ihm durch seine unwillkürliche Vervielfältigung eine indirecte Unlust hinzugefügt, und folglich der Unlusttrieb aufs neue in Bewegung gesetzt in Beziehung auf die Vielfachheit des Bildes oder in Beziehung auf den Raum, welcher das Bild vom Bilde, also das Bild von sich selbst künstlich abgetrennt hält. Dieser Raum weicht aber nur dann, wenn der Raum zwischen den verschiedenen Gegenständen des conservativen Triebes weicht. Es ist daher im Vogel und im Kinde wiederum der repulsive Trieb, welcher dort Haare und trockene Gräser, hier Veilchen zusammenträgt und zusammenfügt, d. h. aus den vielen mit ihnen verschmolzenen gleichen Bildern ein einziges macht. Was sich hierbei als überflüssiges Material erweist, wird weggeworfen. Zeigt sich aber noch irgendwo eine Lücke, d. h. ein Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Bild, so treibt der repulsive Trieb aufs neue ins Suchen, und der Proceß wiederholt sich solange, bis sich kein Zwiespalt mehr bemerkbar macht. Es herrschen folglich auch in diesem zusammengesetztern Fall keine andern Triebe, als der conservative mit dem repulsiven oder als der reine Lusttrieb mit dem reinen Unlusttriebe vereint.

Das Bisherige reicht hin zur klaren Einsicht, daß der Proceß des zweckmäßigen Thuns seinen Ursprung und seine einfache Grundlage in den Gesetzen der Triebe hat, welche unumgänglich aus einem jeden mit Lust verknüpften Phantasiebilde entspringen, nicht aber, wie so oft zum Nachtheile der Wissenschaft fälschlich geglaubt worden ist, im Nachdenken. Wo das Nachdenken zu einem Triebe hinzutreten muß, da ist dies immer ein Zeichen, daß sich der repulsive Trieb zuvor schon müde gesucht hat, ohne auf Mittel zu stoßen, die zum Zwecke führen könnten. Wenn der Mensch sich zu seinem Wohnhause die Materialien, die er vergebens in der Wildniß sucht, erst durch Kunst und Nachdenken herbeischaffen muß, wenn die Blumen-

fabrikantin zum Behuf eines künſtlichen Veilchenſtraußes die unverwelklichen Blumen, welche ſie nicht auf der Wieſe wachſend findet, erſt mit Kunſt und Schlauheit aus andern Stoffen zubereitet, ſo ſind dieſes nur weitere Fortſetzungen der oben beſchriebenen Proceſſe des Neſtbaues und des Straußbindens, deren weſentliches Getriebe dadurch nicht verändert wird, daß der Trieb nach ſeinen Mitteln dort blos mit ſpähenden Augen, hier aber noch obendrein mit der ſpähenden Alternative des Denkens ſich ins Suchen begibt. Wer daher den Proceß des Nachdenkens, welchen ſich der Zwecktrieb häufig als auch eins ſeiner Hülfsmittel unterordnet, mit dem Proceſſe dieſes Triebes ſelbſt verwechſelt, begeht denſelben Denkfehler wie Der, welcher, indem er zum erſten male Jemanden mit Meſſer und Gabel eſſen ſähe, daraus den Schluß machte, derſelbe äße und kaute nebenbei trotz Meſſer und Gabel nicht eben ſowol mit dem Munde und den Zähnen wie jeder andre.

Man darf daher das Suchen der Aufmerkſamkeit nach Mitteln in allen Fällen ein ſucceſſives Verſchmelzen des Luſtbildes (des Zwecks) mit verwandten Vorſtellungsbildern (Mitteln) oder, wie Fries ſich darüber, nur in allzu unbeſtimmter Weiſe, ausdrückt („Pſych. Anthropol." I, 85) eine Aſſociation des Luſtgefühls und der Begierde mit unſern Vorſtellungen nennen.

Ein ſpecieller Fall dieſes Suchens der Aufmerkſamkeit nach Mitteln für einen Zweck iſt die Aufſuchung eines Mittelbegriffs beim logiſchen Schließen, um durch ihn den Zuſammenhang zwiſchen zwei gegebenen Begriffen zu verdeutlichen. Die zwei gegebenen Begriffe ſtehen dabei immer im Verhältniß von Subject und Prädicat oder Feld und Focus der Aufmerkſamkeit, und bilden in dieſer Geſtalt vereinigt das Luſtbild des fragenden Triebes als eines Triebes nach Verdeutlichung der Vorſtellungen, auf welche ſich eine Frage bezieht, oder auf welchen das Intereſſe ruht. Nun ſchmelzen die dem Focus verwandten Vorſtellungen in den Focus, die dem Felde verwandten Vorſtellungen in das Feld ein, oder dieſe werden hier, jene dort angezogen, indem ſich der Focus zu dieſen, das Feld zu jenen erweitert, und ſich mit ihnen vervollſtändigt und bereichert. Die nichtverwandten Vorſtellungen aber werden, wo ſie im Lichte der Aufmerkſamkeit mit erſcheinen, im Contraſt mit dem Luſtbilde empfunden, d. h. mit dem indirecten Gefühle der Unluſt und Abneigung behaftet, welches ſich im

negativen Urtheil ausspricht. Ist aber der Schlußsatz oder das Lustbild selbst ein negatives Urtheil (wie z. B. überall im zweiten Modus), so vertheilt sich die Aufmerksamkeit auf Feld und Focus so, daß das Feld (das Subject) allein von dem Lustgefühle der Position, der Focus aber (das Prädicat) allein von dem Unlustgefühle des Contrastes durchdrungen ist, wobei das Spiel der Anziehungen und Abstoßungen in der vorigen Weise erfolgt.

§. 37.

Von den Begehrungstrieben ohne Anticipation.

Von der Neugierde und dem Instinct. Beide begehren eine indirecte Lust. Jedes Gelingen erzeugt Lust, jedes Mislingen Unlust. Jeder Lebenstrieb strebt nach leicht überwindbarem Hinderniß. Jedes Unvollendete strebt nach Vollendung. Vom Anschaulichen und Abstracten. Ueber ein Misverständniß Herbart's.

Im Vorigen ist von denjenigen zusammengesetzten Trieben gehandelt worden, welche den Gegenstand ihres Begehrens entweder schon im Zustande der vorhandenen Wirklichkeit oder doch in einem Phantasiebilde sich gegenwärtig besitzen. Zwei Arten von Anticipation des Triebes sind hiermit abgehandelt. Da es aber auch Fälle gibt, in denen die Begierde auf Etwas geht, von dem sich weder der Zustand noch das Phantasiebild in der Gegenwart befindet, so scheint dieses auf noch andere Arten von Anticipationen zu deuten, worüber noch erst ins Klare zu kommen ist.

Wenn ich z. B. voll Verlangen bin, einen Mann durch persönlichen Umgang kennen zu lernen, mit welchem ich durch Briefwechsel in Verbindung getreten bin, oder eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen, bei welcher ich noch schlechthin ungewiß bin, wohin ihre Auflösung mich führen wird, oder mich durch Erläuterungen in den Sinn eines Buches einführen zu lassen, welcher mir bisher unverständlich blieb, so geht mein Begehren auf Zustände, welche mir weder in der Wirklichkeit noch im Phantasiebilde gegenwärtig sind. Ich nenne in diesen und ähnlichen Fällen mein Verlangen eine Neugierde oder Wißbegierde. Treibt hingegen eine unbestimmte Sehnsucht nach unerhörten und unbekannten Dingen und Begegnissen den Abenteurer in die Ferne; verlangt der heftige Hunger nach Speise, einerlei welcher; begehrt der noch ungestillte Geschlechtstrieb eine Lust, von welcher ihm die bewußte Vorstellung nicht

beiwohnt: so reden wir von instinctartigen Trieben, welche die Unbestimmtheit ihres Strebeziels mit dem Triebe der Neugierde theilen, sich aber dadurch von ihm unterscheiden, daß sie nicht schon durch die bloße Verdeutlichung ihres Strebeziels befriedigt werden, sondern mehr verlangen. Mit den instinctartigen Trieben mehr oder weniger verwandt ist die Ausübung einer jeden Thätigkeit, die ihr eigenes Ziel nicht weiß, und daher nichts Andres begehrt als die Ausübung ihrer selbst, entweder ohne alles Ziel, oder in Beziehung auf jedes Ziel, das uns die Umstände und der Zufall entgegenführen werden. Von dieser Art ist das Springen, Rennen und Jauchzen der Kinder in freier Luft, von dieser Art der Trieb nach wissenschaftlicher Beschäftigung, sobald derselbe vorhanden ist ohne daß wir noch wissen, womit wir uns am liebsten jetzt beschäftigen sollen. Auch wenn der Anblick eines begonnenen, aber mislungenen Werkes uns auf Mittel sinnen läßt, durch die dasselbe noch gut und glücklich vollendet werden könne, oder wenn ein aufgeschlagenes Buch uns reizt, dort weiter zu lesen, wo wir aufgehört haben, wirkt in uns der Instinct, d. h. der Trieb, eine in uns vorhandene Kraft in Beziehung auf ein noch unbekanntes Ziel in Bewegung zu setzen. Es muß hier weiter ins Einzelne gegangen werden.

Faßt man den Trieb der Neugierde genauer ins Auge, so findet man, daß es ihm keineswegs an einem Phantasiebilde als Anticipation der Zukunft mangelt, nur mit dem Unterschiede, daß das Phantasiebild der Neugierde sich zu einem gewöhnlichen Phantasiebilde verhält, wie eine disjunctive Vorstellung zu einer einfachen. Wenn ich einen verlorenen Gegenstand suche und neugierig bin, in welchem Winkel sich derselbe mag versteckt haben, so wird in meiner Phantasie das Bild eines jeden Winkels, den ich zu durchsuchen mich getrieben fühle, zu einem disjunctiven, indem ich die Frage stelle, ob er den Gegenstand enthalte oder nicht. Das Begehren des Triebes geht aber hier nicht darauf, daß die Disjunction sich nur überhaupt auflöse und entscheide zu einem Ja oder Nein, sondern darauf, daß sie sich zum Ja entscheide und nicht zum Nein. Denn bei der Durchsuchung eines jeden Winkels wünschen wir, daß das Verlorene sich finden möge. Auf ähnliche Art läßt sich in den meisten Fällen von Neugierde noch außerdem ein Trieb oder Wunsch

entdecken, welcher die Neugierde in Bewegung setzt, und nicht auf die Entscheidung der Disjunction überhaupt, sondern lediglich auf das eine der beiden Glieder wartet, welche möglicherweise in der Erfahrung hervortreten können. Dessenungeachtet liegt es doch im Begriff der Neugierde oder Wißbegierde, daß sie in allen solchen Fällen nicht rein und für sich, sondern nur als Begleiterin anderer Triebe vorhanden ist, wie z. B. als Begleiterin der Begierde des Besitzes beim Suchen eines Verlorenen u. s. w. Die reine Wißbegierde als solche würde die sein, welche blos auf die Entscheidung der Disjunction dermaßen ginge, daß sie weder für das Ja noch für das Nein irgend Partei ergriffe. Diese reine Wißbegierde bildet einzig und allein den räthselhaften Bestandtheil des gegenwärtigen Problems, welcher daher zu dessen Lösung von jenem andern gemeinen und bereits erklärten Bestandtheil getrennt werden muß. Es läßt sich an dieser Stelle nicht wol entscheiden, ob die Wißbegierde in irgend einem einzelnen Falle der Erfahrung in reiner und unvermischter Gestalt vorkomme, und es mag daher bis auf weiteres dieser Trieb als ein Neben- und Hülfstrieb an andern Trieben angesehen werden, aber als ein Hülfstrieb von ganz besonderer Art, welcher denjenigen Trieben, an denen er erscheint, Eigenschaften hinzusetzt, die in ihnen als solchen nicht angetroffen werden.

Betrachtet man nun die Wißbegierde als solche, so findet man in ihr einen reinen Trieb des Abscheus oder der Repulsion. Der Zustand der Unlust, von welchem der Trieb hinwegstrebt, ist die Disjunction der Vorstellung, an welcher er stattfindet, der Zustand, wohin er strebt, ist kein anderer als die bloße Aufhebung dieser Disjunction, das bloße Hinwegkommen von ihr. Weil aber nur dadurch von diesem Unlustzustande kann hinweggekommen werden, daß eine entweder äußere oder innere Anschauung ihm ein Ende macht, so entsteht der Anschein, als enthielte die Anschauung als solche eine Lustempfindung, nach welcher die Wißbegierde trachte, welches doch nicht der Fall ist. Vielmehr ist ein wißbegieriger Kopf ein solcher, in dessen Vorstellungen sich viele Disjunctionsverhältnisse bilden, welche ihrer Natur nach allesammt von sich selbst hinweg streben, und daher unaufhörlich zur Beobachtung reizen.

Es ist dies einer von den höchst beachtungswerthen Fällen, wo

ein bloßer Unlusttrieb das ganz falsche und irre leitende Ansehen gewinnt, als ob er die Lustbegierde nach irgend einem bestimmten Zustande sei, dessen Erreichung ihm als Zweck vorschwebe. So gewiß und unfehlbar nun Der, welcher nicht über die Sache nachdenkt, in diese Täuschung hier fallen muß, so übel und grob ist doch dieselbe. Denn sie ähnelt völlig dem Irrthum, in welchen Jemand verfallen würde, welcher einen Mann auf der Flucht vor seinen Feinden sich in einem schmuzigen Winkel verbergen sähe, und nun fälschlich glaubte, dieser Mann wäre in seinen Winkel nicht getrieben, sondern gezogen worden. Es zöge ihn nämlich eine besondere Liebhaberei zum Schmuze und zu der Dumpfigkeit des Orts. So falsch die Schlüsse sein würden, welche man auf die letztere Annahme bauete, ebenso eingebildet ist die Annahme eines Wissenstriebes, welcher nach Zielen als nach Gegenständen seiner Lust strebe, die ihm doch weder als wirkliche Zustände, noch als Phantasiebilder schon gegenwärtig sind. Hiermit soll nicht die Lust, welche in der Befriedigung der Wißbegierde als einer solchen liegt, geleugnet, wol aber behauptet werden, daß diese Lust in dem Maß, als sie in ihrer völligen Reinheit auftritt, eine indirecte ist, welches die Erfahrung auch noch dadurch bestätigt, daß die Lust nach den Graden des vorhergegangenen Unbehagens am Nichtwissen wächst, und daher in Gebieten, für die wir uns niemals genauer interessirt haben, selbst bei der Mittheilung der wichtigsten Entdeckungen gar nicht empfunden wird, sobald dieselben nicht etwa noch eine anderartige das Gemüth ansprechende Seite darbieten. Auf der andern Seite bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch der Ausdruck Neugierde häufig genug auf eine nur verdeckte Weise den Zustand eines einfachen nur von einer Wißbegierde begleiteten Luststrebens. Die Redensarten, daß ich neugierig bin, einen Menschen, eine Gegend, ein Buch kennen zu lernen, bezeichnen in der Regel nur, daß ich mir von diesem Kennenlernen Angenehmes verspreche, und daß ich nach der Lust dieses erwarteten Angenehmen strebe. Neugierige Menschen nennt man gewöhnlich solche, welche ein Luststreben empfinden, sich zu allen persönlichen Verhältnissen um sie her in irgend eine Beziehung zu setzen und dadurch ihren Lebenskreis zu erweitern.

Was sich uns hier zuerst am Wissenstriebe als an einem einzelnen, aber auffallenden Beispiel gezeigt hat, leidet im übrigen Ge-

biete der Triebe eine sehr ausgebreitete Anwendung. In allen Fällen nämlich, wo nach einer Lust gestrebt wird, ohne daß ein Bild der Lust, wonach wir streben, in uns vorhanden ist, findet es sich, daß die erstrebte Lust eine indirecte, und daß folglich ihr Trieb nur scheinbar ein Lusttrieb, und daher weit eigentlicher ein Verabscheuungstrieb zu nennen ist. Der Arbeitende freut sich auf die Erholung, ohne daß er sich ein Bild davon zu machen nöthig hat, wie und womit er seine Erholungszeit zubringen will. Es genügt ihm der Gedanke, innerhalb einer gewissen Frist von der ermüdenden Anstrengung befreit zu sein. Der starke Hunger begehrt Sättigung, ganz abgesehen von der Art der Speise, wenn dieselbe nur überhaupt genießbar ist. Denn die Lust, worauf er geht, ist eine indirecte, die Befreiung vom quälenden Gefühle der Schwäche und Ohnmacht. Der Abenteurer zieht mit Verlangen in den Krieg, in ferne Länder u. s. w. Hätte er Nachdenken genug, sich detaillirte Bilder zu entwerfen von Dem, was ihm begegnen kann und wahrscheinlich begegnen wird, so würden diese gewiß ebenso sehr geeignet sein ihn abzuschrecken als anzuspornen. Aber er bedarf ihrer auch nicht bei der großen Höhe der indirecten Lust, von der bisherigen Lebensart befreit zu werden, welche ihn mit ihrem Einerlei und ihrer Langenweile plagte. Alle Freiheitsgefühle gehören hierher, alle Lust und aller Trieb, welcher nach Befreiung von Druck, Unbehagen und Hinderniß geht, und das Wohlbehagen einer ungestörten Ausübung unserer Triebe, Fähigkeiten und Thätigkeiten zum Strebeziel hat. Denn dieses Strebeziel wirkt immer als eine indirecte Lust, oder eine Lust, welche weder Bild noch Gegenstand hat, indem ihr Bild und Gegenstand nichts ist als das Weichen der entgegengesetzten directen Unlust, durch deren Aufhören sie entspringt.

Wenn wir daher dem oben festgesetzten Sprachgebrauche gemäß eine Begierde, welche den Lustzustand, nach welchem sie strebt, weder in der Wirklichkeit, noch im Bilde besitzt, einen Instinct nennen, so ist der Instinct ein einfacher repulsiver Trieb, dessen Verhältnisse aber dadurch verwickelter erscheinen, daß die indirecte Lust, welche der Trieb bezweckt, in der Hoffnung vorausempfunden wird, und so eine Anticipation indirecter Lust bildet, welche sich von denjenigen der directen Lust dadurch unterscheidet, daß sie von ganz

unbestimmter Natur ist, und entweder alles Bildes der Zukunft ermangelt, oder in einem wilden Durcheinander die oft sehr verschiedenartigen Bilder im Gedächtniß und der Einbildung anklingen macht, welche mit der Thätigkeit, deren Befreiung man hofft, in Verbindung stehen. So wird der nach Erholung begierige Arbeiter in seiner Phantasie entweder spazieren gehen oder Kegel schieben oder musiciren u. dgl. mehr, je nachdem Lust und Gewohnheit sein befreites Lebensgefühl mehr zu dieser oder jener Beschäftigung treiben.

Weil nun, wie wir früher gesehen haben, ein jeder verabscheuende Trieb nur durch sein Mislingen überhaupt einen Bestand hat, indem sein vollkommenes Gelingen immer mit seinem vollkommenen Aufhören zusammenfallen würde, so führt das indirecte Lustgefühl, welches manche verabscheuende Triebe in der Hoffnung ihres Erfolges als Anticipation der Zukunft begleitet, jedesmal zum Begriff einer gewissen Lebensthätigkeit, deren Vollziehung in der indirecten Lust des gelingenden Triebes angeschaut wird, und welcher auch von sich selbst als einer gehemmten dadurch eine Anschauung beiwohnt, daß schon während der Hemmung eine Anticipation künftiger indirecter Lust als Hoffnung sie begleitet, und so einen Zustand bildet, welcher wie jeder Lustzustand seine eigene Fortsetzung begehrt und dadurch das Streben des Unlusttriebes unterstützt. Der ebenfalls bereits oben aufgestellte Satz, daß ein jedes Gelingen von Lebenstrieben Lust, ein jedes Mislingen aber Unlust zur Folge hat, erscheint unter solchen Umständen zwar vollends als eine Tautologie, zeigt sich aber nichtsdestoweniger als ein Satz von der reichsten und fruchtbarsten Anwendung. Denn es erscheint unter diesem Gesichtspunkt ein jeder Lebenstrieb als eine indirecte Lust, welche, insofern sie Lust ist, ihre eigene Fortsetzung begehrt, insofern sie aber nicht directe, sondern indirecte Lust ist, sich sehr bald zur Empfindungslosigkeit abstumpfen würde, wenn sie nicht durch ein immer wiederholtes Eintreten und Weichen der directen Unlustempfindung immer aufs neue angefrischt würde. So gewiß daher ein jeder Lustzustand seine eigene Fortsetzung begehrt, so gewiß muß ein jeder Lebenstrieb, d. h. eine jede indirecte Lustempfindung nach einem leicht überwindlichen directen Unlustzustande oder nach leicht zu überwindenden Hindernissen verlangen, aus denen sie sich in immer

erneuerter Frische, ohne jemals zu ermatten, wieder herstellen könne. Denn wer z. B. niemals krank war, kennt nicht die Lust der Gesundheit; wer niemals in Lebensgefahr sich befand, kennt die ganze Lust des Lebens nicht; wer nie starken Hunger empfand, kennt nicht die ganze Lust der Speise, und wer überhaupt niemals ein Hinderniß zu überwinden hatte, kennt nicht die Lust irgend eines Kraftgefühls. Hiermit ist zugleich der Umkreis bestimmt, innerhalb dessen das Leben nach Schmerzen begierig sein kann. Dieser Umkreis ist genau so groß, als die indirecte Lust ist, welche zu ihrer fortdauernden Anfachung einer fortwährenden Ueberwindung von Schmerzen und Hindernissen nicht entbehren kann.

Ein jeder Lebenstrieb erzeugt bei fortgesetzter Thätigkeit sein Product. So reihen sich eine Folge von Gliederbewegungen zusammen zum Tanz, eine Folge von Bewegungen der Aufmerksamkeit zu einer Gedankenkette, eine Folge von Schritten zu einer Reise, eine Folge von Ruderschlägen zu einer Schiffahrt, eine Folge von Schriftzügen zu einem Brief oder einem Buch, eine Folge von aufeinander gesetzten Bausteinen zu einer Mauer u. s. f. In wie weit nun eine jede dieser Thätigkeiten in der Eigenschaft einer indirecten Lustempfindung ihre eigene Fortsetzung begehrt, in so weit verlangt auch ein jedes dieser Producte seine eigene Vollendung. Denn dies ist nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache, welcher sich aber wiederum dadurch auszeichnet, daß die Erfahrung ihm so überaus bereitwillig mit unzähligen Thatsachen entgegenkommt. Denn wer hätte nicht schon die Unannehmlichkeit empfunden, bei der Hälfte eines beabsichtigten Spazierganges wieder umkehren zu müssen, bei einer eben begonnenen Arbeit unterbrochen zu werden, überhaupt in irgend einer gewohnten Beschäftigung des täglichen Lebens vor ihrer Vollendung eine Störung zu erleiden. Und ebenso wirkt andrerseits der Anblick eines jeden Unvollendeten und Unvollkommenen einen Wunsch nach Vollendung in uns. Denn das unvollkommene Product ist immer das misrathene, nicht seinen ganzen Begriff erreichende, und daher unvollendete Product. Ein schiefes Tischtuch, schief gesetzte Stühle erwecken in uns den Trieb, sie in die richtige Lage zu bringen. Ein schlecht geschriebenes Buch, ungeschicktes Schau-

ſpiel erregt uns immer den Wunſch nach Beſſerm in ſeiner Art, oft mit der Idee, wie wir ſelber es beſſer machen möchten. Den unluſtigen Beethoven brachte man dadurch zum Phantaſiren auf dem Flügel, daß man einen Andern anfangen ließ, von dem man wußte, wie ſchlecht er ſeine Aufgabe löſen würde. Beethoven hielt das unvollkommene Geklimper nicht aus und ſetzte ſein Spiel an die Stelle. So kommt es oft nur darauf an, daß in irgend einem Geſchäft, einer Wiſſenſchaft u. ſ. w. überhaupt erſt, wenn auch noch ſo ſtümperhaft, angefangen werde. Der Anblick der unvollkommenen Producte wird über kurz oder lang zur Erzeugung vollendeter anſpornen. So laſſen ſich Künſte und Wiſſenſchaften durch Protection anfachen, ja ſogar auf mittelbare Weiſe erzeugen. Und wie es hiermit im Großen iſt, ſo auch im Kleinen. Um mit einem Gegenſtande vertraut zu werden, kommt es am meiſten darauf an, zuerſt nur überhaupt irgend eine Vorſtellung von ihm zu faſſen, d. h. ſich überhaupt um ihn zu bekümmern, für ihn ſich zu intereſſiren. Denn eine jede unvollkommen gefaßte Vorſtellung wirkt dann ſchon von ſelbſt weiter als ein Trieb zu ihrer eigenen Vervollſtändigung. Kommt der berühmte Mann, d. h. Der, von welchem Jedermann ſchon eine unvollkommene Vorſtellung beſitzt, in eine Stadt, ſo eilt alles unwillkürlich herzu, ſeine Vorſtellung von ihm zu vervollſtändigen, während ſich um den unberühmten Niemand kümmert. In einer jeden Darſtellung wirken ſämmtliche Phantaſiebilder, die nicht ganz und gar ausgemalt ſind, als Triebe in der Einbildung des Hörers, ihre noch fehlenden Merkmale für eine lebendige innere Anſchauung zu ergänzen. In dem Maße, als dies Streben gelingt, ergötzt die Darſtellung. Wo ſie ſo angelegt iſt, daß dies Streben überaus leicht gelingen muß, nennen wir ſie eine anſchauliche, wo das Gegentheil der Fall iſt, eine abſtracte. Daher wirken abſtracte Darſtellungen und Auseinanderſetzungen auf verſchieden geartete Vorſtellungskräfte ſo verſchiedenartig. Denn während die Abſtraction, d. h. der in Bezug auf die Vollzähligkeit ſeiner Merkmale höchſt unvollſtändige Begriff, in den Fällen, wo er als ein gelingender Trieb wirken kann, nothwendig eine weit höhere und größere indirecte Luſt wirkt als die anſchauliche Darſtellung, erfüllt dieſelbe auch ebenſo nothwendig dort, wo ſich ihrem Triebe ein häufiges Mislingen zu-

geſellt, mit einem unerträglichen Unbehagen. Es begreift ſich aber auch hieraus, wie ein Denken in unpräciſen und gänzlich ausgehöhlten Abſtractionen zu einem wilden und willkürlichen Phantaſiren verleiten kann. Denn dies iſt überall dort das einzig übrig bleibende, wo nicht der Zuſammenhang der Abſtractionen untereinander aufs genaueſte und ſorgfältigſte dem ergänzenden Vorſtellungstriebe ſeinen Weg vorzeichnet, mit anderm Wort, wo nicht durch den Zuſammenhang der Begriffe einer jeden Zweideutigkeit auf das entſchiedenſte vorgebeugt iſt.

Aus dieſem Zuſammenhange begreift ſich auch einigermaßen das ſeltſame und dennoch in ſeiner Einſeitigkeit geiſtreiche Misverſtändniß Herbart's, die Gedanken für Begierden zu halten, die im Entſtehen ſogleich erfüllt werden, und demzufolge die Begierden ſammt den ſie begleitenden Gefühlen für aufgehaltene Proceſſe der Gedankenbildung zu erklären [1]). Es iſt Herbarten dabei immer dieſes als ein Act des Scharfſinns zuzugeſtehen, in einem jeden Gedanken die Befriedigung einer Begierde geahnt zu haben, wenn ihm auch die Natur der Begierde ſelbſt, deren Befriedigung der Gedanke iſt, unbekannt blieb. Wir haben dieſe Begierde oben als den in der Disjunction enthaltenen Unluſttrieb genauer kennen gelernt. Wird dieſe Begierde ſogleich bei ihrem Entſtehen erfüllt,

---

1) Herbart ſchreibt, indem er Richtiges und Schiefes durcheinander mengt, das ſich dem aufmerkſamen Leſer der vorhergehenden §§. nun ſchon von ſelbſt voneinander ſondern wird („Pſychologie als Wiſſenſchaft", Th. II. §. 103. S. 66): „In der That ſind es nur Abſtractionen, denen wir uns hingeben, — es ſind Benennungen a potiori, mit denen wir uns behelfen, wenn wir ſagen, ich fühle, oder ein andermal, ich begehre, oder wiederum ein andermal, ich denke. Denn jedesmal, indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch ein noch ſo vielfältiges und verwirrtes Mannichfaltiges, als ein Vorgeſtelltes im Bewußtſein vorhanden ſein; ſodaß dieſes beſtimmte Vorſtellen in dieſem beſtimmten Fühlen eingeſchloſſen liegt. Und jedesmal, indem wir begehren, fühlen wir zugleich die Entbehrung, und haben auch Dasjenige in Gedanken, was wir begehren; ſowie jedesmal, indem wir denken, eine Thätigkeit wirkſam iſt, die, wenn ſie aufgehalten würde, wenn ſie ſich durch Hinderniſſe durchdrängen müßte, alsbald ſich als ein Begehren, den Gedanken hervorzuholen, verrathen würde. Gedanken, kann man ſagen, ſind die Begierden, die im Entſtehen ſogleich erfüllt werden; Begierden hingegen ſind aufgehaltene Gedanken, die ſich dennoch ins Bewußtſein drängen; Gefühle endlich ſind zuſammengewachſene Begierden, die einander entweder aufheben oder befriedigen. Doch in dieſen Ausdrücken liegt keine wiſſenſchaftliche Genauigkeit."

so tritt der Trieb gegen sein Product so in den Hintergrund, daß sein Dasein kaum oder gar nicht gespürt wird, daß also nur ein Gedanke ohne allen Denktrieb vorhanden zu sein scheint. Bis hierher hat der Herbart'sche Satz, daß jeder Gedanke als eine erfüllte Begierde anzusehen sei, seine Wahrheit. Dagegen ist die Umkehrung dieses Satzes, welche Herbart sich erlaubt hat, schlechthin unstatthaft. Daraus, daß alle Gedanken ohne Ausnahme erfüllte Begierden sind, folgt nichts Weiteres als dies, daß einige Begierden Gedankenbildungen sind, die sich noch in ihrer Vollendung gehemmt sehen. Alle Begehrungen des Triebes zum Wissen und Nachdenken sind eben von dieser Art. Eben so sehr zeigen aber auch alle die Begierden, welche entweder auf einfache Fortdauer oder auf einfaches Aufhören eines vorhandenen Zustandes gehen, daß es Begehrungen gibt, welche sich rein auf schon gebildete und ganz fertige Zustände beziehen, und daher gar nicht auf die Ausbildung neuer noch nicht vorhandener Zustände, und folglich auch nicht auf die Bildung neuer Verhältnisse unter disjungirbaren Vorstellungen (d. h. Gedanken) hinzielen.

§. 38.

Von den reagirenden Trieben.

Die antagonistischen Gefühle der Physiologie. Gesetz derselben verglichen mit dem Gesetz der indirecten Gefühle. Beide deuten auf ein gemeinschaftliches Grundverhältniß.

Eine dem Phänomen der indirecten Gefühle sehr verwandte Erscheinung, obgleich nicht gänzlich von derselben Art, ist das Auftreten der Gefühle, welche man die antagonistischen Gefühle der Physiologie nennen kann. Wenn z. B. irgend ein Eindruck der äußerlichen Sinnlichkeit auf mich geschieht, wie z. B. durch eine bestimmte Stärke des Lichts oder Schalls, so kommt es manchmal auf eine Stimmung des Nervensystems an, ob dieses mir Lust oder Schmerz erregen soll. Bin ich z. B. ermattet, ist mein Nervensystem in einem durch Ueberreizung, Nachtwachen u. dgl. geschwächten Zustande, so wird derselbe starke Grad des Lichts, oder des Geräusches klingender Instrumente, Trommeln u. dgl. einen peinigenden oder schreckhaften Eindruck auf mich hervorbringen, welcher mir in einer frischen und gesunden Stimmung bei ungeschwächten Lebenskräften vielmehr an-

genehm und aufmunternd gewesen sein würde. Und doch ist der Eindruck, welcher auf den Nerven geschieht, als ein solcher, nämlich die Geschwindigkeit der Licht- und Schallwellen, in beiden Fällen derselbe. Es muß daher die angenehme Empfindung, welche bei starken und heftigen Eindrücken sich bis zum lauten Jubel steigern kann, von einem Ueberschusse, einer Ueberfülle der Lebenskraft in dem betroffenen Organe herrühren, wodurch dasselbe im Stande ist, den zerstörenden Einwirkungen, welche ihm bei schwächerer Lebenskraft drohen würden, Trotz zu bieten. Der Eindruck, welcher unter andern Umständen ein widriger Eindruck der erschlafften Kraft oder der Schwäche gewesen sein würde, bringt unter diesen Umständen das Subject allererst zum angenehmen Gefühl der Stärke seiner Kraft, welches ohne jenen Anreiz gar nicht ins Bewußtsein getreten sein würde. In andern Fällen ist es der Umstand der Gewohnheit, welcher entscheidet, ob eine Empfindung uns Schmerz oder Lust verursachen soll. Wenn wir z. B. lange im Finstern gesessen haben und es wird plötzlich eine brennende Kerze gebracht, oder wenn wir aus einem dämmrigen Schlafgemach ins blendende Licht der Morgensonne treten, so sehen wir uns genöthigt, die Augen zuerst eine Weile zu schließen und uns durch Blinzeln allmälig an dasselbe Licht als ein relativ unangenehmes zu gewöhnen, welches uns doch eine kurze Weile nachher nur Eindrücke des reinsten Wohlgefallens macht. Dies ist nur zu erklären aus einer im Organe vorgehenden Veränderung. Dasselbe setzte aus einer im Finstern angenommenen Gewöhnung dem aufgehenden Lichte weniger Kraft seiner möglichen Gegenwirkung entgegen, als nöthig war, um den Eindruck in einen angenehmen zu verwandeln. Es war wol genug Kraft zur Gegenwirkung vorhanden, aber sie wurde aus Ursache einer Gewöhnung nicht zur rechten Zeit angewandt und in widerstrebende Thätigkeit versetzt. Doch stellt sich das geforderte Verhältniß bald her, und die Gewöhnung geht bei zunehmenden Reizen in die entgegengesetzte über, einem jeden Reize die möglichst große Reaction der Lebenskraft des betroffenen Organs entgegen zu setzen, wodurch man dahin kommt, allmälig sehr heftige Reize, wie Kanonendonner, Oxygengas-Licht, Furcht und Hoffnung beim Pharospiel u. dgl. mit Lust ertragen zu können. Jedoch wird man, sobald man sich der letzteren Gewohnheit hingibt, grobfühlig, indem ein so gestimmtes Organ feinere Reize ganz zu übersehen anfängt, für feinere Reize stumpf

wird. Denn die Reize werden um so weniger empfunden, je tiefer sie dem Grade ihrer Stärke nach unter dem Punkte liegen, wo die Kraft des Organs nicht mehr genügend reagiren kann, oder wo der Reiz zum Schmerz wird. Dieser Punkt ist aber ein beweglicher. Er liegt bei der Gewöhnung an schwache Reize sehr niedrig, bei der Gewöhnung an starke Reize sehr hoch. Ferner liegt es in der Natur der Gewöhnung, daß derselbe durch Nichtgebrauch des Organs in einem steten Sinken, durch Gebrauch desselben aber in einem steten Steigen begriffen ist. Die Frische der Morgenempfindung besteht darin, daß auch die geringern Reize leicht anschlagen, indem sich die Organe in der Nacht ausgeruht haben, wodurch der Punkt der Reizhöhe auf einen niedrigen Stand herabsinkt. Im Verlauf der Tageseindrücke stumpfen sich die Organe wieder mehr ab durch große Reizquanta, d. h. der Ausgleichungspunkt zwischen Reiz und Kraft geräth in ein fortwährendes Steigen, und würde immer darin bleiben, wenn nicht am Abend sich zuletzt eine allgemeine Erschöpfung der Lebenskräfte unter der Gestalt der Ermüdung einstellte, worauf sodann wiederum der Schlaf durch den Nichtgebrauch der Sinnorgane ein allmäliges Sinken sämmtlicher Ausgleichungspunkte in allen Organen bewirkt. Es erklärt sich hieraus auch leicht, warum unerwartete Reize und solche, welche vereinzelt und außer Zusammenhang auftreten, immer stark afficiren, wenn sie auch klein sind, wie Geräusch in stiller Nacht, unverhoffter Scherz während angestrengter Debatte, der geringste Flecken auf einem Bogen Velinpapier, ein kleiner Tumult während langer Friedenszeit u. dgl. Der an sich selbst schwache Reiz bekommt in solchen Fällen die Stärke seiner Empfindung blos daher, daß, weil die Nervenkraft in Beziehung auf eine gewisse Art von Reaction sich in völliger Entwöhnung befindet, nun in Beziehung hierauf der Ausgleichungspunkt zwischen Reiz und Kraft sich im Augenblick auf einen Grad gesunken zeigt, welcher uns häufige Gelegenheit zur Verwunderung bietet. Denn es muß allerdings Jedermann verwundern, wenn er bemerkt, wie ganz kleine und an sich unbedeutende Reize uns außer uns zu setzen vermögen, blos dadurch, daß sie auf ein völlig unvorbereitetes Organ treffen, während oft viel stärkere Reize derselben Art uns wenig anhaben, blos darum, weil sie sich häufig und regelmäßig wiederholen und dadurch das Organ gegen sie abstumpfen, d. h. seinen Ausgleichungspunkt zwischen Reiz und Kraft immer höher hinaufschrauben.

Hier tritt nun aber noch ein Umstand hinzu, welcher viel zur Verdeutlichung des Phänomens beiträgt. Es kann sich nämlich dasselbe Organ gegen eine bestimmte Art von Eindrücken abgestumpft zeigen, während seine Reizbarkeit für andere eine zarte bleibt. Der Müller ist gegen das Geräusch seiner Mühle so abgestumpft, daß er gar nicht mehr darauf achtet, während es einem andern unerträglich scheint. Dennoch wird der Müller für andere Töne ein ebenso feines Ohr behalten wie jeder andre, denn man braucht beim Reden mit ihm die Stimme nicht stärker anzustrengen als beim Reden mit einem andern. Sein Gehör ist also nur abgestumpft gegen ein ganz bestimmtes Geräusch, in demselben Sinne, wie man auch abgestumpft sein kann gegegen ein bestimmtes Musikstück, an dessen häufigen Vortrag man sich dermaßen gewöhnt hat, daß es alle Wirkung auf die Aufmerksamkeit zuletzt verliert. Es folgt hieraus, daß der Ausgleichungspunkt zwischen Reiz und Kraft sich nicht auf ein ganzes Organ erstreckt, sondern in Beziehung auf häufig gehabte Eindrücke immer ein weit höherer ist als in Beziehung auf weniger häufige, und in Beziehung auf diese wiederum ein weit höherer als in Beziehung auf noch niemals gehabte Eindrücke. Dieser Umstand kann nur seine Erklärung finden in den von den Eindrücken zurückbleibenden Gedächtnißspuren, denen im Verhältniß ihrer Stärke eine Anziehungskraft gegen die reagirenden Lebenstriebe des Organs zugeschrieben werden muß, sodaß, sobald das Organ anfängt, sich mit seinem Triebe zu füllen, die vorhandenen Gedächtnißspuren denselben im Grade ihrer Stärke an sich ziehen oder in sich saugen. Hieraus ist es dann auch wiederum klar, warum bei der Gewöhnung an gewisse Reizmittel, wie geistige Getränke, Schnupf- und Rauchtaback u. s. f. mit der Zeit immer größere Reizquanta nöthig werden, um die alten Wirkungen zu erneuern. Denn mit der Häufigkeit des Genusses steigt die Summe seiner Gedächtnißspuren, diese aber ziehen nach dem Grade ihrer Stärke den Lebenstrieb des Organs an sich, wodurch der Ausgleichungspunkt zwischen Reiz und Kraft in Beziehung auf eine gewisse Empfindung immer höher steigt, und folglich immer größere Reizquanta angewandt werden müssen, um bei seiner gestiegenen Höhe denselben Effect auf die Wahrnehmung und Empfindung hervorzubringen, welcher vordem bei geringer Höhe des Ausgleichungspunkts mit geringern Mitteln hervorgebracht wurde. Dies betrifft die einzelnen genauern Umstände der Erscheinung. Jetzt zu ihrem allgemeinen Gesetz.

Es liegt im Wesentlichen schon ausgesprochen in dem Angedeuteten, daß eine gewisse Quantität Lebenskraft oder Lebenstrieb in der angegebenen Vertheilung nöthig ist, um die drohende Verletzung des Organs durch zu hoch getriebene Eindrücke zu verhüten. Fehlt diese Quantität der Kraft, entweder überhaupt, oder in Beziehung auf dieses bestimmte Organ, oder in Beziehung auf eine gewisse Art der Eindrücke dieses Organs, so entspringt *Schmerz*, als ein Gefühl der Unzulänglichkeit der Lebenskraft gegenüber dem Reiz, oder als ein Gefühl drohender Zerstörung des Organismus, indem derselbe bei fortdauerndem Kraftmangel vermöge der zerstörend wirkenden Eindrücke seinem Ruin entgegeneilen würde. Umgekehrt wird das Gefühl der Kraft des Lebenstriebes, welcher die drohende Gefahr überwindet und unschädlich macht, als eine *Lustempfindung* wahrgenommen. Indem das bestimmte Organ oder die bestimmte Gedächtnißsumme des Organs neue Triebquanta in sich saugt nach den Graden der zu bezwingenden Eindrücke, entsteht dadurch das Gefühl einer gesteigerten Lebenskraft und Lebensfülle im Organ, welches Gefühl um so mehr zunimmt, je stärker der Eindruck ist, welcher glücklich bezwungen wird. Die Erzeugung dieser Lustgefühle, welche die *antagonistischen* heißen mögen, hat demnach mit der Erzeugung *indirecter* Lustgefühle Das gemein, daß sie sich einem vorausgesetzten Schmerzgefühl entgegen *von innen her* erzeugen, unterscheidet sich aber dadurch wesentlich, daß der vorausgesetzte oder veranlassende Schmerz kein *vergangener*, sondern ein *bevorstehender* ist, dessen wirkliches Hervorbrechen in der Wahrnehmung durch das mit Lust begleitete Einströmen der Lebenskraft verhindert wird. Bei der indirecten Lust ist der Schmerz gegeben als eingeschmolzen in irgend ein Vorstellungsbild, sei nun dasselbe ein Bild der Erinnerung oder der Einbildung. Hier ist er gegeben in einem Zustande, welcher zwar vorhanden ist, aber nicht zum Erscheinen kommt, weil sein Vorhandensein sogleich einen entgegengesetzten Zustand aus dem Innern hervorlockt, wodurch sein Erscheinen verhindert wird. Dort ist ein *Phantasiebild*, von dem aus auf die reale *Gegenwart* der *polare Gegenschein* seines Gefühles fällt; hier ein *Anschauungsbild* im Sinnorgan, von wo aus sich im *Lebenstriebe* des Organs der *polare Gegenschein* seines Gefühls entwickelt.

Aber die Aehnlichkeit scheint in manchen Fällen noch weiter zu

geben, in denen nämlich, wo der zu überwindende Schmerz des Grundbildes nicht ein latenter ist, sondern neben und vor dem antagonistischen Lustgefühl ganz oder zum Theil empfunden wird. Wenn z. B. in Gliedern, die man mit Schnee durchkältet hat, wie beim Werfen von Schneebällen, hinterher eine angenehme Wärme sich einstellt, so zeigt sich das Phänomen dem der indirecten Lust in hohem Grade gleichartig. Denn es liegt in der Nothwendigkeit, daß das Weichen des Frostgefühls, ebenso wie das Weichen andrer Schmerzempfindungen, Zahnschmerz, Gesichtsschmerz u. s. f. eine indirecte Lust von ziemlicher Intensität hinter sich läßt. Dies ist aber in diesem Fall noch nicht alles. Denn der dem Organe zur Ueberwindung des zerstörenden Frosteindrucks zuströmende Lebenstrieb, welcher jenem Eindruck entgegen als eine wohlthuende Wärme empfunden wird, gesellt seine Lustempfindung, welche von directer Natur, jenem indirecten aus dem Aufhören des Schmerzes entspringenden Lustgefühl. Es darf demnach das Hinzutreten der indirecten Lust hier, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht verleiten, das Phänomen einzig auf Rechnung derselben zu schieben, sondern dasselbe ist ein zusammengesetztes. Die directe Lust des Lebenstriebes bringt den Schmerz zum Weichen, und die aus dem Weichen des Schmerzes geborene indirecte Lust tritt jener als Verstärkung bei. Auf diese Art kann dem Lustgefühl eines reagirenden Lebenstriebes auf seiner höchsten Höhe gedacht noch immer eine künstliche Vermehrung hinzutreten, dadurch daß man den Schmerz, gegen welchen die Reaction geht, momentan wirklich in die Empfindung treten läßt, weil dieser der directen Lust einen Zusatz von indirecter Lust gibt, den sie aus sich allein nicht haben würde. Solches beobachtet man beim Genuß scharf gewürzter Speisen, starken Branntweins; beim Geruch von Salmiakspiritus oder sal volatile; auf diese Art können leichte Verwundungen die Lust am Kampfe noch mehr anfachen u. s. f.

Die Aehnlichkeit zwischen beiden Gesetzen ist folglich nicht von der Art, daß Uebergänge vom einen ins andre zu entdecken wären, wol aber so, daß auf ein allgemeineres Gesetz geschlossen werden mag, welchem beide als untergeordnete Anwendungen entstammen. Denn der der reagirenden Lust zum Grunde liegende Schmerz wirkt auf den Lebenstrieb wie ein mit Schmerz geschwängertes Phantasiebild, welchem gegenüber sich im Zustande der wirklichen Gegenwart

Luſt entwickelt, nur mit dem Unterſchied, daß der Schmerz des Phantaſiebildes ein bewußter, der der reagirenden Luſt zum Grunde liegende Schmerz ein unbewußter iſt. Sodaß die ſchmerzhaften Empfindungen der Sinnlichkeit zu vergleichen ſein würden den in die Phantaſiebilder eingeſchmolzenen Gefühlen, die angenehmen Empfindungen derſelben hingegen den aus dem wirklich gegenwärtigen Zuſtande entſpringenden Gefühlen, welche ſich den in die Phantaſiebilder eingeſchmolzenen Gefühlen widerſetzen. Die Größe des Contraſtes oder der Reaction richtet ſich in beiden Fällen nach der Stärke des die reale Gegenwart erfüllenden Lebenstriebes einerſeits, nach der Größe oder Kleinheit des reizenden Phantaſiebildes oder Sinnenbildes andrerſeits. Gelangt letzteres zu einer ſolchen Stärke, daß der widerſtrebende Lebenszuſtand überwogen wird, ſo wird in beiden Fällen der Lebenszuſtand ſelbſt mit dem Gefühle des gegenüberſtehenden Bildes gefärbt werden, und es wird ſich kein Contraſt zeigen zwiſchen der Empfindung der Gegenwart und der Empfindung des gegenüber tretenden Bildes. Iſt aber das Bild ſchwach, oder iſt der widerſtrebende Lebenszuſtand von ſolcher Stärke des Gefühls, daß er das Gefühl des Bildes überwiegt, ſo tritt der Contraſt ein zwiſchen dem Bilde und der Gegenwart des widerſtrebenden Lebenstriebes.

Eine beſondere Berückſichtigung verdient hier noch der Umſtand, daß die Luſt des reagirenden Triebes gegen den latenten oder unbewußten Schmerz in manchen Fällen ſelbſt als eine unbewußte eintritt, welches dort beobachtet werden kann, wo dieſe Luſt mit einer phyſiologiſchen Bewegung verknüpft iſt. Alles Reagiren phyſiologiſcher Triebe gegen eine drohende Verletzung ihres Organs wird nämlich, ſobald daſſelbe ins Bewußtſein fällt, als Luſt und Behagen empfunden, ſo wie die Verletzung des Organs, ſobald ſie dem Bewußtſein im innern Sinn zugänglich wird, als Schmerz erſcheint. So wird das Ausbrechen des Schweißes in einer durch Erkältung verſtimmten Haut, ſo die erhöhte Thätigkeit des Magens zur Ueberwältigung einer ſchwerverdaulichen Speiſe als angenehmes gleichſam erlöſendes Gefühl bemerkt, ſobald es bemerkbar wird. Aber nicht immer wird ein ſolches Gefühl bemerkbar; denn die Reaction des Triebes kann z. B. ebenſo wol im tiefen Schlaf eintreten, wo keine Empfindung zur Wahrnehmung kommt. In den letztgenannten Fällen hätten wir demnach unbewußte Luſtempfindungen vor uns, erregt durch die Reaction eines

Lebenstriebes gegen unbewußte Schmerzempfindungen. Durch diese Wahrnehmung gewinnt die Analogie zwischen der Luft des reagirenden Triebes und den indirecten Gefühlen an Ausdehnung und Vervollständigung. Die Reaction, welche bei den indirecten Gefühlen zwischen zwei bewußten Gegensätzen spielt, sehen wir in der Tiefe des physiologischen Lebens sich wiederholen zwischen zwei unbewußten Gegensätzen. Hierdurch erst ist der ganze Umfang des Phänomens in seiner Doppelseitigkeit abgesteckt, und die Fälle, von denen wir ausgingen, wo nämlich der Schmerz, gegen welchen reagirt wird, unbewußt ist, der reagirende Lusttrieb aber ins Bewußtsein fällt, zeigen sich nunmehr als Zwischenfälle oder Uebergangserscheinungen zwischen zwei Extremen.

Auch das Fortarbeiten der physiologischen Triebe bei mehr oder weniger bedeutenden Störungen in ihren Organen ist ein Thema, welches hierher gehört. Eine jede Störung, welche einem physiologischen Triebe in einer ungünstigen Wirkung auf sein Organ begegnet, wirkt nämlich als ein ihm widerstrebender Gegentrieb, welcher ihn an seiner Wirksamkeit im Organ hindert. Wir wollen dies Verhältniß daher die Triebhinderung nennen im Unterschied von der Triebhemmung oder dem Bewußtsein, womit dasselbe keine Aehnlichkeit hat. In der Triebhinderung wird der Urtrieb oder substantielle Trieb, z. B. Trieb der Verdauung, durch den von der unverdaulichen Speise bewirkten accidentellen Gegentrieb gradweise in seiner Wirksamkeit gehindert bis zum völligen Aufhören derselben in der Ohnmacht und im Tode. Ein jeder wenn auch noch so geringe Grad der Wirksamkeit des substantiellen Triebes zeigt demnach immer eine Reaction gegen den accidentellen Widertrieb; zeigt an, daß die Wohnstätte des Organs dem letztern noch nicht völlig geräumt und überlassen worden ist. Denn offenbar zeigt sich der accidentelle Trieb bestrebt, ihn aus derselben gänzlich zu verdrängen, welches ihm auch mit dem Eintritt des Todes gelingt. Daher ist die Reaction des substantiellen oder lusterregenden Triebes gegen den accidentellen oder schmerzerregenden Trieb nicht erst von da an zu rechnen, wo im substantiellen Triebe die Wahrnehmung der Lustempfindung beginnt, sondern sie reicht so weit, als der substantielle Trieb dem accidentellen noch irgend eine Thätigkeit entgegen setzt. Er empfindet, indem er dies bis zu einem gewissen Grade vollbringt, die Hinderung seiner selbst durch den Gegentrieb in Gestalt

eines Schmerzgefühls. Das Gefühl der Luft entsteht erst dann in ihm, wenn er das Feld seiner Wirksamkeit, um welches gestritten wird, nicht allein siegreich gegen seinen Gegner behauptet, sondern hiedurch auch noch dazu ermuntert wird, seine Thätigkeit im wiedergewonnenen Organe stärker werden zu lassen, als sie ohne vorhergegangenen Kampf gewesen sein würde. So z. B. geht das fühlbare Vergnügen des Sehtriebes im Auge erst da an, wo durch eine ungewöhnliche Licht- und Farbenentwickelung das Organ so hoch erregt wird, daß durch Steigerung oder lange Andauer ein Schmerz in Aussicht steht. Der Verdauungstrieb fängt erst dann an, sich als eine fühlbare Luft wahrzunehmen, wenn bei schwerverdaulicher Speise durch einen zu Hülfe genommenen Branntwein u. dgl. oder auch durch unmittelbare Kraft der Magen zu ungewöhnlicher Thätigkeit bis zur gelingenden Anstrengung gereizt wird, was dann als fühlbare Luft, erhöhte Wärme in der Magengegend u. s. f. sich kund gibt. Solche directe Luftempfindung dauert aber immer nur so lange, als der accidentelle Gegentrieb ebenfalls noch arbeitet. Mit der Thätigkeit des letztern hört die directe Luft im erstern auf, und es tritt, während die Thätigkeit des substantiellen Triebes sich wieder auf das gewöhnliche Maß zurückzieht, im Gefühle ein unempfindlicher oder gleichgültiger Zustand ein.

Wir wissen, daß Luft das Streben ist, in einem gegenwärtigen Zustande zu verharren, Unluft hingegen das Streben, einem gegenwärtigen Zustande zu entfliehen. Wenn wir diese Einsicht auf das gewonnene Verhältniß des substantiellen Urtriebes zum accidentellen Gegentriebe anwenden, so wird uns dies zu genauerer Orientirung dienen. Fürs erste ist klar, daß der Schmerz dieses Verhältnisses nicht dem accidentellen Gegentriebe zukommen kann, sondern ganz allein dem substantiellen Urtriebe zugeschrieben werden muß. Denn der Schmerz tritt dann ein, wenn der Urtrieb von dem Felde, um das gestritten wird, zu fliehen anfängt vor dem Gegentriebe. Die Flucht vor einem Felde der Wirksamkeit, überhaupt vor einem Zustande der Gegenwart, heißt Schmerz, und ein jeder Schmerz ist der Trieb einer Flucht vor gegenwärtigen Zuständen. Indem also der Gegentrieb im Urtriebe einen Schmerz erregt, verursacht er eine Absonderung zwischen dem Triebe des Beharrens und Fortwirkens im Organ (Lusttrieb) und dem Triebe der Flucht vor dem Organe (Schmerztrieb), und der Grad des Schmerzes zeigt den Grad an, in welchem im Triebe des Organs bereits

durch den Gegentrieb sein Trieb zur Flucht ist erregt worden. Hieraus folgt, daß der Gegentrieb als solcher niemals in die Empfindung fällt, daher niemals in sich selbst, sondern immer nur im Urtriebe durch den Schmerz oder partiellen Fluchttrieb wahrgenommen wird. Der substantielle Trieb sei z. B. der Verdauungstrieb im Magen, der accidentelle Gegentrieb das Anfressen der Magenwände durch Arsenik, so gehört der Schmerz niemals den corrosiven Bewegungen des Arseniks an, sondern ist immer ganz allein das Fluchtgefühl im Triebe der Verdauung aus dem Orte, worin seine Wirksamkeit nicht mehr möglich ist. Wir müssen uns daher vor dem Ausdrucke hüten, daß hier ein Lusttrieb mit einem Schmerztriebe kämpfe, wol aber dürfen wir von der Reaction eines Lusttriebes gegen einen Schmerztrieb reden, indem durch die Reaction des Urtriebes gegen seinen eigenen partiellen Fluchttrieb oder gegen den als Schmerzzustand empfundenen Theil seiner selbst einer Vergrößerung des Zustandes directer Lust im Urtriebe zugestrebt wird. Denn da die Thätigkeit eines Theiles des Urtriebes in dem Felde seines Organs noch nicht sogleich erlischt, während andre Theile desselben durch ihre Flucht von jenem Felde schon das Gefühl des Schmerzes bewirken, so eröffnet sich hier eine Scala des Schmerzes von dem Punkte einerseits, wo der ganze Trieb in einen Trieb der Flucht vor seinem Organe verkehrt worden ist, bis zu dem Punkte andrerseits, wo dieses mit keinem Theile mehr der Fall ist, sondern der Trieb entweder blos seine vorige Wirksamkeit wieder erlangt hat, oder sogar zu derselben noch eine außergewöhnliche Verstärkung hinzugewinnt, welche als directe Lust im Urtriebe empfunden wird und solange dauert, als noch eine Thätigkeit des Gegentriebes im Organe vorhanden ist. Folglich ist die directe Lust im Urtriebe nur dadurch vorhanden, daß der Thätigkeit des substantiellen Urtriebes zur Besiegung des accidentellen Gegentriebes oder als Reaction gegen seinen eigenen Schmerztrieb aus den Tiefen des Selbst eine überflüssige Hülfe zuströmt, nämlich eine größere, als er zu diesem Zwecke im Augenblick gebraucht. Sie strömt ihm aber immer nur so lange zu, als der Gegentrieb seine feindlichen Wirkungen fortsetzt. Sobald diese aufhören, hört auch das Zuströmen jener überflüssigen Hülfe auf.

Wenn wir nun dieses Gesetz der reagirenden Triebe in der Physiologie, nachdem wir es uns bis auf diesen Grad verdeutlicht haben, aufs neue mit den den indirecten Gefühlen zum Grunde liegenden

Verhältniſſen zuſammenhalten, ſo müſſen wir uns vollends überzeugen, daß beide Phänomene nur untergeordnete Fälle der Vollziehung deſſelben Grundgeſetzes der Triebe darſtellen. Wenn z. B. die Furcht vor dem Feinde, den man im Anmarſche glaubt, die Bewohner eines Dorfes in Flucht ſetzt, ſo wirkt das Phantaſiebild des Feindes im Ueberzeugungsraum gerade ſo, wie wir oben den Arſenik im Magen wirkend fanden. Denn es gibt dem Triebe der Selbſterhaltung, welcher ſich bis dahin im Verweilen an dieſem Orte befriedigte, die entgegengeſetzte Richtung eines Fluchttriebes, gerade ſo wie vor dem eindringenden Arſenik der Verdauungstrieb entweder ganz oder zum Theil das Organ zu fliehen begann. Ermannen ſich nun aber dieſelben Einwohner zur Gegenwehr gegen den gefürchteten Feind, ſo iſt klar, daß dieſe Ermannung oder Reaction gegen den Fluchttrieb nur durch eine Verſtärkung des Triebes zum Ausharren möglich gemacht wird, z. B. durch muthanfachende Reden u. dgl. Denn die Höhe, welche der Trieb jetzt gewinnen muß, lieber das Leben zu verlaſſen als dieſes Haus, dieſe Straße, war ihm früher keineswegs eigen. Ob er nun aber dieſe Höhe gewinnen kann, das hängt von der Beſchaffenheit des innern Kraftfonds ab, aus welchem ihm die Hülfe zuſtrömt. Iſt dieſer groß, wie beim Muthigen, ſo wird gegen den Fluchttrieb reagirt, iſt er klein, wie beim Verzagten, ſo wird der ganze Selbſterhaltungstrieb des Bleibens in einen Selbſterhaltungstrieb der Flucht umgedreht. Durch die Stärke des Hülfsfonds erhebt ſich der Contraſt zwiſchen dem alten Grundtriebe und ſeinem neuen umgedreheten Theil, während bei mangelndem Hülfsfonds der ſubſtantielle Trieb keine Reſiſtenz hat gegen ſeine eigene Umdrehung durch das Phantaſiebild. Daher ein oberflächlicher Verdruß (Daſeinsekel), welcher keine tiefern Wurzeln in der Seele hat als eine momentane Verſtimmung, durch heitere Vergnügungen und mit ihnen verknüpfte angenehme Bilder leicht in Daſeinsfreude oder Behagen umgeſtimmt wird, während der tiefwurzelnde Gram durch nichts ſtärker erregt und in der Empfindung verſchärft wird, als wenn man ihn durch das Spiel vergnügender Bilder erſt zur Reaction aus ſeiner Tiefe empor zwingt. Wenn demnach durch das von einem Phantaſiebilde ausgehende angenehme Gefühl auf die wirkliche Gegenwart ein Schatten des Schmerzes geworfen wird, ſo iſt dieſer Schmerz ein zur Reaction geweckter Beſtandtheil meiner ſchmerzlichen Grundſtimmung, welche gegen das Bild hin, welches einen Theil von ihr ins Gegen-

theil einſchmilzt, aus ihrer Tiefe empor deſto ſtärker reagirt, und dadurch Gefühle in die Wahrnehmung bringt, welche andernfalls in der Tiefe des Selbſt verborgen geblieben ſein würden. Und wenn wir in der frühern Unterſuchung das Geſetz fanden, daß es abhänge von der Größe des empfundenen Contraſtes zwiſchen Phantaſiebild und Gegenwart, ob eine Reaction des Gegenwartgefühls gegen das Phantaſiegefühl eintreten, oder das erſtere ſich in das letztere umſtimmen ſolle, ſo fanden wir damit allerdings das Richtige, ohne jedoch der Sache damit ſchon auf den Grund zu ſehen. Denn die Größe des Contraſtes, welche dem oberflächlichen Anblicke als Richtſchnur und Maßſtab der Reaction erſcheint, zeigt ſich dem tiefern Blicke als ein bloßes Symptom oder Merkmal der Reaction ſelbſt, welches gradweiſe mit ihr ſteigt und ſinkt. Denn je größer der reagirende Kraftfonds iſt, deſto ſtärker wird der Contraſt empfunden, je geringer, deſto weniger.

Bemerkenswerth iſt bei dieſem allem der Umſtand, daß auf die Grundtriebe des Selbſt Phantaſiebilder ganz ähnliche Wirkungen hervorzubringen vermögen, als wir ſie in andern Fällen von phyſikaliſchen Gegentrieben ausgehen ſehen, welche den ſubſtantiellen Trieben des Organismus das Feld ihrer Thätigkeit im Organe beſtreiten. Es wird in dieſem beiderſeitigen homogenen Verhalten der ungeheure Unterſchied ganz für nichts gehalten und gleichſam ausgelöſcht, welcher beſteht zwiſchen dem zu meinem eigenen Selbſt gehörenden Phantaſiebilde und dem im feindlichen Gegentriebe (z. B. dem magenanfreſſenden Triebe des Arſeniks) dem Selbſt entgegentretenden Gegenſelbſt oder Außending. Die Phantaſie beſitzt die Macht, dem wirklichen Selbſt innerhalb der Sphäre des innern Sinnes ebenſo ein wirkſames Gegenſelbſt gegenüber zu ſtellen, wie in der Sphäre des äußern Sinnes durch die wirkſamen Gegentriebe andrer Selbſte, mit denen es in Berührung tritt, geſchieht. Das Phantaſiebild wird in dem Grade als etwas Fremdes, als ein Gegenſelbſt, empfunden, in welchem das Selbſt gegen die von ihm auf ſeine Triebe ausgehenden Wirkungen ſich wehrt oder reagirt. Dieſe Wehrhaftigkeit oder Reaction des Selbſt kann ſowol zum Siege als zur Niederlage führen, daher der Menſch ebenſowol aus Schreck vor dem eingebildeten Uebel ſterben kann, als aus Schreck vor dem wirklich eintretenden. Je ähnlicher dagegen die vom Phantaſiebilde geweckten Gefühle den im Selbſt gerade vorhandenen und hervorgehobenen ſind, deſto mehr wird ſich der Contraſt zwiſchen dem Zuſtande der Phantaſie

und dem der wirklichen Gegenwart aufheben, und anstatt zu reagiren wird das wirkliche Selbst die aus dem phantastischen strömenden Gefühle als einfache Verstärkungen nach dem Gesetze der Aehnlichkeit sich aneignen, ein Vorgang, welcher ganz jenen Vorgängen im organischen Leben entspricht, wo das zum Selbst hinzutretende Gegenselbst in Speise, Trank und Luft keine zerstörenden Gegentriebe in die Organe trägt, sondern sich mit Kräften und Trieben in sie einsenkt, welche wegen ihrer Gleichartigkeit in die physiologischen Triebe der Organe als Verstärkungen können aufgenommen und assimilirt werden.

§. 39.

Das Selbst oder die Person.

Verhältniß von Seele und Leib. Die Vorstellungsherde zerfallen in Mittelherde und Endherde. Die Empfindungen der Mittelherde sind Triebempfindungen. Vom naturrechtlichen Besitz. Vom Tode als Freiwerden des innern Sinnes. Muthmaßliches Verhältniß der Seele zur Elektricität.

Die Untersuchungen sind bereits bis zu einem Punkte gediehen, wo es erlaubt ist, einen Blick auf den letzten Hintergrund zu werfen, welcher sämmtlichem Vorstellungsinhalt als Basis und Wurzel des innern Sinnes zu Grunde liegt und welchen wir mit dem Namen *unserer selbst* oder unserer eigenen *Person* benennen.

Die bisherigen Untersuchungen haben gelehrt, daß der Begriff des Selbst oder innern Sinnes mit dem Begriffe eines *reinen Lusttriebes* zusammenfällt, d. h. eines Triebes nach Festhaltung des vorhandenen Zustandes. Wird dieser Trieb in völliger Reinheit gedacht, so ist er ein völlig unvermischter oder ungestörter Trieb, ein Trieb mit völlig *gelingendem Streben*, und folglich der vorhandene Zustand, dessen Bestehen durch ihn gesichert ist, ein unveränderlicher, d. h. *substantieller* Zustand. Von dieser Art ist die Wurzel des Selbst oder innern Sinnes, dies allein ist seine Substanz, und daher ist alles Uebrige, was in ihm vorkommt, von accidenteller Natur, oder existirt an jener Einen Substanz *nur als Eigenschaft*.

Dies nun hat an und für sich wenig Schwierigkeit. Schwieriger ist es, das Verhältniß dieses substantiellen Lusttriebes zu den verschiedenen Arten der *Vorstellungsherde*, oder, in gemeiner Redeweise, das Verhältniß der Seele zum Körper zu bestimmen. Dies möge daher jetzt der Gegenstand weiterer Erörterung sein.

Der äußere Sinn empfängt Vorſtellungen von gewiſſen Vorſtellungsherden (Objecten), aber nicht unmittelbar, ſondern durch das Medium der Sinnorgane, welche ſelbſt Vorſtellungsherde ſind. Die Vorſtellungsherde theilen ſich deshalb in Vorſtellungsherde ſchlechthin, und ſolche Vorſtellungsherde, welche das Mittelglied bilden zwiſchen jenen und dem Selbſt oder innern Sinne. Dieſe mögen daher die Mittelherde, jene die Endherde heißen. So z. B. iſt beim Sehen das Auge der Mittelherd, das geſehene Object der Endherd. Die Mittelherde werden wahrgenommen theils als Endherde durch andre Mittelherde, wie wenn ich meinen eigenen Leib beſchaue, betaſte u. ſ. f., theils aber auch unmittelbar durch das Selbſt. Sämmtliche Empfindung der Endherde durch die Mittelherde (Sinnorgane) heißt Organempfindung, wohin Farben, Töne, Geſchmäcke, Gerüche, Wärme, Näſſe, Schwere u. ſ. f. gehören. Dunkler iſt die Empfindung der Mittelherde in ihrem reinen Antheil. Dahin gehört zuerſt die Empfindung des Orts, den ein Mittelherd, z. B. das Auge, die Hand, einnimmt, und von welchem aus die Diſtanzen der empfundenen Endherde projicirt werden. Sodann die reine Empfindung der Diſtanzen zwiſchen den verſchiedenen Mittelherden, z. B. zwiſchen Hand und Hand, zwiſchen Hand und Auge u. ſ. f. Ferner die Empfindung der Willensacte, durch welche Bewegungen der Mittelherde, z. B. der Hand zur Hand, der Hand zum Auge, erfolgen. Endlich die Empfindung, daß Triebe vorhanden ſind, ſolche Bewegungen zu verrichten, Triebe, deren Vollziehung Luſt, deren Hemmung Unluſt mit ſich führt. Hieraus iſt ſogleich erkennbar, daß die reinen Mittelherdempfindungen lauter Eigenſchaften des Trieblebens ſind, indem ſie Triebhemmungen, Triebförderungen, Bewegungen, Oerter und Diſtanzen enthalten. Daß der Raum ſelbſt nichts weiter als ein Triebphänomen iſt, iſt oben bereits nachgewieſen worden.

Hierdurch ſpaltet ſich nun der dunkle Begriff des Körpers in zwei Hälften, in den Körper, ſofern er von außen erkannt wird als Endherd, und in den Körper, ſofern er von innen erkannt wird als Mittelherd. Es iſt zu unterſuchen, ob dies blos ein abſtracter Unterſchied iſt, oder ob derſelbe auch in der Wirklichkeit etwas zu bedeuten hat.

Zunächſt zeigt ſich dieſer Unterſchied als wirklich und folgenreich dadurch, daß nicht der ganze Körper als Mittelherd oder Sinnorgan fungirt, ſondern nur beſtimmte Theile deſſelben, welche das Nerven-

ſyſtem genannt werden. Nur allein das Nervenſyſtem iſt Mittelherd oder percipirendes Sinnorgan, und folglich iſt alles Uebrige, was außerhalb des Nervenſyſtems im Körper angetroffen wird, ein bloßes Conglomerat von Endherden oder Stoffen, gleich jeder andern betaſtbaren Maſſe außer uns. Dieſes Conglomerat hat am innern Sinne oder Selbſt ganz und gar keinen Antheil, und gehört daher gänzlich der Außenwelt an. Während das Nervenſyſtem den Begriff des Selbſt allerdings einſchließt und von ihm durchdrungen iſt, gehören die übrigen Theile meines Leibes gar nicht zu meiner Perſon, ſondern ſind nichts als ihr naturrechtlicher Beſitz. Wer mich tödtet, verwundet, ſchlägt, verletzt meine Perſon, wer mir aber z. B. die Haare abſchneidet, begeht an mir blos einen Diebſtahl.

Das Nervenſyſtem iſt, wenn man es als Endherd betrachtet, ein eiweißſtoffartiges aus Fäden und Knoten beſtehendes Gewebe. Es iſt, wenn man es als Mittelherd betrachtet, der Raum, in welchem die Triebe mit ihren Gefühlen, Bewegungen und Empfindungen wirken. Und zwar iſt die Wirkſamkeit unſerer Grundtriebe hier ſo vertheilt, daß die Wirkſamkeit der Organempfindungen ganz und gar auf die ſenſitiven und ſenſiblen, die Wirkſamkeit der Bewegungen ganz und gar auf die motoriſchen Nervenfäden beſchränkt iſt, indem ein motoriſcher Nervenfaden ebenſo wenig irgend etwas empfindet, als ein gereizter ſenſitiver Nervenfaden irgend etwas beweget.

Wir können hiermit aufs neue eine wirkliche Unterſcheidung innerlicher und äußerlicher Beſtandtheile in Beziehung auf die Mittelherde geltend machen. Betrachtet man nämlich die ſenſible und motoriſche Faſer anatomiſch, d. h. als Endherd, ſo zeigen ſich beide als aus denſelben chemiſchen Stoffen zuſammengeſetzt. Betrachtet man hingegen die ſenſible und motoriſche Faſer pſychologiſch, d. h. als reinen Mittelherd, ſo erſcheint ihr Inhalt in der Selbſtwahrnehmung von ſo verſchiedenartigem Stoffe, daß der Stoff des einen Mittelherdes, die Bewegung, aus der Sphäre des andern Mittelherdes gänzlich ausgeſchloſſen iſt, und der Stoff des andern, die Empfindung, aus der Sphäre des erſten in eben dem Grade. Der Stoff und Inhalt, welchen wir am Nerven als Endherd mit dem äußern Sinne wahrnehmen, kann daher unmöglich identiſch ſein mit dem Stoffe und Inhalte, welchen wir an ihm als Mittelherd im innern Sinne wahrnehmen. Denn obgleich es recht wol möglich wäre, daß ein und

derselbe Inhalt einen verschiedenen Anblick böte, je nachdem man ihn mit dem äußern oder mit dem innern Sinne auffaßte, so ist es doch undenkbar, daß die in der Sphäre der Selbstwahrnehmung gänzlich entgegengesetzten Stoffe in der Sphäre der äußern Wahrnehmung als gänzlich ununterscheidbar sollten erscheinen können. Thun sie dieses dennoch, so ist dies eben nur ein Zeichen davon, daß Dasjenige, was an ihnen als ununterscheidbar erscheint, etwas Anderes ist als Dasjenige, was wir in der Selbstbeobachtung unserer Person als ihren gänzlich verschiedenen Inhalt erkennen.

Es folgt hieraus unumgänglich, daß es auch im Nervensysteme irgend einen Bestandtheil gibt, welcher keinen Anspruch darauf hat, Mittelherd zu sein, indem er Eigenschaften aus der Sphäre der Endherde zu erkennen gibt, welche mit Dem, was die Sphäre der Selbstbeobachtung zeigt, nicht vereinbar sind. Dieser heterogene Bestandtheil im Nervensystem verhält sich demnach zum Selbst oder innern Sinne ähnlich, wie die übrigen Bestandtheile unsers Körpers sich zum Selbst verhalten, nämlich als Außenwelt, nur mit dem Unterschiede, daß die übrigen heterogenen Bestandtheile das Selbst nur umgeben, während dieser dasselbe durchdringt.

Das hier Gesagte findet seine Bestätigung in einer andern Beobachtung. In der ganzen Sphäre des innern Sinnes herrscht, wie früher bewiesen worden ist, das Gesetz der Identität des Homogenen. Dasselbe herrscht auch im Nervensysteme des lebendigen Leibes bis auf einen gewissen Grad, wie ebenfalls am gehörigen Orte ist nachgewiesen worden. Dagegen hört dies Gesetz im Nervensystem des Leichnams gänzlich auf, und macht dem elementarischen Gesetze einer Identität des Homotopischen (Aggregatzustand) Platz. Was demnach im Leichnam vom Nervensystem übrig bleibt, ist der Bestandtheil desselben, welcher mit den Functionen des Selbst oder innern Sinnes keine Verwandtschaft hat, obgleich er sie räumlich durchdringt. Daher fällt der Tod ganz in die Kategorie des Entbindens der zuvor gebunden gewesenen und nun frei werdenden Agentien in der Natur, wie der frei werdenden Wärme beim Krystallisiren des Eises, oder der frei werdenden Elektricität bei der Entladung des Conductors der Elektrisirmaschine. Das Agens, welches hier frei wird, ist dasjenige, dessen innerstes Gesetz durch die Formel der Identität des Homogenen ausgesprochen wird, d. h. das Selbst oder der innere Sinn.

Dieses Agens läßt sich nicht in äußerer, sondern nur allein in innerer Beobachtung ergreifen, indem die ganze Sphäre der äußern Beobachtung ihm Außenwelt ist. Freilich steht uns der Einblick in dies Agens nur in seinem gebundenen Zustande offen, indem sein freier oder an und für sich seiender Zustand unsere jetzige Erfahrung übersteigt. Insofern muß unsere Kenntniß von ihm immer mangelhaft bleiben.

Wir wissen, daß das reine Selbst als die Wurzel des innern Sinnes ein reiner Lusttrieb ist. Da wir aber zweitens wissen, daß dieses Agens im gegenwärtigen Zustande gebundenerweise existirt, so kommt dieser Einsicht ergänzend die dritte entgegen, daß in diesem gebundenen Zustande jener Lusttrieb nicht rein erfaßbar ist, sondern nur in Vermischung mit innerlichen und äußerlichen Grundschmerzen, wie sich ebenfalls oben gezeigt hat. Die Grundtriebe unsers physiologischen Organismus sind lauter zusammengesetzte Triebe, nämlich lauter ansteigende Begehrungstriebe. Auch dies ist oben gezeigt worden.

Es lohnt sich nun der Mühe, beide Sphären genauer miteinander zu vergleichen in Punkten, wo sie vergleichbar sind. Ein solcher ist vor allen der Raum.

Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß die Oerter, welche die Sinnorgane in der Empfindung des äußern Sinnes einnehmen, mit den Oertern, welche ihre Affectionen in der Selbstempfindung des innern Sinnes angewiesen bekommen, übereinstimmen, sodaß wir z. B. wenn wir im Fuße verwundet sind, den Schmerz im Fuße fühlen, wenn in der Hand verwundet, in der Hand u. s. f. Jedoch gibt es bei dieser Regel bemerkenswerthe Ausnahmen zu beachten. Werden z. B. die sensiblen Nervenfasern am Elnbogen gereizt, so projicirt sich die Empfindung in die Fingerspitzen; leiden die Nervenenden oberhalb eines amputirten Armes eine Reizung durch Witterungswechsel u. dgl., so projicirt sich die schmerzhafte Empfindung davon in den Raum des nicht mehr vorhandenen Gliedes; geschieht ein Lichtreiz auf die Netzhaut des Auges, so projicirt sich die Empfindung in eine Entfernung hinein. Ebenso projiciren der Hörnerv und der Riechnerv ihre Empfindungen in eine unbestimmte Weite, und wer mit einer Stange auf dem sandigen Grunde eines Teiches nach einem hineingefallenen harten Gegenstande tastet, der projicirt die Empfindungen des größern oder geringern Widerstandes aus seinen Fingerspitzen in die feuchte Tiefe hinein. Es

geht hieraus hervor, daß die Oerter der sinnlichen Empfindungen als Accidentien des Einbildungstriebes ganz diejenige Beweglichkeit an sich haben, die ihnen dieser Trieb zuertheilt, während sich jedoch dieser Trieb in Bezug auf die Anfangspunkte, von wo seine beweglichen Wirkungen ausgehen, an die Oerter gebunden zeigt, welche durch die Formation der ihn bindenden Endherde (Nerven) gegeben sind.

Es scheint hiernach angenommen werden zu müssen, daß dieselbe faden- und knotenförmige Figur im Raum, welche sich in der Sphäre der Endherde als Nervensystem zu erkennen gibt, in der Sphäre des innern Sinnes als eine Grundlage für die Functionen des Einbildungstriebes gegeben sei, sodaß bei dieser Sache völlige Identität vorhanden sei in Beziehung auf die Gestalt, völlige Diversität hingegen in Beziehung auf den beiderseitigen Stoff oder Inhalt, welcher sich an diese Figur gebunden zeigt.

Was die Diversität des Stoffs betrifft, so hat es damit allerdings seine Richtigkeit. Denn ein Stoff, dessen innerste Natur die Identität des Homogenen ist, und ein Stoff, welcher in seiner Isolation nichts als die Identität des Homotopischen zu erkennen gibt, sind nicht dasselbe Ding. Auf der andern Seite aber scheint hier die gänzliche Identität der Form doch noch mancherlei Bedenken ausgesetzt zu sein.

Fände dieselbe durchaus und in allen Theilen statt, so könnte das bekannte Aristotelische Experiment nicht gelingen, daß nämlich ein mit übereinander gelegten Fingern gerolltes Kügelchen doppelt erscheint. In diesem Falle wird nicht ein gegebener Eindruck in die Ferne projicirt, sondern der Sinn legt die Nerveneindrücke fortwährend in ihre gewohnte Lage zurecht, während doch ihre Lage in der Sphäre der Endherde gewechselt hat und eine entgegengesetzte geworden ist. Es stimmt demnach die auswendige und die inwendige Gestalt des Mittelherdes nicht mehr miteinander überein, und wir müssen, um einen Einheitspunkt zu finden, den wir doch irgendwo voraussetzen, von den Nervenfäden zu ihren gemeinsamen Knotenpunkten unsere Zuflucht nehmen. Dieses Auseinandergehen des innern und äußern Sinnes in Beziehung auf die Lage der durch Nerven bezeichneten Oerter zeigt sich noch auffallender im Bereiche des motorischen Systems. Reizung der Gehirntheile der rechten Seite verursacht sehr oft vermöge einer Kreuzung der Nervenfasern Zuckungen der linken Seite, z. B. die Reizung der rechten Seh-

kugel (Vierhügel bei Vögeln) Zuckungen der Iris des linken Auges. So ſah man bei Atrophie der linken Hemiſphäre des Großen Gehirns Lähmung und Abmagerung der rechten Seite des Rumpfs entſtehen, bei Durchſtechung des rechten Streifenhügels Lähmung der linken Gliedmaßen, bei Hinwegnahme der linken Hemiſphäre Erblindung des rechten Auges u. ſ. f. Aber ſelbſt wenn die topiſche Uebereinſtimmung der erſcheinenden Ausgangspunkte des projicirenden Einbildungstriebes mit den betreffenden Oertern des Nervenſyſtems nicht an den vielen Ausnahmen litte, an denen ſie leidet, ſo würde doch auch die Uebereinſtimmung beider ſchon darin ihre Lücke haben, daß der innere Sinn von der künſtlichen und vielverzweigten Structur des Nervenſyſtems nichts weiß, und auch nie beim hellſten Bewußtſein etwas aus ſich erfährt. Demnach bezieht ſich die Identität der Oerter des äußern und innern Sinnes zunächſt nur auf gewiſſe urſprüngliche Punkte, wie z. B. die Kreuzungspunkte der Sehenerven als Regulatoren der Lichtempfindung, die Kreuzungspunkte der Faſern des Kleinen Gehirns als Regulatoren der willkürlichen Bewegungen der Extremitäten, die Kreuzungspunkte des Gehirnknotens als Regulatoren der Bewegungen des Athmens u. dgl. mehr.

Aller äußere Empfindungsſinn wird nur dadurch möglich, daß ihm die Projection des Raumes im innern Bewegungsſinne des Trieblebens in der Anſchauung der Organe als Mittelherde vorausgeht. Ein Mittelherd, welcher blos dieſes und nicht auch zugleich Endherd wäre, würde ein reines Triebweſen mit Raumprojection im Einbildungstriebe ſein, demnach ganz mit dem Selbſt oder innern Sinne als ein integrirender Theil deſſelben zuſammenfallen, wodurch der Begriff eines reinen Mittelherdes wegfällt. Denn ein Mittelherd iſt nichts weiter als ein ſolches Ingrediens des Selbſt oder innern Sinnes, welches zugleich Endherd iſt.

Der innere Sinn empfindet ſeinen eigenen Trieborganismus als das Selbſt mit ſeinen Accidentien, der äußere Sinn hingegen empfindet die Triebhemmungen und Triebförderungen, welche dieſem Trieborganismus von außenher, d. h. von Punkten her, welche nicht er ſelbſt ſind, widerfahren. Dieſer Satz iſt ſtrenge feſtzuhalten, obgleich einiges zu widerſprechen ſcheint. Wenn ich nämlich mich ſelbſt betaſte, ſo ſcheint Der, welcher die Empfindung empfängt, und Der, welcher ſie bewirkt, derſelbe zu ſein. Dies iſt jedoch bloßer Schein. Ein

Unterſchied ergibt ſich zunächſt darin, daß das Empfindende in dieſem Falle blos im Nerven angetroffen wird, während das Empfundene großtentheils Dem angehört, was wir oben als die Außenwelt innerhalb unſers Leibes bezeichnet haben. Zweitens iſt das Bewirkende der Triebhemmung in der motoriſchen Nervenfaſer, während das Empfindende derſelben durchaus nicht in dieſer, ſondern im Gegentheil in der ſenſiblen iſt. Drittens iſt von einer Identität des Homogenen, dem allgemeinen und durchgreifenden Charakter des Selbſt, in dieſer Art von Selbſtempfindung keine Rede, ſondern das Selbſt empfindet ſich hier durchaus als ein Object, in welchem nur Identität des Homotopiſchen waltet. Das Selbſt lernt alſo hier unter dem falſchen Namen ſeiner ſelbſt Etwas kennen, was ihm nicht ähnlich ſieht. Aber auch das Erkennende iſt hierbei nicht das Selbſt ſchlechthin, ſondern nur ein Theil ſeiner, nämlich der im ſenſiblen Nervenſyſteme an den Tag tretende Trieb. Das erkennende Selbſt erſcheint alſo hierbei zertheilt und zerſpalten, während das erkannte Selbſt mit Beſtandtheilen einer Außenwelt innerhalb ſeiner eigenen Grenzen vermiſcht erſcheint. Es kann daher von einer Selbſterkenntniß durch den äußern Sinn durchaus nicht die Rede ſein.

Demnach zertheilt ſich der ganze Anblick, den wir haben von unſerm eigenen Nervenſyſtem, in die folgenden drei Theile: 1) Selbſtanblick im innern Sinne von den Oertern des Raumes, wie ſie vorhanden ſind in den ſenſiblen Faſern, 2) Selbſtanblick im innern Sinne von den möglichen Bewegungen jener Oerter, wie ſie gegeben ſind in den motoriſchen Faſern, 3) Anblick des Syſtems im äußern Sinne als eines vielbewußten Vorſtellungsherdes. Die erſten beiden Punkte enthalten den wirklichen oder natürlichen, der dritte Punkt den ſcheinbaren oder künſtlichen Selbſtanblick des Syſtems.

Der Selbſtanblick der Oerter des eigenen Leibes als blos gegebener Oerter, und der Selbſtanblick derſelben als beweglicher Oerter iſt im innern Sinne durchaus ununterſchieden. Daher iſt die Sphäre, worin dieſe beiden Anblicke ſich zu unterſcheiden anfangen, eine mit dem innern Sinne nicht identiſche Sphäre. Was im innern Sinne erſcheint als ein einziger Ort, das erſcheint im Nervenſyſtem in mehre Oerter auseinandergezogen, von denen es im innern Sinne nur einen einzigen Anblick gibt. So z. B. habe ich, wenn ich meinen Finger vor heißem Waſſer zurückziehe, im innern Sinne

die Empfindung, als ob der schmerzlich berührte Ort meines Leibes sich unmittelbar selbst zurückzöge, während doch der wirklich das Glied zurückziehende Ort, nämlich die motorische Faser, ein ganz andrer ist als der schmerzlich berührte Ort (die sensible Faser), und während noch dazu beide Oerter, der motorische und sensible, im Nervensystem eine Längenausdehnung haben, welche in der Empfindung gar nicht bemerkt wird. Hier ist demnach im innern Sinne eine Identität des Homogenen (des Empfindungsortes mit dem Bewegungsorte) gesetzt, während in der Nervenfaser eine Heterotopie oder Nichtidentität beider Oerter stattfindet.

Das Nervensystem ist demnach dasjenige Werkzeug, welches die homotopischen Oerter des innern Sinnes mit Heterotopie behaftet. Was im innern Sinne ein einziger Ort ist, das erscheint im Nervensystem theils ebenfalls als ein solcher, theils aber auch als mehre verschiedene Oerter, welche durch eine Linie (Faser) verbunden sind, von welcher dem innern Sinne alle Anschauung mangelt. Knötchen, verbunden durch Linien oder Fasern, das ist die Urform des Nervensystems. Es zeigt sich in seiner einfachsten Gestalt bei den Seesternen als ein Fünfeck von Knötchen, durch Fäden verbunden.

Die Grundformel der äußern Sinnlichkeit heißt daher: Heterotopie eines einzigen homogenen Punktes. Der vervielfachte Punkt heißt Ganglion, die Heterotopie ist durch Nervenfäden dargestellt.

Die Grundformel des innern Sinnes in seiner Beziehung auf den äußern heißt: Homogeneität und folglich Identität der heterotopischen Punkte. Diese Punkte sind entweder blos empfindende oder blos bewegende Punkte, in Verein mit Linien oder Fasern. Die empfindenden erscheinen mit den bewegenden im innern Sinne als identisch.

Offenbar sind hier also zwei verschiedene Daseinssphären, welche niemals dermaßen verwechselt werden können, daß man sagen dürfte, das Nervensystem erkenne sich selbst. Denn niemals kann Dasjenige eine erkennende Sphäre genannt werden, worin heterotopisch und getrennt erscheint, was in der erkennenden Sphäre homotopisch und identisch ist. Daher schließt der Begriff, ein vorstellendes Wesen zu sein, den Begriff, ein Vorstellungsherd zu sein, als unverträglich aus. Nennt man ein vorstellendes Wesen überhaupt ein Selbst oder

ein Ich, so ist die passendste Bezeichnung für einen Vorstellungsherd, ein Nicht-Ich zu sein. Dabei erscheint das Nicht-Selbst oder der Herd als ein vom Selbst oder innern Sinne Abtrennbares, oder als eine vom Hunger des innern Sinnes assimilirte Speise, welche dann, wenn das Selbst als die Kraft der Identität des Homogenen frei wird, als Excrement von ihr ausgestoßen wird.

Dies ist der Anblick des Verhältnisses zwischen Leib und Seele, wenn man es nach den aus der Beobachtung des innern Sinnes fließenden Kategorien mißt. Es wird zweckmäßig sein, denselben noch anhangsweise mit Dem, was neuere Entdeckungen auf dem Felde der Nervenphysik gelehrt haben, in eine nähere Vergleichung zu setzen. Machen wir hierzu einen Versuch, so gerathen wir dabei freilich in eine Kluft, welche sich nicht mehr durch Beobachtung, weder im äußern, noch im innern Sinne ausfüllen läßt, sondern auf ein drittes Feld, nämlich das der metaphysischen Speculation, hinweist. Hier am Kreuzwege, wo die Gebiete dreier Wissenschaften von ungleicher Methode, ungleicher Sicherheit und ungleichem Umfange hart aneinander grenzen, ist zwar die Orientirung schwer, darf aber nicht gänzlich aufgegeben werden, weil die Erfahrung lehrt, daß eine nach Wahrscheinlichkeitsgründen gewissenhaft abgewogene Hypothese wegen der darin liegenden Auffoderung zum Weiterforschen dem erschlaffenden und lähmenden Zustande, welcher in der bloßen Skepsis liegt, immer vorzuziehen ist.

Die neuern Entdeckungen auf dem Gebiete der Nervenphysik lehren die Systeme der Nerven, Muskeln und Häute als elektrische Apparate kennen. Sie lehren die von Muskeln und Nerven aus erzeugte Elektricität als eine solche kennen, welche mit den Thätigkeiten des Empfindens und der motorischen Triebimpulse in einem höchst nahen Zusammenhange steht, indem gemäß den Graden der Reizung der Nervenfaser zur Empfindung oder zum Bewegungsimpuls die sogenannte negative Stromesschwankung eintritt, und die Irritabilität und Sensibilität der Nerven genau den Stärkegraden der elektrischen Ströme entspricht, welche sie entwickeln. Es ist hiermit ein Mittelglied zwischen der Seelenkraft (dem Selbst oder innern Sinne) und dem abtrennbaren Wesen (dem Leichnam), an welches sich dieselbe bei Lebzeiten gebunden zeigt, thatsächlich aufgewiesen worden. Wären diese neuen Entdeckungen nicht gemacht worden, so würde man von Seiten der Beobachtung im innern Sinne keinerlei Veranlassung haben finden können, auf ein

solches auch nur von ferne zu rathen. Es erscheint vielmehr auf den ersten Anblick als ein gänzlich überflüssiges und lästiges. Denn da wir in den Erscheinungen des Nervenconsensus die Seelenkraft ganz unmittelbar an ihrem Apparate die Wirkungen ihres Gesetzes einer Identität des Homogenen vollziehen sehen, so erscheint das sich einschiebende Mittelglied eines Stoffes, welcher dem Gesetze der Identität des Homogenen ebenso entfremdet ist, als die Eiweißmasse der Nerven ohne ihre Verbindung mit der psychischen Kraft es sein würde, zum mindesten entbehrlich, wo nicht hinderlich. Und in welch einem seltsamen Lichte erscheint uns hierbei der Apparat des Nervensystems, ein Apparat, welcher zwei Kräfte miteinander in die engsten Wechselbeziehungen setzt, deren Grundgesetze nichts miteinander gemein haben!

Weit einfacher und glaublicher würde sich die Sache gestalten, wenn wir annehmen dürften, daß die elektrische Kraft mit der psychischen eine wesentliche Verwandtschaft besitze. Nur auf diese Art würde es möglich sein, den Ungereimtheiten zu entgehen, welche hier sonst nicht aus dem Wege zu räumen sind, entweder ein Mittelglied anzunehmen, welches nichts vermitteln kann und auch nichts zu vermitteln nöthig hat, oder anzunehmen, daß ein Apparat, welcher für zwei Zwecke thätig ist, die einander nichts angehen, dennoch den einen immer nur durch den andern erreicht. Die neuen Entdeckungen der Nervenphysik drängen mit einem Worte zum Materialismus, wenn man nämlich unter Materialismus die Annahme einer wesentlichen Verwandtschaft von psychischer und elektrischer Kraft und nichts weiter versteht. Alle Versuche, einen schroffen Dualismus beider Kräfte aufrecht zu erhalten, werden hinfort als halbe Positionen und Uebergangsstandpunkte erscheinen müssen. Daher nun wird die Wissenschaft des innern Sinnes wol am besten thun, wenn sie, anstatt sich unnöthigerweise bei ihnen aufzuhalten, entschlossen sogleich das bevorstehende Endziel des Processes ins Auge faßt, und sich fragt: Wie ist die Annahme einer wesentlichen Verwandtschaft der psychischen und elektrischen Kraft mit den Thatsachen des innern Sinnes in Einklang zu setzen?

Die Elektricität hat zwei Zustände, einen bekannten der Wahrnehmbarkeit im äußern Sinne und einen unbekannten der Latenz. Was die Entdeckungen in der Nervenphysik zu erkennen geben, bezieht sich einem großen Theile nach auf den stufenförmigen Wechsel dieser beiden Zustände. Im wahrnehmbaren oder den äußern Sinnen zugänglichen

Zustande ist die Elektricität ein imponderables Fluidum, dessen Theile sich nebeneinander außereinander befinden, und folglich ihrer Structur und Beschaffenheit nach dem Gesetze widersprechen, welches der psychischen Thätigkeit zum Grunde liegt. Weil wir aber den Zustand der Latenz dieser Kraft, in welchen sie z. B. bei Gelegenheit der sogenannten negativen Stromesschwankung an der gereizten Nervenfaser übertritt, schlechterdings nicht durch den äußern Sinn wahrnehmen können, so ist in Beziehung auf ihn, und zwar auf ihn ganz allein, die Möglichkeit zugelassen, daß die elektrische Flüssigkeit auf Veranlassung von Nervenreizen in Zustände übergehe, in denen nicht mehr außer und nebeneinander gegebene Theile, sondern an deren statt auf dem Wege einer Umwandlung Thätigkeiten und Triebe eintreten, welche nach Maßgabe ihrer Homogeneität eins, und nur nach Maßgabe ihrer qualitativen Differenzen entgegengesetzt und geschieden sind.

Das nähere Verhältniß beider Zustände würde sich dann folgendermaßen gestalten. Das elektrische Fluidum könnte fortan nicht mehr für einen bloßen imponderablen Stoff angesehen werden, sondern würde überhaupt die Stellung gewinnen, ein den Gesetzen einer fremden Daseinssphäre temporär unterworfener Zustand derjenigen Substanz zu sein, deren in sich selbst begründeter und auf sich selbst bezogener Zustand das Selbst oder der innere Sinn genannt wird. Da es im Begriffe des auf sich selbst bezogenen Zustandes liegt, der primäre oder Urzustand zu sein, im Begriffe des auf entgegengesetztes Dasein bezogenen aber, der secundäre oder abgeleitete: so würde der elektrische Stoff durchaus nicht für ein ursprünglich in der Welt Gegebenes, sondern nur für einen abgeleiteten Zustand angesehen werden können, in welchen das ursprüngliche Wesen des Selbst oder Ich dann übertritt, wenn es sich an assimilirbare und wieder abtrennbare Substanzen aus einer entgegengesetzten Daseinssphäre bindet, und aus welchem es sich aufs neue in seinen Urzustand zurückverwandelt, sobald es bei seiner Entbindung von jenem abtrennbaren Wesen (dem Leichnam) in das völlige Selbstsein des innern Sinnes zurückkehrt. Diese Umwandlung wäre aber nicht so zu denken, daß das Selbst bei seiner Verbindung mit dem Leichnam in lauter Elektricität umschlüge (weil dann in ihm selber gar keine psychische Thätigkeit übrig bleiben würde), sondern so, daß ein Theil von ihm in psychischer Thätigkeit und folglich im Urzustande verharrte, während in einem andern Theile seiner selbst diese Umgestaltung

vor ſich ginge. Feſſelung des Selbſt an den Leichnam und partielle Umgeſtaltung des Selbſt zum elektriſchen Fluidum würden nun als Wechſelbegriffe gelten, und zwar ſo, daß das Selbſt, ſoweit es in pſychiſcher Thätigkeit wäre, nicht als elektriſches Fluidum erſchiene, ſoweit es aber als elektriſches Fluidum erſchiene, ſeiner pſychiſchen Thätigkeit verluſtig ginge.

Dann wären aber auch freilich alle elektriſchen Fluida im Univerſum darauf anzuſehen, Theile eines urſprünglichen Selbſt oder abſoluten Ich zu ſein, welche durch Umgeſtaltung des Zuſtandes der Identität des Homogenen verluſtig gegangen und in den der Identität des Homotopiſchen übergeführt worden ſeien, mit der Fähigkeit, unter günſtigern Umſtänden aus dem abgeleiteten in den urſprünglichen Zuſtand zurück zu kehren.

Man ſieht hieraus zur Genüge, daß es erfoderlichen Falls keineswegs an Mitteln mangeln würde, die auf eine weſentliche Verwandtſchaft der pſychiſchen Kraft mit der elektriſchen deutenden Experimente der Nervenphyſik mit den Geſetzen des innern Sinnes in Einklang zu ſetzen. Wir wenden uns daher aus dem offenen Gebiete der Hypotheſe aufs neue in die engen und geſchloſſenen Grenzen der Beobachtung im innern Sinne zurück.

Viertes Capitel.

Vom Verhältniſſe des Bewußtſeins zum Vorſtellungsinhalte.

---

§. 40.

Von der Annihilation der Triebe.

Recapitulation des ganzen Gedankenganges vom eben vollendeten Theile der Unterſuchung. Unterſchied zwiſchen der Hemmung und der Annihilation eines Triebes. Unterſchied zwiſchen annihilirbaren Gegenſtandstrieben und unvernichtbaren Grundtrieben. Die Gegenſtandstriebe ſinken bei der Annihilation in die Grundtriebe zurück.

Das Grundphänomen, von welchem alle Erfahrung ausgeht, und auf welches alle Erfahrung zuletzt ſich gründet, iſt dieſes, daß wahrgenommene Vorſtellungen in Vergeſſenheit gerathen, und aus der Vergeſſenheit wiederum ins Feld der Wahrnehmung zurückkehren können. Mit dieſem Grundphänomen aller Erfahrung, und folglich auch der pſychologiſchen, hat unſere Unterſuchung begonnen, auf dieſes hat ſie ihre Methode des Weiterſchreitens geſtützt.

So gewiß nämlich Vorſtellungen unſerer Wahrnehmung entſinken und in unſere Wahrnehmung zurückkehren, ebenſo gewiß hatte unſere Wiſſenſchaft zunächſt zu zerfallen in eine Unterſuchung über das Entſinkende und Zurückkehrende einerſeits und eine Unterſuchung über Das, von welchem entwichen und zu welchem zurückgekehrt wird, andrerſeits. Es wurde mit der letztern Unterſuchung als der zu allernächſt unumgänglichen der Anfang gemacht, und für die in der Wahrnehmung als einer ſolchen enthaltenen Beſtimmungen der Name des Bewußt-

seins festgesetzt, woraus die Aufgabe entsprang, die höchst verschiedenen Bedeutungen des Bewußtseins oder wahrnehmenden Zustandes (wie z. B. des Bewußtseins als einer Eigenschaft der Vorstellungen, als eines Feldes der Beobachtung u. s. w.) einer Beurtheilung zu unterwerfen. Der Erfolg davon ist gewesen, daß sich in der Thätigkeit der Frage oder der Disjunction ein Princip enthüllte, in welchem die sämmtlichen verschiedenartigen Bedeutungen, worin der Begriff des Bewußtseins angewandt wird, ihre völlige Auflösung und Erklärung fanden. Die Untersuchung über die disjunctive Thätigkeit wurde bis dahin fortgesetzt, wo dieselbe ins Gebiet des Begehrens und Verabscheuens und damit der Lust- und Schmerzgefühle übersprang, indem sich die thätige Disjunction in jedem Falle als das Ergebniß einer gegenseitigen Hemmung zwischen Begierde und Abscheu erwies. Denn daß Gefühle und Begehrungen als solche nicht der Wahrnehmung, sondern dem wahrnehmbaren Vorstellungsinhalt angehören, war bereits klar geworden.

Die Untersuchung wandte sich daher nun auf den letztern. Eine Erklärung seines Wesens als eines solchen ließ sich nicht sofort geben. Statt deren war man genöthigt, sich an Das festzuhalten, was von allem Vorstellungsinhalt als einem solchen ausgesagt werden darf. Die eine dieser Aussagen, nämlich seine ihm an und für sich zukommende Unbewußtheit, ist nur eine negative Bestimmung, durch welche er sich gegen das entgegenstehende Princip der Wahrnehmung oder des Bewußtseins isolirbar zeigt, die andre dieser Aussagen, nämlich seine ihm ebenso allgemein zukommende Verschmelzbarkeit, ist zwar ebenfalls nur eine Verhältnißbestimmung, aber doch eine solche, die sich auf seine eigenen Theile untereinander bezieht, und welche bei der Verschmelzung des Ungleichartigen zwar nur unter eintretender Einwirkung des Bewußtseins, bei der Verschmelzung des Gleichartigen hingegen ohne alle Einwirkung des Bewußtseins erfolgt. Aus einer Verbindung beider Arten von Verschmelzbarkeit des Vorstellungsinhalts sahen wir seine Zergehbarkeit entspringen. Weil sich aber auf diesem Wege keine Hoffnung zeigte, weiter in das Wesen des Vorstellungsinhalts einzudringen, so sahen wir uns genöthigt, es mehr im Speciellen zu versuchen.

Wir verdeutlichten uns also zunächst den am meisten in die Augen springenden Gegensatz von universellem und singulärem Vorstel-

lungsinhalte, und fanden, daß der singuläre der disjungirbare, der universelle aber der undisjungirbare sei. Wir fanden, daß aller universelle Inhalt sich durch seinen Uebergang ins Gedächtniß in singulären umwandle, und daß im Felde der Anschauung des äußern Sinnes universeller Inhalt mit singulärem zu verschieden gemischten Producten verschmelze. Und um zunächst einmal die Grenzen dieses unermeßlich reichen Untersuchungsfeldes abzustecken, versuchten wir es, einerseits in die ganze Höhe der Singularität hineinzusteigen, andrerseits uns in die ganze Tiefe der Universalität hinabzulassen. Wir fanden als das Singulärste des Vorstellungsinhalts jene in sich selbst zergehenden Vorstellungsreihen, welche aus gleichtheiligen und dadurch in sich beweglichen Bildern bestehen, als das Universellste des Vorstellungsinhalts aber jene sich selbst entweder suchenden oder fliehenden Zustände, welche je nach dem verschiedenen Verhältnisse zu den Anschauungen der Zeit und des Raums, worin man sie auffaßt, entweder Gefühle oder Triebe genannt werden. Die Untersuchung der in den Gefühlen und Trieben waltenden Grundgesetze zeigte sich reich und ergiebig an Ausbeute.

Wir sind nun hiermit an einem Punkte angelangt, wo sich die Ergebnisse der drei im Bisherigen vollendeten Untersuchungen zu weitern und höhern Erfolgen miteinander aufs engste zu verknüpfen haben. Durch die bereits gewonnene Aufhellung des Trieblebens sieht sich die Untersuchung über das Wesen des Bewußtseins von dem Hemmnisse befreit, in welches sie gerathen war. Denn das Gebiet, wohinein sie sich bei ihrem Ende plötzlich verschlagen sah, das Gebiet der Triebe, ist uns schon kein unbekanntes Land mehr. Es kehrt daher zunächst die Frage wieder, was das Bewußtsein, d. h. was eine Hemmung unsers Trieblebens zu bedeuten habe. Diese Frage ist identisch mit der andern, was der Uebergang von einem Widerstreite in eine Disjunction der Vorstellungen zu bedeuten habe. Und weil hiermit das Wesen der Disjunction, wenn auch nur erst in einem einzelnen Beispiele, zu noch tiefern und ursprünglichern Verhältnissen des Vorstellungsinhalts unter sich hinabweist, so bekommt darin die abgebrochene zweite Untersuchung als die Untersuchung des allgemeinen Wesens vom Vorstellungsinhalte eine neue Hülfe, durch welche es ihr vielleicht gelingen dürfte, sich nicht mehr in allen Stücken durch den oberflächlichen Gesichtskreis der Disjunction, d. h. des bloßen Erschei-

nens der Vorstellungen im Bewußtsein, wie bisher, gehemmt und gebunden zu sehen.

Kein Bewußtsein und keine Aufmerksamkeit findet, wie wir gesehen haben, statt ohne fragende Thätigkeit, diese schließt aber einen Zweifel oder eine ungewisse Schwebung zwischen Ja und Nein oder zwischen Trieb und Gegentrieb in sich. Beide Triebe sind hier also in einen Kampf oder in eine Hemmung versetzt, welche so lange dauern muß, als nicht durch einen entweder äußerlichen oder innerlichen Grund der eine Trieb das entschiedene Uebergewicht über den andern bekommt. In dieser Hemmung sind die Triebe nicht vernichtet, sondern vollkommen aufbewahrt und unabgeschwächt vorhanden, wie man an der Hast sieht, womit das Thier, nachdem es eine Weile lang gespäht hat, ob der ferne Gegenstand ein Gegenstand der Lust oder der Gefahr sei, entweder hinzu eilt oder hinweg flieht. Die Hemmung oder der Widerstreit besteht also keineswegs darin, daß der entgegengesetzte Trieb den entgegengesetzten vernichte oder ihm an seiner Existenz und seinem Dasein schade, sondern nur darin, daß er ihn in seiner Wirksamkeit hemmt, daß er ihn aus einem gelingenden Triebe in einen mislingenden Trieb umwandelt. Nun aber ist, wie wir gesehen haben, das Mislingen aller Triebe als ein solches mit Unlust verknüpft, und folglich entspringt aus der gegenseitigen Hemmung der Triebe im Bewußtsein eine gemeinschaftliche Unlust, welche so groß ist wie das beiderseitige Mislingen zusammengenommen. Den nicht geringen Trieb dieser Unlustsumme haben wir bereits als den Trieb der Neugierde kennen gelernt. Er ist der Trieb, einer doppelseitigen Hemmung oder einem doppelseitigen Mislingen der entgegengesetzten Triebe zu entrinnen. Und weil keine fragende Thätigkeit ohne eine solche Hemmung gefunden wird, so erklärt sich hierdurch die Stärke des Unlusttriebes, womit eine jede Frage nach ihrer eigenen Auflösung verlangt. Dieser Unlusttrieb wird um so schärfer sein, je stärker die basischen Triebe sind, auf deren gegenseitiger Hemmung er beruht. Daher ist die Leidenschaft im engen Kreise der auf sie zunächst Bezug habenden Anschauungen so klug und schlau, weil sie innerhalb dieses engen Kreises die Neugierde und damit die Fragethätigkeit so hoch spannt, welche die Thätigkeit der Aufmerksamkeit, der Alternative und des Nachdenkens ist. Auf der andern Seite dürfte es leicht einen Mangel an Verstand geben, welcher auf einer allgemeinen Schwäche und zu großen Herabspannung der

Lebensbegierden beruhte. Denn ein großes Gebäude erfodert eine große Basis. Die Basis des Denkens aber ist der Trieb.

Bewußtsein oder Aufmerksamkeit entspringt aus einem Mislingen entgegengesetzter Triebe, und ist folglich an sich selbst ein Phänomen der Unlust, welches als solches selbst unter die Classe der verabscheuenden Triebe oder der Triebe der Unlust gehört. Man muß aber die beim Bewußtsein vorkommende Triebhemmung nicht mit Triebhemmungen von andrer Art verwechseln. Wenn z. B. dem Damokles durch Erblickung des Schwertes, das über seinem Haupte an einem Pferdehaar hing, der Trieb des Herrschens gehemmt wurde, so wurde er damit nicht erst in die Alternative einer Frage verwandelt, ob weiter geherrscht werden solle oder nicht, sondern die auftauchende Furcht entschied diese Frage sogleich mit einem unzweifelhaften Nein. Oder wenn dem Hungernden über einer ihn plötzlich überkommenden Schreckensnachricht der Appetit vergeht, so ist der Trieb des Hungers keineswegs in die Alternative einer Frage umgewandelt, ob gegessen werden solle oder nicht, und ebenso wenig ist er ausgerottet (da er später im verstärkten Maße wiederkehrt), sondern er ist durch ein momentan stärkeres Gefühl getilgt und zum Schweigen gebracht, ebenso wie dem Damokles beim Anblicke des Schwertes momentan die Herrscherlust (welche zwar später, in verstärktem Maße vielleicht sogar, wiederkehren konnte) vollkommen vergangen war. In einer ähnlichen Lage ist das Thier, sobald sich seinem spähenden Blicke die Frage, ob ein ferner Gegenstand Lust verspreche oder Gefahr drohe, zu Gunsten der Lust entschieden hat. Denn in diesem Augenblicke löst sich die Alternative auf, worin beide Triebe standen, und während der Lusttrieb in Thätigkeit tritt, zeigt sich der Trieb der Furcht in Beziehung auf diesen Gegenstand völlig gehemmt und gelähmt.

Vergleichen wir die Fälle, in denen Triebe einander einfach tilgen und unterdrücken, ohne in eine Alternative des Fragens überzugehen, mit denen, worin sie sich in eine solche Alternative umwandeln, so springt zunächst Dies dabei ins Auge, daß in den ersten Fällen der gehemmte Trieb nicht allein seine Wirksamkeit verliert, sondern auch während der Dauer seiner Hemmung ganz aus dem Bewußtsein entschwindet, und so dem Bewußtsein als ein völlig vernichteter erscheint, indem er nur noch in der Erinnerung vorhanden ist, während dagegen in den letztern Fällen die Wirksamkeit des

Triebes keineswegs verloren geht, sondern nur nach innen schlägt, indem sie sich in eine Agilität der Aufmerksamkeit verwandelt. Der Unterschied ist hier so groß, daß während im letztern Falle der Trieb durch seine Hemmung Bewußtsein erzeugt und sich selbst in Bewußtsein umwandelt, er im erstern Falle vermöge seiner Hemmung dem Bewußtsein völlig entschwindet, wenn er vorher in demselben vorhanden war. Ja diese erstern Fälle sind eben die Zustände, nach denen der Unlusttrieb der Wißbegierde strebt, daß der eine der Triebe, welche die Alternative der Disjunction bilden, völlig seine Wirksamkeit in der Gegenwart und damit auch sein Vorhandensein im Bewußtsein einbüße.

Wohin verschwindet denn aber der Trieb, welcher völlig seine Wirksamkeit in der Gegenwart einbüßt, und damit auch sein Vorhandensein im Bewußtsein? Bleibt außer seinem Gedächtnisse noch irgend Etwas von ihm übrig, das wieder auftauchen könnte, und von welcher Art sollte dies sein? Am einfachsten läßt sich diese Frage auflösen durch Eingehen auf Beispiele.

Wenn beim Thiere der Trieb der Flucht vor einem gefürchteten Gegenstande dadurch ganz außer Wirksamkeit gesetzt wird, daß es diesen Gegenstand als gefahrlos erkennt, so behauptet man nicht zu viel, wenn man diesen Trieb einen völlig annihilirten nennt. Denn er bestand in dem Unlustgefühl drohender Gefahr, welches von dem Gegenstande ausging und in dem Thiere eine repulsive Wirksamkeit äußerte. Dieses Unlustgefühl, welches aus dem Irrthume eines unvollkommenen Sehens entsprang, löst sich bei genauerm Hinblicken völlig in Nichts auf oder annihilirt sich (mit Ausnahme des in der Erinnerung zurückbleibenden und in der Gegenwart eine indirecte Lust weckenden Gedächtnißbildes). Ist aber das Unlustgefühl der künftigen Gefahr in Nichts zerronnen oder völlig annihilirt, so ist damit auch der Trieb zur Flucht annihilirt, welcher nichts Andres ist als die Wirksamkeit eines mit Unlust geschwängerten Bildes. Triebe und Gefühle sind darum annihilirbar, weil sie aus einem zufälligen oder gelegentlichen Zutreffen von Umständen zu entspringen vermögen, welche, wie sie sich zusammengestellt haben, auch wieder auseinander zu weichen pflegen. Wird mir die Lust an einem Gegenstande, an welchem ich mich zu ergötzen hoffte, verleidet, so entsprang die Lust aus einer falschen Vorstellung, welche ich mir

bisher von dem Gegenstande machte, entweder überhaupt, oder insofern ich nicht bedachte, welche modificirende Umstände zu ihm hinzutreten könnten, um ihn zu einem andern zu machen, als er mir bisher erschienen war. Daher denn auch eine solche verleidete Lust, wie die des Damokles, zu herrschen, oder die des gestochenen Kindes, noch ferner mit der Schere zu spielen, ein nicht blos gehemmter, sondern ein völlig annihilirter Trieb zu nennen ist. Zwar ist damit im Kinde der Trieb, mit blanken Instrumenten zu spielen, und im Damokles der Trieb zu herrschen nicht ein für allemal erloschen, aber er ist völlig erloschen für diesen einen bestimmten Fall. Und dieser letztere Ausdruck bezeichnet etwas weit Stärkeres, als er auf den ersten Anblick zu bezeichnen scheint. Wenn z. B. der Hunger, als der Unlusttrieb des weiter oben bereits besprochenen Selbstverlustes, durch die Einnahme einer Mahlzeit gestillt wird, so bedeutet diese Stillung eine wirkliche Annihilation des Hungers. Denn durch die Wiederherstellung des verlorenen Zustandes meiner selbst ist die negative Größe des Selbstverlustes, und mit ihr die positive Größe des an ihr hängenden Unlusttriebes völlig aufgehoben, annihilirt und vernichtet, und es würde dabei ein schlechter Einwurf der sein, daß nach geschehener Verdauung mein Hunger wiederkehren und sich dadurch als nur zurückgedrängt und gehemmt, nicht aber als vernichtet erweisen würde. Denn der künftige Hunger hängt an zukünftigen Selbstverlusten, also an Zuständen, von denen in der Gegenwart noch gar nichts vorhanden ist, der gegenwärtige Hunger aber ist annihilirt, und folglich kann in diesem Augenblicke von einem Hunger nicht in mir die Rede sein. Erwägt man genauer, so findet man, daß in den Augenblicken, wo uns gehoffte Freuden verleidet werden, etwas ganz Aehnliches stattfindet. Dem gestochenen Kinde ist sein Trieb, mit einem blanken Instrumente zu spielen, für die Dauer seines Schmerzes völlig vernichtet, weil ihm durch den Schmerz die Lust daran völlig vernichtet ist, denn es spürt für diese Dauer durchaus keine Lust mehr dazu. Mit dieser Lust ist aber der Trieb völlig vernichtet, denn der Trieb ist die Wirksamkeit dieser Lust. Es könnte sein, daß der Trieb mit blanken Instrumenten zu spielen so stark beim Kinde wäre, daß während es sich vor der Schere scheute, es sich schon in seiner Phantasie nach blanken Gegenständen andrer Art sehnte, oder daß der Herrschertrieb des Damokles so groß

wäre, daß, während ihn der gegenwärtige Thron anwiderte, ihn zu gleicher Zeit ein in seiner Phantasie stehender andrer lockte. Auch in diesen Fällen würde aber der Phantasietrieb nur in einem uneigentlichen und irrthümlichen Sinne eine Fortsetzung des annihilirten Triebes, der vom wirklichen Gegenstande ausging, genannt werden. Denn jene Lust, welche vom wirklichen Gegenstande ausging, und diese Lust, welche vom Phantasiebilde eines nicht vorhandenen Gegenstandes ausströmt, sind nicht dieselbe Empfindung und folglich sind auch die Triebe dieser verschiedenen Empfindungen nicht ein und derselbe Trieb. Die Lust am verleideten Gegenstande kann sich ohne weiteres annihiliren, ohne daß sie nöthig hätte, erst eine andre ihr ähnliche Lust in einem ihr ähnlichen Phantasiebilde hervorzurufen. Vielmehr kann der Trieb des Kindes, sich die Langeweile zu vertreiben, sich dermaßen auf andre Gegenstände werfen, daß alle blanke Instrumente und damit auch die Lust und der Trieb nach ihnen völlig vergessen sind. Und so wird auch die Lust am Herrschen bei zu großen Hindernissen völlig vergessen, sobald nur das Leben zur Ausfüllung seiner Leere sonstige hinreichende Ersatzmittel bietet. In keinem Falle kann man aber Triebe, welche sich nicht aus sich selbst, sondern nur aus der allgemeinen Flucht des Lebens vor seinen Grundschmerzen nach Umständen und Gelegenheiten, nach sinnlichen Anreizungen und Erinnerungen des Gedächtnisses, zufällig wiedererzeugen, dann noch dieselben nennen, wenn die Wiedererzeugung in Beziehung auf einen ganz andern Gegenstand erfolgt. Freilich muß auf der andern Seite hierbei bemerkt werden, daß sich an einem Triebe, welcher auf einen bestimmten Gegenstand geht (Gegenstandstrieb) nur Dasjenige annihiliren und außer Wirksamkeit setzen läßt, was in ihm der von diesem Gegenstande ausgehenden Empfindung angehört. Aber eben Dieses ist es, was unter dem Triebe von einer bestimmten Art verstanden wird. Man überzeugt sich davon besonders stark in den Fällen, wenn uns durch Gemüthsbewegungen der Hunger vergeht. Da in diesen Fällen kein Selbstverlust erstattet und also die Lebensschwäche, auf welcher der Hunger beruht, nicht gehoben wird, so kann hier das Aufhören des Hungers nur darin bestehen, daß die Lust, diesen fortwährenden Selbstverlust auf die gewöhnliche Art wieder zu erstatten, auf eine krankhafte Art aus dem Organismus entschwindet. Die Speisen, welche uns sonst Appetit

erregten, ekeln uns an, das gewöhnliche Verhältniß des Nervensystems zu seinen Reizen oder Lustmitteln ist durch eine anderweitige Ueberreizung des erstern dermaßen verändert, daß der Hunger als Gegenstandstrieb, d. h. als die Summe der sonst auf die gewöhnlichen Reizmittel erfolgenden Lustgefühle sich völlig vernichtet zeigt, während er als Grundtrieb fortdauert.

Aus dem Bisherigen folgt, daß überall dort, wo eine Hemmung der Triebe stattfindet, ohne daß dieselben sich dabei in eine Alternative des fragenden Bewußtseins verwandeln, diese Hemmung in nichts Geringerm als in einer völligen Annihilation entweder des ganzen Triebes oder eines Bestandtheils von ihm besteht. Der annihilirbare Bestandtheil ist der Gegenstandstrieb, der unantastbare aber der Grundtrieb. Hieraus ist nun aber klar, daß es eine Hemmung der Triebe von einer solchen Art, daß das Gehemmte in der Hemmung unvernichtet fortbestehe, gar nicht gibt, ausgenommen diejenige, in welcher der gehemmte Trieb sich in die Alternative einer Frage umwandelt, oder daß überall, wo ein Trieb von innen so gehemmt wird, daß das Gehemmte in der Hemmung fortdauert, die Hemmung eine Bewußtsein erzeugende ist.

Die Annihilation ist für die Triebe etwas ganz Aehnliches, als wie das Gedächtniß für die Sinnempfindungen. Denn während sich der Trieb annihilirt, sinkt das Phantasiebild, an welchem er haftete, gleich einer verschwindenden Sinnempfindung ins Gedächtniß ab. Daß der Trieb annihilirt werden kann, was beim Phantasiebilde nicht der Fall ist, beruht darauf, daß er blos ein aus den Urtrieben des Selbst hervorgehobenes Element ist, das bei veränderten Umständen wieder in seinen Grund zurücksinkt. Daß dem so sei, sieht man an drei Umständen ganz besonders:

Erstlich daran, daß alle annihilirbaren Triebe oder Gegenstandstriebe sich verstärken in dem Maße, als die unvertilgbaren Grundtriebe, aus denen sie stammen, sich verstärken. Der Appetit des Thieres nach einer gewissen Speise wird sich schärfen nach dem Grade, in dem das Thier überhaupt hungrig ist. Der Ausgehungerte fühlt Appetit nach schimmligem Brote und ähnlichen Speisen, welche den nur im gewöhnlichen Sinne Hungrigen anekeln. Dem Uebellauniſchen erregen kleine Unannehmlichkeiten Zorn und Eifer, die der Gutgelaunte heiter und ohne außer Fassung zu kommen erträgt. Ein Wesen ohne

allen Hunger würden alle Leckereien der Welt nicht rühren, und ein Wesen ohne Grundschmerzen überhaupt würden selbst die härtesten Angriffe auf sein Leben nicht zum Zorne reizen.

Zweitens wird sich der Grundtrieb, sobald ein aus ihm hervorgehobener Gegenstandstrieb annihilirt wird, mit desto schärferer Gewalt auf andre Gegenstände werfen, woraus man sieht, daß der Theil des Grundtriebes, welchen der Gegenstandstrieb heraushob, nicht vernichtet ist, sondern zur Bildung neuer Gegenstandstriebe verwandt wird. Wer in Hoffnung auf eine angenehme Schüssel alle vorausgehenden Speisen vorbeigehen ließ, wird, sobald dieselbe verbrannt zum Vorschein kommt, und sich folglich in Bezug auf sie der Appetit annihilirt, es bedauern, daß er die ersten Gerichte hat vorübergehen lassen, auf die sich nun der Appetit nachträglich noch wirft, da es zu spät ist. Dem Jünglinge, welchem seiner Geliebten gegenüber kein andres Mädchen schön erschien, werden, sobald er ihre Untreue erfährt, und seine Liebe gegen sie erkaltet, fortan auch die andern wieder schön erscheinen.

Der dritte Umstand ist der, daß die Bilder vergangener Anschauungen, welche mit starken Trieben verknüpft waren, bei ihrer Wiedererinnerung auch wieder aufs neue den Trieb hervorrufen. In der Erinnerung an eine Beleidigung wird die Faust geballt durch den wiedererwachenden Zorn, welcher lange geschlummert hatte. Dieser wiedererwachende Zorn ist eine primäre Vorstellung, denn er wird von dem Erinnerungsbilde des vergangenen zornigen Zustandes, das sich ebenfalls mit erweckt, sehr wohl unterschieden. Aber er entsteht in Bezug auf dieses Erinnerungsbild und vermöge desselben, er wird durch dasselbe nach dem Gesetze der Verschmelzung des Gleichartigen aus den Grundschmerzen unsers Selbst herausgehoben, als ein das Erinnerungsbild schwängerndes Gefühl.

Es geht demnach bei der Annihilation eines Triebes immer eine Scheidung des bisherigen primären Vorstellungsbildes in zwei Elemente vor sich. Nämlich derjenige Theil des Triebes oder Gefühls, welcher durch Vermischung mit den singulären Elementen der Sinnanschauung selbst singuläre (d. h. erinnerbare) Gestalt gewann, dauert als singuläre oder geformte Vorstellung im Gedächtniß fort, dagegen derjenige Theil, welcher fortwährend primär blieb (und dies ist der eigentliche Trieb), wieder in den Urquell des unbewußten Grundgefühls, woraus er stammt, untersinkt. Dieselbe Scheidung in zwei

Bestandtheile kommt aber auch bei jedem Entschwinden einer Sinnanschauung schon für sich allein vor. Denn was die Sinnanschauung von ihrem Gedächtnißbilde unterscheidet, und also ihren schlechthin primären Bestandtheil ausmacht, ist ihre Gefühlsfrische. Diese muß daher ein Element sein, das durchaus nicht in einen erinnerbaren Inhalt übergehen kann. Damit ist aber ausgesprochen, daß dieselbe überhaupt kein singulärer Inhalt ist. Denn wäre sie dies, so würde sie sich bei der Erinnerung dem übrigen Inhalte nach dem Gesetze der Aehnlichkeit anschließen. Es bleibt also nichts Andres übrig, als daß die Sinnempfindung ihrer Anschauungsfrische nach aus an sich universellen Gefühlen besteht, welche durch die Berührung der verschiedenen Selbste untereinander aus den Grundgefühlen meines Selbst momentan emporgehoben werden, und nach aufgehobener Berührung wieder in ihrem Urquell untersinken. Dieser Urquell ist daher Quell der Farben, der Töne, der Geschmäcke, der Gerüche u. s. f., und es wird dadurch begreiflich, wie manchmal im Traum sich ihm Visionen zu entheben vermögen, welche an Glanz und Empfindungstiefe das am Tage mit den Sinnen Angeschaute noch beiweitem übertreffen.

Das Begehren aller Triebe geht entweder auf die Erhaltung und Fortsetzung, oder auf die Annihilation eines Gefühls oder einer Sinnanschauung. Der Trieb der Furcht vor einem gefahrdrohenden Gegenstande treibt das Thier, die Anschauung des Gegenstandes zu annihiliren, sich abzuwenden und zu fliehen, oder aber den Gegenstand selbst zu annihiliren, d. h. zu zerstören und zu bekämpfen. Der fliehende Strauß steckt seinen Kopf in einen Busch, als ob mit der Anschauung des Gegenstandes auch der Gegenstand selbst entschwände. Umgekehrt begehrt jeder Lusttrieb sowol die Nähe des lustbringenden Gegenstandes, als seine eigene Lust, d. h. sich selbst. Und da der Unlusttrieb auch den Zustand begehrt wonach er das Streben ist, nämlich Annihilation der Unlustanschauung, so begehrt auch der Unlusttrieb sein eigenes Streben, d. h. sich selbst. Dies angewandt auf die Triebhemmung ergibt das Resultat, daß die Neugierde ein gegenseitiges Streben zweier Triebe ist, einander zu annihiliren, d. h. einander aus dem emporgehobenen Zustande ihrer Activität wiederum in die Latenz ihres Urquells zurückzustoßen. Der übrig bleibende und sich vollziehende Trieb des Thieres heißt dann sein Wille.

§. 41.

Grundtrieb und Gegenstandstrieb.

Das Grundgefühl fällt mit seinem Gegenstande zusammen, das Gegenstandsgefühl verhält sich antithetisch. Die Gefühle der mittlern Schicht. Unterschied von Gegenstandsgefühlen und Gegenstandsempfindungen. Erstere sind disjungible, letztere sind disjungirte, aber nicht disjungible Gefühle.

Ehe wir in das Wesen der wirklichen Triebhemmung weiter eindringen, sind noch nähere Erläuterungen über den Gegensatz von Gegenstandstrieb und Grundtrieb zu geben.

Schon einmal an einem frühern Orte wurde uns dieser Gegensatz wichtig, ohne daß wir im Stande waren, uns seine Beschaffenheit näher zu verdeutlichen. Wir fanden nämlich, daß unter den universellen Vorstellungen einige, welche wir deshalb allgemeine Stimmungen nannten, einander schlechthin ausschließen, wie z. B. eine fröhliche Stimmung eine traurige ausschließt, während hingegen andre sich nur ausschließlich verhalten, wenn von einem und demselben Gegenstande die Rede ist, wie z. B. derselbe Gegenstand, insofern er begehrt wird, nicht auch zugleich verabscheut werden kann, ausgenommen in der Alternative des Denkens. Dagegen können wir sehr wohl zu derselben Zeit den einen Gegenstand verabscheuen und den andern begehren, ohne daß dieses Begehren jenem Verabscheuen im mindesten hemmend in den Weg trete. Lust und Schmerz sind hier durch die verschiedenen Gegenstände, von denen sie ausgehen, vor dem Ineinanderschmelzen gesichert, Lust und Schmerz sind aber hier auch schon nicht mehr im strengen Sinne universelle, d. h. undisjungirbare Vorstellungen. Denn undisjungirbar sind sie nur jede in Beziehung auf den Gegenstand, von welchem sie ausgeht, aber disjungirbar in Beziehung auf den Raum meines Bewußtseins, worin eine jede mit der andern zugleich erscheinen kann. Ganz dasselbe Verhältniß ist uns nun zum zweitenmal begegnet unter der Form von Gegenstandstrieben, welche Gefühle bezeichnen, die von bestimmten einzelnen Gegenständen ausgehen, und Grundtrieben, welche Gefühle bezeichnen, die den ganzen unzertheilten Grund des eigenen Selbst ausfüllen, und folglich weder Triebe andrer Art neben sich dulden, noch mit gewissen erlöschenden Eindrücken von außen erlöschen können. Dort war uns dieser Unterschied wichtig geworden in Beziehung auf das Verhältniß

von Vorstellungsinhalt überhaupt zu Bewußtsein, hier wurde er zum unentbehrlichen Erklärungsmotiv in Beziehung auf den Mechanismus der Triebhemmungen.

Zunächst scheint der Unterschied von Gegenstandsgefühl und Grundgefühl ein nur relativer zu sein. Denn auch die Grundgefühle oder allgemeinen Stimmungen haben ihren Gegenstand, von welchem sie ausgehen, nämlich das eigene Selbst. Aber in diesem Selbst als einem solchen haben wir nichts Andres entdecken können als den beharrenden Zustand eines Lustgefühls, das durch entgegengesetzte Gefühlszustände modificirt wird. In Beziehung auf dieses Selbst sind Gefühl und Gegenstand ein und dasselbe, und also sind Grundgefühle solche, welche mit ihrem Gegenstande zusammenfallen, was bei den Gegenstandsgefühlen beiweitem nicht der Fall ist. Denn wenn wir uns auch genöthigt sehen, ein jedes fremde Selbst als ein solches ebenfalls gleich dem unserigen für ein beharrendes und sich durch Ueberwindung von Schmerzen höher anfachendes Lustgefühl zu halten, so wirkt dasselbe bei seinem Eindringen in unsere eigene Sphäre zunächst nie in der Eigenschaft Dessen, was es an sich selbst ist. Denn es ist an sich selbst eine Lustempfindung, und müßte folglich, sollte hier Gefühl und Gegenstand in eins fallen, meinem Selbst von seinem Selbst, d. h. von seiner Lust, mittheilen. Statt dessen ist, wie wir gesehen haben, das Grundverhältniß aller äußerlichen Sinnlichkeit der Schmerz, also die Mittheilung oder Erweckung des Entgegengesetzten von Dem, was der mittheilende Gegenstand an sich selbst ist. Der Unterschied von Grundtrieb und Gegenstandstrieb ist demzufolge sowenig ein blos relativer, daß er vielmehr aufs allertiefste in die Grundverhältnisse unsers Lebens eingreift. Denn der Unterschied zwischen einem an sich selbst seienden Gefühle, und einem Gefühle, das sich zu seinem vorausgesetzten Gegenstand antithetisch verhält, fällt ganz zusammen mit dem Unterschiede von innerm und äußerm Sinne, von Empfindung meiner selbst und Empfindung eines Andern außer mir.

Ein jedes Gegenstandsgefühl schmilzt mehr oder weniger als ein Bestandtheil in die allgemeine im Selbst herrschende Stimmung ein. Denn die Gegenstandsgefühle sind ebenso wol als die Grundgefühle Gefühle meiner selbst oder Modificationen meines Selbstgefühls. Daher es in unserer Macht steht, die Grundstimmung unserer Seele

durch Eindrücke von außen zu verändern, ja selbst ganz umzuwandeln. Wenn z. B. ein Verlust von gleicher Größe beim Kartenspiel den Einen um seine gute Laune bringt, während er beim Andern die Gemüthsstimmung nicht merkbar verändert, so zeigt sich darin ein für den Charakter beider Personen wichtiger Unterschied in Beziehung auf die Modificirbarkeit ihrer Grundgefühle durch Gegenstandsgefühle. Auch Der, welcher die heitere Laune nicht verlor, empfand den Verlust als eine Unlust. Aber er empfand diese Unlust als ein zu seinem Selbst nicht gehöriges Gegenstandsgefühl, von welchem er sein Selbst oder sein Grundgefühl sogleich möglichst zu befreien bestrebt war. In einem ähnlichen Sinne ist der tapfere Soldat bestrebt, das Grundgefühl seines innersten Selbst von der Unlust, welche beim Anblick der feindlichen Waffen als ein Gegenstandsgefühl auf ihn eindringt, unberührt und frei zu erhalten. Man sieht an diesen Beispielen zugleich, daß man sich unter Gegenstandsgefühlen nicht blos unmittelbare Empfindungen des äußern Sinnes, wie z. B. die des Süßen, Glänzenden u. dgl. zu denken hat, und daß also die eben aufgestellte Parallele zwischen Gegenstandsgefühl und äußerm Sinne, sowie zwischen Grundgefühl und innerm Sinne noch einer vorsichtigen Beschränkung bedarf. Denn wenngleich eine jede Empfindung des äußern Sinnes ein Gegenstandsgefühl genannt werden muß, so ist darum noch nicht ein jedes Gegenstandsgefühl eine unmittelbare Empfindung des äußern Sinnes zu nennen.

Man erkennt den letztern Unterschied am deutlichsten dann, wenn Gegenstandsgefühl und Sinnempfindung sich trennen. Man setze den Fall, ein Mensch würde gezwungen, einen giftigen Trank zu nehmen, welchem ein süßer Geschmack beiwohnte. So wird die unmittelbare Empfindung des Süßen als eine solche ihm ein angenehmes Gegenstandsgefühl sein. Aber das Bewußtsein, daß diese Süßigkeit zum Tode führt, wird die Qualität dieses Gegenstandsgefühls nicht tief in die verzweiflungsvolle Grundstimmung des Unglücklichen eindringen lassen. Nun stelle man sich aber vor, dieser Mann sei Sokrates, so sehen wir eine entgegengesetzte Stimmung als Grundgefühl das Selbst erfüllen. Daß Sokrates dabei sollte auch nicht den kleinsten Schauer im Angesichte des nahen Todes empfunden haben, ist nicht anzunehmen. Denn Sokrates war ein Mensch. Aber dieser Todesschauer wurde von einer tiefern Stimmung des Selbstgefühls aus

als ein Gegenstandsgefühl zurückgewiesen und bekämpft, sodaß wir in diesem Falle zwischen dem reinen Gegenstandsgefühle und der reinen Stimmung noch ein Mittelglied zu unterscheiden bekommen, welches vom äußerlich sinnlichen Eindrucke aus als Grundgefühl, aber vom Grundgefühle des Selbst aus als Gegenstandsgefühl erscheint. Man hat dieselbe Unterscheidung ebenfalls sehr deutlich vor Augen, wenn man sich in einem schlagfertigen Kriegesheere zwischen den sinnlichen Eindrücken der lustigen Musik und glänzenden Waffenrüstungen und dem Grundgefühle des Muthes und der Begeisterung die bange Ahnung eines vielleicht nahen Todes als ein Gegenstandsgefühl des innern Sinnes, zwar immer abgewiesen und bekämpft, dennoch immer wiederkehrend und als finstern Schatten auf- und abflutend denkt.

Es geht aus dem Bisherigen ein zwiefaches Resultat hervor, erstlich daß in unserm Gefühlsleben drei Grade oder gleichsam Schichten sich voneinander zu sondern vermögen, und sodann, daß diese drei Gefühlsschichten nach dem Gesetze der Verschmelzung des Gleichartigen einen beständigen gegenseitigen Einfluß aufeinander ausüben. Denn eine widerstrebende Grundstimmung läßt ebenso wenig irgend ein Gegenstandsgefühl von entgegengesetzter Art zu einem reinen Anklingen kommen, als eine ohne äußerliche Stütze gelassene Grundstimmung sich gegen eine überströmende Flut entgegengesetzter Gegenstandsgefühle auf die Dauer wird halten können. Sondern was in irgend einer der drei Gefühlsschichten als ein vereinzelter und heterogener Bestandtheil vorhanden ist, wird immer in Gefahr schweben, durch eine Zusammenschmelzung der den sämmtlichen Schichten gemeinsamen homogenen Elemente gänzlich überdeckt und überwogen zu werden.

Gegen dieses im moralischen Leben die größte Beschwerde verursachende Ueberwiegen der homogenen Gefühlsmassen können wir uns häufig dadurch schützen, daß wir der dabei in Nachtheil gerathenden Grundstimmung unserer Seele, welche wir aufrecht zu erhalten beabsichtigen, durch die künstliche Erregung von Gegenstandsgefühlen ähnlicher Natur zu Hülfe kommen. So verfährt der Soldat, wenn er sich durch eine muntere und fröhliche Militärmusik sinnliche Eindrücke zusetzt, welche mit der Grundstimmung des frischen und fröhlichen Muthes, welche aufrecht erhalten werden soll, übereinstimmen. So verfuhr Corneille, wenn er bei der Composition seiner Trauer-

ſpiele ſich die Fenſter mit ſchwarzen Vorhängen verhing, um ſeiner dichteriſchen Stimmung durch einen homogenen ſinnlichen Zuſatz, den Eindruck des gedämpften Lichtes, zu Hülfe zu kommen. So verfährt die Kirche, wenn ſie durch die Eindrücke einer erhabenen Architektur, einer feierlichen Muſik, einer helldunkeln Glasmalerei u. ſ. w. der Stimmung einer Einkehr des Menſchen in ſein eigenes Innere erleichternd zu Hülfe kommt.

Gehen wir nun näher ein auf die drei in Wechſelwirkung befindlichen Schichten unſerer Gefühle, ſo entdeckt es ſich, daß die mittlere Schicht Das mit der innerſten gemeinſchaftlich hat, daß ſie ebenfalls dem innern Sinne anheimfällt, weil ihre Empfindungen nicht zu denen des äußern gehören, daß ſie aber mit den äußerlich ſinnlichen Empfindungen die Eigenſchaft theilt, ſich auf einen beſtimmten Gegenſtand zu beziehen, und in Folge deſſen auch in Beziehung auf andre gleichzeitig vorhandene Gegenſtände andre Empfindungen deſſelben Grades von entgegengeſetzter Natur gleichzeitig zuzulaſſen. Mit andern Worten, es ſind in den Gefühlen der mittlern Schicht ebenſo wol als in den äußerlich ſinnlichen Empfindungen gewiſſe Grade von Disjungirbarkeit zugelaſſen, welche die Gefühle der mittlern Schicht zu einem Uebergangsgliede zwiſchen dem Selbſt als Mittelpunkt und Stamm der innern Sinnlichkeit und den Empfindungen der äußerlichen Sinnlichkeit ſtempeln.

Einzig und allein die Grundſtimmungen unſers Weſens oder Selbſt ſind ſchlechthin undisjungirbar. Es iſt z. B. unmöglich, daß die Grundſtimmung meiner ſelbſt in demſelben Augenblicke eine muthvolle und muthloſe zugleich ſei, oder daß ich mich in demſelben Augenblick in einer heiteren und wohlgemuthen, aber auch ebenſowol in einer trüben und mismuthigen Stimmung zugleich befinde. Dieſes geht ebenſo wenig an, als daß ich gegen dieſelbe Perſon in einem und demſelben Augenblick Haß und Wohlwollen zugleich empfinden könnte. Denn man kann die Grundgefühle unſerer Seele als Empfindungen unſer ſelbſt gegen uns ſelbſt betrachten, welche darum ſchlechthin undisjungirbar oder intolerant ſein müſſen, weil wir ſelbſt eben nur wir ſelbſt und niemals eine andre Perſon als wir ſelbſt ſind. Dagegen iſt es möglich, in Beziehung auf andre Perſonen außer uns zu gleicher Zeit ſowol Liebe als Haß zu empfinden, nämlich Liebe gegen die eine und Haß gegen

die andre, und wir werden im Stande sein, beide Empfindungen in Rücksicht auf die verschiedenen Gegenstände, von denen sie ausgehen, genau zu sondern und zu unterscheiden, obgleich sie doch dabei zugleich in eine gewisse gemischte Grundstimmung unserer Seele zusammenschmelzen. Auch kann uns der Umstand, daß Vorstellungselemente, welche in der Grundstimmung des Selbst als verschmolzene existiren, dennoch zu gleicher Zeit in Beziehung auf die mit ihnen verknüpften Gegenstandsbilder als getrennte bestehen, an diesem Orte nicht mehr als ein Widerspruch erscheinen, nachdem bereits oben bei Gelegenheit der Disjunctionsscalen eingesehen und bewiesen worden ist, daß alle Begriffsbildung auf dem Gesetze beruht, daß ein Vorstellungsinhalt, welcher im Felde der einen Disjunctionsscale ein verschmolzener ist, dessenungeachtet im Felde der andern Disjunctionsscale ein gesonderter sein kann.

Man kann den Umstand der absoluten Undisjungirbarkeit unserer Grundstimmungen recht wohl dazu benutzen, um in zweifelhaften Fällen die Grenze zu bestimmen, wo in unserm Gefühls- oder Triebleben der reine Bestand unsers Selbst aufhört, und die Wirksamkeit fremder Selbste in der Sphäre unsers eigenen anfängt. So z. B. ist der Hunger, wenn man unter ihm die reine Empfindung des Selbstverlustes versteht, eine schlechthin undisjungirbare Empfindung, und dennoch kann ich zu gleicher Zeit in Beziehung auf die eine Speise Appetit, in Beziehung auf die andere Ueberdruß empfinden, d. h. das undisjungirbare Grundgefühl des Hungers kann durch Verhältnisse meiner Person zu andern Gegenständen disjungirbare Bestimmungen in sich aufnehmen, welche ihm als einem Grundgefühl stets fremd bleiben, und daher Vorstellungselemente bilden müssen, welche zu meinem innern Sinn gehören, ohne doch Theile meines Selbst im strengern Sinne zu sein. Sie bilden solche Theile meines Selbst, welche dieses Selbst nur dadurch in sich duldet, daß es sie als ein blos Zukommendes, Zufälliges von seinem Wesen unterscheidet.

Alle Gefühle der mittlern Region sind von der Art der allgemeinen Stimmungen, wie z. B. Furcht, Hoffnung, Lust, Unlust, Hunger, Sehnsucht u. dgl. Sie sind selbst diese Stimmungen, insofern dieselben in Beziehung auf bestimmte Gegenstände stattfinden, in Beziehung auf andere nicht. Dagegen sind reine Gegen-

standsempfindungen solche, welche Elemente aus Disjunctionsscalen dermaßen in sich eingeschmolzen besitzen, daß dieselben nicht aus ihnen herausgetrennt werden können. So z. B. trägt die *Farbe* die *Raumfläche* in sich als ein unaustrennbares Element, jeder *Ton* ist ein unaustrennbares Glied aus der Disjunctionsscale der zwischen tiefen und hohen Tönen ausgespannten *Tonleiter*, der Schmerz des *Verbrennens* ist an den *Ort* geknüpft, welchen das verbrannte Glied einnimmt in der Disjunctionsscale meiner eigenen Leibesausdehnung. Diese *Gegenstandsempfindungen* unterscheiden sich demnach dadurch von den Gefühlen der mittlern Region, daß sie *disjungirte* Gefühle genannt werden dürfen, d. h. Gefühle, welche mit Disjunctionselementen vermischt vorkommen, während die andern *disjungible* Gefühle, d. h. solche sind, welche in Disjunctionsscalen einzutreten *vermögen*, aber nicht nothwendig eintreten. Dabei springt es wiederum in die Augen, daß es *Gegenstandsgefühle* gibt, welche *nicht Empfindungen sind*. Wenn z. B. ein *Flötenton*, welcher mir Anfangs Lust erregte, mir dadurch, daß ich ihn zu lange höre, Ueberdruß und Unlust erweckt, oder wenn der Geschmack des *Tabackrauchs*, welcher anfangs ein unangenehmer ist, durch Gewohnheit zum angenehmen wird, so kommen hier offenbar Gefühlselemente mit ins Spiel, welche nicht zur *Empfindung* als solcher gehören, obgleich sie sich schwer aus derselben sondern lassen. Sie zeigen sich nur dadurch als *abtrennbare* Elemente, daß sie sich mit der Empfindung bald vermischt zeigen, bald nicht.

Die *Gegenstandsempfindungen* unterscheiden sich dadurch von den *Gegenstandsgefühlen*, daß die ersten nicht im Stande sind, für sich allein eine Frage zu bilden, die zweiten hingegen wohl. Z. B. wenn ich frage, ob ein Gemälde eine Gegend um *Rom* oder um *Neapel* vorstelle, so sind Rom und Neapel *Gedächtnißbilder*, welche bei Gelegenheit der Empfindung des Gemäldes in eine Disjunction treten, an *welcher die Empfindung selbst keinen Antheil nimmt*. Wenn ich zweifelhaft bin, ob das Gemälde schön sei oder nicht, so treten hier zwei Gegenstandsgefühle, das des *Wohlgefallens* und das des *Misfallens*, die sich mir beide aus dem Gemälde mittheilen, miteinander in Disjunction. Die *Empfindung* des Gemäldes selbst kann hingegen nur *mit Gedächtnißbildern, nicht mit andern Empfindungen ihres Gleichen* in

Disjunction treten, wie schon an einem andern Orte ist auseinandergesetzt worden.

Nur die Empfindungen als solche bilden den äußern Sinn, die Gegenstandsgefühle gehören als solche dem innern Sinn an, indem sie aus einer Beziehung der Gegenstandsempfindung zum Selbst und seinen Grundstimmungen entspringen. Die Gegenstandsempfindungen als solche sind, abgesehen von den Gedächtnißbildern, die sie zurücklassen, annihilirbar. Denn sie annihiliren sich mit dem Verschwinden ihres Gegenstandes aus dem Sinnfelde. Die Gegenstandsgefühle sind annihilirbar, weil sie Modificationen der Grundgefühle durch die Empfindungen sind. Was bei der Frage in Disjunction tritt, sind daher immer Elemente des innern Sinnes, niemals des äußern. Nun aber gibt es zwischen den Grundtrieben des Selbst ebenfalls keine Disjunction, was sie den Empfindungen ähnlich macht, zu denen sie aber den Gegensatz bilden, daß die Grundtriebe nicht annihilirbar sind, während die Empfindungen dieses sind.

Die Grundlust, welche das Selbst heißt, kann so lange in keine Disjunction treten, als sie sich selbst gleichbleiben soll. Dagegen können sämmtliche Stimmungen an dieser Grundlust, welche sich an gewisse Umstände anknüpfen, z. B. an Gewinn oder Verlust, an Ehre oder Schande u. dgl. in Frage treten, z. B. ob mich die Schande betrüben, ob mich der Gewinn erfreuen soll. Dies sind aber lauter Stimmungen, welche so gut annihilirbar sind, als die Umstände entschwinden können, die sie hervorrufen. Daraus geht also das Gesetz hervor: Eine Frage ist nur bildbar einestheils aus den secundären Vorstellungen des inneren Sinns, anderntheils aus denjenigen primären Vorstellungen desselben, welche annihilirbar sind, d. h. welche ihren Ursprung haben aus einer Beziehung des Selbst auf die Empfindungen des äußern Sinns. Im Gebiete des innern Sinns ist also überall, wo Triebhemmung möglich ist, auch Triebannihilation möglich und ausführbar. Wenn die Empfindung, welche einen Trieb ins Leben rief, oder dem Selbst entlockte, weicht, so entsteht eine Annihilation des Triebes. Wenn aber bei fortgesetzter Empfindung und fortdauerndem Gegenstandsgefühl sich demselben ein Gegengefühl entgegendrängt, so entsteht eine Hemmung des Triebes.

Durch dieses Entgegendrängen entgegengesetzter Gefühle aus dem

Selbst entstehen nun die verschiedenen Grade der Mittelgefühle. Z. B. der Unlust beim Anblicke der feindlichen Waffen drängt sich im Soldaten der kriegerische Muth entgegen, und mischt sich wiederum mit den fröhlichen Gefühlen der Militärmusik, welchen sich aus dem Selbst die Todesfurcht entgegendrängte. Je mehr die Anzahl dieser Gegengefühle wächst, desto mannichfaltigere Disjunctionen bilden sich, und desto größer wird das Feld der Fragethätigkeit. Dagegen würden unter den vorstellenden Wesen diejenigen die gänzlich unbewußten sein, welche zwischen dem Selbst mit seiner Urlust und seinem Urschmerz und den Gegenstandsempfindungen nichts mitten inne Liegendes besäßen.

Die Gefühle der Mittelregion können nur Bestandtheile aus den Grundgefühlen des Selbst sein, welche sich in Beziehung auf einen Gegenstand oder in Beziehung auf irgend eine Disjunctionsscala absondern, d. h. selbst disjungiren. Sind sie Lustempfindungen, so entstammen sie der Urlust des Selbst, wie z. B. der kriegerische Muth, das Ehrgefühl. Sind sie Unlustempfindungen, so entstammen sie den mit den Selbstverlusten verknüpften Gefühlen des Schmerzes, wie z. B. die Todesfurcht, die Scham.

Insofern die aus dem Selbst hervorgehobenen Gefühle in einer fremden Disjunctionsscala z. B. des Raums disjungirt sind, bilden sie Fragen, wozu also mehr gehört, als bloße Glieder ihrer eigenen Disjunctionsscala (der Gefühle) zu sein. Die Disjunctionsscala, welche aus lauter Gefühlen gebildet wird, heißt das Selbst oder der innere Sinn. Der innere Sinn ist die Disjunctionsscala der disjungibeln (nicht schon disjungirten) Gefühle.

§. 42.

Die Grade der Frage.

Empfindungen und Grundtriebe sind undisjungirbar. Die halbschlächtige Disjungirbarkeit. Die Neugierde. Das Interesse. Das Nachdenken. Die Einfälle. Der Stammbegriff. Die inschwebende und überschwebende Frage. Die Beobachtung des ersten und zweiten Grades. Concentrirung und Erweiterung der Aufmerksamkeit.

Die in der Frage enthaltene Disjunction besteht theils aus secundären, theils aus primären Vorstellungen. Die secundären Vorstellungen sind sämmtlich tauglich in Frage zu treten, unter den

primären aber nur die annihilirbaren Gefühle. Ausgeschlossen sind die Gegenstandsempfindungen und die Grundtriebe. Denn diese sind niemals im Stande, eine Disjunction mit ihres Gleichen zu bilden, obwol sie im Stande sind, in eine solche zu treten mit secundären Vorstellungen von ihrer eigenen Qualität, wie z. B. wenn ich mir vorstelle, daß es jetzt Nacht sei statt Tag, oder daß ich mich in einer traurigen Grundstimmung befände anstatt in einer fröhlichen. Diese letztere Art von Disjungirbarkeit möge die unechte oder halbschlächtige heißen. Die secundären Vorstellungen sind daher nicht allein sämmtlich disjungirbar für sich selbst, sondern theilen auch den undisjungirbaren Vorstellungen entliehenerweise eine Disjungirbarkeit mit, welche dieselben an sich nicht besitzen. Durch diese entliehene Disjungirbarkeit ist es allein möglich, daß Empfindungen und Sinnanschauungen ins Bewußtsein treten. Ein Wesen ohne secundäre Vorstellungen wäre überhaupt ein unbewußtes Wesen. Schlechthin undisjungirbare Vorstellungen im strengsten Sinne des Worts kann es daher auch nur in gänzlich unbewußten Wesen geben, indem in bewußten Wesen sich sämmtlichen Vorstellungen zum mindesten eine halbschlächtige Disjungirbarkeit mittheilt.

In der Frage ist mehr gesetzt als blos die in ihr enthaltene Disjunction. In einem im Gedächtniß bewahrten Begriff mit beweglichen Merkmalen ist z. B. unbewußterweise ein disjunctives Verhältniß aufbewahrt, also eine Disjunction ohne Fragethätigkeit vorhanden. In der Frage tritt, wie wir gesehen haben, zur Disjunction eine Neugierde, d. h. eine in jedem von zwei sich hemmenden Trieben entspringende Unlust an seiner Hemmung durch den andern. Der Unlusttrieb der Neugierde als Product der beiden einander hemmenden Triebe, aus denen er entspringt, gehört in die Classe der primären Vorstellungen. Wird also eine jede Frage zu einer solchen nur durch die in ihr enthaltene Neugierde, so genügen secundäre Vorstellungen und ihre Disjunctionen nicht für sich allein, um eine Frage zu bilden, und folglich würde ein Wesen, welches nur secundäre Vorstellungen hätte, ebenfalls ein unbewußtes sein, ebensowol wie ein solches mit nur primären Vorstellungen. Daher ist nun auch die Disjungirbarkeit der secundären Vorstellungen eine ganz andre als die der primären. Jene gehen in einem ganz andern Sinne in

eine Frage ein als dieſe. Denn die Disjunction von jenen bildet nur die Unterlage der Frage, während die Hemmung von dieſen die Frage ſelbſt iſt.

Die Disjunctionen werden dadurch zu Fragen, daß ſie mit Gefühlen geſchwängert ſind. Wenn z. B. der Verfolgte in Frage ſteht, indem der Trieb der Angſt, der ihn fliehen heißt, und das Gefühl der Ermüdung, das ihn zur Ruhe antreibt, einander hemmen, ſo ſpäht und lauſcht er, ob Gefahr vorhanden ſein möge. Das Geräuſch im Walde, das er erlauſcht, verſchmilzt mit beiderlei Gefühlen zu einem verſchiedengearteten Begriff. Aus dem mit dem Gefühle der Angſt im Gedächtniß conglomerirten Bilderſchatz verſchmelzen mit dem Bilde des Geräuſches die Vorſtellungen, die am meiſten Aehnlichkeit mit ihm haben, die Vorſtellungen, daß ſeine Feinde ihn erſpäht haben und heranſchleichen; dagegen auch das Begehren nach Ruhe an einem weit entfernten und im Walde verſteckten Ort nach dem Geſetze der Aehnlichkeit Dasjenige aus dem Gedächtnißſchatze ſich aneignet, was ſich mit dem gehörten Geräuſche verträgt, das Hüpfen der Vögel, der Eichhörnchen in den Zweigen, das Raſcheln des Wildes u. dgl. Auf dieſe Art entſtehen mit Gefühlen geſchwängerte Phantaſiebilder, während die Empfindung des Sinnes, an welche dieſelben ſich anknüpfen, vermittelſt entgegengeſetzter Gefühle von der Frage ſelbſt geſchwängert iſt. Und daher iſt von einem jeden Gegenſtand, auf welchen ſich das Fragen oder die Aufmerkſamkeit heftet, zu ſagen, daß ſeine Anſchauung geſchwängert iſt mit entgegengeſetzten einander hemmenden Gefühlen. Und da dieſe Schwängerung nur möglich wird durch Gedächtnißbilder, welche ſich nach den Geſetzen der Verſchmelzung zwiſchen der Anſchauung und den gehemmten Trieben einſchieben, ſo wird darin zugleich die Nothwendigkeit eingeſehen, warum eine jede beobachtete, d. h. umfragte Anſchauung zugleich eine von ſecundären Vorſtellungen umſpielte Anſchauung ſein muß.

Die Aufmerkſamkeit oder Beobachtung will immer etwas Neues an einem Gegenſtand entdecken, und wo dies nicht der Fall iſt, iſt keine Beobachtung und keine Aufmerkſamkeit. Ebenſo beſteht die Frage um Das, was ich in irgend einer Lebenslage thun ſoll, in dem Wunſch, durch Ueberlegung die richtigen Motive zu entdecken, welche mich in dieſem Fall leiten können, und die mir noch nicht gegenwärtig ſind. Hierdurch unterſcheidet ſich das Ueberlegen (das Fragen in Bezug

auf das eigene Thun) von der bloßen schwankenden Rathlosigkeit, welche im Zweifel den Kopf verliert, weil sie im bloßen Schwanken stecken bleibt, und nicht zum wirklichen Fragen kommt. Denn es sind die seltensten Fälle, wo einer wirklichen Frage um Das, was zu thun sei, gar keine Antworten begegnen, weder von außen noch von innen. Der Wunsch, Etwas zu erfahren, heißt das Interesse, und sich für eine Sache interessiren, heißt eine Neugierde um dieselbe haben. Um Aufmerksamkeit für einen Gegenstand zu wecken, muß man daher seine Anschauung mit entgegengesetzten einander hemmenden Gefühlen schwängern, z. B. bei einer abstracten Untersuchung auf die Wichtigkeit ihres Ausgangs aufmerksam machen, indem etwa im einen Fall Unsterblichkeit der Seele, welche wir wünschen, im entgegengesetzten Fall das Gegentheil, welches wir nicht wünschen, sich als beglaubigt ergeben kann. Das nächste Interesse ist jedem Wesen sein eigenes Leben, welches es durch sein eigenes Thun beherrscht. Daher sind die Fragen um die Motive des eigenen Thuns die interessirtesten und heißesten. Aus allem Diesem folgt, daß ein jedes Ueberlegen und Nachdenken nur dadurch zu Stande kommt, daß der Begriff, über welchen nachgedacht wird, sich schwängert mit Gefühlen oder Trieben, welche einander hemmen. Und da beim Nachdenken die überwiegende Mehrzahl der Begriffe von secundärer Art sind, so findet im Nachdenken eine beständige Schwängerung der secundären Vorstellungen durch Triebe statt.

Die Schwängerung der secundären Vorstellungen durch Gefühle heißt die Phantasie. Sie findet schon bei der einfachen sinnlichen Aufmerksamkeit statt. Wenn z. B. dem Flüchtling in der Frage, ob er fliehen müsse oder bleiben könne, die mit dem gehörten Geräusche verschmelzende Angst die Bilder seiner Feinde ins Bewußtsein ruft, so verschmelzen hier Sinneindruck, Angst und Gedächtnißbild zu einem lebendigen Gemälde feindlichen Ueberfalls in seiner Phantasie. Die lebhaften Gemälde der Dichtkunst bestehen sämmtlich aus solchen lebhaften Gedächtnißbildern, welche in der Seele des Dichters von starken Gefühlen durchschwängert waren, und dadurch solche Gestalt gewannen, daß sie in empfänglichen Seelen wieder ähnliche Gefühle hervorrufen. So entsteht das ästhetische Interesse, welches neugierig ist auf einen Gegenstand um der Gefühle willen, womit die in ihm enthaltenen Vorstellungen schwanger sind, und de-

ren harmoniſches Spiel als angenehm begehrt wird. Hierauf beruht es auch, daß ein zu großer Mangel an Lebendigkeit der Phantaſie, d. h. an Leichtigkeit, ſecundäre Vorſtellungen mit Gefühlen zu ſchwängern, der Fähigkeit des Nachdenkens nachtheilig werden kann, ſowie aber auch auf der andern Seite die reiche und leicht anklingende Phantaſie verleiten kann, ſich zu ſehr am Spiele lebhafter Vorſtellungen als ſolcher zu ergötzen, und darüber das fernere Nachfragen, wozu doch beim Denken die lebhaften Vorſtellungen nur das Mittel ſind, ganz zu vergeſſen.

Beim Nachdenken oder Ueberlegen handelt es ſich um die Aufklärung unſerer Begriffe. Die Begriffe des Denkens, welche auch Begriffe im engern Sinn genannt werden, ſind, wie oben gezeigt worden iſt, die Begriffe mit beweglichen Merkmalen, oder Begriffe, in denen Disjunctionen enthalten ſind. Wird eine dieſer Disjunctionen mit ſich hemmenden Gefühlen geſchwängert, ſo entſteht eine Frage, und die Löſung der Frage iſt das Nachdenken. Ich bekomme z. B. ein Gewächs geſchenkt, von welchem ich nicht weiß, ob daſſelbe perennirend ſei oder nicht. Der Begriff des Gewächſes hat dadurch für mich ein bewegliches Merkmal: perennirend oder nicht. Dieſe Disjunction fängt aber erſt dann an, für mein Bewußtſein zu exiſtiren, wenn mir dieſelbe durch irgend ein Intereſſe oder Begehren zur Frage wird. Z. B. ich möchte wiſſen, ob ich mich ſchon dieſes Jahr gefliſſentlich kümmern müſſe, Samen von der Pflanze zu bekommen, wenn ich mir das Gewächs auch für das künftige Jahr erhalten will. Hier verbindet ſich das Gefühl der Furcht, die Pflanze ſchon mit dieſem Sommer einbüßen zu müſſen, mit dem Merkmal des nicht Perennirens, und indem der in der Furcht liegende Schmerz eines künftigen Verluſtes als Unluſttrieb die indirecte Anticipation einer möglichen Erhaltung der Pflanze durch Samen, als ein Phantaſiebild, erweckt, ſo geſellt ſich zur Furcht um den Verluſt der Pflanze der Trieb nach Aufſammlung ihres Samens. Umgekehrt verbindet ſich die Luſt an der Vorſtellung, daß die Pflanze nicht abſterben werde, welche Hoffnung heißt, mit dem Merkmal des Perennirens, und der durch Furcht geweckte Trieb des Samenſammelns verliert von dieſer Seite ſeine Baſis. Hoffnung und Furcht ſind alſo die Gefühle, die hier in Beziehung auf Etwas, das ich thun oder laſſen will, als Motive einander hemmend entgegen treten, und mich

dadurch ins Nachdenken bringen. Bei dem Botaniker bedarf es freilich nicht erſt der Furcht und Hoffnung, damit er wegen der Natur einer Pflanze zum Fragen kommt, wol aber andrer Triebe. Er wünſcht zur Vervollſtändigung ſeines Syſtems die Pflanze zu claſſificiren, und ſchwankt nun zwiſchen zwei verſchiedenen Rubriken, wie z. B. perennirend oder nicht perennirend. Der Trieb, ſie in die eine dieſer Rubriken zu verſetzen, tritt mit dem Triebe, ſie in die andre zu verſetzen, in Hemmung. Dieſe Hemmung hat zwar nichts von der Lebhaftigkeit derjenigen zwiſchen Furcht und Hoffnung an ſich. Denn hier waltet nur der einzige Trieb, die Pflanze in irgend einer Rubrik unterzubringen, aber dieſer Trieb ſpaltet ſich nun in ſo viele Triebe, als Möglichkeiten des Unterbringens gegeben ſind. Sind alſo z. B. zwölf mögliche Rubriken gegeben, ſo ſtehen zwölf Triebe miteinander in Hemmung, indem ich bereit bin, ſie in jede dieſer Rubriken zu ſetzen, im Fall dies nur angeht, worüber dann das Nachdenken zu entſcheiden hat. Das Nachdenken oder Ueberlegen beſteht nun darin, daß ich den Begriff einer jeden Rubrik mit dem Begriff meiner Pflanze genau vergleiche und dann nach dem Geſetz der Aehnlichkeit verfahre. Man kann dies als ein Zurückbeziehen der Disjunctionsglieder auf den Stammbegriff bezeichnen. Die Disjunction heiße z. B. perennirend oder nicht perennirend. So zergeht zunächſt der Stammbegriff durch ſie in die Begriffe: perennirendes Gewächs, und nicht perennirendes Gewächs. Indem nun aus meinem Gedächtniß die Bilder perennirender und nicht perennirender Gewächſe in dieſe Dichotomie einſchmelzen, treten die meiſten Pflanzen mit holzigem Stamm auf die eine, die meiſten Pflanzen mit ſaftigem Stamm auf die andre Seite, und ſo wird dann der Stammbegriff ſelbſt mit auf die eine oder die andre Seite gezogen, je nachdem ein holziger oder ſaftiger Stamm in ihm als Merkmal vorkommt. Ob ein Weſen die Fähigkeit hat zum Nachdenken oder Ueberlegen, hängt alſo daran, ob es die Fähigkeit hat, bei einer ſich durch Triebhemmung öffnenden Alternative in dieſe hineinzuſteigen, d. h. dieſelbe als die beweglichen Merkmale eines Stammbegriffs zu fixiren, und dieſelben dadurch in disjunctive Nebenbegriffe, die einander coordinirt ſind, während ſie ſich gegenſeitig ausſchließen, zergehen zu laſſen.

Die neuen Vorstellungselemente, welche nach dem Gesetze der Aehnlichkeit in diese durch das Nachdenken entstehenden disjunctiven Begriffe einschmelzen, und dadurch aus dem unbewußten Erfahrungsschatz des Gedächtnisses ins Licht des Bewußtseins emporgehoben werden, heißen Einfälle. So z. B. denkt jener Pflanzenliebhaber so lange vergebens nach, bis ihm einfällt, daß die meisten perennirenden Gewächse holzige Stämme haben. Durch dergleichen Einfälle kommen auch z. B. die geometrischen Beweise zu Stande. Wenn es sich z. B. davon handelt, ob der Winkel a (als Stammbegriff) gleich sei seinem Wechselwinkel b oder demselben nicht gleich sei, so ergibt ein genaueres Betrachten des Wechselwinkels b, das dieser als Merkmal in sich trage, zu sein $= 180°$ minus dem gemeinschaftlichen Nebenwinkel, ein Prädicat, welches auch beim Stammbegriffe, dem Winkel a, aufs Haar zutrifft, wodurch dem Stammbegriff sein richtiger und einzig möglicher Platz in der Alternative angewiesen wird. Es hat uns in diesem Fall der glückliche Einfall geholfen, den Wechselwinkel b für einen Winkel von $180°$ anzusehen, von welchem der Nebenwinkel hinweggenommen wurde. Die Gesetze, nach denen sich Einfälle in uns erzeugen, sind die allgemeinen Gesetze des Begriffbildens überhaupt, nämlich die Verschmelzung des Aehnlichen nach den Graden seiner Aehnlichkeit in und außerhalb des Bewußtseins, und die Verschmelzung des Ungleichartigen nach den Graden der Aufmerksamkeit, mit welcher dasselbe in Berührung kommt.

Vergleicht man nun die Beantwortung der Fragen durch die Einfälle des Nachdenkens mit ihrer Beantwortung durch Sinneindrücke, so sind hier die Einfälle nach dem Gesetz der Complication des Ungleichartigen ganz entsprechend dem Auffassen neuer Anschauungen, deren mannichfaltige Elemente, wie früher bewiesen wurde, ihre Complicationen eingehen nach den Graden der mit ihnen sich verbindenden Fragethätigkeit, die bei ihnen gleichsam den zusammenhaltenden Kitt bildet. Aber der Verschmelzungsproceß des Gleichartigen ruht hierbei ebenfalls nicht, indem ich, sobald ich z. B. auf dem Meere einen weißlichen Punkt in der Ferne erblicke, sogleich durch die hinzufließenden Gedächtnißbilder ein Segelschiff anschaue, oder sobald ich in der Nacht Hundegebell von ferne höre, mir die Nähe einer menschlichen Wohnung in der Gewißheit ist.

Es geht demnach die Beantwortung der Fragen des Nachdenkens ganz nach denselben Grundgesetzen vor sich, wie die der Fragen an den Sinn, nur auf einem andern Felde.

Der Unterschied der sinnlichen Auffassung vom Nachdenken besteht näher darin, daß es in der sinnlichen Auffassung immer der Stammbegriff ist, auf welchen sich die ganze Gewalt der Aufmerksamkeit richtet, während beim Nachdenken dieselbe sich vom Stammbegriff hinweg bewegt, und ganz in die Alternative der Disjunction hineinsteigt. Ein Beispiel mag dies deutlicher machen. Wenn der Fliehende späht, ob ein Geräusch im Walde den nahenden Feind oder ein raschelndes Thier bedeute, so ist ihm die Anschauung der grünen Blätter des Waldes geschwängert mit den einander hemmenden Gefühlen der Furcht und Hoffnung, folglich geschwängert oder durchdrungen von Aufmerksamkeit. Dieser Proceß, wobei die Aufmerksamkeit in den Stammbegriff der gegenwärtigen sinnlichen Anschauung gerichtet ist, heißt Beobachtung. Die Frage, ob sich mit diesem Stammbegriff das Merkmal gefährlich und schädlich, oder ungefährlich und unschädlich zu verbinden habe, wird entschieden durch eine unmittelbare Vervollständigung des Stammbegriffs selber. Der andre Fall tritt ein, wenn trotz alles Lauschens und Spähens im Stammbegriffe nichts vorgeht, und wir nun durch Veränderungen in der Disjunction, d. h. durch Nachdenken, die Frage zu beantworten suchen. Die Aufmerksamkeit wendet sich von der Beobachtung des Stammbegriffs jetzt zur Beobachtung der Disjunctionsmerkmale, welche den Stammbegriff in zwei disjunctive Begriffe zergehen lassen. Ich reflectire z. B., ob es wahrscheinlich sei, daß der Feind zu dieser Stelle des Waldes dringe, oder welche Arten von Wild dieser Wald hegen könne. Der Unterschied des Aufmerkens besteht nun darin, daß die Aufmerksamkeit auf dem zergangenen Stammbegriffe ruht, während sie beim Beobachten auf dem unzergangenen ruhte. Der Stammbegriff ist folglich beim Nachdenken auf andre Weise von der Triebhemmung durchdrungen, als bei der Beobachtung. Denn während bei der Beobachtung dasselbe Vorstellungsgebilde gleicherweise von Furcht und Hoffnung geschwängert war, zergeht beim Nachdenken dieses Gebilde in ein Furchtgebilde und ein Hoffnungsgebilde, und folglich findet die Triebhemmung nicht mehr innerhalb des Gebildes statt, sondern schwebt gleichsam über dem-

ſelben wie in freier Luft, wird aus einer inſchwebenden zu einer überſchwebenden Triebhemmung. Dies alſo iſt der Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, daß die Triebhemmung, welche beim Thier immer nur eine inſchwebende bleibt, zu einer überſchwebenden wird.

Stellt man ſich die Triebhemmung vor als eine Oscillation zwiſchen Ja und Nein, ſo oscillirt in der überſchwebenden Triebhemmung der Stammbegriff an dem einen ſeiner Merkmale, während bei der inſchwebenden Triebhemmung ſeine disjunctiven Merkmale an ihm oscilliren, wobei er ſelbſt unerſchüttert feſt ſteht. Demnach befindet ſich bei der überſchwebenden Triebhemmung der Stammbegriff innerhalb der Fragethätigkeit, bei der inſchwebenden aber nur an derſelben und mit derſelben in Verbindung vermöge ſeiner disjunctiven Merkmale. Bei der Beobachtung befindet ſich die Triebhemmung innerhalb des Stammbegriffs, bei dem Nachdenken befindet ſich der Stammbegriff innerhalb der Triebhemmung. Bei der Beobachtung iſt die Fragethätigkeit Accidens im Stammbegriff, beim Nachdenken iſt der Stammbegriff Accidens in der Fragethätigkeit. Indem alſo die Fragethätigkeit, welche bei der Beobachtung nur die disjunctiven Merkmale ergreift, ſich im Nachdenken auf den Stammbegriff mit ausdehnt, verſetzt ſie ihn nach Belieben in ſeine verſchiedenen Merkmale als in ebenſo viele Disjunctionsſcalen, worin er zergehen kann. Das Nachdenken als das Hineinziehen des Stammbegriffs in die Fragethätigkeit muß alſo in der Selbſtbeobachtung immer erſcheinen als ein Zergliedern ſeiner Merkmale, ein Wenden der Aufmerkſamkeit vom einen Merkmal zum andern, ein Abſtrahiren. So begibt ſich beim Nachdenken die Aufmerkſamkeit jedesmal ſogleich aus dem Raum der ſinnlichen Anſchauung, in welchem die Vorſtellungen nicht zergehen können, hinweg in den Raum des Gedächtniſſes und der Ueberzeugung, worin ein Zergehen möglich iſt, z. B. das Zergehen des Geräuſches in ein gefährliches oder ungefährliches. Durch dieſes Zergehen wird die blos umfragte ſinnliche Vorſtellung zu einer ſelbſt fragenden Vorſtellung im Ueberzeugungsraum, womit die Aufmerkſamkeit aus der ſinnlichen Sphäre nach innen ſchlägt. Hieraus geht dann auch zugleich eine Definition des Ueberzeugungsraumes hervor. Dieſes iſt nämlich der Raum, in welchen die pri-

mären Vorstellungen der unmittelbaren Anschauung dadurch treten, daß sie aus umfragten oder beobachteten Vorstellungen zu selbst fragenden Vorstellungen des Nachdenkens werden. Der Gesammtkreis unserer primären Vorstellungen, aufgenommen von der Fragethätigkeit und dadurch verwandelt in selbst fragende Vorstellungen, das ist der Ueberzeugungsraum.

Mit dem Wandern der Aufmerksamkeit durch die verschiedenen Disjunctionsscalen des Ueberzeugungsraums hat es dann folgende Bewandtniß. Ich schwanke z. B. bei der Entzifferung einer fremden Inschrift, Keilschrift, Hieroglyphen oder dergleichen über die Bedeutung eines lange vergebens angeschauten Worts. Dasselbe zergeht mir also im Ueberzeugungsraum in eine Scale von verschiedenen Bedeutungen, welche sich nach etwaigen Aehnlichkeiten an seinen Klang knüpfen ließen. So lange das Wort blos beobachtet wurde, spielten diese Bedeutungen blos als einander ausschließende disjunctive Merkmale am Worte herum, jedes getragen vom Triebe nach Verständniß, der sich nun in so viel einander hemmende Triebe zertheilt, als das Wort Bedeutungen haben kann. Sobald ich aber ins Nachdenken über diese Bedeutungen gehe, wird mir das Wort nicht allein ein vielfaches nach der Zahl seiner Bedeutungen, sondern der ganze Satz, in welchem das Wort ein Theil ist, erhält einen vielfachen Sinn nach eben dieser Anzahl. Indem sich mehre dieser Sinne als widersprechend und unmöglich zeigen, wird das Wort z. B. auf zwei Bedeutungen reducirt. Geht in Beziehung auf diese das Schwanken fort, so ist das Mittel des Nachdenkens, sich den Standpunkt einer höhern Beobachtung zu eröffnen, nämlich zu beobachten, was die weitern Folgen sein würden, wenn die eine dieser Bedeutungen gälte. Ließe sich z. B. aus dem so festgesetzten Sinn der Inschrift beobachten, daß sie dann älter sein müsse, als sie nach der Form ihrer Schriftzeichen sein kann, so wäre wiederum diese Bedeutung damit ausgeschlossen, und die Frage durch eine Beobachtung des zweiten Grades, nämlich eine Beobachtung im Felde des Ueberzeugungsraums beantwortet. Sobald aber aus der Beobachtung des zweiten Grades noch nicht sogleich die Entscheidung erfolgt, so sehe ich mich gezwungen, aus der Beobachtung des zweiten Grades überzutreten in eine Ueberlegung des zweiten Grades, und z. B. die Frage zu stellen, welche Zeitbestimmung wol dieser Bedeu-

tung nach zu urtheilen der Inschrift unterlegt werden müsse. Bis auf diesen Grad ist dann also meine Aufmerksamkeit gestiegen aus der Disjunctionsscale der einzelnen Wortbedeutungen in die Disjunctionsscale der möglichen Bedeutungen des ganzen Satzes, und an der Hand der einen von ihnen in die Disjunctionsscale der möglichen Zeitbestimmungen in Bezug auf die Abfassung der Inschrift. Dieses Steigen der Aufmerksamkeit aus einer Disjunctionsscala in die andre geht bei der Ueberlegung mit einer ungemeinen Schnelligkeit von statten, und zwar immer auf die doppelte Art (wie im angegebenen Beispiel), daß entweder durch eine Erweiterung der Aufmerksamkeit (von Wort auf Satz) die erste Alternative sich in eine zweite umwandelt oder durch eine Concentrirung der Aufmerksamkeit auf den einen der Fälle aus diesem vereinzelten Fall eine neue Disjunction hervorspringt. Und ebenso wie beim theoretischen Ueberlegen, ist es auch beim praktischen. Ich schwanke z. B. beim Schachspiel zwischen zwei möglichen Zügen meines Läufers, den ich nicht auf seinem Fleck lassen darf. Dies ist die erste Disjunction. Der erste Zug würde dienen können, dem Könige in Zukunft Schach zu bieten, der zweite die Königin in Zukunft zu nehmen. Dies die zweite Disjunction, welche aus der ersten unmittelbar resultirt. Dann aber frage ich, was, den einen Fall von diesen angenommen, mein Gegner thun könne, und dies führt mich aus den Alternativen meines Thuns in die Alternativen des seinigen.

Der Schritt der Aufmerksamkeit, den sie thut durch eine Concentrirung auf das eine Glied der Frage, drückt sich sprachlich aus durch die Redensart: gesetzt den einen Fall unter den möglichen, was ist dann die Folge, d. h. was bietet dann die innere Beobachtung des Ueberzeugungsraums? Diese Concentration der Aufmerksamkeit aus der ganzen Frage in eins ihrer Glieder, ist ein Steigen aus der fragenden Ueberlegung in eine Beobachtung des zweiten Grades, welche sich dann aber in eine neue Disjunction und damit in eine neue Ueberlegungsfrage aufzulösen im Stande ist. Da hiermit immer aufs neue fortgefahren werden kann durch eine neue Verengerung des Focus der Aufmerksamkeit auf das eine Glied dieser neuen Frage, so ist hier ein Proceß ins Unendliche eröffnet. Das Mittel dieses Progresses ist Verengerung des Feldes oder Concentration auf das eine Glied der Frage. Dieses Glied der Frage wird

aus einem fragenden in ein beobachtetes oder umfragtes verwandelt, d. h. in ein solches, das nicht mehr blos der Theil einer Frage ist, sondern auch eine neue Frage in sich selbst bekommt, welche dann wieder entweder eine inschwebende oder eine überschwebende sein kann. Die Möglichkeit einer solchen Concentration beruht darin, daß in dem einen Gliede der Frage sich eine neue Disjunction zeigt, welche von der Frage oder Triebhemmung ebenfalls ergriffen und durchdrungen wird, anfangs damit die Aufmerksamkeit am einen Fragegliede beobachtend herumspiele, und sodann, damit durch ein Ergriffenwerden des ganzen Gliedes durch die neue Frage dasselbe wiederum in zwei disjungirte Hälften oder in eine neue Frage zergehe. Sodaß durch Nachdenken die Glieder der Fragen sich selbst immer wieder in neue Fragen zerspalten, deren Glieder wieder in neue zerfallen, ins Unendliche hin. Und diese Vervielfältigung des Fragens geht vor sich durch Concentration der Aufmerksamkeit, d. h. dadurch, daß die Frage in Beziehung auf ein Frageglied, welchem sie überschwebend war, inschwebend gemacht wird. Eine inschwebende Frage ist eine Beobachtung. Die Beobachtung des ersten Grades ist die Beobachtung des ungetheilten Stammbegriffs. Ist dieser durch Nachdenken in mehre disjungirte Nebenbegriffe zergangen, so stellt sich die Beobachtung eines jeden von diesen dar als Beobachtung des zweiten Grades. Und sobald ein jedes dieser zergangenen Glieder aufs neue in disjunctive Glieder zergeht, entsteht eine Beobachtung dritten Grades.

Ein andrer Fall ist es mit den Disjunctionen, welche durch eine Erweiterung des Feldes der Aufmerksamkeit gefunden werden, wie wenn ich durch die Disjunction der verschiedenen Bedeutungen eines Worts geführt werde auf die Disjunction der verschiedenen möglichen Sinne eines Satzes, oder durch die Disjunction verschiedener möglicher Züge beim Schach auf die Disjunction der mit ihnen zu verbindenden Zwecke. Eine solche Erweiterung der Aufmerksamkeit geht von selbst vor sich, sobald sich dieselbe nur von der bloßen Beobachtung des Stammbegriffs zu lösen beginnt. Denn sobald ich nur ablasse von der bloßen Beobachtung der Schriftzeichen, und die Aufmerksamkeit in der Disjunction der verschiedenen Bedeutungen des Wortes schweben lasse, so zeigt sich mir eine jede dieser Bedeutungen von selbst eingereiht in den ganzen Sinn des

Satzes, und zeigt sich mir dies noch nicht deutlich genug von selbst, so kann ich eine Beobachtung des zweiten Grades zu Hülfe nehmen. So geht die Auffindung einer zweiten Disjunctionsscale durch eine Erweiterung der Aufmerksamkeit von statten.

§. 43.

Die Grade der Antwort.

Beantwortung der Frage durch Beobachtung und durch Ueberlegung. Fixer und beweglicher Trieb. Die Hypothese. Die anschwebende Frage. Das Gesetz des Gegentriebes. Die Betäubung. Die Ursache der Flucht der Triebe aus dem Sinnenraum in den Ueberlegungsraum.

Nachdem die verschiedenen Grade des Fragens entwickelt sind, möge sich die Untersuchung auf die verschiedenen Arten richten, auf welche die in uns entstehenden Fragen ihre Antworten bekommen. Wir schreiten auch hier von den einfachen Fällen zu den zusammengesetztern fort.

Wenn das Thier lauscht und späht, ob es fliehen müsse oder bleiben könne, so stehen die Triebe der Furcht und Hoffnung bei ihm in Hemmung, als eine der Anschauung des Augenblicks inschwebende Frage. Der Zusammenhang zwischen der Frage und der Anschauung ist in den Phantasiebildern einer drohenden Gefahr oder eines unschädlichen Vorgangs, die sich als Disjunction an die Anschauung als den Stammbegriff anschließen. Indem diese Phantasiebilder mit den Trieben verschmelzen, das eine mit dem der Furcht, das andere mit dem der Hoffnung, erscheint die mit beiden Bildern verschmolzene Anschauung von beiden Trieben geschwängert und von der Aufmersamkeit umspielt. Sobald nun die Anschauung die Gestalt vom Bilde der Furcht annimmt, verliert sie ihren Zusammenhang mit dem Bilde der Hoffnung, d. h. ihr Zusammenhang mit dem Bilde der Hoffnung fällt dem Gedächtniß anheim, sie selbst aber ist nicht mehr von der Frage als Hemmung der Triebe durchdrungen, sondern nur noch vom Triebe der Furcht. Das Thier flieht, während sich der Trieb der Hoffnung annihilirt.

Bei der einfachsten Stellung dieser Sache wird demnach die Annihilation des Triebes durch die Annihilation derjenigen Anschauung bewirkt, durch welche derselbe allein aus seinem Urquell emporgehoben

wurde. Der Trieb nach Flucht wurde z. B. emporgehoben durch das Phantasiebild eines nahenden Feindes, welches als ein disjunctiver Bestandtheil in den Stammbegriff der Sinnanschauung, z. B. des Geräusches, eingeschmolzen war. Sobald nun im Geräusche eine solche Veränderung vor sich geht, die nur z. B. mit der Bewegung eines auffliegenden Vogels Zusammenhang leidet, und mit der Vorstellung eines Feindes, Jägers u. s. f. schlechterdings nicht mehr verschmilzt, so ist derjenige Antheil der Anschauung, welcher einzig und allein den Trieb emporhielt, entschwunden, und der Trieb hat damit den zureichenden Grund seines Daseins verloren. Die Frage ist auf die einfachste Art durch ihren Stammbegriff beantwortet.

Ein zusammengesetzterer Fall tritt ein, wenn in dem Flüchtling trotz der Vereitelung seiner Furcht in dem einzelnen Falle, dennoch das Phantasiebild seiner Feinde fortwährend zurückbleibt und zur Flucht antreibt. Da er nicht weiß, wo die Feinde sind, treibt ihn dies zur Ueberlegung, d. h. zum Versuch, die Frage nicht aus ihrem Stammbegriff, sondern aus ihrer Disjunction zu beantworten. Er findet z. B. die Verfolgung seiner Feinde bis an diesen Ort unwahrscheinlich, d. h. er findet das Bild einer Verfolgung bis hierher unverschmelzend mit dem Begriff seiner Feinde. Dies beruhigt ihn, und annihilirt den Trieb zur fernern Flucht. Nicht das Phantasiebild der Verfolgung als ein solches ist also in diesem Falle genügend, den Trieb emporzuhalten, sondern nur allein die Verknüpfung des Bildes mit einer Vorstellung aus dem Ueberzeugungsraum, mit der Vorstellung des Feindes, dessen Existenz und dessen Trieb, mich zu verfolgen, obgleich ich Beides nicht schaue, mir doch ebenso gewiß ist, als ob ich Beides anschaute. Dadurch wirken also Vorstellungen aus dem Ueberzeugungsraum vermöge der in sie einschmelzenden disjunctiven Bilder ganz ähnlich wie Anschauungen aus dem Sinnenraum. Sie wirken aber dadurch, daß vermöge ihrer disjunctiven Phantasiebilder sich eine Verschmelzung mit der gegenwärtigen Anschauung des Sinnenraums entweder erzeugt oder nicht erzeugt. Wächst dem Verfolgten z. B. aus dem Begriff seines Feindes im Ueberzeugungsraum das Merkmal hervor, der Feind bewege sich dem Orte entgegen, welcher dem Verfolgten seine sinnliche Umgebung bildet, so wird die Wirkung auf den Trieb dieselbe sein, als ob der Verfolgte seinen

Verfolger schon mit dem sinnlichen Auge erblickte. Und wenn die Vorstellung, daß der Feind des Ueberzeugungsraums sich dem Standort des Verfolgten entgegen bewege, in disjunctive Spannung und in Frage tritt mit der Vorstellung eines entgegengesetzten Zustandes desselben, so wird dies ganz dieselben Triebe in Spannung versetzen, welche durch ein Geräusch, das die Frage verursacht, ob ein Feind nahe, in Spannung gesetzt werden. Ueberlegt nun solchergestalt der Flüchtling, ob der Feind wahrscheinlicherweise nahe sein könne, während er zugleich späht, ob er wirklich herannahe, so ist die Hemmung zwischen Furcht und Hoffnung als Grundlage derselben Frage von zwei Vorstellungen als Stammbegriffen zugleich getragen, von einer im Sinnenraum, und von einer zweiten im Ueberzeugungsraum. Und zwar stehen diese Begriffe so gegeneinander, daß beim sinnlichen Begriff der Ueberzeugungsbegriff in das eine Glied der Disjunction und beim Ueberzeugungsbegriff der sinnliche Begriff ebenfalls ins eine Glied der Disjunction hineinfällt, während die andern Glieder der Disjunction einander gänzlich aus dem Wege gehen. Da ich nun auf diese Weise im Interesse derselben Triebhemmung zugleich beobachten und überlegen, und ebenso auch entweder beobachten oder überlegen, ferner aus der Beobachtung in die Ueberlegung treten kann und rückwärts aus der Ueberlegung in die Beobachtung, so sieht man hier schon recht deutlich, daß eine aus einer Disjunctionsscale in die andere überwandernde Aufmerksamkeit nichts weiter ist als dieselbe Triebhemmung, welche sich von dem Stammbegriff der einen Scale, welchem sie inschwebt, auf den Stammbegriff der andern Scale hinüberwirft, um fortan diesem inzuschweben und nicht mehr jenem. Wie ist dies Hinüberwerfen möglich? Es muß zu diesem Ende noch näher auf die Structur des vorliegenden Falles eingegangen werden.

Um an das Frühere anzuknüpfen, so liegt beim Uebergang der Frage auf den Stammbegriff des Feindes im Ueberzeugungsraum ein Uebergang in eine Beobachtung zweiten Grades vor. Die Beobachtung des ersten Grades war der Stammbegriff des Geräusches im Walde. Dieser zeigte sich verknüpft mit einer Disjunction aus dem Ueberzeugungsraum: entweder der Feind oder ein harmloses Thier. Und nun wendet sich die Beobachtung nach innen

in das eine Glied der Disjunction, den Feind des Ueberzeugungsraums. Nothwendig muß bei einem solchen Uebergange der Stammbegriff der Beobachtung ersten Grades das eine Glied der Disjunction am Stammbegriff der Beobachtung des zweiten Grades bilden, weil hierdurch allein die Ueberlegung eine Beziehung auf unsern Zustand und folglich auf unsern Willen erhält. Widrigenfalls würde sie zum bloßen theoretischen Act werden ohne alle Wirksamkeit auf unsere Gliederbewegung. Man sieht nun sogleich ein, daß die Frage, ehe sie vom Standpunkt der Beobachtung des ersten Grades in den der Beobachtung zweiten Grades emporklimmen kann, noch zuvor eine Mittelstufe zu durchgehen hat. Diese Mittelstufe besteht darin, daß die Frage aus einer in schwebenden zur überschwebenden wird. Dadurch zergeht das Geräusch des Sinnenraums in einen disjunctiven Gegensatz, und ist, insofern es dies thut, nicht mehr Geräusch des Sinnenraums, sondern des Ueberzeugungsraums. Die Aufmerksamkeit verläßt damit den Sinnenraum und tritt in den Ueberzeugungsraum. Und nun folgt der zweite Schritt, daß die Frage dem einen ihrer Glieder wiederum in schwebend wird. Es besteht demnach eine Beobachtung zweiten Grades darin, daß in einer Disjunction singulärer Vorstellungen der gespannte Trieb des einen Gliedes auf demselben fest ruhen bleibt, während der Gegentrieb sein Disjunctionsglied fahren läßt und dafür auf ein andres entsprechendes Disjunctionsglied übergleitet, das aus dem ruhen bleibenden Gliede des ersten Triebes entspringt. Mit einem Wort ausgedrückt: der eine der Triebe läßt seine singuläre Vorstellung fahren, und erborgt sich statt deren eine andre vom entgegengesetzten Triebe. Der eine Trieb möge daher der fixe Trieb, der andre der bewegliche Trieb heißen.

Zur nähern Verdeutlichung muß hier vergleichungsweise auf die Beobachtung des ersten Grades zurückgegangen werden. Auch hier ist schon ein Analogen des fixen und des beweglichen Triebes. Der Trieb der Flucht ist fest in das dem Geräusche verknüpfte Bild des nahenden Feindes eingeschmolzen, während der Gegentrieb in bunter Folge von Bild zu Bild gleitet. Vielleicht eine Taube oder ein Eichhörnchen, vielleicht auch ein Windstoß oder eine fallende Frucht erregen dies Geräusch, vielleicht mache ich mir auch gar keine bestimmte Vorstellung von seiner Ursache, son-

dern horche nur überhaupt hin, ob mich daſſelbe angehe, d. h. ob irgend eine Luſt, vielleicht auch nur eine äſthetiſche der unbefangenen Betrachtung, für mich darin verborgen ſei. Man ſieht hieran, daß es zur Beobachtung überhaupt gar nicht einmal eines fixen Triebes bedarf, ſondern nur eines von zwei entgegengeſetzten Trieben geſchwängerten Stammbegriffs. Iſt ein ſolcher gegeben, ſo wird ein jeder der kämpfenden Triebe von ſelbſt nach dem Geſetze der Verſchmelzung in buntem Spiele die beweglichen Bilder hervortreiben, welche ſich zu Disjunctionen des Ueberzeugungsraums geſtalten. Dies iſt der Anfang des Beobachtens und mehr iſt zum Beobachten nicht nöthig. Aber das Beobachten ſchärft ſich, je beſtimmter und feſtſtehender die disjunctiven Bilder werden, welche der Act des Beobachtens hervortreibt, es ſchwächt ſich, zu je größerer Mannichfaltigkeit und Flatterhaftigkeit die Bilder herabſinken. Je flatterhafter dieſe Bilder ſind, deſto mehr findet bloße Beobachtung ſtatt, je mehr ſie ſich fixiren, deſto mehr nähert ſich die Beobachtung dem Acte der Ueberlegung. Man nennt ſolche fixirte Bilder im Gebiet des wiſſenſchaftlichen Beobachtens Hypotheſen. Hypotheſen verſchärfen daher die beobachtende Thätigkeit, und ohne alle leitende Hypotheſen iſt dieſelbe matt und kraftlos. Wenn aber dem Thiere der Uebergang von der Beobachtung in die Ueberlegung nicht gelingt, ſo heißt dies ſo viel, als daß dem Thier die disjunctiven Bilder ſeiner ſinnlichen Stammbegriffe immer beweglich bleiben, und niemals zum Feſtſtehen, zur Selbſtändigkeit gelangen.

Dieſe Selbſtändigkeit ſchließt indeſſen außer der bloßen Fixirung eines beſtimmten Bildes auch noch dieſes in ſich, daß ſich die Frage-thätigkeit auf das fixirte Bild gänzlich concentrire, und dadurch von der ſinnlichen Vorſtellung löſe. Das fixirte Bild, z. B. des Feindes, gehört zunächſt nur dem einen der Triebe an, und verlangt alſo, um die Frage zu tragen, die Verknüpfung mit einem disjunctiven Gegenbilde, auf welchem der entgegengeſetzte Trieb ruhe. Statt dieſes Gegenbildes dienen zunächſt die aus dem ſinnlichen Stammbegriff hervorwachſenden abwechſelnden Bilder, wie Taube, Eichhorn, Wind, Frucht u. ſ. f. Aber im Grunde bedarf es auch dieſer nicht einmal, indem die Alternative lauten kann: Feind oder nicht Feind. Hierin liegt das Geſetz, daß eine Triebhemmung, um von ſin-

gulären Vorstellungen getragen zu werden, nichts weiter bedarf als eines einzigen singulären Bildes für den einen Trieb, indem dann immer der Begriff der völlig unbestimmten Negation hinreichend ist, auf stellvertretende Weise den Gegentrieb zu unterstützen. Diese Stellung der Triebe möge die anschwebende Frage heißen im Gegensatz zur inschwebenden und überschwebenden. Ist diese anschwebende Lage erkannt, so hat der Uebertritt in die Beobachtung zweiten Grades keine Schwierigkeit mehr. Denn sobald nun im fixirten Bilde nur irgend Merkmale vorhanden sind, welche dem Gegentriebe nicht zuwiderlaufen, so hat der Trieb nach dem Gesetze der Concentration der Frage wiederum die Macht, sich mit diesen zu verknüpfen, und dadurch aus seiner anschwebenden Stellung in die inschwebende überzugehen. So ist z. B. in diesem Fall das Bild des Feindes ein solches, welches mit dem Gegentriebe der Hoffnung aufs leichteste verschmilzt, nämlich zum Bilde eines weit entfernten, eines gar nicht mehr verfolgenden, oder eines auf falscher Fährte umherirrenden Feindes. Damit hat die Ueberlegung ihre erste Disjunction verlassen, und ist in eine zweite Disjunction eingetreten. Die erste lautete: Ist das Vorhandene der Feind oder nicht der Feind? Die zweite lautet: Ist der Feind vorhanden oder nicht vorhanden?

Indem die Frage ihre Wanderung macht aus der inschwebenden Lage in die überschwebende, aus dieser in die anschwebende, aus dieser in die inschwebende Lage des zweiten Grades, und so fort, hat sie darin eine Fortschreitung, die sich durch den Gegensatz von fixem und beweglichem Trieb am besten begreift. Zuerst sind beide Triebe fixirt im Stammbegriff der Beobachtung, und eben damit beide beweglich in den Ueberzeugungsräumen der disjunctiven Bilder am Stammbegriff. Sodann fixirt sich der eine Trieb im einen dieser Bilder, während der andere beweglich bleibt, aber in dieser Beweglichkeit die Möglichkeit hat, sich ebenfalls in das fixirte Bild des ersten Triebes zu fixiren. Von dem fixirten Triebe gehen demnach zur Verengerung des Fragefocus zwei verschiedene Wirkungen aus, erstlich die, daß der Trieb aus dem Sinnenraum, in welchem er nebst seinem Gegentrieb fixirt ist, sich hinausbegibt in den Raum der beweglichen Vorstellungen, wovon die Folge ist, daß sich ihm eine dieser Vorstellungen nun in eine

fixe verwandelt, und zweitens die, daß der entgegengesetzte bewegliche Trieb auf dasselbe Bild übergeht, worauf der fixirte ruht, und dadurch ebenfalls zum fixirten wird. Das Fixiren des Triebes im Ueberzeugungsraum der Ueberlegung ist als ein Act der Selbsterhaltung anzusehen, weil ein gar nicht durch eine bestimmte singuläre Vorstellung fixirter Trieb in seinen Urquell untersinkt. Dagegen ist das Verlassen des Sinnenraums anzusehen als eine Verschärfung der Neugierde, d. h. eine Verschärfung der Begierde nach Annihilation des Gegentriebes, welche auf allen Gebieten gesucht wird, die sich nur eröffnen mögen. Das Gebiet des Ueberlegungsraums eröffnet sich aber nicht eher dem suchenden Triebe, als bis in der Disjunction der Beobachtung sich Bilder zeigen, welche deutlich und klar genug sind, daß der Trieb sich auf sie fixiren kann, ohne seinen eigenen Untergang fürchten zu müssen. In dem Maß nun, als der Trieb diesen Gedächtnißboden fest genug vorfindet, um darauf treten zu können, verläßt er den Sinnenraum, und tritt über in den Raum der Ueberzeugung.

Man sieht, daß bei diesen Vorgängen Wirkungen ins Spiel kommen, die vom Selbst und seinen Grundtrieben ausgehen. Bei der einfachen Beobachtung des ersten Grades ist dies am einfachsten der Fall. Ein singuläres Bild des Sinnenraums zeigt sich als geschwängert mit einem gewissen Gefühl. Ein näherer Anblick zeigt, daß dies Gefühl nicht an der Anschauung, sondern an einer Nebenvorstellung hafte, und dies bewirkt, daß ein Gegentrieb aus dem Selbst hinzutritt und entgegengesetzte Nebenvorstellungen mitbringt. Je heißer der Trieb wird, desto stärker auch der Gegentrieb. Widrigenfalls würden die Triebe nicht mehr einander hemmen, sondern der erste würde das Wesen blind und bewußtlos fortreißen. Daher bezeichnet Betäubung oder Stupor den Punkt, wo das Selbst nicht mehr im Stande ist, dem durch den Gegenstand geweckten Trieb einen Gegentrieb von derselben Größe entgegenzustellen.

Wie groß der Trieb sein soll, das hängt jedesmal von dem singulären Bilde ab, das ihn erweckt. Daher können Triebe sich durch Ueberlegung ebensowol schwächen als stärken, schwächen dann, wenn die Bilder des Ueberlegungsraums, in den der Trieb übertritt, denselben weniger Nahrung geben als die Bilder des Sinnenraums, stärken dann, wenn das Umgekehrte der Fall ist. So lange nun

der Trieb immer nur auf sinnlichem Felde verweilt, richtet sich seine Stärke nur nach der Stärke des sinnlichen Eindrucks. Sobald aber außerdem noch das Feld der Ueberlegung sich ihm öffnet, sucht er auf diesem nach immer neuer Nahrung, wie ein hungriges Thier, und während er die bessere findet, läßt er die schlechtere stehen. Aber ebenso zieht auch der Gegentrieb durch sein Uebertreten auf das Feld der Ueberlegung möglichen Gewinn, indem er aus einem neuen Gebilde im Ueberzeugungsraum sich neue Stärke saugen kann.

Als allgemeines Gesetz des Selbst kann man dieses Verfahren so aussprechen: Ein jeder Trieb strebt nach Selbstverstärkung und nach Annihilation seines Gegentriebes, und ein jeder Trieb strebt dasjenige Beobachtungsfeld zu verlassen, auf welchem er eine Hemmung leidet.

Auf diese Weise ausgesprochen, liegt in diesem Gesetze Nichts, was nicht schon früher als allgemeines Triebgesetz sich uns ergeben hätte. Denn ein jeder Trieb strebt nach seinem eigenen Gelingen und folglich nach Ueberwindung des Gegentriebes, der dieses Gelingen vereitelt. Daher ergreift er mit Lust das Phantasiebild, welches dient ihn zu verstärken und ihm das Uebergewicht über den Gegentrieb zu geben. Der Sinnenraum aber, an welchen die Triebhemmung geknüpft ist, wirkt eben darum selbst als Unlustzustand, in dessen Natur es liegt, daß er geflohen wird. Das Grundgesetz, an welchem dies Alles hängt, ist demnach dies, daß ein jeder Trieb strebt nach seinem eigenen Gelingen, d. h. nach Verstärkung der in ihm enthaltenen Lust, und nach Flucht vor der in ihm enthaltenen Unlust.

§. 44.

Das Nachdenken.

Das erfindende Nachdenken. Die Verlegenheit und der Entschluß. Der Buridan'sche Esel und der Indifferentismus der Wahl. Die moralische Ueberlegung. Die moralische Anstrengung und der Charakter.

Die Beantwortung einer Frage besteht jedesmal in der Annihilation eines Triebes. Diese Annihilation befolgt bei den höhern Graden des Fragens dieselben Gesetze wie bei den niedern.

Sobald bei der Beobachtung des *ersten* Grades der sinnliche Stammbegriff dermaßen mit dem einen seiner disjunctiven Bilder *verschmilzt*, daß das andere *seinen Zusammenhang mit ihm verliert* und ins Gedächtniß absinkt, annihilirt sich der Gegentrieb. Und sobald bei der Beobachtung des *zweiten* Grades der Stammbegriff aus dem Ueberzeugungsraum dermaßen mit dem einen seiner disjunctiven Bilder *verschmilzt*, daß das andere *seinen Zusammenhang mit ihm verliert*, geschieht dasselbe. Der Grund ist, weil der Gegentrieb sich nur so lange aus dem Selbst erzeugt, als noch irgend ein disjunctives Attribut mit dem Stammbegriffe verknüpfbar ist, an welchem der Gegentrieb sich halten kann. Dann zieht das Selbst an diesem Attribute den Gegentrieb in die *Existenz*, während das Attribut durch den Gegentrieb zum *Bewußtsein* kommt. Bis sich bestimmtere Attribute finden, die der Gegentrieb, sobald er vorhanden ist, mit Begierde zur Selbstverstärkung aufsucht, genügt aber auch die blinde Vorstellung der *Negation* zu seiner Anklammerung. Und es muß gerade die letztere sein, welche das Selbst im Verlangen nach Setzung eines Gegentriebes immer zuerst ergreift, und in deren Setzung sich sein Verlangen nach Setzung *irgend eines Gegentriebes überhaupt* immer zuerst ausspricht. Die Grade dieses Verlangens sind die Grade der Wartefähigkeit des Thieres.

In den bisher betrachteten Fällen von *praktischer Ueberlegung* war es immer eine und dieselbe Triebhemmung, welche sich aus den Disjunctionen des Sinnenraums in die Disjunctionen des Ueberzeugungsraums warf, sobald sie in jenem nicht sofortige Beantwortung fand. Das Complicirteste von dieser Art kommt bei den *Erfindungen* vor, wo ein Trieb nach einem gewissen Zustande zum Grunde liegt, welcher den ganzen Ueberlegungsproceß einzig und allein beseelt und in Bewegung setzt, weil nur allein in der vielfältigsten Ueberlegung ihm die Hoffnung seiner eigenen Ausführung liegt. War z. B. der Wunsch vorhanden, der *Harfe* auf eine bequemere Weise, als durch das Spiel mit den bloßen Fingern, ebenso wohllautende, vielleicht noch wohllautendere Töne zu entlocken, so trieb diese Begierde am *Stammbegriff* der Harfe verschiedene mit *bequemen Fingerbewegungen* Aehnlichkeit habende Attribute hervor, deren jedes dem Triebe zur Stütze diente, jedes aber das andre nach den Regeln der Disjunction ausschloß. Der Trieb *spaltete sich* also in soviel einander hemmende

Triebe, als disjunctive Fälle vorhanden waren, wobei dann immer der stärkere Trieb über den schwächern den Sieg davontrug. Die erste Disjunction war z. B. diese, ob die Harfensaiten durch Klöppel sollten unmittelbar angeschlagen, oder vermittels Tasten gespielt werden. Ergriff der Trieb nach Bequemlichkeit mit Lebhaftigkeit die Tasten, so sanken die Klöppel ins Gedächtniß ab, und ihr Trieb ward annihilirt, d. h. sank in den allgemeinen Grundtrieb nach bequemerer Spielung der Harfe zurück. Aus dem Triebe nach Tasten aber entwickelten sich nun neue Alternativen. Man konnte die Tasten entweder durch metallene Stifte oder wiederum durch Hämmer auf die Saiten wirken lassen, man konnte im letzten Falle die Hämmer entweder von hinten an verticale Saiten, oder von unten an horizontale Saiten schlagen lassen, man konnte im letzteren Falle die Saiten entweder der Länge nach (wie beim Flügel) oder in die Quere spannen, und wiederum im letztern Falle entweder die längern hinter die kürzern legen oder umgekehrt — bei der Discussion aller dieser Alternativen, die sich leicht ins Unabsehliche vermehren ließen, wenn man nun auch noch auf die Structuren der Hämmer und der Dämpfungsapparate einginge, bei ihnen allen wiederholt sich nur auf völlig monotone Art derselbe Entscheidungsproceß, indem vom Triebe nach Bequemlichkeit und Wohllaut immer dasjenige Glied der Disjunction ergriffen wird, welches ihn am stärksten befriedigt, wobei dann das Gegenglied ins Gedächtniß absinkt, der Gegentrieb sich annihilirt. Sodaß hierbei derselbe Trieb es ist, welcher stets aufs neue mit sich selbst in Hemmung tritt vermöge der aufgesuchten disjunctiven Bilder, denen er sich zum Tragen gibt. Er ist hier selbst der Sieger und selbst der Besiegte. Während er alle seine Nebenäste einen nach dem andern der Annihilation Preis gibt, wächst er nach und nach ganz und gar in einen entschiedenen Hauptstamm hinein, in eine klare und decidirte Vorstellung, die ihn nun einzig und allein und gänzlich hemmungslos trägt, wodurch er sämmtliche Hindernisse seiner Ausübung aus dem Wege geräumt sieht. Daher besteht der Zustand, in welchem man nicht weiß, wie man eine Sache ausführen soll, immer wesentlich darin, daß ein Trieb, welcher in uns ist, vermöge verschiedener disjunctiver Bilder, denen er sich zum Tragen gibt, gegen sich selbst in Hemmung tritt. Dies ist der Zustand der Verlegenheit. Verlegene

und unschlüssige Menschen sind solche, deren Triebe leicht mit sich selbst in Hemmung treten. Dem Verlegenen zeigen sich immer verschiedene Möglichkeiten, höflich zu sein, ein Geschäft abzumachen u. dgl., eine tritt mit der andern in Hemmung, und die Zeit geht darüber verloren.

So kann auch, um an das frühere Beispiel anzuknüpfen, der Trieb der Flucht mit sich selbst in Hemmung gerathen, indem die Möglichkeiten, den einen oder andern Weg entlang zu fliehen, beim Flüchtling miteinander in Hemmung treten, weil an einen jeden Weg die Ueberlegung eine andere Hoffnung knüpft. Hier kommt er in noch dichtere Wildniß, welche ihn aber vielleicht vor Hunger umkommen läßt, dort trifft er auf Menschen, die ihn aber vielleicht aus Mitleid verbergen. Der Trieb zur Flucht hemmt sich selbst so lange, bis ihn das eine Bild so überwiegend erregt, daß sein Streben nach Selbstverstärkung sich ganz in dieses Bild einsenkt, dadurch das Gegenbild ins Gedächtniß absinken läßt, und den Gegentrieb des Halts beraubt. Doch kann der Trieb zu demselben Acte des Wählens auch getrieben werden durch das Gefühl der Gefahr, welche im längern Verweilen an dieser Stelle liegt. Dann muß oft ein äußerst geringes, oft ein gar nicht merkbares Uebergewicht des einen Triebes über den andern dem Grundtriebe nach Flucht überhaupt ein hinreichender Entscheidungsgrund sein, den einen Weg der zweie einzuschlagen, weil er schlechterdings nicht zaudern darf. Wer schnell bei der Hand ist, auch bei wenig überwiegenden Gründen dennoch mit Kraft eine Alternative zu ergreifen, den nennen wir einen entschlossenen Mann. Ein solcher ist das Widerspiel des Verlegenen und Unschlüssigen. Tritt aber die Entschlossenheit in Fällen ein, wo es zweckgemäßer gewesen wäre, länger zu überlegen, so heißt die Entschlossenheit Uebereilung. Die Entschlossenheit ist die Unfähigkeit, eine Triebhemmung länger zu ertragen, und in sofern eine Schwäche, sie ist aber auch die Kraft, einen Trieb von mehren Bildern, auf denen derselbe ruht, auf ein einziges zu concentriren, und in sofern eine Stärke. Freilich wird diese Concentration des Triebes, die den Gegentrieb annihilirt, niemals eher von statten gehen, als bis die Triebhemmung unerträglich geworden ist. Aber bei schwachen Charakteren und in der Krankheit der Abulie tritt der Fall ein, daß selbst das höchste

Unluſtgefühl der Triebhemmung nicht hinreicht, den Grundtrieb zu einer Concentration auf einen beſtimmten Fall zu treiben. Denkt man ſich dieſen Zuſtand der Abulie im höchſten Grade, ſo würde der Flüchtling ſelbſt dann, wenn er den Verfolger ſchon von ferne erblickte, nur verwirrt und verlegen am Orte ſtehen bleiben, weil er zwiſchen den zwei möglichen Wegen der Flucht nicht zum Entſchluß gelangen könnte.

Wem fällt nicht hier der Eſel des Buridan ein? Dieſes ſo oft ſcherzweiſe nacherzählte pſychologiſche Paradigma hat einen ernſthaften Sinn, und wurde von ſeinem Erfinder mit gutem Takte gewählt, um zu zeigen, daß die Wirkung der Triebe in der Seele ſchlechterdings nicht mit der Wirkung von ziehenden Gewichten auf einen Körper verglichen werden könne. Denn zöge auf dieſe Art jeder der zwei Hungertriebe gleich ſtark, ſo müßte das Thier allerdings verhungern, was doch nicht der Fall iſt. Sondern die gegenſeitige Hemmung der beiden Triebe wirkt als ein Unluſtzuſtand, welchem der allgemeine Trieb des Hungers dadurch zu entfliehen ſtrebt, daß er ſich mit dem einen derſelben ganz und gar verbindet, ſich auf den einen derſelben concentrirt, wobei irgend eine Aeußerlichkeit, eine zufällige Wendung des Kopfs auf die eine Seite, ein Jucken u. dgl. den Ausſchlag zu geben im Stande iſt, ohne daß hierin der zureichende Grund der Willensentſcheidung läge. Dieſer liegt vielmehr in der Concentrationskraft des Grundtriebes, welche angeregt wird durch ein Unluſtgefühl. Auf dieſelbe Art verfahren wir, wenn wir die Auswahl zu treffen gezwungen ſind zwiſchen einer Anzahl völlig gleicher Eier, zwiſchen zwei gleich ſehr geſchätzten Weinen, zwiſchen verſchiedenen Lotterieloſen, beim Setzen im Roulet, beim Ziehen des Looſes, beim Spiele Paar oder Unpaar u. ſ. w. Die Unluſt der Triebhemmung iſt hier überall das Motiv unſers Thuns. Gewöhnlich hält man ſich an ſolche Fälle, wenn über die moraliſche Freiheit des Willens disputirt wird. Dies aber mit Unrecht. Denn beim moraliſchen Thun treten noch ganz andere Hebel in Bewegung, welche im Bisherigen unbeachtet blieben.

Das moraliſche Ueberlegen beſteht nämlich nicht blos in einer Hemmung von Trieben, ſondern von verſchiedenen Triebhemmungen. Ein Beiſpiel möge dies verdeutlichen. Geſetzt ich habe die Gewohnheit, zu einer beſtimmten Stunde ſpazieren zu

gehen. Ich komme an die Thür, es regnet. Der Unluſttrieb des ſchlechten Wetters beſiegt den Luſttrieb der Gewohnheit, ich kehre um. Beim Umkehren fällt mir ein, geſunder ſei es doch wol, das ſchlechte Wetter nicht zu ſcheuen, und ſchon will ich wieder ausgehen, als ich bedenke, daß ſo ein Regentag gerade die rechte Zeit iſt, ein etwas langweiliges Geſchäft abzuthun, das mir aber Vortheil verſpricht. Indem ich noch ſo überlege, muß ich an einen kranken Freund denken, dem ich durch meinen Beſuch Aufheiterung und Troſt bringen kann. Vergeſſen iſt nun ſchlechtes Wetter, Geſundheit, Geſchäft, und ich gehe durch den Regen zu meinem Freunde. Hier iſt Das, was die ganze Ueberlegung beherrſcht, nicht ein einzelner Trieb, und ebenſo wenig eine einzelne Triebhemmung, ſondern die Ueberlegung ſpielt durch vier verſchiedene Triebhemmungen. Die erſte iſt die von ſchlechtem und gutem Wetter, oder im Triebe ausgedrückt, die Alternative von ſinnlicher Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit. Die zweite iſt die von Geſundheit und Ungeſundheit, oder im Triebe ausgedrückt, die Alternative von Hoffnung auf zukünftiges Wohlbefinden und Furcht vor zukünftigem Uebelbefinden. Die dritte iſt die von Gewinn und Nichtgewinn, oder im Triebe ausgedrückt von Luſt an Vermehrung meiner Mittel und Unluſt an Nichtvermehrung derſelben. Die vierte iſt die von Aufmerkſamkeit und Unaufmerkſamkeit gegen den Freund, oder im Triebe ausgedrückt, die Alternative von freundſchaftlichem Wohlwollen und unfreundſchaftlicher Gleichgültigkeit. Hierbei iſt noch das Auffallendſte dies, daß keine dieſer Alternativen in ſich eine ſchwebende Frage darſtellt, ſondern eine völlig beantwortete, daß ſie aber durch ihr gegenſeitiges Verhalten in die Lage kommen, als ob ſie lauter ſchwebende Fragen wären.

Sobald es gelang, die Aufmerkſamkeit in einer dieſer vier Alternativen ſtrenge feſt zu bannen und ſie dadurch von allen übrigen abzulenken, ſo war die Frage, ob gegangen werden ſolle oder nicht, ſogleich entſchieden. Die Alternative der Sinnlichkeit beantwortete ſie mit Nein, die der Geſundheit mit Ja, die des Gewinns mit Nein, und die der Freundſchaft mit Ja. Wozu ſich nun auch der Spaziergänger entſchließen mochte, ſein Entſchluß war durch die Motive irgend einer dieſer Alternativen bedingt, und folglich innerhalb der Alternative, innerhalb deren er ſich entſchied,

ein nothwendiger und unabänderlicher. Ganz anders sieht freilich die Sache aus, wenn man den Entschluß betrachtet in Beziehung auf die Alternativen, in denen er nicht entschieden wurde. In Beziehung auf sie erscheint er als ein völlig freier, und sie in Bezug auf ihn als völlig gleichgültige. Dem, welchen Wohlwollen zu seinem Freunde ruft, macht das gute oder schlechte Wetter gar keinen Unterschied, er ist in Beziehung auf das Wetter ganz und gar frei, was er doch nicht gewesen wäre, hätte er blos gewohnheitgemäß spazieren gehen wollen. Dies ist die Hoheit des moralischen Thuns, daß es den Menschen über die Entscheidungsgewalt der sinnlichen Motive erhebt, indem es die sinnlichen Alternativen zu gleichgültigen macht, von denen aus der Mensch die Entscheidungsgründe seines Handelns nicht mehr empfängt, oder in Beziehung auf welche er frei ist. Denn gebunden ist der Mensch nur in Beziehung auf diejenige Alternative, von welcher aus sich sein Thun entscheidet, frei oder ungebunden aber in Beziehung auf alle übrigen. Sowol Freiheit als Gebundenheit in diesem Sinne sind also relativ, indem der letzte Grund des Handelns in diesem Falle tiefer liegt als das eine und das andre. Der letzte Grund des Handelns liegt nämlich hier in der Gewalt, die das Selbst leidet, entweder in der einen oder in der andern der Alternativen gänzlich auszuruhen, und sich dadurch von den übrigen zurückzuziehen.

Es findet nun in dem vorliegenden Beispiel ein offenbarer Klimax von Motiven statt, indem die folgende Alternative immer das Selbst so stark reizt, sich ganz auf sie zu concentriren, daß die vorige Alternative dadurch ganz unwirksam wird. Wir drücken die verschiedenen Grade der Reizung, welche das Selbst durch die verschiedenen Alternativen erfährt, aus durch die Bezeichnung der Wichtigkeit. Ob ich gesund bin oder nicht, ist von größerer Wichtigkeit für mich, als ob ich augenblicklich einen angenehmen oder unangenehmen sinnlichen Eindruck empfange. Ob ich mir meine Existenz sichern kann oder nicht, ist von größerer Wichtigkeit, als ob ich gesund oder ungesund bin. Und endlich ist die moralische Alternative, ob ich ein treuer Freund u. s. w. bin, wiederum von noch größerer Wichtigkeit als die, ob ich meine Existenz zu sichern vermag oder nicht. Das Verhältniß der Alternativen untereinander in Beziehung auf ihre Wichtigkeit heißt der Werth. Gesund-

heit ist mehr werth als Lust, Erwerb ist mehr werth als Gesundheit, Freundschaft ist mehr werth als Erwerb.

Die Kraft des moralischen Handelns besteht nun darin, daß eine Alternative in der Ausführung keine größere Wichtigkeit bekomme, als ihr in der Scale der Werthbestimmungen zukommt, welche sich bei der Ueberlegung, die der Handlung vorhergeht, in uns gestaltet. Ein moralisch schwacher Mensch ist Der, bei welchem eine Alternative, welche bei der Ueberlegung im Ueberzeugungsraum nur eine geringe Wichtigkeit zu behaupten im Stande war, sobald er zum Handeln kommt, das Selbst dermaßen anzieht und reizt, daß die Handlung sich nun einzig und allein aus dieser Alternative entscheidet. Ein moralisch starker Mensch ist Der, bei welchem sich die Handlung immer aus derjenigen Alternative entscheidet, welche sich bei der vorangehenden Ueberlegung im Ueberzeugungsraum als die wichtigste zeigte. Von einem solchen Menschen sagen wir, daß er handelt, wie er soll, und folglich besteht das Sollen oder die moralische Grundpflicht in der Uebereinstimmung zwischen Ueberzeugung und Ausführung. Handeln nach bester Ueberzeugung, das ist der für alle Fälle völlig zureichende moralische Imperativ. Es muß in der Uebereinstimmung zwischen dem Sinnenraum der Handlung und dem Wahrheitsraum der Ueberzeugung Etwas liegen, das dem Menschen zum Heil gereicht.

Die erlangte Einsicht, wie sich Triebhemmungen innerhalb bestimmter Alternativen entscheiden, läßt uns hier im Stich, wo es sich um eine Disjunction von Alternativen handelt, innerhalb deren das Selbst zu wählen hat, um eine Frage, deren Glieder wieder aus Fragen bestehen. So lange das Selbst in dieser Frage der zweiten Potenz steht, ohne in irgend eine der untergeordneten Fragen erster Potenz einzutreten, steht es in reiner Ueberlegung und kommt nicht zum Handeln. Der Raum seiner Ueberlegung ist aber der Ueberzeugungsraum, in welchem sich ihm die verschiedenen Alternativen nach der Scale ihrer Wichtigkeit ordnen. Sobald sie aber dies thun, ist die Frage der zweiten Potenz im Ueberzeugungsraum auch schon entschieden. Denn das Selbst muß dahin gehen, wo es am stärksten gereizt wird, also zur wichtigsten Alternative, sobald es nämlich durch das Motiv der Unlust, die im Zaudern liegt, zu einer Concentration gezwungen wird. Ein

Selbst demnach, das ganz im Ueberzeugungsraum wohnte, würde sich stets zu moralischen Handlungen gezwungen sehen.

Da dieses zwar unser Wunsch, aber nicht unser Zustand ist, so liegt das Zweifelhafte der moralischen Handlungen in der Doppelverknüpfung unsers Selbst mit dem innern Raume seiner Ueberzeugungen einerseits, mit dem äußeren Raume der unmittelbaren Sinnempfindung andererseits. Zwischen ihren entgegengesetzten Fragen, nämlich der wichtigsten nach dem Guten und Bösen einerseits, der unwichtigsten nach Lust und Schmerz andererseits, treten dann die übrigen, wie die nach Gesundheit und Krankheit, Gewinn und Verlust, Ehre und Schande u. s. w. in die Mitte. Nun lehrt die Erfahrung, daß theils durch Anlage, theils durch Erziehung und Gewohnheit die innere Lage und Stellung des Selbst zu diesen verschiedenen Alternativen eine sehr verschiedene ist. Wem sich ein Quell innerer Freuden eröffnet, dem wird dadurch sinnliche Lust und sinnlicher Schmerz gleichgültiger, ohne daß darum seine Fähigkeit, Beides zu empfinden, irgend abnimmt. Die Alternative der sinnlichen Lust und Unlust behält für sich selbst ihr ganzes Gewicht, sie verliert blos scheinbar dadurch, daß eine andre höhere Alternative im Gewichte steigt, und nun das Selbst stärker reizt als bisher. Darum hat ein Ehrgeiziger selten viel Sinn für sinnliche Genüsse. Sie sind ihm zu schwach, nicht an sich, sondern in Vergleichung mit den stärkern Genüssen, nach denen sein Selbst zu trachten sich gewöhnt hat. Bei dem Schlemmer nimmt durch Gewöhnung das Selbst zur sinnlichen Alternative eine ganz andere Stellung ein. Durch Uebung und Gewohnheit gewinnen alle Alternativen an Gewicht auf das Selbst. Ihre Reize schlagen dann leicht an, während ohne alle Uebung und Gewohnheit die Reize der höhern Alternativen selten mit der Stärke wirken, welche erfoderlich ist, damit die Uebereinstimmung zwischen Ueberzeugung und Handlung sich herstelle. Den Complex der hierher schlagenden Gewohnheiten nennt man den Charakter des Menschen.

Das Gesetz der Verstärkung der Alternativen durch Gewöhnung stimmt mit den sonstigen Gesetzen der Triebe sehr wohl überein. Denn eine jede dieser Alternativen reizt das Selbst zur Production eines Lust- oder Unlusttriebes nach dem Maße der an die Alternative geknüpften Lust- oder Unlustbilder in der Erinnerung. Die Quantität

von diesen aber richtet sich nach der Länge der Gewohnheit und Uebung. Daher sehen wir den Unerfahrenen oft mit gleichgültiger Zuversicht einem Schmerz entgegengehen, welchen der Erfahrene scheut. Der oft ausgesprochene Satz, daß die Tugend ein Werk der Gewöhnung sei, hat also im Ganzen wol seine Richtigkeit. Nur daß dann noch immer die Frage nach Dem hinzutritt, was die Gewohnheit in mir veranlaßt, sobald die Veranlassung nicht ein bloßer äußerlicher Erziehungszwang und eine Furcht vor Strafe ist.

Wer sich Vorwürfe macht, in einem gewissen Falle unbedachtsam und ohne Ueberlegung gehandelt zu haben, der beruhigt sich nicht damit, daß er sich sagen muß, die Gewohnheit, das Selbst in den Ueberlegungsraum zu fixiren, sei noch zu schwach in ihm gewesen, als daß sie in dem gegenwärtigen Falle wirken konnte. Sondern er nimmt an, seine bisherige Gewohnheit habe dazu vollkommen hingereicht, aber der Unlusttrieb der Triebhemmung sei so stark gewesen, daß das Selbst sich zum Handeln entschied, ehe ihm noch die stärkern Reize der höhern Alternativen, die im Gedächtniß vorhanden waren, in der Ueberlegung erscheinen konnten, und daß demnach das Selbst vermöge eines momentanen Unbehagens durch Triebhemmung nach unzulänglichen Motiven sich entschied. In diesem Falle wirft das Selbst sich Trägheit, Faulheit, Schläfrigkeit, Mangel an Anstrengung vor. Es wirft sich nicht den Mangel an Gewohnheit im Guten vor, sondern es tadelt sich, daß es die Kette der guten Gewohnheiten, die angeknüpft war, durch ein muthloses Erschlaffen unterbrach. Dieser Vorwurf geht sehr tief. Denn der Unlusttrieb einer Triebhemmung gehört zu den Grundtrieben des Selbst. Er ist die Summe der Unlust, welche aus dem Mislingen eines jeden der einander hemmenden Triebe hervorgeht. Er gehört folglich keinem der einander hemmenden Triebe besonders an, sondern besteht in der Gemeinsamkeit beider. Diese aber ist das Selbst, aus welchem beide entspringen. Der Trieb gehört folglich zu den Grundtrieben des Selbst und geht bis in dessen innerste Tiefe. Freilich hat das Selbst die Gewalt, diesem allgemeinen Unlusttriebe der Frage einen Gegentrieb entgegenzustellen, sonst käme es gar nie zur Anstrengung. Weil aber dieser ein ebenso schlechthin allgemeiner Trieb sein muß wie sein Gegner, so reicht hier das ebengefundene Gesetz der Erweckung der Gegentriebe nicht aus, und

die Wissenschaft stößt hier auf eine Grenze. Denn nur so viel läßt sich sagen, daß die Function der Setzung dieses Gegentriebes Anstrengung heißt, während die Setzung der sonstigen Gegentriebe ohne Anstrengung vor sich geht. Mangel an Anstrengung ist Trägheit oder Erschlaffung, und auf diese laufen alle ethischen Selbstvorwürfe, sobald dieselben nicht auf einer bloßen Täuschung beruhen, zurück.

Wenn der dem Trunk ergebene Bauer, dem man neben das Glas Branntwein einen Dukaten legte, und ihm denselben versprach, sobald er eine Stunde lang den Anblick beider aushalten würde, ohne den Branntwein zu trinken — wenn dieser die Probe nicht bestand, so folgt daraus nicht, daß er nicht anders konnte, sondern nur, daß ihn der ethische Vorwurf der Schlaffheit trifft. Denn er mußte sich sagen, daß in dem Dukaten hundert Gläser Branntwein stäken, welche er sich nach bestandener Probe zueignen könne, die kommenden Wochen und Monate hinaus, und dieses Motiv aus der höhern Alternative von Gewinn und Verlust ist so deutlich und trivial, daß den Bauer hier keine Vorschützung von Gewohnheitsmangel entschuldigen kann. Bestand er also, wie man erzählt, die Probe nicht, so war der einzige Grund hiervon der, daß ihm, während der Duft des Branntweins in seiner Nase die Unlust der Triebhemmung schärfte, die Anstrengung der Ueberlegung gänzlich verloren ging, bis zu dem Grade, daß er in die Lage kam, hundert Gläser Branntwein für ein einziges hinzugeben.

Ueberall, wo von Anstrengung die Rede ist, sehen wir uns auf die innersten Tiefen des Selbst hingewiesen. Wenn das gehetzte Thier mit Anstrengung flieht, bis es ermattet umsinkt, und alles über sich ergehen läßt, so liegt darin, daß zwischen den beiden Trieben, die hier in Hemmung stehen, dem Triebe nach Ruhe und dem Triebe zur Flucht, das Uebergewicht des letztern über den erstern so gering ist, daß das Selbst, um sich gänzlich mit dem letzten zu verbinden und den erstern zu annihiliren, eines gewissen Impulses aus sich selbst bedarf. Käme ein solcher Impuls nicht hinzu, den wir Anstrengung nennen, so würde entweder Triebhemmung eintreten, oder die Triebe würden sich so ausgleichen, daß das Thier das Mittel zwischen beiden wählte, und langsam vorwärts schritte. Keins von beidem geschieht. Sondern so lange als

der Trieb nach Flucht über dem Triebe nach Ruhe auch nur noch das allerkleinste Uebergewicht hat, verbindet sich das Selbst mit dem erstern Triebe, und äußert durch denselben ganz die nämliche Wirkung, die es durch ihn äußern würde, wenn er im höchsten Maße überwiegend wäre. Wenn also ein geringerer Triebreiz dieselbe Wirkung hervorbringt wie ein stärkerer, so ist dies nur so denkbar, daß sich ihm das Fehlende durch einen Reiz von innen ersetzt, welcher Anstrengung heißt. Besonders deutlich zeigt sich dies in den Fällen, wo das gejagte Thier, nachdem es schon vor Müdigkeit niedergestürzt ist, nach einigen Secunden Ausruhens, noch einmal aufspringt und eine neue Anstrengung zur Flucht macht, die aber nur theilweise gelingt. In solchen Fällen sieht man das Selbst zwischen beiden Trieben dermaßen oscilliren, daß es den Trieb nach Flucht nothgedrungen nur so lange zur Annihilation bringt, als er auch nicht das mindeste Uebergewicht über den Trieb nach Ruhe mehr behaupten kann. Sobald der Trieb nach Ruhe nur durch ein geringes Aufathmen sich senkt und die Schärfe seiner Todesangst zu verlieren anfängt, ist das geringste Uebergewicht, das der Trieb zur Flucht dadurch wieder gewinnt, hinreichend, dem Selbst einen Reiz zu neuen Anstrengungen zu geben. Sieht es diese aber wiederholt mislingen, d. h. dienen sie nur dazu, dem entgegengesetzten Triebe wiederholt das Uebergewicht zu verschaffen, so wird es am Ende muthlos und ergibt sich, d. h. es macht ferner keine Anstrengungen mehr, weil es nicht mehr hofft, daß dieselben gelingen werden. So lange es diese Hoffnung nicht fahren läßt, so lange macht es auch Anstrengungen. Hoffnung ist demnach das letzte Motiv der innern Reizungen. Der Muthige ist der Hoffende, der Zuversichtliche. Die Grade der Anstrengung richten sich nach den Graden der Zuversicht auf die eigene Kraft. Diese Hoffnung und Zuversicht hat ihren Grund in den innersten Tiefen des Selbst. Das eine Wesen besitzt sie mehr als das andre. Das eine Thier ergibt sich leicht, das andre schwer. Wer in einer Anstrengung zu leicht ermattet, zeigt daher immer ein zu geringes Vertrauen in seine eigenen Kräfte. Und der Mangel an diesem Vertrauen ist es zuletzt eigentlich immer, was wir bereuen, wenn wir uns den Vorwurf machen, irgendwann auf der Bahn des Guten den entgegengesetzten Motiven zu früh erlegen zu sein.

So ist auch die Abulie eine allgemeine Muthlosigkeit und Depression des Selbst, worin es ihm übermäßig schwer wird, selbst die geringen Anstrengungen zu machen, welche erfoderlich sind, um sich zu entscheiden, welcher von zwei Wegen gegangen, welches von zwei Büchern gelesen, welches von zwei Broten gegessen werden soll, sobald sich nicht die allerdeutlichsten Spuren des Vorzugs des einen vor dem anderen zeigen. Dieser Zustand ist in sofern lehrreich, als er zeigt, wie sämmtliche Wahlen bei nicht gänzlich hinreichenden Motiven nur durch Anstrengung, d. h. durch Ersetzung der fehlenden Reizungssumme von innen her, zu Stande kommen. Alle willkürliche Concentration des Selbst auf den größern unter mehren vorhandenen Trieben läuft auf die Fähigkeit zurück, das fehlende Supplement von innen her durch Anstrengung zu ersetzen. Hiermit ist auch der Grund der Täuschung aufgedeckt, in welcher sich Diejenigen befinden, welche behaupten, der Mensch könne in gewissen Fällen ohne allen Grund und ohne alles Motiv eine Entscheidung vornehmen. Dieser Irrthum beruht auf einer oberflächlichen Auffassung der merkwürdigen Thatsache, daß das Selbst vermöge einer Anstrengung kleine Motive mit großen Wirkungen beantworten kann, innerhalb eines gewissen Umfanges. Ob aber das Gefühl des Muthes und der Zuversicht, welches der Anstrengung als Motiv dient, in jedem Falle nur so hingenommen werden müsse wie es gegeben ist, oder ob dieses Gefühl noch Quellen der Selbstverstärkung in sich trägt, von denen es Gebrauch machen kann bis zu einem gewissen Grad, so lange es nur überhaupt noch vorhanden ist, diese Frage übersteigt die psychologische Beobachtung.

§. 45.

Die Anstrengung und ihre Agentien.

Hemmung eines Triebes von einer höhern Alternative aus. Verstärkung des Triebes durch Aufmerksamkeit. Ablenkung der Aufmerksamkeit vom Gegentrieb durch Verstärkung des Triebes. Vom Fragenwechsel. Aufmerksamkeit als Triebhemmung in den Untertrieben eines Grundtriebes. Suspension der Triebe gemäß der Dringlichkeit oder Stärke des Gegentriebes.

Wie haben wir uns das völlige Unwirksamwerden der Triebe in denjenigen Alternativen zu denken, aus denen eine Frage nicht entschieden wird? Handelt es sich z. B. darum, einem Freunde in der

Noth beizustehen, so wird uns der Umstand, ob das Wetter gut oder schlecht sei, zu einem durchaus gleichgültigen, ja sogar wenn wegen überschwemmter Straßen und stürzender Dachziegel uns der Weg zu einem lebensgefährlichen werden könnte, so würde uns dies dennoch nicht abhalten.

Hier sind zwei verschiedene Fälle zu unterscheiden, der lebensgefährliche und der gefahrlose. Zuerst sei vom ersten Fall die Rede.

Bei ihm findet das oben bemerkte seine volle Anwendung. Es kostet immer Anstrengung, trotz einer drohenden Gefahr irgend einen Weg zurückzulegen. Daraus folgt, daß in solchem Falle der aus der drohenden Gefahr erregte Trieb der Furcht wach und rege ist, aber mit Anstrengung gehemmt wird. Die Anstrengung hierbei zeigt an, daß die Alternative als solche keine Triebhemmung enthält, sondern eine völlige Entscheidung, indem der Unlusttrieb völlig in ihr als einer solchen dominirt und jeden Lusttrieb annihilirt. Nun wird auf künstliche Art von einer höhern Alternative aus ein Gegentrieb erzeugt, der von selbst nicht vorhanden ist. Dies heißt Anstrengung. Die Anstrengung besteht darin, daß das Selbst den Gegentrieb einer Alternative auf künstliche Art erzeugt von einer andern Alternative aus. Die Alternative, von wo aus das Selbst des gejagten todtmüden Thieres sich zu erneuter Anstrengung reizt, ist die von Vertrauen und Mistrauen in seine eigene Kraft. Die Alternative, von wo aus das Selbst des Trinkers in der Wahl zwischen Branntwein und Dukaten seinem Branntweindurst einen Gegentrieb entgegenstellt, ist die von Gewinn und Verlust. So ist die Alternative, von wo aus das Selbst sich zur Durchschreitung eines gefahrvollen Weges reizt, die vom Wohl und Wehe des Freundes. Man kann sich diesen Proceß vorstellen unter dem Bilde eines Ineinanderrückens der Alternativen, wobei statt des fehlenden Gegentriebes der untern der ihm homogene Trieb der obern ergänzend eintritt.

Hierbei ist aber dann noch immer zu beachten, daß es Grade der Anstrengung gibt, nämlich Grade, wonach wir den homogenen Trieb aus der obern Alternative als Gegentrieb in die untere ergänzend eintreten lassen oder nicht. Da nun der homogene Trieb der obern Alternative, sobald er wirklich rege und lebendig ist, auch sogleich gar nicht anders als ergänzend einfließen kann, so besteht

die Anstrengung immer in einer größern Regemachung oder Regehaltung des Triebes der obern Alternative durch einen Zusatz von *Muth*, d. h. von *Zuversicht in die eigene Kraft und Glauben an sich selbst*. Je mehr diese *Grundstimmung* des Muths vorhanden ist, desto größer wird die *Anstrengung* und mit ihr das *Uebergewicht der obern Alternative über die untere* sein; je mehr der Muth *weicht*, desto mehr wird *die untere über die obere* den Sieg davontragen. So verfährt hier die Anstrengung nach demselben Gesetz wie bei der Entscheidung einer *einfachen* Alternative, indem sie dem homogenen Triebe der höhern Alternative Dasjenige aus den allgemeinen Mitteln des Selbst *hinzusetzt*, was ihm noch mangelt, um zum wirksamen Gegentriebe der niedern Alternative zu werden. Damit stehen freilich obere und untere Alternative einander erst in *gegenseitiger Hemmung* entgegen, wie ein einfacher Gegentrieb dem einfachen Triebe, und die Frucht solcher Anstrengung ist demnach erst *Ueberlegung*, was geschehen solle. Damit nach der obern Alternative entschieden werde, muß aus der Anstrengung dem Triebe der obern Alternative noch ein Plus hinzutreten, welches freilich nur ein um so geringeres sein wird, je schwerer die Anstrengung dem Individuum zu vollziehen wird. Daraus erklärt sich die Erscheinung, daß wir Das, was wir mit *großer Anstrengung* thun, gewöhnlich *langsam*, d. h. *mit einer geringen Bewegungskraft* des Triebes thun. Zugleich liegt aber auch im Bisherigen die Einsicht enthalten, daß wir durch Anstrengung nicht nur im Stande sind, einem Triebe von geringem Uebergewicht ein starkes zu geben, sondern auch, einen stärkern Trieb durch einen schwächern zu hemmen, dadurch daß wir letzterm die mangelnde Stärke *künstlich zusetzen*, ja sogar im Conflict zwischen einem *stärkern* und einem *schwächern Triebe dem letztern über den erstern den Sieg zu verschaffen*.

Anders verhält sich die Sache im zweiten der fraglichen Fälle, wo nämlich der Weg zum Freunde ein *gefahrloser*, blos durch schlechtes Wetter, Regen u. dgl. *unangenehm gemachter* ist. Das schlechte Wetter zu überwinden, kostet mich nun *gar keine Anstrengung*, es ist mir *völlig gleichgültig*, ob das Wetter schlecht oder gut ist. Dies heißt, mit andern Worten ausgedrückt, daß der Regen und das schlechte Wetter, obwol dasselbe in die sinnliche Empfindung eindringt, doch *ganz und gar keinen Unlusttrieb erregt*. Wir

empfinden nun in dem Triebe nach dem Ziele des Weges darum die Unlust der schlechten Witterung ganz und gar nicht, weil die auf einen andern Punkt geheftete Aufmerksamkeit die sinnlichen Eindrücke gar nicht mit solcher Deutlichkeit bildet, daß sie fähig wären, fortdauernd einen sinnlichen Unlusttrieb zu erregen, indem durch diese eigenthümliche Richtung der Aufmerksamkeit die momentan uns durchfliegende Unlust stets sogleich wieder über stärkern Gefühlen, d. h. über einer anders gerichteten Aufmerksamkeit vergessen, d. h. annihilirt wird. Dies ist der einzige Fall, in welchem die untere Alternative sich als eine wirklich gleichgültige und gänzlich unwirksame verhält, weil ihre Triebe durch ihr flatterndes Verschwinden gänzlich annihilirten gleich zu achten sind. Diese in der That zwar unvollkommene, in der Wirkung aber vollkommene Triebannihilation ist die Frucht einer übermäßig starken Erzeugung des Triebes in der obern Alternative, wodurch die ganze Aufmerksamkeit auf die obere Alternative hingelenkt und dadurch der untern entzogen wird. Eine unvollkommene Aufmerksamkeit bildet unvollkommene Anschauungen, und unvollkommene Anschauungen sind nicht im Stande, dem Selbst die gehörigen Reizungen zur Triebproduction zu geben. Es entsteht hierdurch die neue Frage, was es heiße, die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die eine Alternative zu lenken und dadurch der andern zu entziehen.

Je stärker der Trieb ist, desto mehr zwingt er die Aufmerksamkeit, auf dem Gegenstande zu ruhen, von welchem aus er erweckt wird. Und umgekehrt, je stärker die Aufmerksamkeit auf einem Gegenstande fest ruht, desto mehr wirkt derselbe als ein Reiz auf das Selbst, um diejenigen Triebe zu wecken, welche er zu wecken im Stande ist. Eine solche auf einem Gegenstande fest ruhende Aufmerksamkeit ist von beobachtender oder inschwebender Natur, und wird als eine inschwebende Frage immer durch den vom Gegenstand geweckten Trieb in Bewegung gesetzt. Z. B. des Freundes Unglück erregt durch das Mitgefühl in mir einen Unlusttrieb, in welchem das Streben, sein Unglück zu mildern, enthalten ist. Die verschiedenen Arten, wie dies geschehen kann, treten als particulare Triebe untereinander in Hemmung oder Frage, eine Frage, welche dem Begriffe des Unglücks beobachtend inschwebt, und jemehr ich überlege, wie geholfen werden kann und so die Aufmerksamkeit auf das Unglück richte, desto mehr verstärkt sich mein Trieb zu helfen. Um einen matten Trieb in stärkere

Bewegung zu setzen, braucht man daher nur über die Mittel zu seiner Ausführung zu sinnen. Die dadurch verstärkte Aufmerksamkeit auf seinen Gegenstand wird auch sogleich den Trieb verstärken. So gibt es also eine Verstärkung der Aufmerksamkeit durch den Trieb, und des Triebes durch die Aufmerksamkeit.

Durch Anstrengung wird immer der Trieb, auf welchen sich dieselbe richtet, unmittelbar verstärkt, und zugleich die Aufmerksamkeit stärker auf seinen Gegenstand gezogen. Durch dieses stärkere Anziehen der Aufmerksamkeit wird dieselbe mehr abgelenkt vom Gegenstande des Gegentriebes, dadurch das Bild dieses Gegenstandes unvollkommener dargestellt, dadurch der Trieb, welchem dieses Bild als Reizmittel dient, geschwächt. Sobald also die Anstrengung auf unmittelbare Art einen Trieb verstärkt, so ist immer die Folge davon, daß sich in eben dem Grade der Gegentrieb mittelbar schwächt, und wenn sich die Triebe der obern Alternative durch Anstrengung unmittelbar stärken, so ist immer die Folge davon, daß sich in eben dem Grade die Triebe der untern Alternative mittelbar schwächen. Hieraus erklärt sich, wie es zugeht, daß im Triebleben sehr kleine Uebergewichte einen entscheidenden Ausschlag zu geben vermögen, wie die Erfahrung lehrt. Denn das Ueberwiegen der Triebe gleicht nicht der Bewegung einer Wage, wo das geringere Gewicht nur dem Ueberschuß des größern weicht ohne selbst an seiner Schwere zu verlieren, sondern wir müssen uns, wenn wir dies versinnlichen wollen, eine Wage vorstellen, bei welcher in dem Moment, wo das größere Gewicht zu wirken anfängt, dem kleinern die Wirkungskraft des größern noch dazu am eigenen Gehalte entzogen wird. Gesetzt z. B. es lägen in jeder Schale 10 Pfund, und die eine Schale würde durch Anstrengung beschwert mit 2 Pfund, so würden die Triebe nicht im Verhältniß wie 12: 10, sondern wie 12: 8 gegeneinander wirken. In jedem Falle also, wo es gelänge, den einen der einander hemmenden Triebe durch Anstrengung aufs Doppelte zu bringen, würde der Gegentrieb annihilirt sein, indem das Bild seines Gegenstandes, vom Felde der Aufmerksamkeit ausgeschlossen, dem Gedächtniß anheimfiele. Damit also würde die Alternative des schlechten oder guten Wetters schon zur gänzlich gleichgültigen und unwirksamen werden, sobald die Triebe aus andern Alternativen, z. B. der Gesundheit, des Wohlstandes, der Freundschaft, nur die doppelte Stärke erreichten, wozu wenig gehört.

Was heißt nun aber dieses: die Aufmerksamkeit verstärkt sich und wächst in Bezug auf den einen Trieb, schwächt sich und erlischt in Bezug auf den andern?

Der einfachste Fall ist, wenn z. B. ein Thier durch den Geruch prüft, ob ein Kraut auf der Wiese eßbar sei oder nicht. Die Anschauung des Krautes ist hier der Stammbegriff der Frage, dem die Aufmerksamkeit beobachtend inschwebt, wobei sie sich an die disjunctiven Geruchsbilder der Phantasie, welche die Reize ihrer Triebhemmung sind, festhält. Tritt nun das eine dieser Bilder in den Stammbegriff ein als sinnliche Anschauung, so tritt eine Abtrennung des Stammbegriffs, welcher zugleich der Focus der inschwebenden Aufmerksamkeit oder Frage ist, vom ausgeschlossenen Merkmale ein. Das ausgeschlossene Merkmal sinkt ins Gedächtniß ab, und sein Trieb wird annihilirt. Dagegen tritt die Aufmerksamkeit mit verdoppelter Stärke in das durch die Erfahrung bestätigte Merkmal ein, und verdoppelt dadurch den Trieb, dem dieses Merkmal zum Reize dient. Die Aufmerksamkeit ist nun nicht mehr dem allgemeinen Stammbegriffe inschwebend. Darin liegt aber ausgesprochen, daß der Stammbegriff nun statt seiner alten inschwebenden Frage eine neue bekommen hat. Denn durch die Annihilation des Gegentriebes ist nun die alte Frage erloschen. Hieraus folgt, daß bei jeder Beantwortung einer Frage in ihrem Stammbegriff ein Fragenwechsel vor sich geht.

Wenn das Thier gerochen hat, daß ein gewisses Kraut eßbar sei, so bleibt nach Annihilation des am Essen hindernden Gegentriebes die Aufmerksamkeit am Kraute haften, aber nun nicht mehr, um zu prüfen, ob eßbar oder nicht eßbar, sondern um dem Maule und den Zähnen des Thieres die Richtung zu bestimmen, in welcher sie zuschnappen müssen, um das Kraut abzugrasen. Die verschiedenen Richtungen des Zubeißens, an denen sich die inschwebende Frage hält, sind verschiedene mögliche Arten der Manifestation des Hungertriebes, welche nun durch den Reiz des Stammbegriffs aus dem siegenden Triebe als disjunctive Untertriebe miteinander in Hemmung treten und so den Stammbegriff als eine neue inschwebende Frage erleuchten. Dies ist der Fragenwechsel. Er besteht darin, daß, nachdem der Stammbegriff sich durch eine Hineinnahme des einen der fraglichen Merkmale genauer bestimmt hat, nun aus dem Triebe, dessen Reiz das hineingenommene Merkmal ist, in Beziehung auf den Stamm-

begriff disjunctive Untertriebe hervortreten, und eine neue Frage eröffnen, welche in Beziehung auf den Stammbegriff eine erneuerte Aufmerksamkeit heißt. Auf diese Weise ist es möglich, daß beim Verschwinden einer Triebhemmung die Aufmerksamkeit noch immer auf dem Stammbegriffe haften bleibe, wenn auch ihr altes Agens lange erloschen ist.

Doch geschieht dies lange nicht immer. Wenn z. B. das Kraut sich dem Thiere durch unangenehmen Geruch als nicht eßbar zeigt, so verschwindet das Merkmal des angenehmen Geruchs aus dem Focus der Aufmerksamkeit, d. h. aus dem Stammbegriffe, und der Trieb des Appetits annihilirt sich in Bezug auf diese Pflanze. Weil aber aus dem Gegentriebe der Abneigung sich keine weitern Untertriebe in Bezug auf das Kraut entwickeln, so geht auch dem Stammbegriffe die Aufmerksamkeit ebensowol mit verloren; es wird in Beziehung auf ihn nichts mehr gefragt, folglich auch keine erneute Anschauung gebildet, an welcher sich ein Trieb festhalten könnte. Die Folge ist, daß die Anschauung des Stammbegriffs ins Gedächtniß absinkt und sein Trieb sich annihilirt. Das Thier geht gleichgültig weiter. Dies ist der einfachste Fall der Beantwortung einer Frage. Er endigt in der Annihilation beider Triebe oder in dem Verschwinden aller Aufmerksamkeit aus dem Stammbegriffe. Dieser Fall tritt immer dann ein, wenn der siegende Trieb ein bloßer Gegentrieb ist, welcher durch die Unbestimmtheit der Lage aus den Mitteln des Selbst einem positiven Triebe sich entgegenstemmte. Einem solchen Triebe (welcher zum Unterschied von den in bestimmten Anschauungen wurzelnden Trieben ein negativer Trieb heißen möge) fehlt, sobald er den Gegner aus dem Wege gestoßen hat, auch für sich selbst die Kraft. Denn aus dem Begriffe seines Reizbildes, welches eine Negation ist (Uneßbar, Ungefährlich u. dgl.) lassen sich nicht ebenso immer neue Disjunctionen entwickeln, wie aus den positiven Reizbildern (Eßbar, Gefährlich u. dgl.), wo man immer sogleich weiter fragt, wie das Eßbare zu essen, wie der Gefahr zu entkommen sei. Triebe, welche in Wirklichkeit nicht realisirbar sind, halten sich nur dadurch im Bewußtsein frisch, daß sich eine Thätigkeit der Phantasie anknüpft, welche geschäftig ist, auf phantastischem Wege dieselben in verschiedene einander hemmende Untertriebe zur fortwährenden Beleuchtung ihrer Reizbilder zu spal-

ten. Wogegen der Trieb nach der Lösung einer Aufgabe sich annihilirt, sobald die Unmöglichkeit dieselbe zu lösen, entweder eingesehen oder fest geglaubt wird.

Eine jede Hemmung entgegengesetzter Triebe läßt sich betrachten als eine Hemmung in den Untertrieben von allgemeinern Trieben. Wenn z. B. das Thier eine Anfrage hält an die Wiese, welches ihrer Kräuter gegessen werden solle, so hemmen sich in dieser Aufmerksamkeit nur Untertriebe aus dem Grundtriebe seines Hungers, welcher dadurch zum bewußten Triebe wird, daß ihm in Beziehung zur Sinnanschauung die inwendige Triebhemmung entsteht, welche Pflanze zunächst gegessen werden solle, diese oder jene? Aus dieser innern Triebhemmung ist der Gegenstandstrieb des Appetits zum einzelnen Kraute nur ein herausgerissener Theil. Dies ist die einzige Art, wie der Hunger zum Bewußsein kommen kann, nämlich durch inwendige Triebhemmung in seinen Untertrieben. Ebenso ist es mit allen unsern Grundtrieben. Sie alle kommen nur dadurch zum Bewußtsein, daß sich in ihnen Triebhemmungen ihrer Untertriebe entwickeln, oder daß sie sich in Beziehung zu einem sinnlichen Anschauungsbilde in eine Hemmung von Untertrieben spalten.

Aber dies geht noch weiter. Der Hunger selbst kann nämlich mit einem entgegengesetzten Triebe in Frage treten innerhalb des Selbst als Obertriebes. Zwar kann das Thier seinen Hunger nicht annihiliren, wol aber kann es denselben in allen seinen Untertrieben auf eine Zeitlang in Beziehung auf alle möglichen Gegenstände suspendiren, sobald ein andrer Grundtrieb des Selbst, z. B. der der Furcht, eine innere Hemmung von Untertrieben eröffnet, die sich im Augenblicke als gewichtvoller zeigt. Dann wird der Hungertrieb in seinen innern Alternativen annihilirt, zwar nicht überhaupt, sondern in Bezug auf einen gewissen Ausschnitt aus der Zeitscale. Das Thier läßt die ganze Weide voll süßer Kräuter stehen, um vor seinem Feinde die Flucht zu ergreifen, läßt sich auch während der Flucht nicht einfallen, von irgend einem derselben, die es im Fliehen niedertritt, auch nur zu naschen. Der Hungertrieb ist suspendirt, nicht in Beziehung auf einen Gegenstand, sondern auf eine Zeitlänge. Er wird dabei zwar als allgemeiner Grundtrieb noch empfunden, ohne jedoch in Beziehung auf irgend einen aller möglichen Gegenstände, die innerhalb einer gewissen Zeitdauer eintreten

können, aufmerksam zu werden. Die Alternative, wie geflohen werden solle, besiegt die Alternative, wie gegessen werden solle, weil die Todesfurcht ein stärkerer Trieb ist als der Hunger. Und da keine absolute Annihilation des Grundtriebes möglich ist, so erfolgt eine relative Annihilation, d. h. eine Suspension für eine Zeit lang. Denn indem Furcht und Hunger in Frage treten, schwebt die Aufmerksamkeit zwischen ihnen in der Mitte, als eine Frage zwischen der Thätigkeit entweder des einen oder des andern Grundtriebes in Bezug auf einen gewissen Zeitpunkt, der nicht die Thätigkeit beider zugleich in sich leidet. Und die Frage wird nun entschieden entweder nach der Dringlichkeit oder nach der Stärke der Triebe.

Wird sie entschieden nach der Dringlichkeit der Triebe, so gleicht die Entscheidung ganz der Beantwortung einer Frage durch sinnliche Beobachtung. Denn zeigt sich der eine Trieb (wie z. B. hier der der Furcht) ganz unabtrennbar vom Zustande der Gegenwart, der andre Trieb aber (wie z. B. hier der des Hungers) abtrennbar und suspendirbar, so löst sich das Reizbild des suspendirbaren Triebes aus dem Fragefelde der Aufmerksamkeit oder aus dem Stammbegriffe des gegenwärtigen Zustandes des Thieres aus, sowie sich bei einem Stammbegriffe durch Setzung des einen disjunctiven Merkmals in ihm das andre auslöst. Auch sind hier die Reizbilder des zu fliehenden Feindes und des abzugrasenden Feldes miteinander in Disjunction, aber in einer Disjunction von vergrößertem Maßstabe, worin ihre Triebe als einander bekämpfende Obertriebe des Selbst fungiren, weil das Selbst nicht für die Aufmerksamkeit auf beide Triebe zu gleicher Zeit Raum hat. Da sich nun von den Trieben nur der eine vom Stammbegriffe der Gegenwart abtrennbar zeigt, so würde in diesem Falle selbst das größte Ueberwiegen des Hungertriebes den Trieb der Furcht nicht zu annihiliren vermögen, dagegen der Trieb des Hungers den Stammbegriff nur soweit wird durchdringen können, als der Trieb der Furcht dadurch keine Beeinträchtigung leidet, d. h. als der Trieb der Furcht sich in seiner eigenen Alternative ebenfalls noch gehemmt sieht. Sobald diese Hemmung weicht, wird, so weit als sie weicht, der suspendirbare Trieb, sei derselbe so groß wie er wolle, in den Urquell seines Grundtriebes zurück geworfen, wodurch in seinem Reizbilde nur das geringe Maß von Aufmerksamkeit zurückbleibt, das sich noch aus dem

gebliebenen Reste der Untertriebe entwickeln kann. Dieser höchst gewaltsame Proceß einer Suspension der undringlichen Alternativen durch die dringlichen bietet auch im moralischen Gebiet einen oft anzuwendenden Erklärungsgrund unserer Handlungen. Nur wird das Erklären hier dadurch complicirter, daß die Dringlichkeiten selbst oft miteinander in Streit treten. Dem Einen z. B. erscheint die Alternative des Lebens dringlicher als die der Ehre, dem Andern umgekehrt.

Der zweite Fall ist, wo die Frage zwischen mehren Alternativen nicht nach der Dringlichkeit, sondern nach der Stärke der Triebe sich entscheidet. Dieses geschieht da, wo beide Triebe suspendirbar sind und sich nach Lust und Neigung entscheiden. Es ist z. B. Jemand in Zweifel, ob er auf die Jagd gehen oder studiren soll. Beides läßt sich aufschieben und wird auch aufgeschoben, sobald etwas Dringliches kommt. Sobald aber nichts Dringliches dazwischen kommt, und der Mensch hat gleiche Lust zu beidem, so muß er sich selbst zu einem von beidem den Impuls geben, welches durch die Aufmerksamkeit geschieht. Ein zufälliger Umstand lenkt z. B. die Aufmerksamkeit mehr auf die eine dieser Beschäftigungen. Ihr Trieb zergeht in gehemmte Untertriebe, und in dem Maße als dies geschieht zieht sich durch den entstandenen Fragenwechsel die Aufmerksamkeit aus der ersten Frage und damit aus dem Reizbilde des entgegengesetzten Triebes zurück, womit das Reizbild sammt seinem Triebe, den es erregt, geschwächt wird. Man könnte diese Procedur ein künstliches Dringlichmachen des einen unter den beiden undringlichen Trieben nennen. Denn durch das stärkere Reflectiren auf den einen unter ihnen wird derselbe stärker in das Gesammtbild meines gegenwärtigen Zustandes verflochten, und erscheint nun unabtrennbarer als der andre. Wer also seine Aufmerksamkeit als den Regulator der Triebe stark in seiner Gewalt hat, oder wer leicht zum Entschluß kommt, wo andre schwanken, das ist ein Mann, dem der Fragenwechsel leicht wird, oder der sich gewöhnt hat, mit großer Leichtigkeit aus der anschwebenden Frage eines Triebes in seine inschwebenden Fragen überzutreten. Wo er dies thut, nimmt im Augenblick der Gegentrieb in eben dem Maße ab, als sich der Trieb verstärkt. Wo daher im moralischen Leben zu fürchten ist, daß irgend eine Alternative zu sehr am Gewicht verlieren möchte, da ist das Gegenmittel, die Aufmerksamkeit mit Anstrengung auf diese Alternative zu heften, damit ihre Triebe sich stärken. Aus diesem

Grunde suchen Redner die Aufmerksamkeit auf den trieberregenden Punkten zu fesseln, und von allen Punkten, welche Gegentriebe erregen könnten, abzuziehen.

Ein andrer Fall tritt wieder ein, wenn lauter dringliche oder dringlich scheinende Triebalternativen, z. B. Ehre und Leben, Flucht und Erschöpfung, miteinander in Conflict kommen. Hier kann vermöge der Aufmerksamkeit, welche auf beide Triebalternativen unverrückbar geheftet ist, nichts ausgerichtet werden, sondern es kommt auf eine unmittelbarere Einwirkung des Selbst durch eine Anstrengung an, welche der Muth heißt, und sich, wie bereits oben beschrieben, nach den Graden der Zuversicht des Selbst in seine eigenen Kräfte richtet. Die Anstrengung des Muths bewirkt eine unmittelbare Verstärkung der Triebe durch einen größern Zufluß aus den Grundtrieben des Selbst zur Schwängerung der Reizbilder, auf welche der Muth gerichtet ist. Wenn das muthige Vorwärtsschreiten im Handeln fodert, daß unter zweien gleich starken Trieben, z. B. rechts oder links zu gehen, der eine auf der Stelle den andern besiege, so gibt der Muth durch verstärkten Zustrom dem einen Triebe, einerlei welchem, ein momentanes Uebergewicht, wodurch die Triebhemmung gestört und die Frage gereizt wird, aus der anschwebenden Stellung in die inschwebende beim verstärkten Triebe überzugehen. Die Aufmerksamkeit mit Anstrengung worauf heften oder, was dasselbe ist, das Feld der Aufmerksamkeit verkleinern, heißt daher nichts weiter, als die inschwebende Frage einer Anschauung oder eines Denkbegriffs dadurch verstärken, daß man denjenigen Trieb durch Anstrengung von innen her verstärkt, dessen Untertriebe durch ihre Hemmung die inschwebende Frage bilden. Die Aufmerksamkeit lange und anhaltend mit Anstrengung wohin heften zu können, ist daher immer ein Symptom von Charakterstärke.

§. 46.

Die gebundene und die freie Aufmerksamkeit.

Das Fragebild mit dem vorschwebenden Obertrieb und den inschwebenden Untertrieben. Unterschied von gebundener und freier Aufmerksamkeit. Mechanismus der ästhetischen Aufmerksamkeit. Der Unlusttrieb darin ist die Furcht vor einem Aufhören der Lust. Trieb des Interesses und Trieb der Neugierde. Die ideale Schönheit und das witzige Product.

Die Anstrengung der Aufmerksamkeit ist nichts weiter als ein Symptom der Anstrengung eines Triebes. So lautete das Resultat der letzten Untersuchung. Dieses Resultat ist von höchster Wichtigkeit in Beziehung auf die willkürliche Leitung unserer Denkprocesse. Denn diese Leitung besteht in nichts Anderm als in lauter Acten der Anstrengung unserer Aufmerksamkeit.

Das erste ist hier der einfache Erkenntnißact durch angestrengte Aufmerksamkeit, z. B. beim Sehen in die Ferne. Nach den Graden der Aufmerksamkeit wird aufgefaßt, die Aufmerksamkeit ist der Kitt der verschiedenartigen Vorstellungselemente. Da dieselbe, wie wir gesehen haben, eine *inschwebende Frage* ist, welche dadurch verstärkt werden kann, daß der Trieb, welchem sie inschwebt, verstärkt wird, so ist hiermit der Vorgang des aufmerksamen Erkennens, der ein wahres Kunstwerk zu nennen ist, in seiner Wurzel ergriffen. Die Triebe, deren Hemmung die Frage ist, mögen die *Untertriebe* heißen, der Trieb hingegen, welchem die Triebhemmung inschwebt, der *Obertrieb*. Die Vorstellung, welcher die Frage inschwebt, heiße das *Fragebild*. Die entgegengesetzten Merkmale des Bildes, an denen sich die einander hemmenden Triebe festhalten, mögen die *Disjunction des Bildes* heißen. Zuletzt mögen die Triebe, welche die Frage bilden, die *inschwebenden* Triebe des Bildes heißen, und der Obertrieb der *vorschwebende* Trieb des Bildes genannt werden. Ein Beispiel möge dies verdeutlichen.

Der *Jäger* erblickt in einem Raume Etwas, zweifelt, was es sei, erkennt bei *angestrengtem* Hinblicken an den Bewegungen das *Rebhuhn*, und legt darauf an. Hier wird der ganze Vorgang regiert vom *Triebe des Jägers nach Beute*, welcher demnach der *vorschwebende* Trieb des Fragebildes oder Grundbildes ist. Er ist aber der Trieb, Beute durch einen Schuß zu gewinnen. Aus ihm treten

in Bezug auf das Grundbild die beiden Gegentriebe hervor, der, auf dieses Bild zu schießen, und der, bei ihm die Büchse in Ruhe zu lassen. Jeder dieser einander hemmenden Triebe ruft verschiedene Phantasiebilder hervor, der eine die Bilder der Beute, Rebhuhn, Taube u. s. f., der andre andre Bilder, blinkendes Laub, durchscheinenden Sonnenstrahl u. s. f. Diese vorschwebenden Bilder verhalten sich zum Grundbilde wie Prädicate zum Subject. Der Jäger fragt: ist dies Beute oder keine? Je stärker nun im Jäger der Trieb nach Beute überhaupt ist, desto stärker werden die Untertriebe sein, in welche er bei Gelegenheit jedes Grundbildes zerfällt, oder desto mehr wird sich in Beziehung auf jeden vorkommenden Gegenstand die Frage schärfen. Um also willkürlich die Aufmerksamkeit zu schärfen, bedarf es einer willkürlichen Verstärkung des vorschwebenden Triebes. Der Jäger stimulirt sich dadurch zu verstärkter Aufmerksamkeit, daß er seinen Trieb nach Beute mehr anstrengt. Er hält sich z. B. vor, daß es eine Schande für ihn sei, ohne Beute zu Hause zu kehren, und mustert nun alle Gegenstände seines Weges mit angestrengterm Blick. Je mehr nun die inschwebende Frage eines Grundbildes wächst, ein desto genaueres Bild desselben erzeugt sich nach dem Gesetze der Complication. Zeigt sich nun das Rebhuhn, so tritt die Frage in den Trieb zu schießen, indem sich der Gegentrieb annihilirt. Dieser Trieb, der bisher einer der Untertriebe war, wird nun Obertrieb oder vorschwebender Trieb, indem das Gewehr angelegt wird, und zertheilt sich nun in eine Menge Untertriebe, welche den verschiedenen Richtungen des Gewehrlaufs entsprechen, in denen geschossen werden kann. Die durch Hemmung dieser Untertriebe entstehende Frage heißt das Zielen. Sie wird dadurch entschieden, daß die angestrengte Aufmerksamkeit den Gegenstand gerade auf dem Korn des Gewehrs erblickt. In diesem Augenblick annihiliren sich die sämmtlichen Gegentriebe und der Schuß fällt. Seine Sicherheit hängt ab von der Aufmerksamkeit des Zielens, der Grad dieser Aufmerksamkeit aber vom Grade der Anstrengung der Begierde, den vor dem Auge schwebenden Gegenstand zu treffen.

Die Aufmerksamkeit des einfachen Erkennens kann zu dem vorschwebenden Triebe, von dem sie ausgeht, ein zwiefaches Verhältniß haben. Entweder dient dem Triebe die Erkenntniß als Mittel, oder sie ist ihm selbst der Zweck. Im ersten Falle entsteht die prak-

tische oder gebundene, im zweiten Falle die theoretische oder freie Aufmerksamkeit.

Als Beispiel der praktischen oder gebundenen Aufmerksamkeit kann der nach Beute spähende und auf sie zielende Jäger dienen. Seine Aufmerksamkeit, sowol beim Spähen als beim Zielen, entsteht dadurch, daß der regierende Trieb als Obertrieb sich durch eine Berührung mit seinem Gegenstande in Untertriebe spaltet, welche miteinander in Hemmung treten. Diese Hemmung bewirkt eine Erkenntniß des Gegenstandes, bei schwachem Obertriebe eine schwache, bei verstärktem Obertriebe eine verstärkte. Diese Erkenntniß des Gegenstandes ist aber nur eine gelegentliche, nicht eine bezweckte. Denn der Trieb geht nicht auf Erkenntniß der Beute, sondern auf die Tödtung derselben. Dadurch daß dieser Trieb nun in Untertriebe zerfällt, wird das seine Anticipation ausmachende Bild der Beute zum Gliede einer Disjunction. Denn indem der Trieb dieses Bild blindlings an irgend einen Ort versetzt und sich dadurch zum Specialtriebe in Beziehung auf diesen Ort herabsetzt, hebt er den Trieb, an diesem Orte das Gewehr anzulegen, aus sich hervor als einen Trieb, welcher unbeschadet seinem Obertriebe sowol gehemmt als annihilirt werden kann. Diese Annihilation ist unvermeidlich in dem Augenblicke, wo in der sinnlichen Sphäre an diesem Orte ein dem Bilde der Beute widersprechendes Bild erscheint. So lange dies aber noch nicht der Fall ist, erscheint das Bild des Untertriebes, welches in diesem Falle mit dem des Obertriebes identisch ist, in Disjunction mit dem Bilde seiner Negation, welches die Anticipation des Gegentriebes ist. Sodaß die Erkenntniß einzig und allein dadurch entspringt, daß dem specificirten Triebe aus den Tiefen des Selbst ein Gegentrieb entgegentritt. Denn ohne dieses Entgegenstemmen des Gegentriebes wäre keine Aufmerksamkeit, und folglich auch keine erkennende Wahrnehmung. Das Begehren des Triebes geht nicht aufs Erkennen, sondern auf den Schuß. Aber es geht auch ebensowol auf Selbsterhaltung des Triebes und folglich auf Annihilation seines Gegentriebes. Je mehr dieser Drang nach Selbsterhaltung eine Verstärkung des Triebes bewirkt, desto stärker wird auch dem verstärkten Triebe entgegen der Gegentrieb aus dem Selbst emporgehoben, desto mehr verstärkt sich der Erkenntnißact, welcher hier ein Act der vorherrschenden Unlust ist, indem er den Trieb in der

Erreichung seines Begehrens verzögert und aufhält. Der Trieb wird zum Erkenntnißtriebe, nicht weil er *mag*, sondern weil er *muß*. Das Erkennen ist ihm *ein schmerzhafter Proceß*, den er gleichwol nicht umgehen kann, wenn er nicht sich selbst aufgeben will, *den er aber je eher je lieber beendigt wünscht*, weil aus dieser Beendigung seine eigene Vollziehung entspringt. Der Trieb findet die *Erkenntniß ohne nach ihr zu suchen*, indem sein Suchen auf etwas ganz Andres, auf *Beute* geht. In allen Fällen, wo wir nach irgend etwas Bestimmtem suchen, z. B. nach *Wiederfindung* eines verlorenen Gegenstandes, nach *Metallen* in der Erde zu unserer Bereicherung, nach *Zügen* im Schachspiel zur Ueberwindung unsers Gegners u. s. f., findet ganz derselbe Fall statt.

Umgekehrt erfodern diejenigen Erkenntnißacte, in denen das Suchen des Triebes *auf die Erkenntniß selbst* geht, daß die *Erkenntniß* und die in ihr enthaltene Anstrengung der Aufmerksamkeit als eine *Lust* empfunden werde. Denn Das, was begehrt wird, heißt, sofern es begehrt wird, eine Lust. Dieser Fall tritt z. B. ein beim *Sehen eines Schauspiels*. Der Trieb geht hier auf die *Lust*, welche aus dem Anschauen der vorzuführenden Bilder erwartet wird, und *prüft* nun jeden der kommenden Augenblicke, ob er dem Triebe gemäß eine Lust bringe oder nicht. Wird das Schauspiel ganz *langweilig*, so annihilirt sich der Trieb und unsere Aufmerksamkeit *hört auf*. Erwarten wir aber, während wir momentan die Unlust der Langenweile empfinden, doch noch, *daß sich irgend etwas Interessantes entwickele*, so halten wir *mit Anstrengung* die Aufmerksamkeit gespannt, d. h. wir *verstärken mit Anstrengung die Schaulust* oder den Trieb, etwas Angenehmes zu erblicken, in Beziehung auf jeden folgenden Zeitmoment, entgegen dem aus der Langenweile entspringenden Unlusttriebe, sowie entgegen dem Unlustgefühle, welches in jeder Art von angestrengter Anspannung der Aufmerksamkeit verborgen ist. Sobald hingegen die Lust des Schauens wirklich eintritt, schwindet der Unlusttrieb der Langenweile, und bleibt als Gegentrieb nur noch das *Unlustgefühl angestrengter Aufmerksamkeit* übrig. Daß dieses nicht als solches in solchen Momenten vorherrschend empfunden wird, beweist nichts gegen seine Existenz, da es in diesem Falle nur als ein gehemmtes existirt. Vorhanden ist es aber darum, weil in einer jeden Triebhemmung jedem Triebe das Unlustgefühl des

Gehemmtseins beiwohnt, woraus als Product die Unlustsumme entspringt, welche Neugierde heißt, und ein Trieb nach Beendigung der Frage ist. Wenn demnach die Lust an Dem, was erblickt wurde, hier den Lusttrieb bildet, indem dieselbe nach einer Fortsetzung ihrer selbst strebt, so bildet die ungeduldige Neugierde nach Dem, was der folgende Augenblick bieten werde, hier den Unlusttrieb. Der Lusttrieb geht auf die Vergangenheit, der Unlusttrieb geht auf die Zukunft, während ihre Hemmung die Gegenwart bildet. Der Lusttrieb ist reiner Lusttrieb als ein solcher, dessen Anticipation ein Gedächtnißbild aus der Vergangenheit ist. Der Lusttrieb entspringt aus einem bereits vorbei gegangenen Zeitmomente oder aus der Antwort, welche die Frage empfing, nicht aus der Frage als solcher. Dagegen entspringt der Unlusttrieb aus der Frage selbst. Die Frage als solche bildet demnach hier den Unlustzustand, die Lust geht schlechterdings nicht von der Frage aus, sondern von ihrer Beantwortung. Beide Triebe sind aber als Untertriebe der Schaulust überhaupt anzusehen. Denn in der Schaulust liegt die Foderung, daß das Lustgebilde von Augenblick zu Augenblick aufs neue producirt werde, und daß folglich seinem Lusttriebe sich von Moment zu Moment ein Gegentrieb aus dem Selbst entgegenstemme, mit welchem zusammen er die immer erneuerte Frage bilde. Es entsteht die Aufgabe, diesen Gegentrieb genauer zu bestimmen.

Der Gegentrieb kann nur durch das Bild eines Zustandes getragen werden, in welchem die Lust des Anschauens wiche. Dies ist der Unlustzustand der Langenweile, wie wir oben gesehen haben. Dieser Zustand ist in der Gegenwart nicht vorhanden, sein Bild kann nur insofern einen Trieb erregen, als die Furcht entsteht, daß er für die Zukunft eintreten könne. Je stärker aber die Lust des Augenblickes ist, desto mehr muß sich das Unlustgefühl schärfen, welches aus dem Gedanken entspringt, daß dieselbe im folgenden Augenblicke vielleicht schon aufhören könne. Es gibt aber keinen einzigen Zeitmoment in einer fortdauernden Lust, der diese Besorgniß ausschlösse. Vielmehr fürchten wir, je höher die Lust steigt, auch desto mehr ihre Verminderung, und daher steigt mit dem Grade der Lust auch der Grad unserer Aufmerksamkeit auf ihren Gegenstand. Je höher die Lust steigt, desto mehr ist ihr Ausdruck: o daß doch dieser Zustand ewig dauern könnte, d. h. mit andern Worten: wir fürchten das bevorstehende

Ende dieser Lust ebenso sehr, als uns ihre Gegenwart mit Wonne erfüllt. Nach dem Grade der Stärke der Lust richtet sich der Grad dieser Besorgniß, mit welcher zusammen sie die Frage bildet: wird der nächste Augenblick zu wünschen oder zu fürchten sein? Und diese Frage ist die Aufmerksamkeit, mit welcher das Schauspiel in Augenschein genommen wird. Weil nun, je schärfer diese Frage ist, desto mehr sich die Neugierde auf die Zukunft spannt, so sieht man, daß die in der Neugierde enthaltene Unlustsumme genau proportionirt sein muß der Stärke der Besorgniß um das Entschwinden der Lust, und diese wiederum der Stärke des Lustgefühls selbst. Der Trieb der Besorgniß ist das Gefühl, daß in jedem Momente die Zeit und mit ihr die Lust dahineilt, woraus das Streben entspringt, die entfliehende in den Momenten der Zukunft wieder zu ergreifen, während der Lusttrieb auf das Bild der Gegenwart geheftet ist mit dem Streben, die Gegenwart möge stets bleiben und gar keine Zukunft kommen. Hier tritt also der eigenthümliche Fall ein, daß das Bild, woran sowol Trieb als Gegentrieb sich festhalten, ein und dasselbe ist, nur daß der Lusttrieb es in der Gegenwart ergreift, während der Unlusttrieb es in die Zukunft projicirt. So strebt der eine der Triebe rückwärts, der andre vorwärts, während es eine und dieselbe Anticipation ist, nach welcher sie streben, nur in verschiedenen Zeitlagen erscheinend. Beide Triebe, der der Lust und der der Besorgniß, gehen demnach aus dem allgemeinen Triebe der Schaulust in Beziehung auf jeden Zeitmoment als Untertriebe hervor. Nur dadurch, daß wir sie in jedem Momente zu verlieren fürchten, erneuert sich die Lust des Anschauens in jedem Momente, und wenn die Besorgniß ihres Verlustes wiche, so würde die Lust selbst damit entweichen.

Besorgniß und Lust verhalten sich demnach in diesem Processe wie Frage und Antwort. Während die Besorgniß beständig in die Zukunft hinein fragt, bekommt sie zur Antwort beständig die Lust, welche ihr dabei beständig auch noch mit zum Gegentriebe in ihrer eigenen Frage dient. Sobald die Lust gänzlich entweicht, geht die Besorgniß in Erfüllung und wird zur Langenweile, d. h. zum gänzlichen Lustmangel, wovon die Folge ist, daß die Frage aufhört. In diesem Fall läßt sich aber der Mangel an augenblicklicher Lust auf künstliche Art dadurch ersetzen, daß wir uns den Anblick der Gegen-

wart als etwas zur zukünftigen Lust wesentlich Gehöriges, etwas sie Einleitendes, Vorbereitendes, zu ihr Unentbehrliches vorstellen.

Gibt es demnach eine Triebhemmung, bei welcher der vorschwebende Trieb gar kein andres Strebeziel hat als die Fragethätigkeit selbst? Diese Annahme muß verneint werden. Denn nicht in der Frage steckt die Lust, die der Trieb begehrt, sondern in der Antwort auf die Frage. Die Frage ist unter jeder Bedingung ein Zustand, der von sich hinwegstrebt, und daher ein Zustand, welchen der Trieb immer nur herbei führt, weil er muß und nicht, weil er mag. Dagegen ist hierbei immer noch genug übrig gelassen, um einen specifischen Unterschied zu begründen zwischen einer freien Aufmerksamkeit, welche nach Erkenntniß um der Erkenntniß willen, und einer gebundenen, welche nach Erkenntniß um praktischer Zwecke willen strebt. Zwar hängt in beiden Fällen entweder die Vollziehung oder Annihilation des Triebes von der Erkenntniß ab, zwar ist es in beiden Fällen nicht die Erkenntniß als solche, sondern eine aus ihr folgende Wirkung, worin sich der Trieb entweder befriedigt oder annihilirt. Aber in der Art dieser Wirkung liegt der Unterschied. Denn während dieselbe bei der praktischen Aufmerksamkeit in einer Thätigkeit meines Organismus besteht, einem Zugreifen der Hand, einer Bewegung der Füße u. dgl., welche nun entweder vollzogen wird oder unterbleibt, besteht sie bei der theoretischen Aufmerksamkeit in einem bloßen einfachen Wohlgefallen oder Misfallen, welches durch die Beantwortung der Frage erweckt wird. Die Frage, welche in der praktischen Aufmerksamkeit von höchst besondern Interessen und Trieben des Organismus in Bewegung gesetzt wird, bekommt in der theoretischen Aufmerksamkeit die allgemeinen Stimmungen von Lust und Unlust zu Triebrädern. Dagegen die Art und Weise, wie die Frage in Bewegung gesetzt wird, in beiden Fällen dieselbe ist.

Eins der auffallendsten Phänomene bei der freien Aufmerksamkeit ist dies, daß eine Abwechselung und Mannichfaltigkeit im Angeschauten ihrer Anspannung sehr zu Hülfe kommt, während die Einförmigkeit des Gegenstandes, sowol in seiner Aufeinanderfolge als in seinen Theilen, die Aufmerksamkeit erschlafft,

und uns zuletzt einschläfert. Denn der völlige Untergang der Aufmerksamkeit ist der Schlaf. Wenn wir Abwechselung in unsere geistige Beschäftigung zu bringen verstehen, so erleichtert uns dies sehr unsere Anstrengung. Umgekehrt räth man einem Menschen, der über der Lebhaftigkeit seines Vorstellungsspieles nicht einschlafen kann, von eins bis hundert zu zählen, um seine Aufmerksamkeit durch die Monotonie der Zahlenreihe künstlich zu ermüden. Diese und ähnliche wohlbekannte Erfahrungen erklären sich leicht, sobald man es versteht, die freie Aufmerksamkeit in ihre beiden Factoren zu zerlegen, nämlich in die Lust am Gegenstande, welche das Interesse heißt und auf der Gegenwart fest ruht, und in die Besorgniß um die Zukunft, welche im Gefühl des Schwindens der Gegenwart auf die Zukunft gespannt ist. Wird nun, wie es bei einförmigen Gegenständen der Fall ist, das Gefühl eines Zeitwechsels gänzlich herabgespannt, so sinkt damit der in die Zukunft gerichtete und die Frage spannende Trieb der Neugierde auf eine kleinste Größe herab, und die Frage ermattet. Weil aber bei ermattender Frage schlecht und unvollkommen aufgefaßt wird, an der Auffassung aber die Lust und das Interesse hängt, so ermattet bei monotonen Gegenständen, so angenehm uns dieselben anfangs sein mochten, doch mit dem Spannungstriebe allmälig auch das Interesse, sie werden uns langweilig. Die Langeweile besteht demnach in einem Verlust aller Neugierde, welche den Verlust des Interesses immer zur Folge hat. Dagegen kann der Verlust des Interesses auch noch andre Ursachen haben als Langeweile, er kann z. B. aus der Widerwärtigkeit der begegnenden Eindrücke entspringen.

Die beiden in der freien Aufmerksamkeit enthaltenen Triebe, der des Interesses und der der Neugierde, werden auch im gemeinen Leben an ihren Wirkungen gut genug unterschieden. Der Name des Interesses wird zwar im gewöhnlichen Leben für beide Triebe promiscue gebraucht. Dennoch schließt auch in der gewöhnlichen Redeweise, wenn gesprochen wird von einem reinen oder uneigennützigen Interesse, das man hat am Anblick einer schönen Landschaft, einer herrlichen Blume, dieses alle vorherrschende Spannung der Neugierde aus. Wer dabei noch obendrein neugierig ist nach der Zahl der Staubfäden in der Blume, nach dem Namen der Dörfer in der Landschaft, der interessirt sich auch in sofern noch für den Anblick der

Blume und der Landschaft, aber doch nicht rein, d. h. nicht um dieses Anblicks selbst willen. Sein Trieb geht nicht auf die Gegenwart, sondern von dieser hinweg auf etwas Andres. Die Gegenwart wirkt auf ihn repulsiv. Das reine Interesse ist aber der reine Attractionstrieb der Gegenwart. Wir empfinden sein Walten ganz besonders beim Anschauen plastischer Kunstwerke, wo die Aufmerksamkeit rein auf der Gegenwart mit Wohlgefallen ruhet, und von der Zukunft nichts weiter zu erwarten hat, als was auch schon die Gegenwart bietet. Ferner bei der griechischen Tragödie, welche die Spannung der Neugierde so viel als irgend möglich ist ausschließt, das Wohlgefallen an der Idealität gegenwärtiger Anschauungen so sehr als möglich begünstigt. Die Spannung des entgegengesetzten Triebes wird hingegen besonders empfunden im witzigen Product, dessen Wohlgefallen darin besteht, daß die zukünftige Gegenwart die vergangene wiederholt auf überraschende Weise an Ergötzlichkeit überbietet, wodurch sich dann das Interesse beständig auf Das gespannt hält, was da kommen soll. Wird dieses Spiel zu lange fortgetrieben, so ermattet es am Ende an dem Umstande, daß eine solche Steigerung nicht ins Unendliche gehen kann, und daher die Erwartung sich nicht mehr in dem Grade befriedigt findet wie vorher. Dadurch macht sich dann zuletzt ein Mangel an reinem Interesse fühlbar, an welchem das ideale plastische Kunstwerk niemals zu leiden hat, welchem dagegen bei einem zu langen Anschauen das Entgegengesetzte bevorsteht, daß nämlich endlich die Spannung des immer Neues suchenden und entdeckenden Zukunftstriebes ganz entweicht. So entsteht dann in beiden Fällen auf entgegengesetzte Art Spannungslosigkeit oder Langeweile, hier auf directem, dort auf indirectem Wege.

Jetzt erst sind wir vorbereitet, über die Art und Weise, wie die freie Aufmerksamkeit angestrengt werden kann, etwas Näheres zu bestimmen. Denn da ihre Frage entgegengesetzte Triebe in sich schließt, so muß dieselbe auch von entgegengesetzten Seiten her angefacht werden können, je nach verschiedenen Umständen und Gelegenheiten. Hiervon mag der folgende Abschnitt Zeugniß geben.

§. 47.

Die ästhetische und die wissenschaftliche Aufmerksamkeit.

Die Inversion des Lusttriebes oder centripetalen Triebes. Die Inversion des Unlusttriebes oder centrifugalen Gegentriebes. Von der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit. Gegensatz der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit zur ästhetischen. Die scheinbar freie Aufmerksamkeit. Von der Willkür als Fähigkeit, die Triebe anzustrengen.

Wenn man die freie Aufmerksamkeit genauer betrachtet, so findet man darin nicht nur jedesmal zwei Triebe spielend, den des reinen Interesses und den der Neugierde, sondern diese beiden Triebe nehmen auch nach Art und Umständen der Aufmerksamkeit mannichfaltige Gestalten an, welche jetzt näher untersucht werden müssen.

Beim ruhigen Beschauen eines schönen Gegenstandes, z. B. eines Gemäldes, ist der Trieb des Interesses ein reiner Lusttrieb, der nichts weiter begehrt als die Fortdauer der vorhandenen Lust der Betrachtung. Wird das Gemälde dem Auge entrückt, so verwandelt sich dieser Lusttrieb in einen nach demselben Ziele strebenden gemischten Trieb. Denn aus der entschwindenden Lust des Anschauens entspringt ein Trieb der indirecten Unlust, in welchen das erinnerte Lustbild als eine lusterregende Anticipation einschmilzt. So dauert demnach im Triebe nach dem nicht mehr vorhandenen Schönheitsanblick der Lusttrieb des Interesses fort, und jener möge daher die Inversion des Lusttriebes als des centripetalen Triebes in der Aufmerksamkeit heißen. Dieser centripetale Lusttrieb ist es, welcher in seiner Inversion sowol als in seiner einfachen Gestalt die Aufmerksamkeit auf ihrem Gegenstande gefesselt hält, und ihr gleichsam die Klebekraft ertheilt. Denn dieser Trieb läßt die Anschauung nicht fahren, sei es nun, daß seine Lust unmittelbar von ihr selbst, oder von einem mit ihr innig verschmolzenen Anticipationsbilde des Einbildungsraums ausgehe. Ich werde z. B. das Feld der Laterna magica, in welchem ich den Eintritt einer Figur jeden Augenblick erwarte, mit ebenso gespannter Aufmerksamkeit anschauen, als ich dasselbe anschaue, sobald die Figur wirklich eingetreten ist.

Die Neugierde muß hingegen als der centrifugale Trieb der Aufmerksamkeit bezeichnet werden. Denn sie strebt nicht nach einer bestimmten als angenehm begehrten Vorstellung, sondern sie brennt nur

zu erfahren, was im kommenden Augenblicke sein und sich begeben werde, und verhält sich demnach als einfacher Unlusttrieb von der Gegenwart hinwegtreibend ohne Anticipation einer Zukunft. Hierin liegt, daß es das Begehren der Neugier sein muß, im folgenden Augenblick etwas Andres zu erfahren als im gegenwärtigen, und daher, sobald an dem Orte, auf welchen die Aufmerksamkeit geheftet ist, sich nur immer aufs neue dieselbe Vorstellung erzeugt, die Aufmerksamkeit oder Frage von diesem Orte auf einen andern hinüberzuspielen, woraus die Beobachtung mit hin und her springender Aufmerksamkeit hervorgeht. Zwar fodert die Fortbewegung der Aufmerkkamkeit als der ganzen Frage die Fortbewegung beider Triebe, aus denen die Frage besteht. Diese aber hat darum auch gar keine Schwierigkeit, weil die Neugier oder der centrifugale Trieb aus der Unlustsumme in der Hemmung beider Triebe entspringt, und folglich seine centrifugale Gewalt von beiden in Frage stehenden Trieben völlig gleichmäßig ausgeht. Der centrifugale Trieb der Aufmerksamkeit bildet folglich nicht den polaren Gegensatz zum centripetalen, sondern ist ein Product aus dem centripetalen und einem Gegentriebe. Die Centrifugalität ist eine Eigenschaft der Aufmerksamkeit als einer ganzen und vollen, während die Centripetalität eine Eigenschaft ist, welche dem in ihr enthaltenen Lusttriebe anklebt.

Der die Neugier erregende Gegentrieb unterliegt eben sowol einer Inversion als der Grundtrieb des reinen Interesses. Dieser Gegentrieb tritt in reiner Gestalt dann auf, wenn die Vorstellung der Aufmerksamkeit aufhört Lust zu erregen. Die Folge seiner Oberherrschaft ist eine Annihilation des Interesses, welche so bald eintritt, als ich von der beobachteten Vorstellung auch für die Zukunft keine Lust mehr erwarte. In diesem Fall hört die Frage gänzlich auf. Dauert sie fort, so zeigt das an, daß die Erwartung der Lust noch nicht aufgegeben worden ist. Bietet bei dieser fortdauernden Erwartung die Gegenwart gar keine Lust, so ist der Gegentrieb ein reiner Unlusttrieb, oder ein Zustand, welcher von sich selbst hinwegstrebt. Da nun dies gänzliche Hinwegstreben von der gegebenen Vorstellung durch den centripetalen Trieb verhindert wird, so entsteht als ein drittes mittleres die centrifugale Bewegung der Aufmerksamkeit innerhalb der Grenzen der gegebenen Gesammt-

vorstellung, ein centrifugales Hüpfen der Aufmerksamkeit von einem Focus zum andern innerhalb eines gegebenen Feldes. Bei dieser Stellung, wo der Unlusttrieb in seiner Unmittelbarkeit wirkt, steht der Lusttrieb in seiner schärfsten Inversion gespannt; je mehr aber der Lusttrieb aus seiner Inversion wieder in seine gerade Lage tritt, eine desto künstlichere Stellung bekommt der die Frage erregende Unlusttrieb. Denn dieser schöpft bei völlig lustvoller Gegenwart seine Flucht vor der Gegenwart nur noch daher, daß von der Zukunft eine noch größere Lust erwartet wird, deren Phantasiebild die Gegenwart mit einem indirecten Unlustgefühl behaftet. Diese Umwandlung des Gegentriebes aus einer directen Unlust in ein aus dem Phantasiebilde erhöhter Lust fließendes indirectes Unlustgefühl möge die Inversion des Unlusttriebes heißen. Dann findet das Gesetz statt, daß, je mehr der eine von beiden Trieben in den Zustand seiner Inversion tritt, desto mehr der andere in reiner Gestalt erscheint, und umgekehrt.

Hieraus folgt, daß die Inversion eines Lusttriebes schon allein stets einen Trieb und Gegentrieb in Bezug auf die Festhaltung einer Anschauung, und folglich eine Triebhemmung oder Frage in Beziehung auf dieselbe aus sich erzeugt. Denn die indirecte Unlust erzeugt eine Flucht vor der Gegenwart, die vom Hoffnungsbilde ausgehende directe Lust aber eine Festhaltung der Gegenwart, wodurch eine Frage zwischen beiden Trieben gesetzt ist, welche um so mehr steigt, je mehr sich die Inversion schärft, ohne daß das Interesse für den Gegenstand abnimmt, d. h. ohne daß sich das Lustbild der Einbildung vom Anschauungsbilde des Gegenstandes abtrennt. Daher die größte Anspannung der Aufmerksamkeit dann stattfindet, wenn bei möglichst gesteigertem Interesse die möglichst geringe augenblickliche Befriedigung des Interesses gegeben ist. Beides aber ist innerhalb gewisser mittlerer Grenzen eingeschlossen. Denn die äußersten Steigerungen des Lusttriebes, wie des Unlusttriebes, sind dem Bewußtsein wiederum beide nachtheilig, weil sie auf Annihilation des Gegentriebes ausgehen. Daher verlieren wir sowol bei zu hoher Freude als bei zu hohem Schmerze Bewußtsein und Besinnung.

Eine jede unbefriedigte Begierde muß in Beziehung auf den Gegenstand, von welchem Befriedigung erwartet, aber nicht ge-

leistet wird, d. h. mit welchem das Anticipationsbild der Befriedigung irrthümlich verschmilzt, Bewußtsein erzeugen, indem der vom Bilde ausgehende directe Lusttrieb mit dem am Gegenstande haftenden indirecten Unlusttriebe der versagten Lust (welche beide mit demselben Anschauungsgegenstande in gleich enger Verknüpfung sind) nothwendig in Hemmung tritt. Diese Hemmung ist die Spannung der Erwartung, welche sich darstellt als die Frage, ob dieser Gegenstand der Befriedigung der Begierde, z. B. des Hungers, vielleicht dennoch dienen könne oder nicht. So erscheint demnach die freie Aufmerksamkeit aus reinem Interesse nur als ein untergeordneter Fall des Gesetzes vom unbefriedigten Triebe oder von der Hemmung zwischen einer directen Lust und indirecten Unlust, welche beide ausgehen von einem und demselben Bilde des Phantasieraums.

Der directe Lusttrieb geht in diesen Fällen immer zwar auf das Anschauungsbild, aber nicht auf das ganze, sondern auf diejenigen Theile, welche mit dem Anticipationsbilde verschmelzen, ihm genau entsprechen. Der indirecte Unlusttrieb geht zwar ebenfalls auf das Anschauungsbild, aber wiederum nicht auf das ganze, sondern auf diejenigen Theile, welche dem Anticipationsbilde widersprechen. Dadurch entsteht ein wechselndes Angezogen- und Abgestoßenwerden der Theile des Bildes, eine Flucht der Frage oder Aufmerksamkeit vor den unlusterregenden Theilen und ein ämsiges Aufsuchen der lusterregenden. Diese hin und her fahrende Thätigkeit, an welcher beide Triebe gleich großen Antheil haben, ist die Centrifugalthätigkeit der Neugier.

Wir haben uns bisher ausschließlich mit derjenigen Art von freier Aufmerksamkeit beschäftigt, welche aus einem sich auf die Schönheit des geschauten Gegenstandes gründenden Vergnügen entspringt. Dies ist aber nicht die einzige Art von freier Aufmerksamkeit, d. h. von Aufmerksamkeit, welche nichts Andres begehrt als die Erkenntniß ihres Gegenstandes. Es ist vielmehr die wissenschaftliche Aufmerksamkeit, welche diese Eigenschaft mit der ästhetischen Aufmerksamkeit theilt, sogar die letztere in Bezug hierauf noch wol übertrifft. Denn während bei der ästhetischen Aufmerksamkeit die Erkenntniß des Gegenstandes nur das Mittel ist zur Gewinnung der begehrten Lust, erscheint in der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit dieses

Mittel als der Zweck selbst. In der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit scheint ein Aufmerken stattzufinden, welches nichts Anderes begehrt als sich selbst, eine Aufmerksamkeit um der bloßen Aufmerksamkeit willen.

Die in dieser Aufmerksamkeit enthaltene Wißbegierde enthält eine Unlust am Zustande der Unwissenheit, welcher der Aufmerksamkeit vorhergeht. Diese Unlust kann entweder eine directe oder eine indirecte sein. Direct ist sie dann, wenn sie dem Zustande des Vorstellens, in welchem wir uns befinden, unmittelbar anhaftet, z. B. wenn die Vorstellung, die wir uns von einem gewissen Gegenstande, etwa der Bestimmung unseres eigenen Lebens, machen, uns wegen ihrer innern Widersprüche unerträglich ist, ohne daß wir uns von ihr zu befreien wissen. Indirect ist sie dann, wenn sie dem Zustande des Vorstellens, in welchem wir uns befinden, durch eine Nebenrücksicht hinzugefügt wird, z. B. wenn wir mit Furcht und Scheu daran denken, in diesem Zustande des Vorstellens bei irgend einer Gelegenheit in Zukunft, beim Examen, beim Gespräche, in Gesellschaft, im Amtsgeschäft u. s. f. angetroffen zu werden. Dies läßt uns dann den gegenwärtigen Zustand unsers Vorstellens ebenso unerträglich erscheinen, als wenn sein Unzusammenhang selbst ihn uns unerträglich machte. Dieses entweder directe oder indirecte Gefühl der Unerträglichkeit bildet aber nur erst den einen Grundtrieb in der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, wobei der andre noch zu suchen ist, weil bei dem alleinigen Walten jenes Grundtriebes nicht eine wissenschaftliche Neugierde, sondern ein Vermeiden des unerträglichen Vorstellungskreises entspringen würde. Hierzu kann es darum nicht kommen, weil wir ein Interesse für den unerträglichen Vorstellungskreis beibehalten, d. h. weil wir hoffen, die Unlust durch erneuertes Aufmerken schwinden zu sehen. Hierdurch entsteht eine übertragene Lust am unerträglichen Vorstellungskreise, welche aus der Hoffnung eines baldigen Entschwindens seiner Unerträglichkeit fließt. Genauer geredet heißt dieses: der Grundtrieb der Unlust an der Vorstellung projicirt sich vermöge seines Strebens eine indirecte Lustanticipation in Beziehung auf dieselbe Vorstellung, und diese Anticipation hält nach dem Grade ihrer Stärke die Aufmerksamkeit als die Spannung beider Triebe auf der Vorstellung fest geheftet. Daraus begreift sich dann völlig die große

Anstrengung, die es kostet, bei schwierigen wissenschaftlichen Aufgaben die Aufmerksamkeit gespannt zu erhalten. Denn wie die Schwierigkeit der Aufgabe steigt, sinkt die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Lösung, und mit ihr der Lusttrieb aus der Anticipation der Zukunft. Derselbe kann aber durch Anstrengung verstärkt werden, und muß es häufig, wenn die Aufmerksamkeit nicht aufhören soll. Ja es kommen sogar nicht selten Fälle vor, in denen beide Triebe ihre Existenz einer fortdauernden Anstrengung verdanken. Wenn ich mich z. B. zum Behuf einer Abhandlung nach Notizen umsehe, deren ich auch wol allenfalls entrathen könnte, die indessen wünschenswerth sind, um die Genauigkeit auf ihren Gipfel zu treiben, so muß ich dem Triebe meiner Ungeduld entgegen schon das Gefühl des Unbehagens an ihrem Mangel durch Anstrengung verstärken. Schon ihren Mangel blos zu empfinden kostet mich Anstrengung. Sind sie dabei noch schwer zu haben, so wird es eine noch größere Anstrengung kosten, für sie ein solches Interesse zu gewinnen, daß man nach ihnen sucht. Wer es über sich gewinnt, in solcher Doppelanstrengung beider Triebe seine Aufmerksamkeit wach und rege zu halten, von dem wird gesagt, daß er mit Hingebung, mit Aufopferung seine Forschungen anstellt.

Es ergibt sich aus dem Bisherigen, daß bei der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit ebenso wenig, als bei der ästhetischen, ein Aufmerken aus bloßer Lust am Aufmerken vorhanden ist, sondern daß die wissenschaftliche Aufmerksamkeit ihren Ursprung stets hat in einem Unlusttriebe, welcher sich durch die von ihm ausgehende indirecte Lustanticipation an die Vorstellung fesselt, welche ihn erregt, und sich so durch den von ihm ausgehenden indirecten Lusttrieb selbst eine Hemmung auferlegt. Die wissenschaftliche Aufmerksamkeit entspricht daher demjenigen Theile der ästhetischen, wo der Trieb des Interesses auf seinem Gegenstande (z. B. auf den Häusern einer finstern Straße in Erwartung eines Fackelzugs) fest ruht, obgleich im Augenblick nur unangenehme Empfindungen von diesem Gegenstande ausströmen. Nur ist dabei der Unterschied, daß das Anticipationsbild der Lust, welches beim reinen Wissenstriebe allemal ein absolut unbestimmtes ist, bei der ästhetischen Aufmerksamkeit mehr oder weniger Bestimmtheit und Deutlichkeit in sich hat, daß dagegen das Gefühl der Unerträglichkeit oder Un-

lust, welches in der reinen Wißbegierde allemal ein directes Gefühl ist, bei der ästhetischen Aufmerksamkeit mehr oder weniger die indirecte Natur zeigt, indem es erscheint als das Gefühl des Mangels einer Lust von bestimmter Art, deren baldigen Eintritt wir erwarten. Der größte Unterschied besteht aber darin, daß die erwartete Lustempfindung, sobald sie nun wirklich eintritt, bei der ästhetischen Aufmerksamkeit immer ein directes Gefühl ist, bei der rein wissenschaftlichen Aufmerksamkeit hingegen ein indirectes, nämlich das Gefühl einer gelösten Schwierigkeit, einer aufgehobenen Unerträglichkeit, und weiter nichts daneben. Stellt man daher dem Proceß der reinen Wißbegierde denjenigen Proceß der ästhetischen Beschauung entgegen, wo die erwartete Lust schon in vollem Gange ist, während sie sich durch Erwartung noch höherer Grade fortwährend so viel indirecte Unlust zusetzt, als nöthig ist, um bei Aufmerksamkeit zu bleiben; so bilden diese beiden Processe den vollkommensten Gegensatz. Denn während beim reinen Schönheitsgenuß alle darin vorkommende Lust eine directe, alle Unlust eine indirecte ist, so ist beim reinen Wissenstriebe alle darin vorkommende Unlust eine directe, alle Lust eine indirecte. Sowie es aber niedere Grade der ästhetischen Spannung gibt, welche mit der Spannung der Wißbegierde mehr Aehnlichkeit haben, so gibt es auch vermischte Grade der Wißbegierde, in denen sich der Proceß einer ästhetischen Spannung in den wissenschaftlichen Proceß einmischt. Dies geschieht überall da, wo wir in einer wissenschaftlichen Untersuchung für eins der möglichen Resultate, die zu erwarten stehen, eine vorausgefaßte Vorliebe haben. Denn hierdurch wird sich die Aufmerksamkeit spannen zwischen der Lust an dem Resultate, das wir zu erreichen, und zwischen der Unlust an dem Resultate, das wir zu vermeiden hoffen, und so zwischen einer directen Lust und einer directen Unlust in der Mitte schweben. Kommt dann das gewünschte Resultat zum Vorschein, so wird sein Erscheinen mit directer Lust verknüpft sein, wogegen das Erscheinen seines Gegentheils eine directe Unlust mit sich führen wird, welcher die mit der Entscheidung jeder wissenschaftlichen Frage verknüpfte indirecte Lust nicht stark genug sein wird die Stange zu halten.

Der reine Schönheitstrieb und der reine Wissensdrang bilden die Extreme des Processes der freien Aufmerksam-

keit, zwischen denen alles übrige in die Mitte fällt. Denn wohin auch die freie Aufmerksamkeit sich wenden mag, sie wird dahin immer gezogen entweder durch das Angenehme, was sie dort zu schauen erwartet, oder durch das Undeutliche, Unklare und darum Beunruhigende und Unerträgliche, was die Neugier an den Ort fesselt. Dabei erscheint jedoch auch Vieles als freie, d. i. uninteressirte Aufmerksamkeit, was dies nicht ist. Ein undeutlich gesehener Gegenstand z. B. fesselt zwar die Aufmerksamkeit schon durch seine bloße Undeutlichkeit, noch mehr aber durch die Bilder einer möglichen Gefahr oder eines möglichen Vergnügens, die sich an ihn knüpfen. Wir werden daher im einsamen Walde und allein einen jeden undeutlichen und sonderbaren Fleck unsers Sehfeldes mit gespannterer Aufmerksamkeit betrachten, als in Begleitung und auf offener Landstraße, wir werden in einsamer Nacht auf jedes Geräusch angestrengter horchen als am lebendigen Tage. Fodert mich Jemand auf, meine Blicke nach einem Orte zu wenden, den er mir bezeichnet, so werde ich darum der Auffoderung Folge leisten, weil ich erwarte, an diesem Orte Etwas zu erblicken, das mir entweder Gefahr und Verlust droht, oder Vergnügen verspricht. Die Hemmung dieser beiden Triebe, welche sofort für mich von diesem Orte auszugehen beginnt, ist eben meine Aufmerksamkeit. In diesen und ähnlichen Fällen ist daher die Aufmerksamkeit nur scheinbar eine freie, d. h. eine auf die bloße Lust des Erkennens gerichtete, in Wirklichkeit ist sie eine interessirte, d. h. die Lust und Unlust, woraus sie entspringt, wurzelt nicht im bloßen Erkennen, sondern gehört der sinnlichen, d. h. der unbewußten Sphäre des Lebens an. Die freie Aufmerksamkeit ist eine Hemmung zwischen Trieben, welche selbst erst innerhalb der bewußten Sphäre des Daseins ihre Existenz bekommen, die interessirte Aufmerksamkeit ist eine Hemmung zwischen Trieben, welche in der unbewußten Sphäre entspringen, und daher der unbewußten Sphäre als einer solchen angehören. Die interessirte Aufmerksamkeit verhält sich zu den ihr zu Grunde liegenden Trieben lediglich als deren Product, wogegen die freie Aufmerksamkeit selbst die producirende Thätigkeit derjenigen Triebe ist, aus denen sie als Product entspringt.

Da demnach das Phänomen der Aufmerksamkeit in seiner ganzen

Ausdehnung durch Impulse der Lust und Unlust einzig und allein in Bewegung gesetzt wird, so bleibt zuletzt noch übrig, daß wir eine Erläuterung hinzufügen in Beziehung auf die Fälle, wo beim dialektischen Nachdenken oder bei wissenschaftlichen Constructionen das Gegentheil der Fall zu sein scheint. Hier kommt es nämlich häufig vor, daß die Aufmerksamkeit sich mit sogenannter Willkür zuerst nach dieser oder nach jener Seite wendet, blos weil sie will, ohne von etwas Anderm getrieben zu sein als von sich selbst. Wenn ich z. B. zum Behuf einer geometrischen Demonstration zwei Hülfslinien an der Tafel zu ziehen habe, so treibt mich zwar zum Ziehen beider Linien der Zweck der Aufgabe, welcher mir als eine Lustanticipation mit mehr oder weniger Deutlichkeit vorschwebt, dagegen ist es völlig gleichgültig und meiner Willkür überlassen, welche dieser Hülfslinien ich zuerst ziehen will, ob die rechte oder die linke. Daher scheint hier die Aufmerksamkeit lediglich durch sich selbst bewegt zu sein. Oder wenn ich im Nachdenken durch die unerträgliche Ungewißheit meiner Zukunft bewogen werde, mir die Folgen zweier möglichen Fälle zu verdeutlichen, so kann es schlechthin gleichgültig sein, bei welchem Gliede der Alternative mein Nachdenken beginnt. Denn die Unlust des Augenblicks zwingt es, bei beiden zugleich zu beginnen, welches doch unmöglich ist, es muß also zwischen zwei schlechthin gleichgültigen Positionen wählen, und die Aufmerksamkeit scheint demnach auch hier wieder lediglich durch sich selbst ihren Antrieb empfangen zu müssen.

Indessen frühere Betrachtungen befähigen uns vollkommen, auszusprechen, daß dem nicht so sei. Wir haben bereits früher die Fälle discutirt, wo z. B. ein Flüchtling in der Angst seiner Flucht wählen mußte in schlechthin gleichgültiger Wahl zwischen zwei entgegengesetzten Wegen, oder wo die Langeweile zwang, zwischen mehren Beschäftigungen zu wählen, wovon die eine nicht beliebter war als die andre. Dies beweist, daß eine solche willkürliche Entscheidung zwischen entgegengesetzten Fällen durchaus nicht ein der freien Aufmerksamkeit eigenthümliches Phänomen ist, sondern eben so sehr schon im Bereiche der interessirten Aufmerksamkeit gefunden wird. Dasselbe kann folglich nur in den Gesetzen des Triebleben seine Erklärung finden, und wir haben sein Gesetz bereits entdeckt in der

Fähigkeit des Selbst, die Triebe anzustrengen. Diese Fähigkeit, welche bei der interessirten Aufmerksamkeit mehr im Großen und Groben wirkt, spielt bei der freien Aufmerksamkeit bis ins Feinste und Kleinste hinein, wo die Anstrengung der Triebe zwar noch immer als eine Anstrengung der Aufmerksamkeit empfunden wird, wo aber, weil die Triebe erst selbst durch einen ihnen vorausgegangenen Zustand der Aufmerksamkeit entspringen, die Täuschung leicht entsteht, als seien es nicht die aus der vorhergegangenen Aufmerksamkeit entsprungenen Triebe, was die nachfolgende Aufmerksamkeit in Bewegung setzt, sondern als sei es die vorhergehende Aufmerksamkeit selbst, wodurch ohne alles Mittelglied der nachfolgenden ihre Richtung bestimmt würde. Es steht demnach fest, daß auch die freie Aufmerksamkeit niemals von einem andern Gesetze regiert und bewegt wird als von dem der Lust und Unlust, oder vom Gesetze des Trieblebens.

Hiermit fällt dann auch zugleich Alles über den Haufen, was man wol erdichtet hat über die Kraft der logischen Begriffe oder Kategorien, als ob dieselben fähig seien, bewegend und antreibend auf die erkennende Aufmerksamkeit einzuwirken. Nichts entfernt sich weiter von der Natur der Sache als eine solche Ueberschätzung des Logischen im psychologischen Gebiet. Die logischen Kategorien sind nur Producte, durchaus nicht bewegende Kräfte der Aufmerksamkeit. Sie sind nichts weiter als die Gedächtnißbilder, welche von den Bewegungen der freien Aufmerksamkeit, d. h. von den Bewegungen des sich im bewußten Elemente erzeugenden Trieblebens zurückbleiben. Ihre Macht und Größe besteht demnach nicht darin, daß sie die abstractesten Gedankenbilder sind, die es gibt, sondern darin, daß sie die unmittelbarsten Abbilder der ewigen Gesetze des Trieblebens sind, welches allem Dasein als sein tiefstes Fundament untergebaut ist.

§. 48.

Allgemeine Gesetze der Aufmerksamkeit.

Von der Erweckung der verschiedenartigen Gegentriebe. Der Reiz des Gegentriebes ist die Lücke im sinnlichen Weckebilde. Von der Spaltung der Triebe. Unterschied zwischen den die Frage bildenden und den dieselbe erregenden Trieben.

Wir sind bis zu einem Punkte der Untersuchung gelangt, an welchem sich bereits allgemeine Gesetze des Reizes aufstellen lassen,

sowol für das Triebleben, als für das Bewußtsein, wodurch die gegenwärtige Untersuchung über die Gesetze der Triebhemmung erst ihre Abrundung und ihren vollendenden Schluß bekommen kann.

Ein bewußtseinfähiges Wesen ist, wie wir oben gesehen haben, ein solches, das im Stande ist, seine Gegenstandsgefühle in eine Disjunction oder Hemmung zu versetzen. Ob und wann es dies thue, hängt von gewissen Reizen ab. Denn das Bewußtsein erfolgt nicht anders als auf gewisse Reize, und schwindet jedesmal wieder, sobald diese Reize nicht mehr vorhanden sind. Es gibt Reizungen des Bewußtseins, welche so stark sind, daß sie selbst tiefe Schläfer aufzuwecken vermögen. Und umgekehrt wird durch die Langeweile als eine gänzliche Abwesenheit von Reizen der Aufmerksamkeit Schlaf herbeigeführt.

Zu einer Anreizung des Bewußtseins ist zweierlei erforderlich, erstlich die Erregung eines Gegenstandstriebes, zweitens die Erregung eines Gegentriebes zur Hemmung desselben.

Ein Gegenstandstrieb wird erregt durch eine Gegenstandsempfindung, d. h. durch ein absolut undisjungirbares Gegenstandsgefühl oder (was dasselbe sagt) eine Empfindung des äußern Sinnes. Denn eine jede Empfindung des äußern Sinnes ist mehr oder weniger eine angenehme oder unangenehme, d. h. sie zieht aus dem Gebiete der Grundgefühle oder Grundstimmungen des Selbst nach dem Gesetze der Verschmelzung gewisse gleichartige Elemente an sich heran. So z. B. macht die süß schmeckende Speise mehr Elemente der im Selbst vorhandenen Lust offenbar als die fad schmeckende, und das Ausziehen eines Zahns zieht mehr allgemeine Schmerzelemente unsers Selbst aus ihrer Latenz empor als das Einschlafen eines Arms. Daher wird auch der Grundschmerz des Hungers sich vermöge seines anticipirten Lustbildes der Speise eher und leichter mit der süßen Kost in Verbindung setzen als mit der faden, und das Grundgefühl der Lust, welche eben das Selbst ist, wird mit größerm Fleiße das Ausziehen eines Zahnes vermeiden als das Einschlafen eines Arms. Daher nun sind als Reize der Gegenstandstriebe die Empfindungen zu nennen, und als Gesetz, wonach diese Reize wirken, ist das Verschmelzungsgesetz des Gleichartigen fest zu halten.

Nach einem andern Gesetze entspringen die Gegentriebe aus

den Tiefen des Selbst. Es sei z. B. das Bild der Speise, die das Thier erblickt, ein undeutliches, so wird sich die Begierde des Appetits, welche auf die Speise zustürzt, einen Augenblick hemmen, und das Thier wird zuvor prüfen, ob hier Speise vorhanden sei. Der Trieb zeigt sich nun gehemmt durch einen entgegengesetzten Trieb, obgleich man nicht sagen kann, daß der hemmende Trieb das conträre Gegentheil sei von dem gehemmten. Denn das conträre Gegentheil des Appetits ist der Ekel, von einem solchen aber ist hier nicht die Rede, sondern dem Triebe zu essen steht hier in Beziehung auf dies Object blos entgegen der Trieb, nicht davon zu essen. Davon aber, daß dieser Gegentrieb erscheint, läßt sich hier kein anderer Grund angeben als der, daß für das Spiel des ursprünglichen Gegenstandstriebes kein hinreichender Grund vorhanden war. Denn wäre bei dem hungrigen Thiere ein hinreichender Grund zum Essen vorhanden gewesen, d. h. hätte sich der Gegenstand von Anfang an in der Empfindung mit Entschiedenheit als Speise ausgewiesen, so hätte der Gegentrieb nicht entstehen können, während er bei der Unzulänglichkeit der Empfindung in einem des Bewußtseins fähigen Wesen gar nicht ausbleiben konnte.

Das Gesetz, welches sich hieraus für bewußtseinfähige Wesen ergibt, lautet: Eine unzulängliche Empfindung erregt den ihr entsprechenden Gegenstandstrieb entweder gar nicht, oder aber sie erregt ihn zwar, stellt ihm aber einen Gegentrieb von gleicher Stärke so lange entgegen, bis die Empfindung sich aus einer unzureichenden in eine zureichende verwandelt. Daher müssen nun alle Bewußtseinsreize unter die Kategorie der unzureichenden Empfindungen fallen. Nicht aber sind von der andern Seite alle unzureichenden Empfindungen auch schon eben damit Reizungen des Bewußtseins. Denn die größte Mehrzahl der unzulänglichen Empfindungen reizt das Triebleben gar nicht. Dieses aber, ob ein Trieb durch eine unzulängliche Empfindung erwache oder nicht, hängt nicht von der Beschaffenheit der unzulänglichen Empfindungen, sondern einzig von der Schwäche oder Stärke derjenigen Grundgefühle ab, welche mit der unzulänglichen Empfindung in Verbindung zu treten fähig sind. Ein nur mäßig hungriges Thier wird z. B. an den Gegenständen von zweifelhafter Eßbarkeit gleichgültig und ungereizt vorüber gehen, welche das ausgehungerte Thier mit Begierde umschnüffelt. Zugleich wirkt aber

auch hier das Geſetz von der Anſtrengung der Triebe ein. Denn ſobald ich einen Trieb in Beziehung auf einen unzulänglich empfundenen Gegenſtand anſtrenge, ſo iſt davon die unumgängliche Folge, daß zugleich damit die Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand ſich angeſtrengt heftet, d. h. daß aus dem Grundtriebe ein Gegenſtandstrieb in Bezug auf dieſen Gegenſtand hervortritt, welchem darum, weil ſein Weckebild ein unvollkommenes iſt, ſofort ein ihn hemmender Gegentrieb aus der Tiefe des Selbſt entgegentritt.

Hierbei iſt merkwürdig, daß die Stärke des Gegentriebes ſich immer nur nach der Stärke des Triebes, nicht aber nach dem Grade der größern oder geringern Zulänglichkeit des Weckebildes richtet. Denn auch bei einem hohen Grade von Zulänglichkeit erfodert die Aufmerkſamkeit dennoch bei ihrer Prüfung das vollkommene Gegengewicht des Gegentriebes, damit ſie zu Stande komme, und auch bei dem allerunzulänglichſten Weckebild darf der Gegentrieb nie den Trieb überſteigen, ſobald Aufmerkſamkeit entſtehen ſoll. Dagegen wird die Anſtrengung der Aufmerkſamkeit in deſto höherm Grade empfunden, je unzulänglicher das Weckebild des Gegenſtandstriebes iſt. Die Anſtrengung der Aufmerkſamkeit trifft folglich nur allein das Verhältniß des Weckebildes zum Gegenſtandstriebe. Der Gegentrieb ſpringt aus den Tiefen des Selbſt immer von ſelbſt und ohne alle Anſtrengung hervor, in der dem Gegenſtandstriebe genau entſprechenden Stärke.

Da die Anſtrengung des Gegenſtandstriebes mit der Unzulänglichkeit des Weckebildes ſteigt, wenn Aufmerkſamkeit erfolgen ſoll, ſo folgt daraus, daß ohne alle Anſtrengung ſich nur diejenigen Gegenſtandstriebe erwecken, in deren Weckebildern durchaus nichts Mangelhaftes angetroffen wird, das einen Zweifel erregen könnte, weder in Bezug auf die Empfindung, noch in Bezug auf die Vollziehung der Bewegungen des Triebes. Die Anſtrengung hingegen fängt da an, wo eine Mangelhaftigkeit des Weckebildes geſetzt iſt, entweder in Bezug auf ſeine Erkennbarkeit oder auf die Bewegungen, welche zur Vollziehung des Triebes nothwendig ſind. Dieſe Mangelhaftigkeit ſchließt aber auch immer das Erſcheinen der Gegentriebe oder die Aufmerkſamkeit in ſich. Daher eine jede Anſtrengung des Triebes Aufmerkſamkeit oder Bewußtſein als eine unvermeidliche Folge mit ſich bringt. Erfolgt die Anſtrengung der Triebe in hohem Grade und auf regelmäßige Art, ſo nennen wir ſie Arbeit.

Wollen wir uns Gegenstandstriebe von absolut mangellosen Weckebildern vergegenwärtigen, so finden wir im wachen Leben dazu keine Beispiele, sondern müssen, um solche aufzufinden, ins Schlafleben oder ins physiologische Dasein hinabsteigen. Da finden wir z. B., daß die Sensation der eingeathmeten Luft in der Lunge für die Bewegungen des Triebes der Ausathmung ein vollkommenes und mangelloses Weckebild ist, und ebenso die Sensation der in den Magen aufgenommenen Speise für die Bewegungen der Verdauung, die Sensation der Frucht im Uterus für die Milchabsonderung in den Brüsten u. s. f. Dagegen die sämmtlichen bewußten Bewegungen nur allein dadurch solche sind, daß ihr sie erregender Gegenstand einen Zweifel oder eine Wahl unter ihnen gestattet.

Die Anstrengung besteht darin, daß ein gewisses Grundgefühl sich mit Bewußtsein an ein gewisses Weckebild heftet, an welchem es ohne Bewußtsein nicht haften könnte. Es haftet dadurch, daß die Phantasie an dem Weckebilde das ihm Mangelnde ergänzt. Und folglich besteht die Anstrengung eines Gegenstandstriebes darin, daß er nicht durch den Reiz eines Anschauungsbildes, sondern eines dem Anschauungsbilde anklebenden Phantasiebildes erweckt wird. Da nun der unausweichliche Reiz der Gegenstandstriebe von außen immer nur in den Anschauungsbildern ruht, so wird diesen in der Anstrengung ein Reiz von innen substituirt, welchem nach dem Gesetze der Aehnlichkeit ein Phantasiebild als Halter und Spanner des Gegenstandstriebes sich zugesellt. Ist daher die unangestrengte Erweckung von Gegenstandstrieben durch zulängliche Bilder einem Angezogenwerden derselben durch die Weckebilder vergleichbar, so findet bei der Erweckung der Triebe durch Anstrengung ein Entgegenstoßen der Triebe aus dem Selbst dem Weckebilde entgegen statt, wobei der Grundtrieb den Impuls zur Offenbarung seiner Tiefe an dem Gegenstande nicht vom Gegenstande aus, sondern vom vorhandenen Bewußtsein aus empfängt. Dabei ist die Anstrengung immer das Product eines Verhältnisses zwischen Grundtrieb und Bewußtsein.

Was nun die Erweckung des Gegentriebes betrifft, so entsteht er entweder durch Spaltung oder Entgegensetzung. Der erste Fall bietet keine Schwierigkeit, indem aus dem Gesetz der Entstehung der Gegenstandstriebe klar ist, wie sich ein Grundtrieb in viele coordinirte Nebentriebe, welche sich untereinander als Gegentriebe verhalten, spal-

ten kann. Wenn z. B. der Scribent unter zwei oder mehren Federn, mit deren einer er ſchreiben ſoll, ſich die beſte ausſucht, ſo geht der Trieb zu ſchreiben, ſo lange die Wahl noch nicht getroffen iſt, ebenſowol auf die eine Feder als auf die andre, und doch iſt es ſeine Natur, nur auf eine einzige zugleich gehen zu können, weil für die Hand, welche ſchreiben ſoll, zwei oder mehr Federn auf einmal zu viel ſind. Daher *ſpaltet* ſich nun der Trieb in zwei Triebe derſelben Art, in den Trieb, mit der einen Feder zu ſchreiben, und in den Trieb, mit der andern Feder zu ſchreiben. Obgleich beide Triebe in ihrem Grunde ganz derſelbe Trieb ſind, ſo können ſie doch nicht miteinander zugleich beſtehen, und es kann folglich nicht eher geſchrieben werden, als bis der eine dieſer Triebe annihilirt iſt, d. h. bis ſein Inhalt ſich von ſeinem Gegenſtande abgelöſt hat und als Verſtärkung in den homogenen Inhalt ſeines Gegentriebes übergegangen iſt.

Dagegen iſt in dem zweiten Fall Etwas, das das Nachdenken ſtärker herausfodert. Hierher gehören nämlich theils diejenigen Fälle, wo beide Gegentriebe unmittelbar *als Gegenſtandstriebe* gegeben ſind, theils diejenigen, wo *nur der eine* Trieb als Gegenſtandstrieb gegeben iſt, der andre als Gegentrieb *aus den Tiefen des Selbſt mittelbar hinzutritt*. Beiſpiele mögen dies verdeutlichen. Wenn das Thier an einem Raſenplatz feſtgehalten wird durch das Futter, das es hier findet, zu gleicher Zeit aber in Furcht geſetzt wird durch den gehörten Knall eines fernen Gewehrs, und nun zweifelt, ob es das Futter fortgenießen oder fliehen ſoll, ſo kommen hier zwei von verſchiedenen Gegenſtänden geweckte und von verſchiedenen Grundgefühlen ausgehende Triebe miteinander in Conflict. Dieſe Triebe erſcheinen beide in ihrer Entſtehung völlig motivirt. Anders geſtaltet ſich die Sache in dem Fall, wo der Durſt im Begriff iſt, nach einem Getränke zu langen, aber in Zweifel geräth durch den Gedanken, ob dieſes Getränk nicht vielleicht der Geſundheit ſchädlich ſein könne. Hier ſteigt der Luſt zu trinken die Furcht vor dem Trunk auf mittelbare Art aus der Tiefe des Selbſt entgegen, indem, wenn jene Luſt nicht vorhanden wäre, ſich dieſe Furcht nicht regen würde. Denn ſie iſt keine unmittelbare Furcht vor dem Getränk, ſondern eine Furcht vor dem Genuß des Getränks, wonach der Durſt ſtrebt, und welchen er daher als ſein Anticipationsbild in ſich trägt. Daher erklärt ſich auch in dieſem Fall die Sache noch leicht. Denn es wird der zweite

Trieb (die Furcht) eben ſowol als der erſte Trieb (die Luſt nach dem Getränk), noch immer jeder durch einen beſtimmten und beſondern Gegenſtand aus der Tiefe des Selbſt emporgehoben, nur mit dem Unterſchiede, daß der reizende Gegenſtand beim einen Triebe ein Bild des äußern Sinnes, beim andern aber das Phantaſiebild der Anticipation des erſten Triebes ſelbſt iſt. Der Trieb nach dem Getränk begehrt das in das Getränk eingeſchmolzene Bild ſeines Genuſſes, der Trieb der Furcht verabſcheut und flieht dieſes Bild. Der Antagonismus der Triebe beſteht alſo hier darin, daß aus entgegengeſetzten Grundgefühlen durch ein und daſſelbe Bild zwei Gegenſtandstriebe hervorgehoben werden, welche nun in eine Hemmung gerathen. Daher auch dieſer Fall keine beſondere Schwierigkeit bietet, und als räthſelhaft allein der Fall zurück bleibt, wo der Gegentrieb aus den Tiefen des Selbſt durch keine andre Gewalt hervorgehoben wird als durch die Unzulänglichkeit des Weckebildes. Ich ſehe z. B. etwas wie Edelſtein von ferne auf der Erde ſchimmern, möchte es daher aufheben und frage mich, ob dies wol ein edler Stein ſei oder nicht, d. h. ob ich es aufheben ſolle oder nicht. Hier ſteht weder dem Bilde des Edelſteins ein beſtimmtes andres Bild gegenüber, noch auch dem Triebe des Begehrens ein Trieb des Abſcheus. Denn um z. B. den blinkenden Strohhalm gleichgültig liegen zu laſſen, bedarf es keines Abſcheus, ich verhalte mich nur gleichgültig, d. h. trieblos gegen ihn. Und doch wird hier gezweifelt und gefragt, d. h. der Trieb des Begehrens wird gehemmt, woraus folgt, daß hier ſo lange, bis die Frage zur Entſcheidung kommt, ein Trieb rege iſt, dem vorhandenen Triebe nicht zu folgen, weil widrigenfalls ihm ſogleich gefolgt werden müßte. Von welcher Art iſt nun dieſer räthſelhafte Gegentrieb, welcher ſich, wenn er Sieger bleibt, als ein völlig gleichgültiges Vorübergehen, alſo als völlige Trieblosigkeit äußert?

Die Sache verdeutlicht ſich am leichteſten, wenn wir auf den Fall der Zerſpaltung eines Grundtriebes in mehre widerſtreitende Gegenſtandstriebe zurückgehen. Denn hier kommt nebenher etwas Aehnliches vor. Wenn der Scribent in der Wahl zwiſchen zwei Federn die eine nach der andern prüfend beſichtigt, ſo fragt er ſich bei einer jeden, ob er mit dieſer ſchreiben ſolle oder nicht, und fällt die Antwort auf Nein, ſo legt er dieſelbe gleichgültig und ohne allen Abſcheu bei Seite. Woher ſollte hier auch der Abſcheu kommen, da der Ge-

gentrieb nur der Trieb iſt, mit der andern Feder, und folglich nicht mit dieſer, zu ſchreiben? So lange der Scribent daher die eine Feder prüfend in der Hand hält, und von der andern abſieht, iſt der Trieb geweckt durch das ſinnliche Bild der angeſchauten Feder, aber der Gegentrieb durch das Erinnerungsbild der aus der Hand gelegten Feder. Zeigt dieſes Erinnerungsbild vollkommnere Eigenſchaften als das Sinnenbild, ſo zieht es mehr Partikeln aus dem Grundtriebe zu ſchreiben an ſich, als das ſinnliche Bild zu tragen vermag, und überwiegt damit den Trieb des Sinnenbildes. Tritt nun aber der Fall ein, daß weder die eine noch die andre Feder dem Bilde entſpricht, das ſich der Scribent in der Phantaſie entwirft von der Feder, mit welcher er ſchreiben möchte, ſo werden beide gleichgültig bei Seite gelegt, und es wird nach einer dritten nicht vorhandenen geſucht. D. h. der Trieb zieht ſich von beiden mit dem Anticipationsbilde verbunden geweſenen Gegenſtänden zurück, indem er blos auf dem Anticipationsbilde haften bleibt. Siehe da die Erklärung des obigen Falls in Betreff des vermeintlich gefundenen Edelſteins! Die Begierde, den glänzenden Gegenſtand aufzuheben, wurde nämlich gereizt durch das in ihn einſchmelzende Bild des Edelſteins. Nur auf dieſes geht der Trieb des Aufhebens unbedingt, auf den Gegenſtand nur bedingterweiſe. Und die Frage iſt folglich hier nur darum, ob das vorläufig eingeſchmolzene Bild wirklich dem Gegenſtande entſpreche oder nicht, wodurch denn das Anticipationsbild ſogleich zergeht in ein in den Gegenſtand eingeſchmolzenes und in ein dem Gegenſtande entfremdetes Bild. Da nun die beiden einander hemmenden Triebe hier ſind der Trieb des in den Gegenſtand eingeſchmolzenen Bildes und der Trieb des dem Gegenſtande entfremdeten Bildes, ſo handelt es ſich hier um nichts anders als um einen und denſelben Grundtrieb, welcher ſich in zwei Gegentriebe ſpaltet, von denen der eine getragen wird von einem mangelhaften Weckebilde, der andre aber von einem mangelloſen Anticipationsbilde. Sobald nun das Weckebild gänzlich mit dem Anticipationsbilde verſchmilzt, hebt ſich der Unterſchied von Trieb und Gegentrieb auf, und beide vereinigen ſich. Sobald aber dieſe Verſchmelzung ſich unmöglich zeigt, d. h. in einem folgenden Augenblicke gänzlich aufhört, tritt damit der geſpaltene Trieb gänzlich in ſein Anticipationsbild zurück, und der Trieb des Weckebildes wird annihilirt.

Von hieraus können wir nun aber auch ein helleres Licht auf die frühern Beiſpiele zurückfallen laſſen. Wenn wir das erſtere Beiſpiel uns vergegenwärtigen vom Thier, welches durch die entgegengeſetzten Triebe, auf der einen Seite den der Eßluſt, auf der andern den der Furcht, in die Frage gezogen wird, ſo bemerken wir bald, daß ſich genau genommen auch hier die Sache anders verhält. Das Thier nämlich, welches durch die Furcht vor einem von Ferne gehörten Knall ins Lauſchen gebracht wird, während es einen Raſen abweidet, und das Thier, welches in dieſelbe Lage verſetzt wird, während es ganz müßig ohne Futter oder weitere Ergötzung ſich an dieſem Orte aufhält, werden beide genau in denſelben Zuſtand des Spähens verſetzt, woraus folgt, daß der Trieb der Eßluſt im erſten Fall ein Trieb iſt, der bei der Bildung der Frage gar wohl entbehrt werden kann, und folglich zur Bildung derſelben gar nicht unmittelbar mitwirkt. Man überzeugt ſich hiervon noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß, um eine Frage hervor zu bringen, ſich beide Triebe genau das Gleichgewicht halten müſſen, welches niemals durch ein zufälliges Zuſammentreffen zweier verſchiedenartiger Gegenſtandstriebe, wie Furcht und Eßluſt, möglich iſt, ſondern immer nur hervorgebracht wird durch gefliſſentliche Anſtrengung des Selbſt, ſeinem Triebe den Gegentrieb in fortwährend gleichbleibender Stärke entgegen zu ſtellen. Auch gibt uns das Thierleben genug Zuſtände eines blos zufälligen und blinden Umherſchwankens zwiſchen entgegengeſetzten Trieben zu erkennen (z. B. bei der zwiſchen verſchiedenen Erdlöchern umhertaumelnden Ameiſe), die wir ſehr wohl vom Zuſtande der gleichſchwebenden Triebhemmung oder vom Fragezuſtande zu unterſcheiden wiſſen. Es folgt hieraus, daß jenes Beiſpiel nicht das einer einfachen, ſondern einer doppelten Triebhemmung iſt, welche ſich zerſpaltet in die Fragen: Soll geflohen werden oder nicht? und: Soll gegeſſen werden oder nicht? Die zweite Frage beantwortete ſich das Thier, während es fraß, fortwährend mit Ja. Nun aber wurde es durch die neue Frage, ob geflohen werden ſolle, plötzlich am Freſſen gehindert. Es trat nämlich hiermit der Fall eines dringenden Triebes ein, welcher, wie oben gezeigt wurde, im Stande iſt, jeden nicht dringenden Gegentrieb zu ſuspendiren, abgeſehen ganz von ſeiner Schwäche oder Stärke. So wie die Triebe, wirken aber auch die Doppeltriebe oder Fragen aufeinander. Die Frage der Furcht als des dringenden Triebes

suspendirt auf der Stelle die Frage der Eßlust als des suspendirbaren Triebes. Und es beruht daher auf einer Täuschung, daß hier der Trieb der Furcht in Frage gesetzt werde durch den Trieb der Eßlust. Er wird vielmehr in Frage gesetzt durch sich selbst, inwiefern er einerseits von einem äußern Weckebilde emporgehoben wird, andererseits doch nur vielleicht einzig und allein an einem innern Weckebilde hängend befunden wird. Die streitenden Triebe sind also hier der des äußern und der des innern Bildes, beide aber sind nur die verschieden vertheilten Hälften desselben Grundtriebes der Furcht, welcher, sobald das äußere Bild sich bewahrheitet, zur Activität gelangt, sobald aber das innere sich im Gegensatz zum äußern bewahrheitet, und das äußere damit negirt, in den Seelengrund absinkt.

Etwas Aehnliches stellt sich heraus bei genauer Erwägung des Beispiels vom Getränke, bei welchem die Frage entsteht, ob dasselbe uns nicht vielleicht schädlich sein könne. Die in dieser Frage liegende Furcht tritt dem Durste allerdings als ein Gegentrieb entgegen, und sie würde auch für sich ohne den vorhandenen Durst gar nicht entstehen. Doch irrt man, wenn man meint, daß die Frage in diesem Fall eine einfache sei, nämlich daß der Trieb zu trinken hier nur den einfachen Gegentrieb zum Triebe der Furcht bilde ohne sich selbst zu spalten. Sobald nämlich die Furcht hinzutritt, wird sofort im Weckebilde des Durstes eine Lücke oder ein Mangel bemerkbar. Wir meinten z. B. anfangs, es sei guter Wein; die Besorgniß substituirt uns statt dessen, daß es wol Wein sein möge, aber schlechter und gefälschter, und wir haben nun gar nicht mehr das vollständige Weckebild vor uns. Ein unvollständiges Weckebild aber spaltet immer, wie wir wissen, den Trieb. Folglich steht hier die Sache genau angesehen so, daß die erregte Furcht modificirend einwirkt auf das Weckebild des Durstes, und so den Durst in sich selbst zu einer Frage spaltet, welche in die Prüfung des Getränkes übergeht. Zeigt sich nun das Getränk als ein schlechtes, so wird entweder bei überwiegender Furcht nicht getrunken, oder es folgt die neue Deliberation, ob denn auch wol wirklich hierbei (beim schlechten gefälschten Wein) ernsthaft zu fürchten sein dürfte, und nun erst tritt der Furchttrieb selbst in eine innere Frage, während derselbe bisher noch gar nicht selbst in Frage gestanden, sondern nur als Erreger einer ihm selbst fremden Fragestellung

gewirkt hatte. Die dem Furchttriebe inschwebende Frage ist aber die, ob das Furcht weckende Phantasiebild auf das vorstehende sinnliche Weckebild der Furcht passe oder nicht.

Man muß daher immer genau unterscheiden zwischen den die Frage bildenden und den die Frage erregenden Trieben. Die Erregung der Frage geschieht durch eine Veränderung des Weckebildes. Wenn nämlich ein Weckebild, das zuvor vollkommen erschien, durch einen hinzutretenden Trieb in ein unvollkommenes umgewandelt wird, so heißt der hinzutretende Trieb der Erreger der Frage. Die Triebe, welche die Frage bilden, sind aber jederzeit von gänzlich homogener Natur, nämlich sie sind in allen Fällen ohne Ausnahme ein durch unvollkommene Weckebilder gespaltener Grundtrieb.

§. 49.

Erweckung des Bewußtseins durch Anschauungsbilder.

Vom Verhältniß des Wachens zum Schlaf. Das angestrengte Sichwacherhalten, seine Ursache und seine Folge. Antagonistischer Mechanismus des Schlaftriebes gegen die Anstrengung des Wachens. Von der Betäubung.

Es ist noch übrig, von den verschiedenen Stellungen zu reden, welche die die Frage erregenden Triebe zu den die Frage bildenden Trieben einnehmen können.

Die Reizung des Bewußtseins geschieht, wie wir gesehen haben, ohne Ausnahme immer durch die Unvollständigkeit, welche im Weckebilde angetroffen wird. Diese ist entweder eine ursprüngliche, wie beim Thier, das den fernen Knall hört, und noch nicht weiß, woher er kommt, oder eine mitgetheilte, wie beim Durstigen, welchem die Sorge für seine Gesundheit in das Weckebild des Getränkes ein Merkmal einmischt, das sonst sich nicht eingemischt haben würde. Im ersten Fall erscheint der Trieb als ein unmittelbar oder von sich selbst her, im zweiten Fall als ein mittelbar durch einen andern Trieb zum Bewußtsein gereizter Trieb.

In die erste Kategorie gehören die Phänomene des Erwachens und Einschlafens. Der Schlaf tritt mit der Ermüdung ein, d. h. dann, wenn die Kraft des Selbst zu sehr geschwächt ist, als daß die Anstrengung, welche in den Triebhemmungen des Wachens liegt, noch ferner hervorgebracht werden kann. Sobald die Triebe sich wie-

der von Innen gestärkt haben durch den Schlaf, werden sie durch die Weckebilder der Sinne aufs neue zu Gegenstandstrieben emporgehoben, und da es in der Natur der sinnlichen Weckebilder liegt, sämmtlich mehr oder weniger lückenhaft und unbestimmt zu sein, so ist das Emporgehobenwerden der Triebe beim Erwachen eins mit ihrem Emporgehobenwerden in den Fragezustand. Und umgekehrt können, sobald die Kraft weicht, die Anstrengung des Fragens zu ertragen, die Weckebilder des Wachens nicht mehr ziehen. Denn sie ziehen bei ihrer Lückenhaftigkeit nur dadurch, daß jene Anstrengung übernommen wird. Sobald dies nicht mehr möglich ist, reizen die Bilder nicht mehr, und weil dabei die Triebe für ihre Production aufhören, schließen sich die Augen, und sinkt der Leib in sich zusammen. Die Höhe und Beschaffenheit des Bewußtseins ist daher immer zusammengesetzt 1) aus dem Grade der Kraft, seine Anstrengung zu ertragen, 2) aus der Stärke des Weckebildes, und 3) aus dem Umstand, in welchem Theile des Vorgangs die Erregung des Bewußtseins vor sich gehe, ob im Weckebilde selbst, oder in den zur Vollführung seines Triebes zu erregenden Bewegungen der Glieder.

Bemerkenswerth ist hierbei zuerst der Umstand, daß zur Uebernahme der mit einer jeden Frage verbundenen Anstrengung ein gewisser Grad von Kraft in den Grundtrieben erfoderlich ist. Anstrengung nämlich heißt die Emporhebung des Gegenstandstriebes aus dem Grundtriebe bei mangelhaftem Gegenstandsbilde. Diese ist nur möglich durch eine Halbirung des Triebes, wobei die eine Hälfte dem unvollkommenen Weckebilde, die andere dem vollkommenen Anticipationsbilde anhängt. Ein gänzlich vollkommenes Weckebild hebt den Trieb ohne alle Anstrengung empor, aber auch (wenn nicht andre Umstände hinzutreten) ohne alles Bewußtsein. Daher ist alles gänzlich anstrengungslose Thun auch ein bewußtloses, und alle bewußtlose Thätigkeit eine sich ohne Anstrengung vollziehende. Daher dauern die Triebthätigkeiten des physiologischen Lebens im Schlafe ununterbrochen fort, d. h. in dem Zustande, wo wegen Mangels an hinreichender Lebenskraft die angestrengten Thätigkeiten nicht mehr gelingen. Denn ihre Weckebilder, z. B. das Unlustgefühl der Beklemmung in der nicht athmenden Brust, des schmerzhaften Drucks im nicht verdauenden Magen, sind absolut vollständig, haben keine Art von Lücke oder Mangel an sich, und erwecken daher ihren Trieb ohne

alle Anstrengung, und folglich auch ohne alles Bewußtsein. Hieraus erklärt sich dann auch sehr leicht der Ueberschuß an Triebkraft, welcher durch den Schlaf gewonnen wird. Denn da die ganze sehr bedeutende Consumtion, welche bei Tage durch die Anstrengungen des bewußten Lebens, durch Nachdenken, Sinnempfindung und Muskelbewegung gemacht wird, hinwegfällt, so muß sich allmälig ein bedeutender Kraftvorrath ansammeln, ohne daß man nöthig hat, dabei auf irgend andere Zuflüsse zu rathen als die nämlichen, welche durch das Athmen, die Einsaugungen der Haut, die Blutbereitung aus dem Chylus u. s. f. der Triebkraft bei Tage wie bei Nacht unausgesetzt zu Gebote stehen.

Wie groß nun die Triebkraft noch sein müsse, um Wirkungen der Anstrengung oder des Wachens hervorbringen zu können, dafür haben wir kein Maß. Das Können findet hier nämlich seine Grenze nicht in der Unmöglichkeit, sondern in der Gesundheit. Wir können uns durch Vergrößerung der Anstrengung wach halten, wenn wir einschlafen wollen. So paradox dieser Satz in der Theorie aussieht, so gemein ist er doch in der Erfahrung. Wir erhöhen dann nämlich in jedem Augenblicke, wo noch Anstrengung vorhanden ist, dieselbe geflissentlich, und geben dadurch den Gegenstandsbildern, an denen das Bewußtsein hängt, eine erhöhte Helligkeit, welche für den nächsten Augenblick das Anhaften der Triebe erleichtert. Kommt nun dieser Augenblick herbei, so wiederholen wir denselben Act, und sorgen so in jedem Augenblicke für den nächstfolgenden. Wie lange man bei festem Willen dieses Thun würde fortsetzen können, ist nicht zu sagen. Die gewöhnliche Folge davon ist, daß ein Zeitpunkt eintritt, wo die Neigung zum Schlaf sich fürs erste wieder verliert, oder wo der Schlaf uns, wie man zu sagen pflegt, vergangen ist. Es ist diese Erscheinung ähnlich jener, wo auch der Hunger, der Durst, die Ermüdung beim Gehen, sobald man sie auf einem gewissen Höhenpunkt, auf welchem sie Befriedigung heischen, unbefriedigt läßt, nach einer Weile wiederum mehr zurück weichen, und also das Leben sich entschließt, eine Kraftmenge zum besten zu geben, welche es eine Weile vorher noch zurückhielt. So auch zeigt es sich hier, daß die zur Anstrengung des Bewußtseins erfoderliche Triebkraft kein von vornherein bestimmtes Quantum ist, sondern daß der Grundtrieb des Lebens durch die Hartnäckigkeit, womit ihm die Ruhe des Schlafs

und der Restauration verweigert wird, bewogen werden kann, in eine neue Gewohnheit wacher Anstrengungen einzugehen, und dabei die Kraft zur Anstrengung, welche im vorigen Augenblicke noch nicht disponibel erschien, bei den dem Wachen nicht unterworfenen Organen so lange *auf Borg zu nehmen*. Hinterher wird sich dann durch übermäßig vergrößertes Schlafbedürfniß die Größe der contrahirten Schuld ausweisen.

So wie man manchmal vor Müdigkeit und Schwäche nicht einschlafen kann, so schläft auch das Alter schlecht. In Krankheiten ist ein guter Schlaf das beste Zeichen der Genesung, d. h. der Kräftigung, der Wiedererstattung verlorener Kräfte, entweder überhaupt oder in einzelnen betroffenen Organen. Man sieht daraus, daß die Fähigkeit zum Schlafen ihrerseits eben sowol eine *Kraftäußerung* des Organismus in sich schließt als die Fähigkeit des Wachens auf andre Weise. Die Fähigkeit des Wachens besteht darin, daß Kraft disponibel werde zu derjenigen Consumtion, welche durch Anstrengung der Triebe vor sich geht. *Diese Consumtion kann sich steigern bis zur absoluten Erschöpfung*, nämlich bis zum Tode, welcher bei anhaltender Schlafverweigerung eintritt. Gegen diesen Erfolg ist der Schlaf das Gegenmittel, und die Fähigkeit zum Schlaf ist demnach eine *Reaction des Selbsterhaltungstriebes* meiner Person gegen die durch das Ueberwachen drohende gänzliche Erschöpfung ihrer Kräfte. Der Trieb zum Schlaf fällt dadurch in die Kategorie der gegen drohende Schmerzen reagirenden Lusttriebe, und wie es eine Schwäche der Schläfrigkeit gibt, welche diesem Triebe entgegen nicht eine halbe Stunde länger wachen kann, so gibt es auch eine Schwäche der Krankheit und der Ueberreizung, bei welcher das Leben zu unvermögend ist, sich zum Reactionstriebe des Schlafs zu ermannen, und folglich gezwungen wird, sich aus Schwäche in übermäßigen Anstrengungen zu erschöpfen.

Wenn demnach die Frage aufgeworfen wird, welcher Grad von Kraft eines Triebes erfoderlich sei, damit eine Spaltung desselben in die Triebhemmung des Bewußtseins zu Stande komme, so ist zu sagen, daß dies bei einem jeden Kraftgrade möglich ist, von der größten Stärke an bis zur völligen Erschöpfung, daß aber der Umstand, ob die Triebspaltung wirklich zu Stande komme, von der Kraft abhängt, womit der unbewußte Lusttrieb des Schlafs gegen die Er-

schöpfung der Triebkraft reagirt, welche durch das Bewußtsein früher oder später herbeigeführt wird. Dieser reagirende Trieb des Schlafs kann daher in nichts Anderm bestehen als in einem in den Tiefen unseres Selbst und seiner Grundtriebe liegenden Streben, dieselben nicht völlig in gespaltene Gegenstandstriebe umwandeln zu lassen. Der ursprüngliche Grundtrieb der Lust oder der Selbsterhaltung, welcher das Selbst heißt, hat die Eigenschaft, in seiner eigenen Tiefe unbewußt bleiben zu wollen, und dieses Streben gelingt ihm so lange, als die entgegenstehenden Anreizungen der Anschauungsbilder nicht zu stark und zu überwiegend werden, welches so lange nicht geschieht, als es noch dagegen reagiren, d. h. einschlafen kann. Kann er dies nicht mehr, so behaupten die Reize der Anschauungen über ihn den Sieg als Schmerzen und Krämpfe, und der Organismus geht seiner Auflösung entgegen.

Hierdurch wird auch eingesehen, was es mit den bei zu großer Höhe der Eindrücke vorkommenden Betäubungen des Bewußtseins für eine Bewandniß hat. Die Betäubung ist Das im Kleinen, was der Schlaf im Großen ist. Sie ist nämlich ebenfalls eine Reaction des Selbsterhaltungstriebes gegen die in der bewußten Kraftconsumtion drohende Erschöpfung. Der in der Anstrengung des Bewußtseins liegende Kraftverbrauch wächst nämlich dann ins Ungeheure, wenn das Bewußtsein selbst ins Ungeheure wächst. Dies aber ist der Fall bei sehr hoch steigenden Affecten, sowie auch bei sehr hoch steigenden Empfindungen, besonders sehr hoch steigenden Schmerzen. Denn je höher der Affect oder die Empfindung steigt, desto mehr Theile des Grundtriebes werden zu ihrer Bildung aus dem Selbst emporgehoben und demjenigen Verbrauch oder Verluste ausgesetzt, welcher mit der im Bewußtsein vorkommenden Triebspaltung verbunden ist. Daher lehrt die Erfahrung, daß gewöhnlich, sobald der Affect oder der Schmerz im Begriff ist, eine übermäßige Höhe zu erreichen, das Selbst hiergegen durch ein Zurückgehen ins Unbewußte reagirt, und einen Schlafzustand eintreten läßt, welcher nach Umständen Betäubung, Ohnmacht oder Delirium heißt. So bringen Foltern, Schrecken, Angst, auch übermäßige Lustaffecte Ohnmachten hervor. Erreicht der Affect nicht völlig diese Höhe, oder gelingt es dem Lebenstriebe nicht, in voller Kraft zu reagiren, so wird ein unvollständiges, gleichsam zur Hälfte in den Schlaf herabgezogenes Wachen die Folge sein, wobei

die Triebhemmungen der Aufmerksamkeit unvollständig zu Stande kommen, das Handeln seinen vernünftigen Charakter verliert, und ein wüstes halbbewußtes Phantasiren als Delirium an die Stelle der wachen Aufmerksamkeit tritt. Endlich, und dies ist das Merkwürdigste, finden wir auch, daß solche Betäubungen partiell und in Beziehung auf einzelne Vorstellungen auftreten können. So hat man nicht selten Gelegenheit an sich zu bemerken, daß in Beziehung auf eine uns niederschlagende Botschaft oder auf eine uns in Verwirrung setzende Anfrage völlig das Bewußtsein verloren geht, während dasselbe doch in Beziehung auf den sonstigen Gesammtzustand unsers Denkens und Empfindens unverändert fortdauert, sodaß wir z. B. im Stande sind, unsere Verlegenheit, d. h. unsere partielle Betäubung, vor den Augen unserer Umgebung bis auf einen hohen Grad zu verbergen. Einen ganz ähnlichen Fall bieten die fixen Ideen des Wahnsinns, wobei das Bewußtsein in Beziehung auf gewisse Vorstellungsgruppen, sobald dieselben wiederkehren, unvollkommen gebildet wird, während dasselbe in Beziehung auf die ganze übrige Vorstellungswelt normal und richtig zu Stande kommt. Nicht minder gehören hierher die häufig vorkommenden Fälle, wo bei einer hochgespannten Begierde, gewisse Data ins Gedächtniß zurückzurufen, gerade diejenige Vorstellungsgruppe, auf welche die Spannung der Begierde geht, sich verdüstert, während alle Nebenerinnerungen, auf welche uns im Augenblick nichts ankommt, im hellen Lichte glänzen. Auch die mehrfach gemachten Erfahrungen gehören hierher, wo Nervenschwache zwar lesen, aber nicht frei reden konnten, weil das freie Reden eine größere Anstrengung der Aufmerksamkeit erfodert als das nach dem bloßen Complicationsgesetz von Buchstab und Laut vor sich gehende Lesen [1]). Es ergibt sich aus allen diesen Fällen, daß der Trieb des

1) „Neues allgem. Repertor. für empirische Psychologie" von Mauchart und Tschirner. I, S. 105: Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, schien die Sprache so ganz verloren zu haben, daß er alle seine Wünsche und Bedürfnisse, da er nicht schreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Dessenungeachtet las er bald wieder, an jedem Morgen und Abend, sein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anstoß her, als ob sein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erste mal, als dies geschah, freuten sich die Seinigen, weil sie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den Tag über sprechen; er aber blieb bei seinen stummen Zeichen, so oft und mühselig er sich auch anstrengte, nur ein einziges

Schlafs oder der Betäubung ebenso im Stande ist, sich in Beziehung auf ein einzelnes Vorstellungsgebilde geltend zu machen, als der gegen die unbewußten Schmerzen der Sinnlichkeit reagirende Lusttrieb der Selbsterhaltung, von welchem in einem frühern Abschnitt die Rede gewesen ist. Wir befinden uns in Beziehung auf die Vorstellung, die uns in Verlegenheit setzt, im Schlafzustande, obgleich wir im übrigen vollkommen wachen. Und ebenso lebt der Wahnwitzige, obgleich er im übrigen vernünftig ist, in Beziehung auf Alles, was mit seinen fixen Ideen in irgend eine Verbindung tritt, in einem fortwährenden Traum.

Wenn demzufolge als Regel gilt, daß eine jede Vorstellung, sobald sie eine gewisse Höhe des mit ihr verbundenen Gefühls überschreitet, von da an nur noch ein unvollkommenes Bewußtsein zu erzeugen fähig ist, und zwar dieses nicht aus Nothwendigkeit oder an sich, sondern vermöge der dann eintretenden Reaction des Schlaftriebes; so gilt im Gegensatze hierzu auch wieder als Regel, daß, sobald das mit einer Vorstellung verbundene Gefühl einen gewissen Grad der Kleinheit überschreitet, gar keine Aufmerksamkeit mehr gebildet wird, aber freilich auch nur wieder nach Umständen und nicht nach innerer Nothwendigkeit. Denn wenn ein völliger Mangel an hervorragenden Empfindungen gegeben ist, so wird auch die kleinste Vorstellung, verbunden mit dem allergeringsten Grade des Triebes, hinreichen, Aufmerksamkeit zu erzeugen. Bei der schwülen Stille des Sommermittags vernehmen wir deutlich das Gezirpe jedes Grashüpfers, im stillen Arbeitszimmer das Gepicke der vor uns liegenden Uhr u. s. f. Aber sobald stärkere Eindrücke hinzukommen, hören die kleinern ganz auf, gebildet zu werden, d. h. sie hören ganz auf, Gegenstandstriebe empor zu ziehen, und wo kein Gegenstandstrieb emporgezogen wird, kann auch keiner gespalten werden, oder kann sich kein Bewußtsein erzeugen. Daher sind auch die Eindrücke, welche uns gar nicht interessiren, so gut wie gar nicht für uns vorhanden, erzeugen gar keine oder eine höchst mangelhafte Aufmerksamkeit, und werden daher auch schlecht erinnert. In die Kategorie solcher

---

Wort aus freiem Trieb zu sprechen. Auf diese Weise fuhr er mit seinen Gebetsübungen fort, und von nun an bis zu seinem Tode blieb es so, daß er zwar laut und vernehmlich lesen, aber von sich selber kein Wort sprechen konnte.

Eindrücke gehören auch die, welche aus zu großer Gewohnheit keinen Trieb der Aufmerksamkeit mehr erregen und daher ganz unbeachtet bleiben, ihr Vorhandensein gar nicht mehr bemerkbar machen, wie der Müller nicht mehr auf das andern Menschen höchst auffallende Geräusch seiner Mühle achtet, oder wie der Soldat sich an die anfangs drückende Last von Helm und Tornister so gewöhnt, daß ihm später diese Eindrücke nicht mehr einfallen. Daß also Eindrücke von großer Kleinheit das Bewußtsein noch nicht erregen, sowie, daß Eindrücke über ein gewisses Maß hinaus das Bewußtsein betäuben, diese Beobachtungen haben nur den Werth von Regeln, von denen es auch wieder Ausnahmen geben kann, nicht aber von einem allgemeinen Naturgesetz.

Das allgemeine Naturgesetz lautet hier vielmehr, daß die Triebe ihrer innern Natur und ihrem Wesen nach auf jedem beliebigen Grade ihrer Stärke die Fähigkeit besitzen, sich zu hemmen und dadurch Bewußtsein zu erzeugen, daß aber dem Zustandekommen dieser Erzeugung die Reactionsgesetze unsers Trieborganismus in mannichfaltiger Art entgegenarbeiten.

Hiermit ist der erste Fall erledigt, nämlich die unmittelbare Erweckung des Bewußtseins durch die unvollständigen Anschauungsbilder der äußern Sinnlichkeit überhaupt. Wir gehen im Folgenden zum zweiten Fall über, nämlich zur Erweckung des Bewußtseins durch einen hinzutretenden und als Reiz wirkenden Trieb.

§. 50.

Erweckung des Bewußtseins durch hinzutretende Triebe.

Die Erweckung der Aufmerksamkeit durch Reflexbewegungen. Engigkeit des Thierlebens. Der Fragezustand bei zum Theil unbewußten Trieben. Warum der Lufthunger selten, der Speisehunger immer zum Bewußtsein gelangt. Unterschied der bis in den Grund hemmbaren Triebe von den nur zum Theil hemmbaren.

Alle Vorstellungen unserer unmittelbaren sinnlichen Umgebung, auf welche wir die Aufmerksamkeit mit einer gewissen Spannung richten, kommen zu ihrer Erhellung durch einen als Reiz wirkenden Trieb. Der Flüchtling wird z. B. auf jedes kleinste Geräusch im

Walde horchen, wovon Der, welcher keine Feinde zu fürchten hat, keine Verfolger hinter sich weiß, nichts merkt. Damit ein sinnlicher Eindruck ohne alle den Reiz verstärkende Nebentriebe rein durch eigene Kraft die Aufmerksamkeit spanne, wie ein Donnerschlag, ein Regenschauer, ein Blitz u. dgl., dazu gehört schon, daß er so stark sei, unwillkürliche oder Reflex-Bewegungen den Grundtrieben des Selbst zu entlocken, woraus dann die Frage entspringt, ob diese Reflexbewegungen ausbrechen sollen oder nicht, wie z. B. beim Blitz das Zwinkern mit den Augenwimpern, beim Donnerschlag das Auffahren, beim Regenguß die Flucht unter Dach. Aber der allerkleinste Theil der sinnlichen Empfindungen sind von dieser Stärke, die Aufmerksamkeit durch Gewalt ihres eigenen Eindrucks aufzurütteln. Kämen daher nicht die immer wachen Motive der Vorsicht, der suchenden Neugierde, der Beobachtung zu irgend einem Zweck, ferner des ästhetischen Wohlgefallens, auch der Lüsternheit, Naschhaftigkeit, des Triebes sich zu ergötzen und durch Mannichfaltigkeit der Eindrücke zu vergnügen hinzu, so würden fast sämmtliche Eindrücke der Sinnlichkeit wie ein ungelichtetes Chaos an uns abgleiten, wir würden in Beziehung auf sie uns mehr schlafend als wach verhalten. Und auch so bleibt trotz der vielen hinzukommenden Hülfsmittel eine große Menge sinnlicher Eindrücke mitten im Wachen in Schlaf getaucht, und erst die geflissentlich spähende Wissenschaft ist es, welcher sich die ganze wirkliche Fülle der sinnlichen Umgebung erschließt. Das Gesetz dieser Sache ist, daß sich nur so viel Aufmerksamkeit erzeugen kann, als Interesse oder Trieb zum Fragen vorhanden ist. Wir können hieran die Dunkelheit der sinnlichen Sphäre ermessen, in welcher das Thier lebt, bei welchem der Kreis des Interesses auf Das eingeschränkt ist, was die Nothdurft seines Lebens ganz unmittelbar berührt, oder was in die enge Sphäre Dessen fällt, wozu der Instinct es treibt. Der größte Theil der Welt, in welcher es lebt, ist für das Thier daher so gut als nicht vorhanden, die Umgebung kann ihm nie zur Festigkeit des Wirklichen gelangen, sie muß ihm immer eine Art von Traumbild bleiben. Um die Aufmerksamkeit des Thieres außerhalb dieses engen Kreises auf sich zu ziehen, müssen die Empfindungen schon von jener starken Art sein wie Blitz, Donner und Regenschauer, welche dem Organismus einen blin-

den Schrecken einjagen und in Folge dessen gewisse Reflexionsbewegungen rufen, oder sie müssen ein Gefühl von Unheimlichkeit und unbestimmter Angst hervorbringen, wie es der Hund durch Anbellen des Mondes und durch klägliches Geheul bei gehörter Musik zu erkennen gibt.

Unter den das Bewußtsein reizenden Trieben sind zwei Arten voneinander zu unterscheiden, wovon die eine die Frage unmittelbar, die andere aber mittelbar hervorbringt. Was die unmittelbare Hervorbringung betrifft, so werden sich an einen jeden Gegenstand, welcher unter das Feld der nach Erheiterung und Zerstreuung haschenden Neugierde fällt, sogleich die Triebe und Neigungen heften, welche die stärksten und ausgebildetsten sind. So wird beim Anblick einer Landschaft der Krieger die Frage nach einer möglichen Heeresstellung aufwerfen, der Maler nach den vortheilhaften Punkten der ästhetischen Beschauung suchen, der Landwirth beobachten, ob der Boden vortheilhaft in den möglichen Nutzen verwandt sei, der Botaniker prüfen, ob die Flora ihm Ausbeute verspreche u. s. f. Wer aber gar kein Interesse von solcher oder ähnlicher Art anzuknüpfen weiß, der wird, wenn sein Weg ihn durch die Landschaft führt, sich blos von seinem Ziele getrieben fühlen, und die Landschaft wird ihm völlig unbeachtet vorüber gehen. Ein ebenso unbeachtetes Vorübergehen fast aller Eindrücke tritt dort ein, wo wir leidenschaftlich einem bestimmten Ziele entgegen streben, welches sich durch ein rücksichtsloses, unvorsichtiges Handeln und ein Uebersehen oder Nichtbeachten unserer Umgebung kund zu thun pflegt. Es tritt nämlich dann der Fall ein, daß, weil die ganze Kraft der Grundtriebe durch die vorherrschenden Empfindungen in Anspruch genommen ist, die kleinern Eindrücke gar keine Triebelemente mehr emporheben, und also in Schlaf sinken. Doch nimmt die Sache sogleich eine andere Gestalt an, sobald der kleinste Eindruck mit der herrschenden Grundstimmung irgend eine Verwandtschaft zeigt. Wer z. B. auf dem Wege nach einem Vergnügungsorte hin einen werthvollen Gegenstand verliert, der wird plötzlich unempfindlich gegen alle bevorstehenden Freuden und Erheiterungen, dagegen wird jeder Busch am Wege, jede Wagenspur, jeder Fußtapfen im Sande, worin er sich kann verloren haben, ihm wichtig und interessant.

Was die mittelbare Hervorbringung der Frage durch einen anreizenden Trieb betrifft, so wird sie, wie oben bereits an einem Beispiele nachgewiesen worden, dadurch erregt, daß ein zweiter Trieb in dem Weckebilde des ersten Triebes eine Veränderung hervorbringt. Ein Getränk, welches den Durst einfach zum Trinken reizt, so lange es als vollkommenes Weckebild erscheint; aber, sobald es durch den hinzutretenden Trieb der Furcht eine Lücke bekommt, den Durst spaltet in die Frage, ob getrunken werden solle? dies war das obige Beispiel. Aehnlich wird der Trieb zum Spazierengehen durch hinzutretende Besorgniß in Beziehung auf das Wetter gespalten in die Frage, ob gegangen werden solle; der Trieb zum Auswandern durch vergrößertes Behagen der heimatlichen Stellung in die Frage, ob ausgewandert werden solle u. s. f. Diese künstliche Erweckung des Fragezustandes ist besonders von Bedeutung bei denjenigen Trieben unsers Organismus, welche sich im Gewöhnlichen unbewußt und unwillkürlich vollziehen, und nur ausnahmsweise in den Kreis der Willkür und des Bewußtseins hineingezogen werden. Dies geschieht jedesmal durch einen hinzutretenden zweiten Trieb. Wir können den Trieb des Athemholens spalten in die Frage, ob geathmet werden solle oder nicht; doch ist im Gewöhnlichen der Athmungsproceß selbst mitten im Wachen in Schlaf versenkt. Er erwacht erst, wenn sein Weckebild der Lungenerfrischung durch einen Uebelgeruch, durch in die Nase eindringendes Wasser u. dgl. einen fremdartigen Zusatz bekommt und dadurch mangelhaft wird. Dann entsteht die Frage, ob geathmet werden solle oder nicht, welche entschieden wird, je nachdem von der einen Seite das Bedürfniß des Athemholens als dringend, von der andern die nachtheilige durch Einathmen bewirkte Affection als schädlich empfunden wird. Auf ähnliche Art wird der Athmungstrieb in eine Frage gespalten, wenn ich aus bloßer Neugierde versuche, ob und wie lange ich das Athmen anhalten kann. Mich ergötzt nämlich nun, dies zu erfahren, d. h. es macht mir Unruhe, dies nicht zu wissen, und diese Unruhe theilt dem Weckebilde des Triebes den Makel mit, daß, so lange dasselbe wirkt, die Neugierde nicht befriedigt wird. Was von der Frage gilt, ob geathmet werden solle, gilt auch von der Frage, ob stärker oder schwächer, langsamer oder schneller geathmet werden solle. Immer

wird das Bewußtsein durch eine Veränderung im Weckebilde hervorgerufen werden, in welches ein hinzukommender Trieb des Abscheus als ein zurückstoßendes Merkmal einschmilzt, und dadurch den Trieb der Athmungsbewegung spaltet. Aber auch ein hinzutretender Lufttrieb kann die Bewegung des Athmens zum Bewußtsein bringen, z. B. der Wohlgeruch einer Blume, welcher uns veranlaßt, mit Bewußtsein stärker zu athmen, um ihn stärker zu empfangen. Hierbei wirkt der Wohlgeruch, gleich allen ähnlichen sinnlichen Annehmlichkeiten, als ein unvollkommenes Weckebild, welches die Lunge zum stärkern Athmen zwar lockt, ohne sie jedoch dazu zu zwingen, wodurch ihr Trieb in eine Frage gespalten, und dadurch zum Bewußtsein gebracht wird. Daß wir beim Essen und Trinken nicht erst auf solche äußerliche Hülfen zur Bewußtmachung des Triebes zu warten brauchen, beruht darauf, daß das Suchen und die Ergreifung der Speise und des Getränkes, worauf der Trieb geht, immer schon ganze Reihen von Fragen in sich schließt, d. h. erst durch ganze Reihen unvollkommener Weckebilder zum vollkommenen Weckebilde und damit zur Befriedigung des Bedürfnisses gelangt. Ebenso schließen unsere Gliederbewegungen und das Halten des körperlichen Gleichgewichts eine unaufhörliche Folge von Spaltungen der Obertriebe in Untertriebe und damit eine unaufhörliche Folge von Bewußtseinsacten in sich, deren Aufhören den Körper sogleich zu Boden sinken läßt.

Von besonderm Interesse ist die Anwendung des eben beschriebenen Gesetzes auf die physiologischen Bewegungen von mehr vegetativer Art. So lange eine gutverdauliche Speise in den Magen eindringt, so lange ein Venenblut von normaler Beschaffenheit ins Herz einströmt, so lange ein wohlbereitetes Arterienblut sich durch das Adernetz dem Muskelfleische zur Assimilation bietet, werden durch diese Stoffe die betroffenen Organe auf unbewußte Art zur Thätigkeit angeregt, und folglich wirkt der Reiz, den der Stoff in diesem Falle auf das Organ, zu welchem er sich als Speise verhält, ausübt, als ein vollkommenes Weckebild, welches den Gegenstandstrieb aus seinem Grundtriebe emporhebt ohne ihn zu spalten. Anders verhält sich die Sache, sobald der Magen entweder der Speise entbehrt oder mit schwer verdaulicher Speise beschwert wird, sobald ein schlecht gemisch-

tes Blut ins Herz einströmt und von dort den Gliedern zur Assimilation zugeführt wird u. dgl. m. Jetzt empfinden wir in den Nervengeweben des Magens, des Herzens oder der sonst betroffenen Theile Unbehagen von mannichfacher Art, je nach der größern oder geringern Nervosität der Theile und nach der Beschaffenheit der das Weckebild des physiologischen Triebes hindernden Umstände. Im ersten Fall, wo der Trieb der Verdauung durch bloße Entleerung des Magens zum Bewußtsein kommt, ist im Weckebilde kein anderer Mangel als die quantitative Abnahme desselben. Dasselbe fesselt nach wie vor, soweit es vorhanden ist, den Trieb auf vollkommene, folglich auf unbewußte Weise, aber es reicht nur hin für einen Theil des Triebes, wobei ein Ueberschuß frei wird, d. h. in den bewußten oder nach Speise fragenden Zustand übergeht. Dagegen tritt im zweiten Fall, wo dem Verdauungstriebe durch Anfüllung des Magens mit ungesunder Speise sein Schmerz zugefügt wird, eine qualitative Alteration des Weckebildes ein, wobei sich der Schmerz mehr specificirt und schärft. In jedem der beiden Fälle aber kommt der Verdauungstrieb zum Bewußtsein, d. h. es wird, während ein Theil seiner selbst in Thätigkeit bleibt, ein anderer Theil desselben frei oder in Frage gestellt zur Ausfüllung des Mangels oder der Entfernung der Störung im Weckebilde. Dieser Mangel oder diese Störung im Weckebilde wird in jedem dieser Fälle als eine verschiedene Art von Schmerz oder Unbehagen empfunden. Im ersten Fall trachtet der frei oder bewußt werdende Theil des Triebes nach Vermehrung des Weckebildes oder nach Speise, im zweiten Fall nach Umänderung des Weckebildes, also bei überwiegenden heterogenen Bestandtheilen nach Erbrechen, bei ermäßigten solchen nach Arznei, Branntwein u. s. w.

Beim Gefühl des Hungers findet die Spaltung oder das Bewußtsein des außer Activität gekommenen Triebtheils nur so lange statt, als die unangenehme Empfindung einer *Abnahme des Speisereizes* und einer *Abschwächung der Wirksamkeit des Verdauungstriebes* dauert. Bei seiner Sättigung, d. h. bei der Wiederherstellung seines *vollkommenen Weckebildes* verschwindet mit der Unvollkommenheit des Weckebildes auch alles Bewußtsein des Triebes. Dabei hat die Spaltung des Triebes nicht den Sinn der Frage, *ob und wie stark* verdaut werden solle, einer Frage, welche niemals

vorkommt, sondern nur den, durch welche Speise der geschwächte Trieb sich wiederum stärken wolle. Die Auswahl unter den Speisen ist die Wirkung des gespaltenen Theiles des Verdauungstriebes, und folglich bleibt dieser Theil nur so lange gespalten oder im Bewußtsein, als er noch in Frage um seine Speise, d. h. um seinen zu vermehrenden Reiz steht. Sobald derselbe gefunden und dem Triebe nahe gebracht ist im Magen, spaltet sich der Trieb nicht mehr, sondern sein unermüdliches Thun sinkt in den Schlaf des physiologischen Wirkens zurück. Das Räthsel also, daß hier nur unangenehme, nicht angenehme Empfindungen ins Bewußtsein fallen können, löst sich in diesem Falle leicht auf. Dieses muß nämlich nothwendig überall dort der Fall sein, wo das Streben eines Triebes darauf geht, ein völlig mangelloses Weckebild zu finden. Denn in solchem Falle ist der Trieb, solange er sucht, also gespalten ist, von Unbehagen erfüllt, sobald aber sein Unbehagen sich in Lust verwandelt, in sein mangelloses Weckebild versenkt und folglich nicht mehr gespalten oder im Bewußtsein.

Diese Regel ist anwendbar auf alle physiologischen Schmerzgefühle. Führe ich, um mich zu wärmen, die Hand zu nahe an die Flamme, so bekommt der im Nerven wohnende Trieb nach Erwärmung eine Störung im Weckebilde. Es tritt dadurch in die Spaltung der Frage, auf welche Art sich die Vollständigkeit des Weckebildes wiederherstellen lasse, d. h. nach welcher Richtung ich die Hand bewegen müsse, um den Mangel aus dem Weckebilde zu entfernen oder um die normale Reizung des Triebes nach Wärme wieder herzustellen. Für den Fall, daß eine mäßige Entfernung der Hand von der Flamme hinweg genügt, wird der Trieb befriedigt sein, und nun die Aufmerksamkeit nicht weiter spannen. Wenn aber mit der Entfernung der Hand die Störung des begehrten Reizes noch nicht sofort gehoben ist, z. B. wenn ich mir die Hand an der Flamme verbrannte, so dauert der Schmerz und mit ihm die Spaltung des zum Theil in seiner Wirksamkeit gehemmten Triebes fort, als eine immer neue Frage, wie der Schmerz zu entfernen und die Lust wiederzugewinnen sei. Daß ich bei dieser Frage vielleicht um eine Antwort verlegen bin und erst den Arzt zu Hülfe rufen muß, ändert bei der Sache nichts. Der Trieb richtet sich bei seiner Spaltung nicht nach der Möglichkeit der

Beantwortung der Frage, sondern er spaltet sich jedesmal, wenn er muß, und empfindet dabei das Störende im Weckebilde, welches den gespaltenen Theil in die Flucht treibt oder von seiner Wirksamkeit suspendirt, als Schmerz. So ist auch der Schmerz der Kolik die Empfindung der im Reiz des Verdauungstriebes eingetretenen Störung, trotz welcher freilich immer ein Theil des Triebes unermüdet fortarbeitet, so lange noch das Leben dauert. Während dessen flüchtet die andere Hälfte in die Spaltung der Frage nach irgend einer möglichen Art, dem gestörten Triebe sein vollkommenes Weckebild wieder zu geben, welches wir die Gesundheit nennen. Die nothwendige Folge davon ist Bewußtsein verbunden mit schmerzlichem Unbehagen und einer Unruhe des Organismus, worin er nach ihm selbst unbekannten Bewegungen der Heilung und Genesung trachtet. Daher das ungestüme Umherwälzen auf dem Lager während seiner Schmerzen. Wird das Hinderniß des Reizes aus dem Wege geräumt, so sinkt der frei gewordene Theil des Triebes aus dem Bewußtsein oder der Spaltung in den Schlaf oder die Wirksamkeit zurück. Vermehrt sich dagegen das Hinderniß des Reizes, so wird der als wirksam zurückbleibende Theil des Triebes sich vermindern, ein immer größerer Theil sich spalten und von der Wirksamkeit entbinden, und in eben dem Maße Schmerz und Angst wachsen. Dieser Zustand kann sich steigern bis zur völligen Freiwerdung des Triebes oder zum völligen Aufhören seiner Wirksamkeit. Hierbei wandelt sich der noch übrig seiende active und unbewußte Theil vollends in lauter gespaltenen oder freien Trieb um, während die Symptome der Angst und Unruhe sich aufs höchste steigern bis zur convulsivischen Anstrengung aller Muskeln des Leibes. Dies ist das unter dem Namen des Sterbens bekannte Phänomen.

Vergleichen wir nun mit den eben betrachteten Zuständen der physiologischen Triebe den Zustand der spontanen oder der Willkür unterworfenen, zu denen wir schon den Trieb des Athemholens mitzählen dürfen, so zeigen sich die letztern als gänzlich freigewordene, in den Zustand einer völligen Abtrennung von blinder und unbewußter Wirksamkeit übergegangene Triebe, wenngleich dieselben bei einförmiger Wiederkehr ihrer Weckebilder in eine schlafende Activität versinken können, was nicht blos dem Triebe des Athemholens, sondern auch des

Wanderns an einem bestimmten Ort, des Verrichtens angenommener Gewohnheiten u. dgl. begegnen kann. Man kann diese Eigenschaft einer Befreiung des Triebes eine Spaltbarkeit desselben bis auf den Grund nennen. Denn während bei den vegetativen Trieben immer noch ein Rest in unbewußter Wirksamkeit bleibt, ist hier der ganze Trieb im Stande, seine Activität beliebig auszusetzen oder zu vermehren, zu beschleunigen oder zu verzögern. Seine Frage ist daher nicht blos die Frage, in Beziehung auf welchen Gegenstand der Trieb agiren solle, sondern auch, ob und in welchem Maße er entweder agiren oder sich suspendiren solle. Das unvollkommene Weckebild ist hierbei der Halter der einen Hälfte des Triebes, während das vollkommene Anticipationsbild der Halter der andern Hälfte ist. Ein solches Verhältniß kommt bei den vegatativen Trieben niemals vor, sondern dort ist das unvollkommene Weckebild trotz seiner Unvollkommenheit noch fortwährend der vollkommene Reiz für den unbewußten und activen Triebtheil, für welchen es also fortwährend die Bedeutung eines vollkommenen Weckebildes hat. Nur für den frei werdenden Theil des Triebes verliert es diese Bedeutung, weshalb sich derselbe seinem Anticipationsbilde gemäß in die Anschauung der eßbaren Gegenstände zerstreut, und nun bei einem jeden derselben die Spaltung vermöge Anticipations- und Weckebilder wiederholt. Darum ist auch die Hemmung der bis in den Grund hemmbaren Triebe durchaus nicht, wie die Hemmung der vegetativen Triebe, mit einem Schmerz verbunden, sondern gibt eben so wenig Schmerz als Lust zu erkennen, wenngleich sie durch unverhoffte Unlust- oder Lustempfindungen verursacht wurde, wie z. B. das bewußte Einhalten des Athemholens eben sowol durch den Unlusttrieb eines Uebelgeruchs, als durch den Lusttrieb eines vollkommenen Vortrages beim Gesange bewirkt werden kann. Denn dadurch, daß der ganze Trieb gehemmt wird, tritt der ganze Trieb momentan außer Activität, und es schwindet hiermit auch der dem Weckebilde zugemischt gewesene Schmerz, z. B. des Uebelgeruchs, zu dessen Empfindung die Action des Einathmens erfodert wird. Weil hingegen bei den vegetativen Trieben nur ein Theil außer Wirksamkeit tritt, so ist es nur dieser Theil, welcher gehemmt wird, und der die Hemmung verursachende Schmerz kann darum keinen Augenblick weichen, weil die

Wirksamkeit des Triebes, welche denselben immer aufs neue hervorbringt, keinen Augenblick im andern Theile des Triebes nachläßt. Aus diesem Grunde muß der Moment des Todes der Moment des Aufhörens der Todesschmerzen sein. Denn der gänzlich unwirksam gewordene Trieb kann Schmerzen, welche nur durch seine Wirksamkeit möglich werden, ebenso wenig empfinden, als der angehaltene Athem den Gestank empfinden kann, welcher in die Nase dringt, sobald das Athemholen wieder in Wirksamkeit tritt.

Es geht aus dem Bisherigen unter anderm auch hervor, warum die Schwindsucht in Beziehung auf ihren Sitz, die Lunge, eine schmerzlose Krankheit ist, und Schwindsüchtige in Folge hiervon gar keine Vorgefühle ihres nahen Todes zu haben pflegen. Der Grund davon ist, daß der Trieb des Athmens ein suspendirbarer Trieb ist, welcher gänzlich ohne Schmerz gehemmt werden kann, bei welchem daher die schmerzhaften Affectionen der nur theilweise hemmbaren Triebe nicht vorkommen. Denn schmerzhaft ist eine Triebhemmung nur so lange, als sie partial ist; die totale Triebspaltung hat ihren Schmerz, welcher nur aus dem ungespaltenen Rest des Triebes stammt, überwunden. Daher kann durch ein allmäliges Verflüchtigen der Lunge nichts weiter entstehen als eine völlig schmerzlose Verminderung der Wirksamkeit eines suspendirbaren Triebes, wodurch sich allmälig freilich eine Beschwerde einstellt, aber von anderer Art. Nämlich der Trieb zu athmen bleibt, obgleich sein Organ schwindet, und äußert sich nun als ein Trieb nach größerer Athemholung, größerer Erfrischung, als das Organ leistet. Der Patient fühlt sich dumpf in seiner Umgebung, sehnt sich nach Reisen, nach erfrischender Bewegung in freier Luft, nach erfrischendem Aufenthalt auf dem Lande, in der Natur, und fühlt sich glücklich und heiter in der Ausmalung dieser Phantasiebilder. Es ist dies das Spiel des Athmungstriebes in seiner innern Bilderwelt, während er Schritt vor Schritt aus seinem Hause verdrängt wird ohne ein Gefühl davon zu bekommen. Woher sollte auch der Patient eine Vorahnung seiner Todesschmerzen gewinnen, da diese nicht von dem Organ, an welchem er leidet, ihren Ursprung gewinnen, sondern von einem ganz andern Orte aus? Denn die Schmerzen der Erstickung sind nicht Lungen-, sondern Blutschmerzen, Schmerzen der Blutalteration, welche

sich so lange noch nicht einstellt, als sie durch einen wenn auch geschwächten und beschwerlicher gewordenen Athmungsproceß abgewandt wird. Der Schwindsüchtige hat nicht größere Gelegenheit, diese Schmerzen zu empfinden, als jeder Gesunde, welcher durch Anhalten des Athems sich jeden Augenblick die Empfindung der Beklemmung vergegenwärtigen kann, die im Herzen entsteht, sobald dem Venenblute seine Säurung durch die Lunge gänzlich versagt wird. Der Zustand des Schwindsüchtigen gleicht daher einem Schiff, welches von den Wellen eines Stroms sorglos und heiter einem Wasserfalle entgegen getrieben wird, dessen Abgrund nicht eher erblickt wird, als während es in denselben hinabgleitet.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.